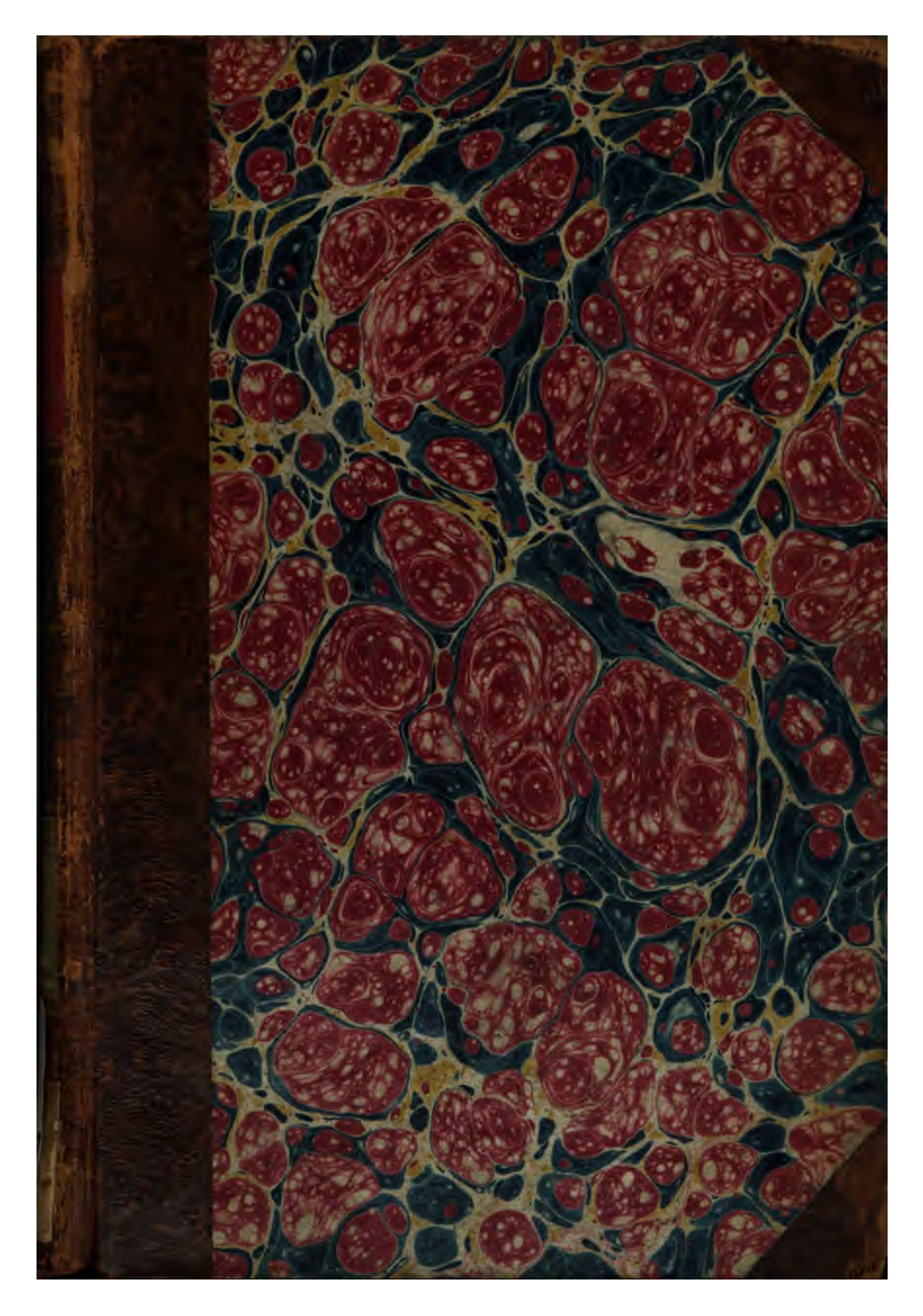
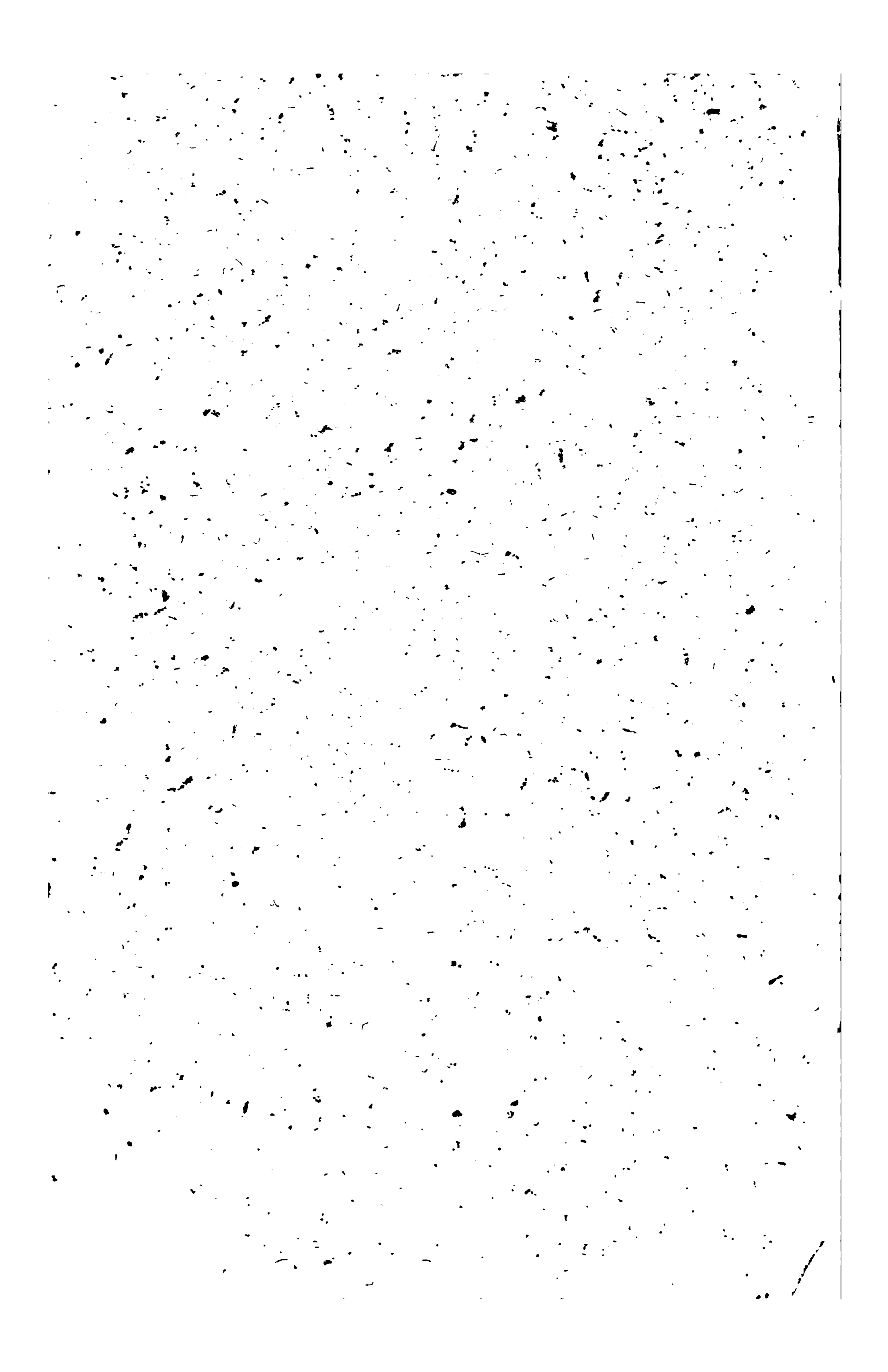
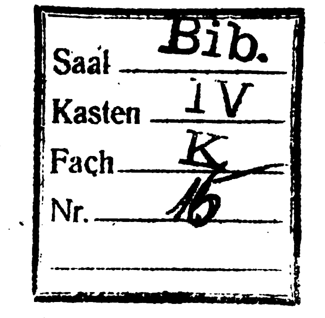



Ex Libris
OTTONIS COMITIS
IN
STOLBERG - STOLBERG







Reise

von

Paris durch das südliche Frankreich

bis

Chamouny.

Von

Johanna Schopenhauer.

Nach der zweyten verbesserten und vermehrten Auflage.

Wien, 1826.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

FÜR GEBILDETE LESER

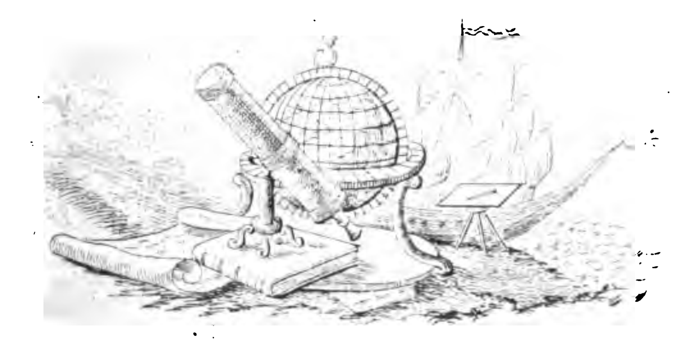


VOLLSTÆNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

XVI. BAND



WIEN 1826.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

FÜR GEBILDETE LESER

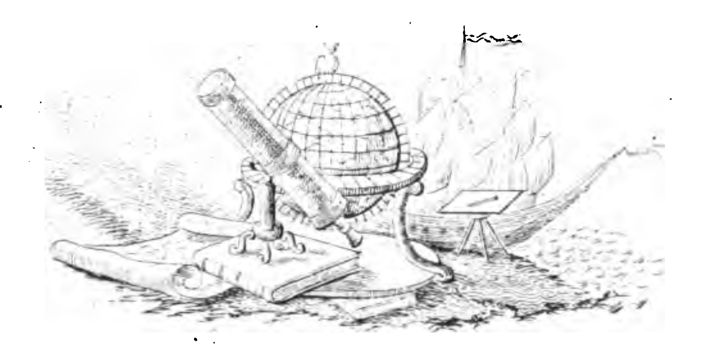


VOLLSTÆNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

XVI. BAND



WIEN 1826.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Einleitung.

Beynahe acht Jahre sind verflossen, seit ich diese Beschreibung meiner Reise durch das südliche Frankreich dem Publicum zum ersten Mahle vorlegte, das mit nachsichtsvoller Theilnahme sie aufnahm; beynahe zwanzig, seit ich jenes schöne, von der Natur überreich gesegnete Land verließ, und die in diesem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume sich zusammen drängenden großen Begebenheiten haben gewiß auch dort manche bedeutende Veränderung herbeygeführt. Diese Veränderungen können indessen gerade auf die Hauptgegenstände meiner Beobachtung nur wenig Einfluß gehabt haben; denn das verworrene leidenschaftliche Treiben des Menschen vermag es nie, die Natur aus ihrem ewigen Gleise zu bringen. Die Rebe grünt, die Rose duftet in glühender Farbenpracht; der steile Fels hebt das zackige Haupt stolz zu den Sternen empor' im Kriege wie im Frieden. Das auf Erden vergossene Blut trübt den blauen Himmel nicht; er wölbt sich in ungestörter Klarheit über ein Schlachtfeld voll Leichen, wie über ein Thal voll glücklicher, arbeitsfroher Menschen. Die Werke der ewigen Kunst, die großen Überbleibsel einer mächtigern Vorzeit, blieben ebenfalls von aller Verwirrung unangefochten, und trotz den Stürmen, die an ihm vorübertobten, steht das maison quarrée noch in Nismes da, wie es vor tausend Jahren stand.

Auch mit den Bewohnern des Landes wird es nicht anders seyn; das Gemüth des Menschen ist zwar ein leicht bewegliches; doch nicht so der durch Nationalität und lange Gewöhnung bedingte Charakter eines ganzen Volkes. Äußerlichkeiten können beyde eine Weile unterdrücken, doch werden sie immer schnell wieder hervorbrechen, sobald eine ruhigere Zeit eintritt. Und überdieß eignet unter allen Bewohnern von Europa sich gerade der Franzose am wenigsten dazu, fremde Sitten und Meynungen anzunehmen, wozu er freylich in der letzten Zeit Gelegenheit genug gehabt hätte. Ihm ist Frankreich noch immer das Universum, und Paris die Hauptstadt der Welt. Vom Gipfel seiner Vortrefflichkeit blickt er mitleidig auf uns übrige Barbaren herab; findet er bey uns etwas lobenswerth, so erklärt

er es für beynahe so gut, als sey es Französischen Ursprunges, und glaubt ein großes Wort damit ausgesprochen zu haben.

In den Französischen Städten mag sich indessen jetzt freylich, besonders im geselligen Leben, manche Abweichung von dem ehemahls Gebräuchlichen spüren lassen, welche die veränderte Zeit herbeyführte; doch mehr in Paris selbst, als in den größern Städten der Provinzen, in welchen der Handelsgeist dominirt. Die Hauptstadt von Frankreich war von je her dem Chamäleon zu vergleichen, das im ewigen Wechsel die Farbe verändert; aber die Urform bleibt dennoch immer dieselbe, wie eben bey jenem Thiere auch, wenn gleich der Theil desselben jetzt weiß erscheint, der noch vor wenigen Augenblicken blau war.

Zur Zeit unsers Aufenthaltes in Paris blendeten die, größten Theils aus tiefer Dunkelheit plötzlich zu Reichthum und Ansehen gelangten Emporkömmlinge die Augen der Welt, und die glänzende Einrichtung ihrer Häuser wie ihrer Feste wurde in Zeitschriften und Reisebeschreibungen mit oft ermüdender Kleinlichkeit der Deutschen Lesewelt auf das allerdeutlichste aus einander gesetzt. Ich mochte daher, als diese Blätter zuerst erschienen, auf jenem nur zu sehr betretenen Felde mich nicht ebenfalls antreffen lassen. Doch jetzt hat sich die Scene geändert; der Französische Adel trat wieder in seine althergebrachten Rechte, und jene sogenannten nouveaux riches sanken größten Theils in ihr ursprüngliches Dunkel zurück, sammt ihrem eitlen Prunken mit schnell und mühelos erworbenen Reichthümern, zu dem man so leicht sich verleiten läßt, wenn man nicht durch Gewöhnung von Jugend auf es lernte, die goldene Last würdig zu tragen. Ihre Zeit ist beynahe schon der Vergessenheit übergeben, und doch war sie in ihrer Art zu merkwürdig, um dieser ganz anheim fallen zu dürfen. Mein während jener Reise geführtes Tagebuch liegt noch vor mir, Erinnerung lebt noch frisch und lebendig vor meinem Geiste, und so versuche ich denn jetzt, was ich früher nicht unternehmen mochte; indem ich, wenn gleich nur mit leichten crayonartigen Zügen, ein skizzenhaftes Bild von Paris entwerfe, wie es mir damahls erschien.

Paris.

Noch nie hatte uns etwas seltsamer überrascht als die Einfahrt in Paris, doch wahrlich nicht durch ihre Pracht. Auf einer sehr schlecht gehaltenen Kunststraße fuhren wir von dem, sechs Posten von Paris entfernten Städtchen Peronne, wo wir die Nacht zugebracht hatten, an mehreren, aus lauter armseligen Lehmhütten bestehenden Dörfern vorbey. Keine prächtigen Villa's, von weitläufigen Garten-Anlagen umgeben, keine hübschen Landhäuser, in welchen der arbeitmüde Städter Erhohlung sucht, verkündeten uns hier, wie Meilen weit vor London und Amsterdam, die Nähe der großen Hauptstadt. Auch kam uns hier weder das bunte Gewühl von Reisenden entgegen, noch weiter hin die Menge der schönen Equipagen und eleganten Reiter, welche rings um jene Städte das in diesen wogende rege Leben schon von ferne bemerkbar machen. Wir begegneten nur einigen schwer beladenen Frachtwagen, vielen schlecht gekleideten und noch schlechter beschuhten Fußgängern, die mühsam gegen die kothige Straße ankämpften, hauptsächlich aber mehreren großen Herden Ochsen, welche der Hauptstadt zugetrieben wurden, und deren, mitunter sehr beschwerliche Begleitung uns lebhaft an die Klagen erinnerte, welche Boileau schon vor mehr als hundert Jahren bey einer ähnlichen Gelegenheit über sie laut werden ließ.

Immer erwartend, daß es anders und besser kommen werde, sahen wir uns mit einem Mahl in einer von unansehnlichen Häusern eingefaßten Straße, wie jede Landstadt in Deutschland sie aufweisen kann. Ohne allen Aufenthalt fuhren wir an einem Schlagbaume vorüber, den wir eben deßhalb kaum bemerkten, und nun öffnete sich uns ein Labyrinth von krummen und geraden, breiten und schmalen Gassen und Gäßchen, von denen eine immer schmutziger aussah als die andere. Das währte so wohl eine halbe Stunde lang. Verwundert sahen wir im Wagen einander an. Sind wir denn wirklich in Paris? fragten wir uns; ist dieses la Capitale du monde?

Doch jetzt bog der Wagen um eine Ecke, und wir befanden uns mitten auf den Boulevards. Die artigen Häuser, zum Theile mit Gärtchen davor, die vielen Buden, die Zelte, die von schönen

Bäumen eingefaßten Alleen, das lustige Gewimmel der Spazierengehenden und Fahrenden: alles zeigte sich um so lebendiger, als es schönes Wetter und obendrein Sonntag war, und es freute uns, mitten unter die Pariser Volkslust uns versetzt zu finden. Doch die von unserer Reisegesellschaft, welche Paris vor der Revolution gekannt hatten, wollten auch hier, auf diesem allgemeinen Tummelplatze des Vergnügens, einen großen Abstand gegen ehemahls gewahr werden; sie behaupteten, nur noch den Schatten von dem zu sehen, was er gewesen sey, und vermißten vor allem die prächtigen Equipagen, die sonst in langen Reihen hier zu glänzen pflegten. Wahr ist es, wir begegneten fast keinen andern Fuhrwerken, als Cabrioleten und Fiakern; letztere sahen aber ziemlich elegant aus, besser und reinlicher sogar als die in London, was ehemahls in Paris nicht der Fall gewesen seyn soll.

In dem großen eleganten Hotel, in welchem wir bald darauf abstiegen, vermißten wir mehr als je die Comforts von Alt-England und dessen nie genug zu preisende Gasthöfe. Das pallastartige Gebäude, in welchem wir unsere Wohnung aufschlugen, war ehemahls die der Ducs de Grammont gewesen, und die ganze Einrichtung desselben erinnerte uns täglich daran, daß weder der Erbauer, noch die ehemahligen Besitzer desselben sich die Möglichkeit gedacht hatten, es könne zu seiner jetzigen Bestimmung herabgewürdiget werden. Die Duchesse selbst hatte die Reihe von Zimmern ehemahls bewohnt, die wir jetzt einnahmen. Sie waren hoch und geräumig, die Fenster derselben gingen auf einen artigen kleinen Hausgarten hinaus; denn wegen des ewigen Geräusches in den Straßen pflegt man in Paris gern die vordere Seite der Häuser zu meiden. Unsere Wände waren von oben bis unten mit seidenen Tapeten, mit Vergoldungen und großen Spiegeln bedeckt, von denen aber keiner so angebracht war, daß man beym Ankleiden sich bequem seiner bedienen konnte. Alles Geräthe in den Zimmern war so kostbar, daß die Wirthinn uns gern gebethen hätte, es gar nicht zu brauchen. Überall standen Uhren, Vasen, Bronzen und Candelabers uns im Wege, lauter um einen Spottpreis erkauftes Raubgut, während der Revolution aus den Häusern der Reichen und Vornehmen entwendet; und dabey vermißten wir dennoch fast alles, was man zum eigentlichen Bequemseyn bedarf. Von allen Seiten verstatteten Thüren und Fenster der Luft freyen Durchzug, das Kaminfeuer, von ziemlich nassem Holze, vermochte nicht, diese hohen Räume zu erwärmen, und die mit keinem Teppich versehenen gebohnten Parketts erinnerten uns eben so sehr durch ihre Kälte als durch ihre Glätte an die Freuden der Eisbahn auf der Hamburger Binnen-Alster.

Auch fanden wir es unbequem, daß wir genöthiget waren, sowohl Frühstück als Mittagsessen außerhalb dem Hause, in Kaffehhäusern und Restaurationen, suchen oder hohlen zu lassen. Doch diese Einrichtung mußte sich der Fremde von je her in Paris gefallen lassen, und viele Einwohner dieser Stadt, besonders unverheirathete Männer, ergriffen sie aus freyer Wahl; denn der wahre Pariser befindet sich nun einmahl überall besser und lieber als zu Hause.

Der weltberühmte Straßenkoth, durch den diese Stadt seit ihrer ersten Entstehung sich auszeichnete, erlaubte uns nicht, sie, besonders im Winter, zu Fuße zu durchstreifen. Wir mietheten sogleich einen sehr anständig aussehenden Wagen, den wir monathsweise, ziemlich theuer, bezahlten; der aber auch dafür von früh neun Uhr bis Mitternacht stets angespannt vor unserer Thüre stand, eine einzige Mittagsstunde ausgenommen. Es war eine so genannte Carosse de Remise, welche alle Vorrechte einer eigenen Equipage besitzt, und deren es hier zum Dienste der Fremden viele hundert gibt. Sie dürfen überall vorfahren, wo die Fiaker sich in bescheidener Entfernung halten müssen, zum Beyspiel an den großen Eingängen der Theater und in das Innere der Höfe großer Häuser, die hier alle mit Thorfahrten versehen sind.

Diesen Wagen benutzten wir fleißig, um in den Straßen von Paris herumzufahren, und auch das Äußere dieser merkwürdigen Stadt kennen zu lernen. Unsere Ansicht derselben konnte indessen in dieser Hinsicht nur unvollkommen bleiben, wie jede, die man nicht anders als fahrend einer Stadt abgewinnen kann; indessen müssen auch gerade im Äußern die größten Veränderungen in Paris seitdem vorgegangen seyn. Der neue Kaiser ließ schon während der Zeit unseres dortigen Aufenthaltes überall an der Verschönerung seiner guten Stadt auf das eifrigste arbeiten; unendlich Vieles, das damahls begonnen wurde, ist seitdem vollendet, und gewiß steht auch Manches ausgeführt da, von dem wir nur, als von einem noch weit entfernten Plane, reden hörten. Dennoch liegt, bey dem großen Umfange der Stadt, eine schnelle, gänzliche Umwandlung derselben außerhalb dem Gebiethe der Möglichkeit, und gewiß bleibt sie noch lange, was sie damahls lange schon war: eine der häßlichsten und schönsten Städte zugleich, die man sich denken kann. Immer werden in ihr schöne breite Straßen, große, von Pallästen umgebene Plätze an enge, winklichte und dennoch lebensvolle Gassen gränzen, in welchen der Fremde nur mit Zagen zwischen dem Gewühle rasselnder Wagen und eilig laufender Fußgänger sich durchzuwinden vermag, während das Getöse der ewig rollenden Räder, das Schreyen der ihre Waaren ausrufenden Verkäufer, das Lachen und Fluchen und Toben des

Volkes alle seine Sinne betäubt. Hier gibt es keine breiten Fußwege an den Seiten der Straßen wie in London, die vor dem Überfahrenwerden schützen könnten, während das über allen Begriff schlüpferige Steinpflaster jeden Schritt unsicher macht. Die echten Pariser empfinden indessen wenig von dieser Unbequemlichkeit. Mit der Sicherheit eines Seiltänzers werfen sie sich zwischen die Wagen und winden durch alle Gefahren sich muthig hindurch. Selbst wohlgekleidete Frauen und Mädchen laufen behende über ungangbar scheinende Stellen hin, und selten verräth der Saum des Kleides, der feine weiße Strumpf, der nette Schuh, welche Wege sie zu überwinden gehabt haben.

Dennoch würden sicherlich viele Hunderte, vielleicht Tausende von Menschen alljährlich in Paris unter den Hufen der Rosse den Tod finden, was auch nach Mercier's Tableau de Paris vor der Revolution der Fall gewesen seyn soll, wenn nicht die allgegenwärtige Polizey ihren mächtigen Arm über die Fußgänger schützend ausbreitete. Wir selbst wurden einmahl von einem ihrer Beamteten höflich gebethen, auszusteigen, und in einen Laden in der Straße St. Honoré einzutreten, bis ein anderer Wagen für uns herbeygeschafft werden könne, während ein Paar seiner Cameraden unsern Kutscher beym Kragen faßten, weil er, beym Biegen um die Ecke, mit einem der Räder einen alten Mann berührt hatte, ohne ihm jedoch den mindesten Schaden zuzufügen. Der Kutscher ward auf der Stelle nach dem Gefängnisse von Biçetre abgeführt, wo er vierzehn Tage bleiben mußte, und um den Herrn desselben ebenfalls zu strafen, wurden die Pferde auf einen Monath auf die Weide geschickt, ohne arbeiten zu dürfen. Dieses Gesetz ward überall auf das strengste und ohne Ansehen der Person in Ausübung gebracht, wie man uns versicherte.

Die Häuser in Paris sind fast alle vier bis fünf Stockwerke hoch, viele noch höher, und daß sie die breite, und nicht, wie meistens in London und Amsterdam, die Giebelseite der Straße zuwenden, gibt ihnen im Durchschnitte ein Ansehen von bedeutender Größe. Doch trifft man mitten in langen Reihen pallastähnlicher Gebäude auch oft auf kleine elende Baraken, die einen traurigen Abstich mit jenen bilden. Die größten Theils nicht breiten Straßen im Innern der Stadt erhalten durch die gewaltige Höhe der Häuser etwas Düsteres, Kellerartiges; dennoch gewähren sie einen imposanten Anblick, besonders Abends, wo man die Fenster oft bis hoch unter das Dach erleuchtet sieht, während das noch weit nach Mitternacht in den Straßen fortdauernde Getöse zu ihnen dumpf, gleich Meereswogen, emporbrauset.

Wer niemahls das immer rege Leben einer wirklich großen Stadt gesehen hat, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen; in London schien es uns minder gewaltig, weil es über einen weit größern Raum sich verbreitet; denn dort bewohnt fast jede Familie ein kleines Haus für sich allein, wodurch die Stadt an Umfang bedeutend gewinnt. Paris besteht aber aus drey bis vier über einander aufgethürmten Städten, deren weit mobilere Bewohner sich alle unten, in einem verhältnißmäßig kleinen Raume, herumdrängen müssen.

Solch ein großes Haus in Paris umschließt eine kleine Welt; denn nur wenige, auf fürstlichem Fuße lebende Familien, bewohnen ein ganzes Hotel für sich allein. Das nähmliche Dach bedeckt oft den ausschweifendsten Luxus neben der drückendsten Armuth. Eine ganze Familie kämpft im fünften Stocke gegen Hunger und Kälte mühsam an, während drey Treppen tiefer ein Lucullisches Gastmahl gefeyert wird, und der fröhliche Klang der Geigen und Flöten, bey welchem im ersten Stocke der Nahmenstag einer schönen Frau mit einem glänzenden Balle gefeyert wird, dringt oft im zweyten bis an das Schmerzenslager eines mühsam und widerwillig vom Leben sich Abwendenden, und mischt sich mit furchtbarer Ironie unter das laute Weinen seiner um ihn versammelten trostlosen Kinder. Man wird geboren, man lebt, man stirbt, man freut sich oder man verzweifelt; niemand im Hause, außer denen, die es zunächst berührt, erfährt etwas davon; und ich war kleinstädtisch genug, hierin etwas trostlos Unheimliches zu finden.

Die fast dem ganzen geplünderten Europa geraubten Kunstschätze waren zur Zeit unseres Aufenthaltes in Paris dort auf Einem Puncte versammelt zu finden. Doch über diese hier etwas sagen zu wollen, wäre eben so überflüssig als anmaßend. Sie gewährten uns den reinsten, bleibendsten Genuß; und wenn gleich mühsam verhaltener Zorn in unsere Freude sich mischte, so konnten wir es doch nicht unterlassen, unsern Glückstern zu preisen, der hier uns gewährte, wonach wir von Jugend auf die höchste Sehnsucht fühlten, und was wir dennoch auf anderem Wege schwerlich errungen hätten. Wir mußten sogar die Liberalität lobend anerkennen, mit welcher hier dem Fremden es vergönnt ward, ohne Zwang, ohne Kosten, fern von jeder drückenden Beschränkung der Zeit, sich des Anblickes von Kunstwerken zu erfreuen, zu denen ihm früher, vielleicht im eigenen Deutschen Vaterlande, wo sie die Zierde seines eigenen Wohnortes ausmachten, der Zugang auf mancherley Weise erschwert worden war. Wir brauchten nur unsere Fremdenkarte vorzuzeigen, und zu allen der Kunst geweihten Gallerien und Sälen wurden die Thüren uns geöffnet, während dem eigentlichen Pariser nur an einzelnen

dazu bestimmten Tagen der Zugang zu denselben erlaubt ward. Dieser aber behandelte dafür auch das ihm geöffnete Heiligthum wie eine gewöhnliche Promenade, die man besucht, um viele Leute zu sehen und von vielen Leuten gesehen zu werden. Das Gedränge war an solchen öffentlichen Tagen unerträglich, das laute, nichtssagende Geschwätz war es nicht minder; und nachdem wir ein Mahl an einem solchen in das Museum des Louvre gerathen waren, so hütheten wir uns gar sehr davor, zum zweyten Mahl ein solches Versehen zu begehen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Zeit unseres Aufenthaltes in Paris in die der sogenannten nouveaux riches fiel. Rings umher sahen wir uns von Leuten umgeben, die, geblendet von dem hellsten Sonnenscheine des Glückes, der urplötzlich über sie sich ergossen hatte, nicht wußten, wie ihnen eigentlich geschehen sey. Sie wunderten sich über sich selbst, und suchten daher auch die Bewunderung Anderer zu erregen. Der Luxus, den sie in Hinsicht auf Wohnung, Tisch und Kleidung trieben, war bis zum Unglaublichen gestiegen; leider aber ging über diesen jeder feinere Lebensgenuß verloren, jener zarte Tact der Geselligkeit, jene angenehme Urbanität der Sitten, durch die sich früher der echte Pariser ausgezeichnet hatte. Auch in der wahren Gastfreyheit blieben sie weit hinter dem gebildeten Norden zurück; obgleich die ersten Häuser in Paris entweder an wöchentlich dazu bestimmten Tagen ihre Diners gaben, oder zu solchen einluden, sobald eine gewisse Anzahl an sie adressirter Fremder sich gesammelt hatte, was oft genug geschah. Die Freude führte bey solchen Festen nur selten den Vorsitz, oft aber die tödtendste lange Weile.

Man pflegte zwischen sechs und sieben Uhr sich zu versammeln, um dann sogleich mit etwa dreyßig Herren und Damen, die einander wenig oder gar nicht kannten, an die Tafel zu eilen, welche mit silbernem und vergoldetem Tafelgeschirre, mit Krystall, Porzellan und einer Unzahl auf silbernen Wärmebecken gestellter kleinen Schüsseln beladen war.

Nie hatten wir solche Esser gesehen, wie die bey solchen Gelegenheiten mit eingeladenen Pariser Gäste; selbst die Frauen nicht ausgenommen; denn die Zeit ist längst nicht mehr, in der es zum guten Tone gehörte, zu thun, als lebe man von der Luft. Ihre Virtuosität im Essen gränzte wirklich an das Unmögliche; und die Bedienten, welche jeder Gast mit sich bringen mußte, und die hinter dem Stuhle ihrer Herrschaft stehen blieben, um jeden Befehl derselben auf das schnellste zu erfüllen, hatten vollauf zu thun. Wehe dem unglücklichen Fremdlinge, der bey solchen Gelegenheiten

zu schüchtern war, um seine Wünsche laut werden zu lassen, oder dessen kurzes Gesicht ihn verhinderte, die Tafel gehörig zu überschauen, um das seinem Geschmacke Anpassende für sich auszuwählen. Er stand in Gefahr, mitten im Überflusse darben zu müssen; denn außer der Suppe und dem Rindfleische wurde nichts herumgereicht, alles Übrige mußte man fordern. Auch waren rings um die Tafel Brillen und Lorgnetten in ewiger Activität, und die nachdenklichen, kunstverständigen Blicke, mit denen alles betrachtet und gewürdiget ward, lockte manches heimliche Lächeln uns ab. Daß es bey so ernstlicher Beschäftigung weder zu einem allgemeinen, noch sonst einiger Maßen lebhaftem Gespräche kommen konnte, versteht sich von selbst; zuweilen flüsterte man aus Höflichkeit seinem Nachbar ein paar Worte zu; doch immer ohne dabey den Hauptzweck der Zusammenkunft aus den Augen zu lassen. Die Franzosen essen schnell; in anderthalb Stunden war alles abgethan, und als brenne das Haus uns über dem Kopfe, eilte nun jedermann seinem Wagen zu, um entweder in einem der vielen Theater ein paar Stunden auszuruhen, oder bis gegen eilf Uhr von einem Hause zum andern zu fahren und Visiten von zehn Minuten zu machen. Alle Welt klagte über diese Visiten, an denen niemand Freude hatte, weder die, so sie empfingen, noch die, welche sie gaben; doch niemand durfte dieser harten Pflichtübung sich entziehen, der nicht Lust hatte, als gesellig-todt der Vergessenheit übergeben zu werden.

Das so sehr verspätete Mittagsessen hat in Paris, wie beynahe in allen großen Städten, die Soupers verdrängt, die sonst gerade hier der Triumph heiterer, verfeinerter Geselligkeit waren; man erinnert sich ihrer nur noch wie einer Sage der Vorzeit. An die Stelle jener fröhlichen, aus einem kleinen erwählten Kreise bestehenden Zusammenkünfte waren jetzt sogenannte Soirees getreten, zu denen man von zehn Uhr bis Mitternacht sich einstellen konnte; denn die Zeit des Kommens, Gehens und Dableibens war durchaus unbeschränkt; und wer sonst Lust dazu hatte, der konnte füglich drey bis vier derselben im Laufe eines Abends besuchen. In sehr brillanten Häusern fanden sie wöchentlich an dazu festgesetzten Tagen Statt, an welchen die ein für alle Mahl geladenen Gäste sich einfinden konnten, so oft sie es wollten. In vielen andern Häusern wurde man jedes einzelne Mahl förmlich eingeladen, und zwar immer im Nahmen der Frau vom Hause, nie von dem Herrn desselben. Die Freuden einer solchen Soiree waren indessen eben so mäßig als die Kosten, die, außer der immer sehr glänzenden Beleuchtung, bey solchen Gelegenheiten aufgewendet wurden; und wer nur Raum genug hatte, ein paar hundert Personen bey sich zu sehen,

der konnte auf keine wohlfeilere Weise zu dem Ruhme gelangen, ein vornehmes, glänzendes Haus zu machen, und, wie man es damahls in Paris nannte, im genre zu seyn.

Schon die zu den Zimmern führende große Treppe war an solchen Tagen festlich erleuchtet, und zuweilen blühete und duftete ein ganzes Treibhaus exotischer Pflanzen ihr zur Seite. Das Vorzimmer war angefüllt von den Bedienten sämmtlicher anwesenden Gäste, die hier spielten, oder sonst auf ihre Weise ebenfalls Assemblee hielten, ohne um die eintretenden Herren und Damen sich weiter zu bekümmern. Der mit seiner Herrschaft ankommende Bediente nannte deren Nahmen einem Bedienten des Hauses, dieser riß beyde Flügelthüren auf, rief überlaut den eben vernommenen Nahmen in den Salon hinein, wobey die fremden Nahmen gewöhnlich auf eine höchst lächerliche Weise verstümmelt wurden; man trat hinein, die Flügelthür schloß sich wieder, und nun stand man, vom blendendsten Lichte umflossen, vor einem wahrhaft furchtbaren Areopag von Damen. Im höchsten Putze hinter einander sitzend, bildeten sie einen oft dreyfachen Kreis rings um den Saal, und hatten und erwarteten hier keinen andern Genuß, als den, mit kritischem Auge und unerbittlicher Strenge ihre gegenseitigen Anzüge zu mustern. Die Dame des Hauses ließ sich gewöhnlich nahe am Eingange finden, und war auch wohl so freundlich, den Ankommenden irgend ein Plätzchen anzuweisen. Wer seine Nachbarinnen kannte, der suchte mit ihnen ein leises Gespräch anzuknüpfen; wer zwischen Unbekannte gerathen war, der behauptete ein kaltes, vornehmes Schweigen, wenn nicht zuweilen die Frau vom Hause sich die Mühe gab, die Damen einander gegenseitig vorzustellen. Die Herren drückten in den Ecken sich herum, vertheilten sich in den Nebenzimmern, oder redeten zuweilen eine Dame von ihrer Bekanntschaft an, wenn sie bis zu ihr gelangen konnten.

In den Nebenzimmern waren Boulliot-Tische aufgestellt, wer aber zum Spielen Lust hatte, mußte seine Partie sich selbst bilden; was denn nicht immer ohne Schwierigkeit war, obgleich es der Wirthinn ihre Rolle sehr erleichterte. Dieses Spiel, über welches hauptsächlich der Zufall waltet, war damahls das einzig beliebte in Paris, und ich erinnere mich kaum, ein anderes gesehen zu haben. Der eigens dazu geformte Leuchter, auf welchem jeder, ein neues Spiel Antretende einen bestimmten Geldbeytrag legen mußte, war immer der gewinnende Theil; und man sagte es vielen Frauen nach, daß sie mit dem Ertrage desselben einen Theil ihrer Toilette, oder wenigstens die Kosten ihrer Soirees bestritten.

Wenn es in diesen Abendgesellschaften recht groß und herrlich

zugehen sollte, so war irgend ein durchreisender Virtuos, eine berühmte Sängerinn oder Harfenspielerinn durch Geld und gute Worte bewogen worden, sich mitten in jenem großen Kreise hören zu lassen, der denn gebührend alle Mahl in Entzücken gerieth. Zuweilen ließen sich auch wohl in einem der Nebenzimmer ein paar Violinen und ein kreischendes Flageolet vernehmen, das in Paris beym Tanze nie fehlen darf. Doch diese gaben nie das Signal zu allgemeiner Lust. Man drängte sich zwar herbey, man stieg sogar auf die Stühle, um besser zu sehen, doch außer den schon vorher zum Französischen Contre-Tanze bestimmten vier Paaren bezeigte niemand Lust, thätigen Antheil an dem Tanzen zu nehmen. Den Tänzern blieb, mitten im dichtgedrängten Kreise der Zuschauer, nur ein sehr beschränkter Raum, um ihre Kunstfertigkeit, wie auf einem Theater, zu zeigen. Die, welche es wagen mochten, sich auf diese Weise zur Schau zu stellen, mußten ihrer Kunst sehr gewiß seyn, und sich schon Wochenlang vorher, darauf vorbereitet haben; denn sie standen vor einem strengen Publicum, das, unerachtet des einmahl eingeführten lauten Applaudirens, auch nicht den kleinsten Fehler unbemerkt durchschlüpfen ließ. Wehe der Tänzerinn, die man nicht jung und schön genug fand, deren Fuß das einmahl angenommene Maß vielleicht um eine Linie überschritt, oder die vollends ihre Schuhe nicht bey dem berühmtesten Meister der edlen Schuhmacherkunst gekauft hatte! Nicht nur jeder Schritt, nicht nur die ganze Gestalt, auch jeder Theil ihres Anzuges mußte der schärfsten Kritik ohne Furcht sich unterwerfen können. Die Tänzerinn, deren Anzug schon in der letztvergangenen Woche Mode gewesen war, und die, welche sich nicht vollkommen dazu eignete, in ihrer Kunst mit den Operntänzerinnen wetteifern zu können, begingen gleich große, unverzeihliche Verbrechen. Wochenlang wurde in ihrem Zirkel von den horreurs gesprochen, die sie sich hatten zu Schulden kommen lassen, und vielleicht wären diese nach Jahr und Tag noch nicht ganz vergessen.

Nicht immer ward bey diesen Soirées getanzt oder Musik gemacht, sondern nur heimlich gegähnt; immer aber wurde nach Mitternacht dünner Thee hereingebracht, nebst etwas Backwerk, Bonbons, Obst und dergleichen. Auch Orangen-Blüthwasser, Orgeade und Syrop capillaire mit Wasser verdünnt, wurden herumgegeben. Etwa eine Stunde später endeten die Freuden eines solchen Abends durch das Wegfahren der Gäste, wenn nicht neue späte Ankömmlinge sie noch um ein paar Stunden verlängerten.

Die ganze lange Reihe von Zimmern, welche eine solche gastfreye Familie bewohnte, und die man in Frankreich mit dem technischen Ausdrucke Appartement bezeichnet, war bey solchen Gelegen-

heiten geöffnet, und mit hunderten von Wachskerzen und Lampen auf das glänzendste erleuchtet. Überall schimmerten Spiegel, von der Decke bis zum Fußboden reichend, schmückten Seide und reiche Vergoldung die Wände, glänzten Girandolen von Krystall, kostbare Bronzen, Vasen von Marmor und Porzellan in allen Ecken; das ganze Ameublement vereinte fürstliche Pracht mit geschmackvoller Anordnung. Doch das die Reihe der Zimmer beschließende Schlafgemach der Frau vom Hause zeichnete sich immer vor allen durch die ausgesuchteste Eleganz aus. Es stand ebenfalls aller Welt offen, und diente gewöhnlich auch an nicht für die Gesellschaft bestimmten Tagen zum Wohnzimmer der Dame, in welchem sie ihre Visiten annahm.

Die Schlafzimmer der eleganten Pariserinnen sind indessen schon zu oft beschrieben worden, als daß wir ihrer hier noch besonders erwähnen dürften. Die zu weit getriebene, oft an das Feenhafte gränzende Eleganz derselben mußte für ihre Bewohnerinnen doch auch manches Unbequeme mit sich führen; und oft schien es uns, als trügen sie ihre Bestimmung nur zum Scheine, besonders nach einer solchen Soiree, wo es eben so unangenehm als für die Gesundheit nachtheilig seyn mußte, in der von der Ausdünstung so vieler Lichter und Menschen verdorbenen Luft wirklich die Nacht zuzubringen.

Die Kleidung der Damen, welche diese Soirees gaben und besuchten, war fast noch luxuriöser als die Einrichtung ihrer Wohnungen. Perlen und Diamanten, mit denen sie oft wie übersäet erschienen, kostbare Türkische Shawls, mit denen sie einen ewigen Wechsel trieben, waren dabey das am wenigsten Kostspielige; denn diese Dinge behielten doch immer den ihnen eigenthümlichen Werth. Ihre größte Verschwendung bestand in tausend fast nahmlosen Kleinigkeiten, in Dingen, die kaum zu entstehen schienen, um auf das eiligste wieder zu vergehen; z. B. in Spitzenschleyern aus Brüssel für hundert und mehr Louisd'or, in künstlicher Stickerey der Leibwäsche, bey welcher der feinste Batist aus Brabant durchgängig die Stelle der sonst üblichen Leinwand vertreten mußte. Keine Dame von gutem Tone trug in Gesellschaft das nähmliche Kleid zwey Mahl, ohne es wenigstens bis zum Unkenntlichen verändern zu lassen; keine mochte das schöne Haupt einem Haarkünstler anvertrauen, der nicht im eigenen Cabriolet angefahren kam, und sich wenigstens zwölf Franken für jede einzelne Frisur bezahlen ließ, und Viele bedurften seiner zwey Mahl des Tages. Die Dame, welche sich einen ganzen Tag über mit einem einzigen Paar seidener Schuhe behalf, wurde schon für sehr ökonomisch gehalten; jede aber führte, wenn sie ausfuhr um Visiten zu machen, ein ganzes Magazin weißglacirter Handschuhe

in ihrem Wagen mit sich, um die eine Stunde getragenen mit neuen vertauschen zu können.

So ging das bis in's Unendliche fort; der Gemahl einer solchen Frau bekümmerte sich wenig darum, auf welche Weise Madame es anfangen möge, um einen so unerhörten Aufwand zu bestreiten. Die große Welt stand in Paris zwar nie im Rufe strenger Sittlichkeit, doch suchte sie ehemahls wenigstens den Schleyer des Anstandes über ihre Verirrungen zu werfen; die für vornehm gelten wollenden Frauen und Männer dieser Zeit aber glaubten diesen Zweck am sichersten zu erreichen, wenn sie mit Verhältnissen prahlten, die man sonst den Augen der Welt sorgfältig zu entziehen suchte.

Es wäre eine zu unangenehme Aufgabe, Belege hiervon umständlich anzuführen; ich erlaube mir nur zu sagen, daß selbst angesehene Damen sich nicht scheueten, irgend ein kostbares Stück ihres Anzuges öffentlich für ein erhaltenes Geschenk zu erklären. Die reichen Russen, deren sich damahls viele in Paris aufhielten, spielten eine sehr glänzende Rolle in der Damenwelt, und manche Frau gab bey ihrem Manne den theuern Shawl oder Schleyer, den sie eben selbst gekauft hatte, für einen Beweis der Aufmerksamkeit eines solchen nordischen Hausfreundes aus, um nur keine Vorwürfe über ihre Verschwendung hören zu müssen.

So lebten die Reichen in Paris, welche damahls ausschließend den Ton angaben. Andere, die es jenen an Pracht nicht gleich thun konnten, führten eine Art von Wirthshausleben. Zum Frühstücke oder Mittagsessen luden sie ihre Gäste zu irgend einem berühmten Restaurateur ein, und Abends besuchten sie die Theater oder andere dem öffentlichen Vergnügen geweihete Orte, wo es an Musik, Tanz und großer Gesellschaft nie fehlte, deren es unter allerley wohlklingenden Nahmen in Paris unzählige gab.

Viele tausend Familien führten ohne Zweifel, selbst damahls noch, ein weit genußreicheres Leben in Paris, in einem kleinen Kreise erwählter Freunde, aus welchem jener feingebildete Ton, jene heitere alt-französische Geselligkeit noch nicht entflohen war, die früher in Frankreich vorgeherrscht hatte. Doch der Zutritt zu diesen Häusern wurde dem Fremden nur in seltenen Fällen erlaubt, und wer nicht das Glück hatte, durch ganz besondere Verbindungen mit ihnen in Berührung zu kommen, dem blieb nichts übrig, als in dem unruhigen Treiben der sogenannten großen Welt sich mit herumdrehen zu lassen, in die es mit Hülfe einiger Empfehlungsbriefe sehr leicht war, eingeführt zu werden, oder seine Abende in einem der vielen Theater zuzubringen, was unstreitig einen weit höhern Genuß gewährte, als jene ungesellige Geselligkeit.

Das Pariser Theater darf ich hier nur ganz im Allgemeinen erwähnen, weil über dasselbe schon so unendlich viel geschrieben ist, und noch täglich geschrieben wird. Sechszehn bis achtzehn Schauspielhäuser standen in jener Zeit dem Schaulustigen an jedem Abende offen; jedes von diesen hatte sein eigenes Publicum, seine eigenen Theater-Dichter wie seine eigenen Schauspieler, und dem Fremden ward unter ihnen oft die Wahl schwer, weil so vieles in seiner Art Gutes, sogar Vortreffliches, von so vielen Seiten ihn lockte.

In dem Theater der Nation riß Talma durch sein großartiges Spiel unwiderstehlich hin; er stand damahls in der vollsten, herrlichsten Blüthe seiner Kunst. Auch die Duchenois, vor nicht gar langer Zeit vom Küchenherde auf die Bühne gestiegen, legte einen sehr anschaulichen Beweis davon ab, daß es dem wahren Talente immer gelingen muß, über Vorurtheile zu siegen, welche nur auf Äußerlichkeiten sich gründen. Schon damahls waren die Züge ihres Gesichtes von einer fast unerlaubten, an das Widerwärtige gränzenden Häßlichkeit; aber ihr tief empfundenes Spiel, verbunden mit einer hohen, imposanten Gestalt und einem schönen vollen Organ, entzückte dennoch ganz Paris bis zur rauschendsten Bewunderung. Mit ihr wetteiferte die in jugendlicher Schönheit prangende Georges. Jede dieser beyden Schauspielerinnen hatte damahls ihre eigene mächtige Parthey im Publicum, die auf das eifrigste für den Ruhm ihrer Königinn stritt. Blut wurde in diesem Kriege nicht vergossen, wohl aber viel Tinte, wovon man jeden Morgen den Beweis in den öffentlichen Blättern fand, wenn am Abende vorher eine von den beyden Damen auf der Bühne erschienen war. Die leichtbeweglichen Pariser nehmen an diesem Streite so lebhaften Antheil, als hinge das Wohl des ganzen Landes davon ab. Im Lustspiele trug auf dem nähmlichen Theater die damahls junge, reitzende Mars die Palme davon. Mehrere mit Recht berühmte Künstler und Künstlerinnen standen würdig ihr zur Seite, und erhoben die höhere Komödie fast bis zum Gipfel der Vollkommenheit.

In der großen Französischen Oper konnte der Gesang ein Ohr nicht entzücken, welches des dieser Nation eigenen Vortrages noch ungewohnt war; dagegen ließ sich nichts der blendenden Feenpracht der damahligen Ballete vergleichen, nichts der Grazie, Schönheit und Gewandtheit ihrer ersten Tänzer und Tänzerinnen, die wirklich über den Fußboden hinzuschweben schienen. Doch alles dieses ward noch von dem mächtigen Eindrucke übertroffen, den das Orchester hervorbrachte, wenn plötzlich, wie mit einem einzigen Bogenstriche, die Ouvertüre begann, und gleich einem mächtigen Strome durch den weiten schönen Raum dahinwogte.

Das Theater Feydeau war der komischen Oper geweiht, deren neueste Erzeugnisse aber in jener Zeit einen etwas larmoyanten Charakter angenommen hatten. Gretry, Mehül und Cherubini feyerten hier ihren Triumph. Ellevion's schöne Gestalt, sein durchdachtes Spiel, sein angenehmer Gesang, im Vereine mit Martin's Nachtigallenkehle, versetzten jedes Mahl die Zuschauer in einen Taumel von Entzücken, so daß oft die Säulen des schönen großen Gebäudes von dem lauten Ausbruche der Freude zu wanken schienen.

Im Theater Louvois wurden nur Lustspiele gegeben; meistens solche, die durch den Mangel der drey Einheiten sich nicht dazu eigneten, auf dem großen National-Theater gespielt zu werden.

Hier war Picard auch als Schauspieler in Charakter-Rollen der Held des Tages, in Deutschland als Verfasser mehrerer größerer und kleinerer Lustspiele, besonders aber der Französischen Kleinstädter, rühmlich bekannt.

Das Vaudeville ergetzte auf eine Weise, die keine andere Nation außer der Französischen sich jemahls wird aneignen können, und von der es fast unmöglich ist, dem, der es nie sah, einen Begriff zu geben. Jede große oder kleine Begebenheit des Tages wird aufgefaßt, und gleichsam al fresco mit kecken, aber kenntlichen Zügen hingestellt. Die nur von ein paar Geigen begleiteten Melodien der Liederchen, welche das Ganze beleben, sind Volksgesänge (man könnte sie auch wohl Gassenhauer nennen), die jeder Franzose auswendig weiß. Damahls war eben in irgend einem Winkel ein altes langes Stück Tapete aufgefunden, und im Louvre zur Erbauung des Volkes öffentlich aufgestellt worden, auf welchem die Gemahlinn Wilhelms des Eroberers den Sieg ihres Gemahls nebst dessen Landung in England mit eigener Hand gestickt hatte. Nichts kann abenteuerlicher erdacht werden, als die unzähligen wunderlichen Figuren, durch welche die gute Königinn Mathilde getrachtet hatte, die Heldenthaten ihres Gemahls zu verewigen; indessen lief doch ganz Paris hin, um Morgens ihr Werk im Louvre bewundernd anzustaunen, und Abends sie selbst mit ihren Damen im Vaudeville-Theater an dieser Stickerey arbeiten zu sehen. Eine artige Liebesgeschichte war geschickt genug in das Stück eingeflochten, und die wunderschöne Madame Belmont spielte die Rolle der Königinn Mathilde. Diese ist dieselbe Schauspielerinn, für welche früher die dem Vaudeville ebenfalls angehörende Rolle der Fanchon geschrieben wurde. Ganz Paris war im Enthusiasmus über die Königinn Mathilde. Das Stück mußte sechzig bis siebenzig Mahl wiederhohlt werden; im Schluß-Chore hieß es mit Bezug auf Wilhelms Landung:

Ce fut il-y-a sept cent trente ans
nous pourrions bien en voir autant.

Alles sang mit vom Parterre bis in's Paradies, wenn diese Worte vorkamen; die guten Leute gingen begeistert nach Hause, und waren für den Augenblick fest überzeugt, nächstens zu erfahren, daß unter der Leitung eines zweyten Eroberers die platten Böte, an denen damahls eifrig gezimmert wurde, das stolze Albion zum zweyten Mahl erobert hätten.

Aller übrigen kleinen Theater in Paris hier erwähnen zu wollen, würde zu ermüdend seyn. Manche davon haben wir gar nicht besucht; doch alle hatten Gedeihen und ihr stehendes Publicum. In einem derselben trieb mit unnachahmlicher Laune und Grazie der berühmte Brunet seine lustigen Possen, und mußte für seine eigenen herrlichen Einfälle, die er nie zu unterdrücken vermochte, so oft auf der Hauptwache büßen, daß er sich dort zuletzt ein kleines Zimmer zum Nacht-Quartiere bequem einrichten ließ.

In dem sehr großen Schauspielhause an der porte St. Martin, das eigentlich für die große Oper erbaut worden war, wurden die sinnlosen Melodramen mit vielem Aufwande gegeben, die jetzt leider auch auf unsern Bühnen Eingang und Bewunderer gefunden haben. Wir sahen dort die hundert und sechste Vorstellung einer Pantomime, Damoiseau et Bergerette genannt. Das sehr große Haus war übervoll von Zuschauern, die sich herbeygedrängt hatten, um Franconi's Pferde, deren zwanzig an der Zahl hier Gastrollen geben, einen hohen Berg ganz vernünftig herunter traben und unten eine Quadrille tanzen zu sehen. Übrigens aber stellte Franconi auch in dem Garten der Capuciner das ganze Jahr hindurch die fast unglaublichen Reiterkünste seiner Truppe zur Schau, von der wir in Deutschland zuweilen Zöglinge sehen.

So gab es, nach dem Urtheile der ewig schaulustigen Pariser, überall ein Spectacle superbe; nur die Italiänische Opera buffa konnte bey ihnen nicht Eingang finden. Sie spielte meistens vor leeren Bänken, die nur von einigen Amateurs vom Handwerke und den eben anwesenden musikliebenden Fremden spärlich besetzt waren.

Alle diese verschiedenen Theater waren, nach dem Maß der Anforderungen, die man im Einzelnen an sie machen durfte, ziemlich bequem, und sogar elegant eingerichtet und decorirt. Das National-Theater, die große Oper und das Théâtre Feydeau zeichneten durch edle, einfache Pracht und großen Styl der Architectur sich aus. Nur die Dunkelheit, welche in dem für die Zuschauer bestimmten Theile dieser Häuser durchgängig herrschte, fiel uns, besonders Anfangs,

um so unangenehmer auf, als wir noch an die blendende Helle der Londoner Theater gewöhnt waren. Hier gab es keine Wandleuchter wie dort, keine Spiegel, die den Glanz des Lichtes verdoppelt zurückwarfen. Selbst die größern Theater erhellte nur ein einziger Kreis von Lampen, bey deren Schein man kaum die in den Logen sitzenden Zuschauer erkennen konnte. Deßhalb besuchten die Damen das Theater auch nur im Negligé; außer wenn in der Oper oder im Theater der Nation ein neues Stück zum ersten Mahl gegeben wurde, wo sie dann von Juwelen strahlend sich zeigten. Wir vermißten ungern den Anblick der schönen geschmückten Frauen, die in London ein Schauspiel im Schauspiele gewähren, das an und für sich reitzend genug ist, um Manchen für eine langweilige Darstellung auf der Bühne zu entschädigen.

Bey weitem besser als die Beleuchtung gefiel uns im Theater das friedliche Betragen, die einem Deutschen vielleicht übertrieben scheinende Höflichkeit der Zuschauer, selbst aus den geringern Ständen. Nie wurden Zänkereyen und Schimpfworte unter ihnen laut, wie sie in London so häufig vorzukommen pflegen, obgleich das Parterre seinen Unwillen nicht minder ungestüm äußert als das Londoner Publicum, sobald es Ursache zu haben glaubt, mit den Schauspielern oder dem Schauspiele selbst unzufrieden zu seyn. Dem Beyspiele des Parterres, in welchem die eigentlichen dramatischen Richter Sitz und Stimme haben, folgten die Zuschauer in den höhern und höchsten Regionen gewöhnlich nach. Der Lärm war oft furchtbar und wirklich betäubend; davon wurden wir selbst Zeuge, als ein neues Trauerspiel, Agamemnon betitelt, unbarmherzig ausgepfiffen ward; obgleich Talma und die Duchenois die Hauptrollen in demselben spielten. Doch dieses Toben galt nur dem Allgemeinen, und hatte auf die zuvorkommende Höflichkeit der Zuschauer gegen einander keinen Einfluß.

Eben so wenig, als im Theater, haben wir in den Straßen von Paris Schlägereyen oder heftiges Zanken bemerkt, das in London so leicht in förmliche Faustkämpfe ausartet. Die der Französischen Nation eigene Mäßigkeit im Trinken mag vieles zu diesen ihren friedlichen Gesinnungen beytragen; denn ein recht gründlich Betrunkener ist in Paris eine große Seltenheit, und uns wenigstens dort nie vorgekommen. Entstand irgendwo einmahl ein kleiner Zwist, so ward er doch immer schnell wieder ausgeglichen; oft durch irgend einen lustigen Einfall, der die Streitenden lachend auseinander trieb.

Auch der Ton der Freyheit und Gleichheit, den die Revolution eingeführt hatte, war schon damahls verschwunden und vergessen.

Alle Frauen und Mädchen hießen wieder Madame und Mademoiselle; von der vornehmsten Dame an bis zu der Ravaudeuse, die vor dem Hause jener, in einer echten Diogenes-Tonne sitzend, sich davon nährt, die zerrissenen Maschen alter Strümpfe in ihrem Quartiere augenblicklich auf das künstlichste wieder zu ergänzen. Der Commissionär, der überall bereit steht, für ein paar Sous halb Paris zu durchlaufen, wurde eben so wohl Monsieur genannt, als der reiche Herr, der, im eigenen Cabriolet fahrend, jenen armen Teufel vom Kopfe bis zu den Füßen bespritzte. Nur ein einziges Mahl begegnete es mir, mit Citoyenne und Du angeredet zu werden; es war in der Vorstadt St. Antoine, wo wir ausgestiegen waren, um den Bastille-Platz zu betrachten, der jetzt zu einem Holzhofe benutzt ward. Ein auffallend großes Weib, von männlichem, sehr widerwärtigem Ansehen, kam auf mich zu, packte mit starker Faust mich am Arme, und beeiferte sich, mir die Stelle zu zeigen, wo einst die Thürme der Bastille gestanden hatten. Ihre Rede sowohl als ihre Gestalt erinnerten mich sehr lebhaft an vergangene Gräuelscenen, bey denen sie wahrscheinlich keine müßige Zuschauerinn abgegeben haben möchte; doch ich befand mich hier auf dem eigentlichen Grunde und Boden, von dem einst alle jene Schrecken ausgingen, und ein Wunder war es nicht, daß der Nachhall derselben noch nicht gänzlich im Gemüthe der Einwohner dieses Quartiers verklungen war.

Ehe ich diese Skizze beende, muß ich noch der Vergnügungen erwähnen, die in Paris den Morgen ausfüllen. Dieser ist dort sehr lang, obgleich die Sonne schon der Mittagslinie sich nähert, ehe es in der eleganten Welt Tag wird. Gesellige Frühstücke, Besuche, Spazierfahrten gibt es dort wie überall; die Hauptfreude aber bleibt immer die Promenade; denn diese, wie das Theater und das tägliche Brot, ist jedem Franzosen ein unentbehrliches Bedürfniß, von welchem Alter und Stande er auch sey. Seine Promenade ist aber von unsern Spaziergängen himmelweit unterschieden; ihm ist es dabey nur um das Gedränge vieler Leute zu thun, und er würde mit Vergnügen täglich in einem gepflasterten, von hohen Mauern umgebenen Hofe sich ergehen, und draußen die anmuthigste Gegend unangeblickt lassen, wenn Zufall oder Mode es wollten, daß die elegante Welt zur bestimmten Stunde in diesem Hofe sich zusammendrängte.

Den schönen, oft und umständlich beschriebenen Jardin de Plantes fanden wir daher fast immer unbesucht; auch der Garten des Pallastes Luxembourg stand verödet, und nur Greise und Kranke aus der Nachbarschaft sonnten sich unter seinen prächtigen alten Bäumen auf dem grünen Rasen, über welchen der Winter in diesem milden Klima keine Gewalt üben kann. Doch den Garten der Tuilerien erfüllte

immer das bunteste Gewimmel, und so wie nur ein winterlicher Sonnenstrahl sich blicken ließ, flogen die Pariserinnen schaarenweise in der reichsten und anmuthigsten Morgenkleidung herbey, verfolgt von dem Schwarme ihrer Bewunderer. Die in wahrhaft großem Geschmacke erdachte und mit königlicher Pracht ausgeführte Anlage dieses Gartens macht ihn indessen des Vorzuges würdig, der ihm durchgängig ertheilt wird. Das prächtige Blumen-Parterre vor dem Schlosse, der weite Rasenplatz, die von himmelhohen Bäumen umschatteten breiten Alleen unten im Garten wurden meistens den Kindern überlassen; die, von ihren ewig plappernden Bonnen bewacht, ihr lustiges Wesen dort trieben. Nirgends in der Welt ist die Kindheit anmuthiger und lieblicher als in Paris; oft sahen wir den Spielen dieser wunderschönen kleinen Wesen zu, ohne uns davon losreißen zu können; ihr Jauchzen, ihr Freuen hielt uns fest, wenn die majestätischen Schwäne ihrem Locken folgten, und mit hochgehobenem Flügel und zurückgebogenem Halse das weite Wasserbassin mit silbernen Furchen durchschnitten, um von hundert kleinen Händchen sich füttern zu lassen, die schmeichelnd sich ihnen entgegen streckten. Die Terrassen, welche sich von beyden Seiten längs des Gartens hinziehen, sind dagegen der Sammelplatz der ältern Spaziergänger aus allen Ständen; doch mehr die in der Revolution berühmt gewordene Terrasse der feulliants, als die ihr entgegen gesetzte. Hier drängen sich oft viele Tausende, hin und her in bunten Massen, die elegantesten und die barocksten Gestalten, die man sich denken kann. Eine Menge kleiner Strohstühle steht an jedem von der Sonne warm beschienenen Plätzchen bereit, um für wenige Sous zum Niedersetzen vermiethet zu werden; und oft bildet sich im Nu eine lange Reihe eleganter Herren und Damen, die, als säßen sie in dem glänzenden Kreise ihrer Soirees, die Vorübergehenden mustern, während sie selbst auch ein buntes, unterhaltendes Schauspiel gewähren. Sonntags besonders wird bey schönem Wetter das Gedränge auf der Terrasse der feulliants unglaublich groß, und noch schwebt ein solcher Morgen meiner Erinnerung vor, an welchem mehrere Türken aus dem Gefolge des Gesandten der hohen Pforte dort gravitätisch lustwandelten. Die gelben Asiatischen Gesichter starrten ganz verdutzt, beynahe gedankenlos, in die bunte lustige Menge, die sie rings umgaukelte und sich neugierig an sie herandrängte, und bildeten mit dieser einen ganz eigenen, auffallenden Contrast. Das größte Aufsehen aber erregte der den Gesandten begleitende Imam mit seiner himmelhohen Mütze und dem kolossalen Rosenkranze, dessen Korallen er eifrig, beynahe ängstlich, abzählte. C'est le chapelain de l'Ambassadeur, sprach belehrend ein vor uns gehender ehrlicher Bürger von Paris zu seiner Frau,

die er sehr galant am Arme führte. Le Turcs sont donc Catholiques? fragte sie wißbegierig. Die zwischen uns sich drängende Menge verhinderte uns leider, die Antwort auf diese Frage zu hören.

Die Menge der elegant aufgeputzten Magazine aller Art kann in Paris nicht, wie in London, zu einem Morgenspaziergange durch die Straßen anreitzen, weil letztere sich nicht dazu eignen, das Betrachten dieser Herrlichkeiten zu erlauben. Die einzige Ausnahme hiervon macht das Palais Royal, welches man wohl das Herz von Paris nennen könnte; denn hier ist ewige Bewegung, ewiges Ab- und Zuströmen, bis um Mitternacht die Lampen ausgelöscht und die in den Garten führenden Thore verschlossen werden.

Die Einrichtung dieses in seiner Art einzigen Gebäudes ist allbekannt. Jedermann weiß, daß dort, in dicht an einander sich reihenden, auf das lockendste aufgeputzten Läden alles zu finden ist, was man bedarf und nicht bedarf; und daß man unter den dicht vor diesen Magazinen hinlaufenden Arkaden gemächlich gehen kann, ohne vom Regen oder Sonnenscheine zu leiden. Aber alles ist hier weit theurer und weniger gut als in den andern Theilen der Stadt; auch gehört es durchaus nicht zum guten Tone, seine Einkäufe hier zu besorgen. Bey allem dem aber geht dennoch der Handel seinen raschen Gang; wozu hauptsächlich die vielen Fremden beytragen, die sich täglich im Palais Royal versammeln, und denen es schwer wird, dem blendenden Reitze zu widerstehen, dessen Gepräge hier Allem aufgedrückt ist, was man erblickt.

Die Zahl derer, welche im Bezirke des Palais Royal leben, beträgt mehrere Tausende, und übertrifft die Bevölkerung mancher Landstadt, wie man uns versicherte; indessen werden im Durchschnitte die Einwohner desselben eben nicht zu den achtbarsten Bürgern von Paris gezählt. Man sagt, daß hier Leute leben, vornehmlich alternde Hagestolze, die von einem Ende des Jahres bis zum andern dieses kleine Eldorado nicht verlassen, weil sie hier alles das auf Einem Puncte beysammen finden, was sie zu ihrer Art von Lebensgenuß nöthig haben. Der Garten, den die Arkaden umschließen, gewährt ihnen so viel an frischer Luft und freyer Natur als sie verlangen; auch stehen Obst und Blumen aus allen Himmelsstrichen in einem der äußern Höfe sehr zierlich zum Verkaufe ausgestellt. Der Kunstfreund findet hier in mehreren Kunst-Magazinen Gemählde, Statuen, Kupferstiche; der Leselustige in mehreren Buchläden die neuesten Erzeugnisse des Tages neben den classischen Werken der ältern ausgezeichneten Schriftsteller. Was man an Schmuck und Kleidung vom Kopfe bis zum Fuße bedarf, trifft man zu großer Auswahl in allen den vielen Magazinen. In Restaurationen, Kaffehhäusern und Confect-Bäckerladen ist eben

so überflüssig für Gesellschaft als für die Erhaltung des Lebens gesorgt; und sogar das Schauspiel wird nicht entbehrt; denn ein oder ein paar der kleinen Theater treiben im Bezirke des Palais Royal ihr lustiges Wesen.

Wer Glück hat, kann auf dem Platze selbst sogar das Geld gewinnen, dessen er freylich, um hier zu leben, nicht wenig bedarf; denn Rouge et noir, Roulette und alle Spiele dieser Art haben nebst dem Könige Pharao in den, den Garten des Palais Royal umgebenden Gebäuden ihre Residenz aufgeschlagen, und eine Ecke des Gartens selbst war damahls der Sammelplatz der Agioteurs. Manche blendende Fortune, die damahls großes Aufsehen erregte, ging aus diesem Winkel hervor, in welchem sie champignonartig über Nacht aufgeschossen war.

Wer nicht Lust hat mit so großen Dingen sich zu befassen, kann im Kleinen sein Glück in der Lotterie versuchen. Wir selbst begegneten hier einst der Göttinn Fortuna, die in Gestalt eines alten Weibes sich heiser schrie, um die Leute zu bewegen, hundert tausend Frank's für den geringen Preis eines armseligen kleinen Thalers zu kaufen. Die Beredsamkeit war höchst ergetzlich, mit der sie der um sich versammelten Menge auseinander setzte, wie es so gut sey, als habe man jene große Summe schon in der Tasche, wenn man das Lotterie-Los kaufe, das sie ausboth; doch es ist eben kein Glauben mehr in der Welt; die Leute hörten sie an, lachten und gingen vorüber.

Und so sey denn diese kleine Skizze hiermit beendet. Das Feld, auf das ich mich wagte, ist groß; je weiter ich vorwärts schreite, desto unabsehlicher breitet es vor mir sich aus; und so bleibt es wohl am rathsamsten, bey Zeiten anzuhalten, ehe Ermüdung lähmend sich einstellt, und lieber die Schritte anderswo hinzuwenden.

Reise von Paris nach Bordeaux.

Fröhlichen Muthes verließen wir in den letzten Tagen des Jänners unsere Wohnung in Paris, um die Reise in's südliche Frankreich anzutreten, von der wir uns großen Genuß versprachen. Die Luft war mild wie im Frühlinge; und da wir ziemlich früh ausfuhren, so gedachten wir an diesem Tage noch recht weit zu kommen, sollten wir auch den im Kalender verheißenen Mondschein zu Hülfe nehmen müssen, um nur des andern Morgens früh bey guter Zeit in Orleans zu seyn.

Leider aber zeigte es sich bald, daß wir dieß Mahl die Rechnung

ohne den Wirth gemacht hatten; denn während wir noch ganz lustig durch die bisher uns ziemlich unbekannte gebliebene Vorstadt Saint Marceau hinrollten, zerstörte ein einziger heftiger Stoß des Wagens alle unsere Plane für den heutigen Tag. Erschrocken blickten wir um uns, sahen eines unserer Vorderräder weit von uns liegen, und uns selbst so gut als umgeworfen mitten in der schmutzigsten aller schmutzigen Straßen der weltberühmten Lutetia.

Die liebenswürdige Lebhaftigkeit der großen Nation war Schuld an diesem Unfalle. Sie, die keinem Franzosen erlaubt, Thür und Fenster gehörig zu schließen, und überhaupt das, was er eben vorhat, mit langweiliger Deutscher Bedachtsamkeit zu vollbringen, sie hatte auch den Citoyen-Wagenschmierer verhindert, das Eisen, welches das Rad festhalten sollte, ordentlich anzuschrauben. Es war verloren, und ein Artist, bey uns Grobschmied genannt, mußte gerufen werden, um ein neues zu schmieden.

Uns blieb für unsere Personen nichts übrig, als einstweilen aus dem Wagen zu klettern, so gut wir es konnten, und uns in ein kleines Weinhaus zu flüchten, das eben in der Nähe lag. Laute, wortreiche Beyleidsbezeigungen der schnell um uns her versammelten Bewohner dieses berüchtigten Theiles von Paris verfolgten uns bis zu unserem, gar nicht einladend aussehenden Zufluchtsorte, in welchem wir mehrere Stunden verharren mußten, bis der Artist sein Kunstwerk vollendet hatte. Doch thaten wir dieß lieber, und sahen einstweilen dem häuslichen Treiben der uns fast unbekannt gebliebenen ärmern Classe von Parisern zu, als daß wir in unser eben verlassenes Quartier zurückgekehrt wären. Dort hätten wir gewiß alles in der größten Unordnung gefunden, und der Anblick eines eben von uns noch bewohnten, jetzt ausgeräumten Zimmers, das Wegtragen der Betten und Möbeln, an welche man mehrere Monden lang gewöhnt war, ist gar zu unangenehm; man kommt sich selbst dabey fast wie gestorben vor.

Endlich war alles wieder zum Abfahren bereit, und es ging fort; doch nicht im sausenden Galopp, sondern ziemlich langsam auf verdorbenen Kunststraßen, die uns manche Stöße versetzten, und für welche der Anblick der öden, flachen Gegend rings umher uns keine Entschädigung both. Die erste Nacht kamen wir nicht weiter als bis zum Städtchen Arpajon, wo wir ein erträgliches Nacht-Quartier fanden; den folgenden Tag erreichten wir Orleans ziemlich spät am Abende; auf dem ganzen Wege von Paris bis hierher war uns kein interessanter Punct vorgekommen, auf welchem wir gern verweilt hätten.

Warum wir uns Orleans immer als eine schön gebaute, große

Stadt gedacht hatten, ist uns selbst nicht klar; so viel ist aber gewiß, daß sie beydes nicht ist. Alles, was wir davon sahen, kam uns schmutzig und ärmlich vor, und unser Gasthof, der beste in der Stadt, machte hiervon keine Ausnahme. Wir bescheiden uns gern, daß man in Frankreich an die Gasthöfe nicht denken kann, welche in England, selbst auf dem Lande, angetroffen werden. Aber auch im Vergleiche mit denen, welche wir früher in Flandern und Brabant gefunden hatten, war der Abstand sehr bedeutend, besonders in Hinsicht auf Ordnung und Reinlichkeit; er wurde in der Folge immer größer, je weiter wir kamen. Als Merkwürdigkeiten des Orts wußte man uns nur ein paar Zucker-Fabriken zu nennen, denen wir gern aus dem Wege gingen, und dann die alte ehrwürdige Kathedral-Kirche, die wir nur von außen bewunderten. Wir zogen es vor, die Schwelle des alten ehrwürdigen Tempels nicht zu überschreiten, der in seinem jetzigen Zustande uns doch nur den Anblick gewaltsam herbeygeführter Zerstörung biethen konnte; denn auch diese Kathedrale theilt mit fast allen übrigen Kirchen im Französischen Reiche das traurige Schicksal, während der Schreckenstage der Revolution alles Schmuckes, aller Alterthümer und aller Denkmähler beraubt worden zu seyn, die im Laufe langer Jahrhunderte in ihr sich angehäuft hatten. Vieles davon wurde von unheiligen Händen zerstört; Vieles der Raubsucht des verwilderten Volkes zur Beute; doch Manches auch von besser Gesinnten bey Seite geschafft, und nicht ohne bedeutende Gefahr so lange verborgen gehalten, bis man es wagen konnte, wieder damit an's Licht zu treten.

Als in ruhigern Tagen die große Nation einiger Maßen wieder zur Vernunft kam, widmete sie das ehemahlige Kloster der petits Augustins in Paris der Aufbewahrung aller im ganzen Lande dem Zerstörungsgeiste entgangenen Französischen Monumente, die denn auch mit bedeutendem Kostenaufwande von allen Seiten dorthin geschafft werden mußten, wo sie sich aber freylich nicht viel besser ausnehmen als der Laokoon im Salon des Louvre.

Das Lokale, das man ihnen eingeräumt hat, mit seiner alten Kirche, mit den vielen an diese sich anschließenden Seiten-Capellen, mit den düstern Kreuzgängen, würde zwar an und für sich recht gut zu einem solchen, der Vergangenheit geweihten, Tempel sich eignen; aber der Raum ist viel zu enge für die Menge zum Theile sehr bedeutender Bildwerke, die ohne sonderliche Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung oder ihren eigentlichen Kunstwerth hier zusammengedrängt stehen.

In unsern sturmbewegten Tagen schwingt die Zeit ihre Riesenflügel weit schneller und gewaltiger als in denen unserer Väter. Die

wichtigsten Begebenheiten drängen einander; wozu sonst eine lange Reihe von Jahren gehörte, das entsteht und vergeht unter unsern Augen innerhalb dem Laufe weniger Wochen, und wir werden Greise an Erfahrung lange, ehe wir es den Jahren nach sind. Selbst dem geübtesten Gedächtnisse ist es beynahe unmöglich, alles, was um uns und sogar mit uns geschieht, festzuhalten; und es thäte Noth, man lebte immer mit der Feder in der Hand, um nicht ganz um die Frucht seiner Erfahrungen zu kommen. Daher sey es uns erlaubt, hier ein, wenn gleich nur skizzenhaftes, Bild jener Sammlung im Kloster des petits Augustins zu Paris einzuschalten, die, als wir sie besuchten, einen sehr tiefen, ernsten Eindruck auf uns machte, und dennoch vielleicht im Laufe weniger Jahre wieder in alle vier Winde zerstreut seyn wird. Bis jetzt sah die Welt noch niemahls ihres gleichen, und hoffentlich wird auch nie und nirgends eine zweyte ihr ähnliche entstehen; denn nur die furchtbarste Verwirrung eines zwar hochgebildeten aber zügellosen Volkes, das vom niedrigsten Sclavensinne plötzlich zur wildesten Anarchie überging, könnte den Anlaß dazu herbeyführen.

Das Kloster der petits Augustins in Paris.

Der Tag begann schon sich zu neigen, als wir zum ersten Mahl diese, jetzt verödete, Hallen besuchten; rings um uns herrschte tiefe, feyerliche Stille; denn hier drängen sich nicht, wie in den Gallerien des Louvre, die schaulustigen Pariser schaarenweise herbey, denen dort größten Theils eben so viel an dem Sichsehenlassen als an dem Sehen selbst gelegen ist. Zu dem erstern biethet sich hier kein günstiges Locale dar; daher sieht man nur einzelne Fremde, mit leisen Tritten hier wandeln, in ernste Betrachtung versunken. Dieß Mahl waren wir und unser Führer die einzigen Lebenden unter allen diesen stummen Zeugen der Vergänglichkeit irdischer Größe und Pracht.

Als wir hereintraten brach eben die Sonne durch die alten gemahlten Fenster, die wir von solcher Schönheit, von so blendender Farbenpracht bis jetzt noch nirgends angetroffen haben. Sie trieb ein wunderliches, fast schauerliches Farbenspiel mit den Marmorbildern; oft strahlte eines mit Purpurlicht übergossen aus dem Dunkel der alten Kreuzgänge blendend hervor, während andere in düstere Dämmerung zurücksanken; dann verschwand plötzlich wieder das, was eben geglänzt hatte, und andere wurden sichtbar, schimmernd in blauen, grünen, feuerfarbenen Licht-Reflexen, welche die Sonnenstrahlen durch die farbigen Fensterscheiben ihnen zuwarfen, bis eine Wolke die Sonne verdeckte, und alles sich in farblose Dämme-

rung einhüllte. So, sprachen wir zu einander, so haben auch Die einen kurzen Augenblick lebend geglänzt, deren Andenken diese Marmorbilder geweiht wurden, und sind dann in Nacht und Dunkelheit versunken. Was ist aus ihnen geworden; was aus ihren Planen, mit denen sie ihr unruhvolles Leben hinbrachten; was aus ihren Nachkommen, deren Größe sie für eine Ewigkeit gegründet zu haben glaubten!? Es ist unmöglich, anders, als mit einem sehr ernsten, wehmüthigen Gefühle durch diese Hallen zu wandeln, oder vielmehr sich zwischen ihren Mauern hindurchzuwinden.

Die Kirche, die Seiten-Capellen derselben, die Kreuzgänge des Klosters, sogar der kleine Klostergarten selbst stehen vollgedrängt von Denkmählern, Büsten und Statuen aus jeder Epoche moderner Bildhauerkunst, von ihrem ersten Entstehen an bis hinab zu den ehemahls so hoch gepriesenen, geschmacklos verzerrten Gebilden Bernini's, und derer, welche ihm nachfolgten. Doch auch manches gelungene Meisterwerk Italiänischer und Französischer Meister wird hier aufbewahrt; aber alles steht mit Staub bedeckt, ohne Rücksicht auf Raum und Beleuchtung, unordentlich durch einander geworfen, als hätte man aus einer Feuersbrunst in größter Eile es hierher gerettet. Das ermüdete Auge sucht vergebens einen Punct, von dem es das Ganze, oder doch wenigstens einen bedeutenden Theil desselben, überschauen könnte; eben diese Unordnung leiht ihm indessen auch das Ansehen fast unermeßlicher, schauerlicher Größe. Uns war zu Muthe als wären wir lebend in das düstere, geheimnißvolle Reich der Unterwelt gerathen, als umringten uns farblose Schatten, die immer näher sich drängten, deren Zahl bey jedem Schritte sich vergrößerte, so daß man fast fürchten möchte, ihnen nie wieder entfliehen zu können. Lebensgroß, recht gespensterartig und grauenvoll sieht man hier die Gestalten der ältesten Könige aus dem Stamme der Merovinger, nebst ihren Königinnen; die Clodowige, die Childeberte, Ludwig den Heiligen und wie sie sonst noch heißen mögen. Pfeilgerade liegen sie auf ihren Sarkophagen in weiten Gewändern, die zu schmalen, ganz gleichen Falten geordnet sind, mit über der Brust gefalteten Händen. Sie sehen ganz grau und unscheinbar, beynahe vermodert, aus; selbst die Züge ihres Gesichtes, bey denen man doch wahrscheinlich eine Art Ähnlichkeit beyzubehalten strebte, sind nicht mehr zu erkennen; die Zeit, die ihre Gebeine in Staub umwandelte, verschonte auch nicht den harten Stein, in welchem die damahls noch so arme Kunst das Andenken dieser Herrscher über ein mächtiges Volk zu verewigen strebte.

Fast noch wunderlicher nahmen die Denkmähler aus jener düstern Zeit sich aus, in welcher der finsterste Mönchsgeist die Welt allgewal-

tig regierte. Könige, vor denen Millionen in den Staub sich beugten; Fürstinnen, die lebend nur die Macht ihrer Reitze oder die Vorzüge ihres Standes geltend zu machen strebten; Helden, deren Nahmen die Geschichte der Ewigkeit zuführt, liegen auf ihren Sarkophagen, eingehüllt in Mönchs- und Nonnenkutten, Capuzen und Schleyer, die sie noch im Sarge sich anlegen ließen, als hofften sie durch diese heilige Maskerade dereinst beym Auferstehen mit durchschlüpfen zu können. Andere sind zum Theile liegend, zum Theile knieend auf ihren Särgen in der Tracht abgebildet, die sie im Leben gewöhnlich zu tragen pflegten, den Rosenkranz und das Gebethbuch in den gefalteten Händen. Diese sind für den Alterthumsforscher in Hinsicht auf die Sitten ihrer Zeit weit merkwürdiger als jene, obgleich ihr Costüme für die Bildhauerkunst sich nicht sonderlich eignet. Einige sehen ganz abenteuerlich aus, vorzüglich die Damen, die Königinnen und Fürstinnen mit ihren weiten Reifröcken, den über den Scheitel hinaus ragenden hohen Krägen, dem seltsam aufgesteiften gekräuselten Haare, den phantastisch geformten Hauben und Schleyern, mit denen sie lebend sich entstellten und im Tode noch zu glänzen hofften.

So sieht man hier längst erblichene Jahrhunderte gleichsam aus ihren Gräbern erstehen, und eines nach dem andern an uns vorüberwandeln.

Der Eindruck, den dieser Anblick machen könnte, würde weit imposanter seyn, wenn alles, was zusammen gehört, auch beysammen wäre, und nicht so vieles Fremdartige, einer andern, spätern Zeit Angehörende überall eingeschoben wäre. Mitten unter den ältesten, größten Theils sehr einfachen Standbildern trifft man auf andere, weit modernere Denkmähler. Einige von diesen zeichnen durch Ungeschmack, durch verrenkte Gestalten, durch ein Haschen nach Ausdruck, das an Carricatur gränzt, sich aus; andere durch meisterhafte Ausführung und mitunter lobenswerthe Erfindung; alle durch Pracht und großen Reichthum an Figuren. So fanden wir hier auch das berühmte und bekannte Grabmahl des großen Turenne, das von Straßburg nach Paris gebracht worden war. Viele dieser Monumente sind so groß wie ein Haus in den Schottischen Hochlanden, die meisten überladen mit Figuren, mit Todtengerippen, mit trauernden Genien, mit trostlos weinenden Tugenden, um die der Verstorbene, während er lebte, sich wenig bekümmerte. Als eines der merkwürdigsten, größten und kunstreichsten in der großen Zahl derselben, nennen wir hier nur das prächtige Grabmahl der schönen Diana von Poitiers, der berühmten Geliebten Königs Franz des Ersten. Unter allen diesen Denkmählern, die auf so mannigfache

[illegible]

…tet das Bild eines unter Qualen langsam verscheidenden Verbrechers, wie es kaum jemahls der Pinsel eines Mahlers zu geben wagte, wenn er den Tod des verstockten Schächers am Kreuze darzustellen unternahm.

Doch auch eine liebenswürdigere Gesellschaft, die man sogar elegant nennen dürfte, hat unter diesen furchtbaren Gestalten ihren Platz gefunden. Bey ihr erhohlten wir uns wieder. Es ist dieß eine Menge Büsten, die Frankreichs Gelehrte, Poeten und Philosophen darstellen, so hübsch fein und zierlich, daß sie in jedem Salon mit Freuden aufgenommen werden würden. Racine, Corneille, la Fontaine, Descartes und noch viele, viele mehr, unter andern auch Boileau, der in Frankreich noch immer für einen großen Mann und trefflichen Poeten gilt.

Vieles, das im Klostergebäude nicht mehr Platz fand, ward in dem, von hohen Mauern umgebenen, ziemlich dumpfigen Garten aufgestellt, der zu demselben gehört. Geisterartig und verlassen blicken hier die weißen Marmorbilder zwischen den hohen alten Taxusbäumen und Cypressen hindurch.

Es ist der wunderbarste Kirchhof, man könnte sagen, eine ganze Welt läge hier begraben; und wer bey nächtlicher Weile oder gar bey Mondlicht unversehens hierher geriethe, der möchte wohl schwerlich sich eines heimlichen Schauers erwehren können, und wäre er auch sonst ein Held. Hier in diesem Garten fanden wir auch die,

aus der Kathedral-Kirche von Orleans geraubte Statue des berühmten Heldenmädchens Jeanne d'Arc, die uns eigentlich zu dieser Abschweifung verleitet hat. Wahrscheinlich ist dieses Marmorbild nur ein Theil eines größern, der Jungfrau von Orleans geweihten Monumentes; denn sie ist sehr sonderbar nur bis an die Hüften abgebildet, und steht ganz niedrig am Boden, ohne eigentliches Piedestal. Die Kriegerinn hält mit beyden Händen das emporgerichtete Schwert, und diese Stellung allein bezeichnet in ihr die Heldinn. Die ganze Figur ist sehr zart, man möchte sie beynahe schmächtig nennen. Das feine, sanfte Gesichtchen bezeichnet nur die fromme, vom Himmel gesendete Seherinn. Es liegt ein so unaussprechlicher Ausdruck lieblicher Schwärmerey in diesen wunderholden Zügen, daß wir uns lange nicht von ihnen losreißen konnten, und zuletzt fest überzeugt wurden, so und nicht anders müsse die fromme Heldinn ausgesehen haben; obgleich das Bild augenscheinlich aus einer weit spätern Zeit ist. Gewiß haben alte, ihr gleichzeitige Abbildungen und Traditionen dem Künstler zum Vorbilde gedient; wie hätte er sonst auf den Gedanken kommen können, sie in so zarter, fast verklärter Gestalt uns zu zeigen, statt eine Art von Kriegesgöttinn aus ihr zu machen.

Hinter Orleans wird die Gegend höher und schöner; im Sommer mag es hier sehr angenehm seyn. Bald kamen wir an die schönen Ufer der „prächtig strömenden Loire.“ Das junge Grün der Saaten, das sie schmückte, der breite Strom und eine schöne sich über ihm wölbende steinerne Brücke gewährten uns manche reitzende, mahlerische Ansicht; die Flecken und Dörfer aber, durch welche der Weg führte, erfreuten uns nicht. Alles, was wir darin sahen, trug das Gepräge der bittersten Armuth. In Lumpen gehüllte Greise, bleiche Jammergestalten von Weibern, umschrien von halb verhungerten Kindern, fielen uns mit ungestümem Betteln an, so oft der Wagen hielt. Die Versorger und Ernährer dieser hülflosen Wesen waren alle zur Armee getrieben, und diese Zurückgebliebenen verschmachteten jetzt in dem von der Natur so reich begabten Lande, weil es an rüstigen Armen fehlte, es anzubauen.

In Paris hatten wir wenig von dem Elende bemerkt, welches die Revolution über dieses einst so wohlhabende Land gebracht hat. Die, welche durch jenes plötzliche Umschwingen des Glückes, auch wohl durch Raub und Plünderung reich wurden, leben dort in einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt; ihr Glanz blendet das Auge so, daß es nicht in das dicht daran gränzende Dunkel

immer das bunteste Gewimmel, und so wie nur ein winterlicher Sonnenstrahl sich blicken ließ, flogen die Pariserinnen schaarenweise in der reichsten und anmuthigsten Morgenkleidung herbey, verfolgt von dem Schwarme ihrer Bewunderer. Die in wahrhaft großem Geschmacke erdachte und mit königlicher Pracht ausgeführte Anlage dieses Gartens macht ihn indessen des Vorzuges würdig, der ihm durchgängig ertheilt wird. Das prächtige Blumen-Parterre vor dem Schlosse, der weite Rasenplatz, die von himmelhohen Bäumen umschatteten breiten Alleen unten im Garten wurden meistens den Kindern überlassen; die, von ihren ewig plappernden Bonnen bewacht, ihr lustiges Wesen dort trieben. Nirgends in der Welt ist die Kindheit anmuthiger und lieblicher als in Paris; oft sahen wir den Spielen dieser wunderschönen kleinen Wesen zu, ohne uns davon losreißen zu können; ihr Jauchzen, ihr Freuen hielt uns fest, wenn die majestätischen Schwäne ihrem Locken folgten, und mit hochgehobenem Flügel und zurückgebogenem Halse das weite Wasserbassin mit silbernen Furchen durchschnitten, um von hundert kleinen Händchen sich füttern zu lassen, die schmeichelnd sich ihnen entgegen streckten. Die Terrassen, welche sich von beyden Seiten längs des Gartens hinziehen, sind dagegen der Sammelplatz der ältern Spaziergänger aus allen Ständen; doch mehr die in der Revolution berühmt gewordene Terrasse der feulliants, als die ihr entgegen gesetzte. Hier drängen sich oft viele Tausende, hin und her in bunten Massen, die elegantesten und die barocksten Gestalten, die man sich denken kann. Eine Menge kleiner Strohstühle steht an jedem von der Sonne warm beschienenen Plätzchen bereit, um für wenige Sous zum Niedersetzen vermiethet zu werden; und oft bildet sich im Nu eine lange Reihe eleganter Herren und Damen, die, als säßen sie in dem glänzenden Kreise ihrer Soirees, die Vorübergehenden mustern, während sie selbst auch ein buntes, unterhaltendes Schauspiel gewähren. Sonntags besonders wird bey schönem Wetter das Gedränge auf der Terrasse der feulliants unglaublich groß, und noch schwebt ein solcher Morgen meiner Erinnerung vor, an welchem mehrere Türken aus dem Gefolge des Gesandten der hohen Pforte dort gravitätisch lustwandelten. Die gelben Asiatischen Gesichter starrten ganz verdutzt, beynahe gedankenlos, in die bunte lustige Menge, die sie rings umgaukelte und sich neugierig an sie herandrängte, und bildeten mit dieser einen ganz eigenen, auffallenden Contrast. Das größte Aufsehen aber erregte der den Gesandten begleitende Imam mit seiner himmelhohen Mütze und dem kolossalen Rosenkranze, dessen Korallen er eifrig, beynahe ängstlich, abzählte. C'est le chapelain de l'Ambassadeur, sprach belehrend ein vor uns gehender ehrlicher Bürger von Paris zu seiner Frau,

für wir gern die geforderte Kleinigkeit zahlten, um ohne Aufenthalt weiter zu kommen. Höher hinauf in den südlichen Gegenden von Tours both man uns oft getrocknete Früchte, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Pfirsiche, die wie in Zucker candisirt aussahen und schmeckten. Das Obst erreicht in diesem schönen Lande einen Grad von Süßigkeit und Reife, die wir in unserm rauhern Klima gar nicht kennen.

Die Stadt Blois erreichten wir am späten Abende des Tages, an welchem wir Orleans verließen. Sie schien uns noch armseliger, schmutziger und kleiner, hat aber eine höchst anmuthige Lage hart am Ufer der Loire. Unser Gasthof lag am Quai; unerträglicher Schmutz und überlästige Messerverkäuferinnen, die uns bis in unser Zimmer verfolgten, machten ihn zu keinem angenehmen Aufenthalte; doch vergaßen wir dieses Ungemach über den Anblick des Stromes, der, breit und prächtig, dicht unter unsern Zimmern hinrauschte. Lange standen wir noch am Fenster, und sahen dem Spiele des Mondscheines mit den Wellen zu. Alles war todtenstill auf dem Wasser, kein einziger Fischerkahn sichtbar auf der ganzen großen silbernen Fläche, die wir überblickten; nur das leise, fast klagende Rauschen der am Gestade sich brechenden Wellen flüsterte durch die Öde der Nacht. Wie ganz anders ist das immer rege Leben auf der Themse bey London, der schiffreichen Elbe bey Hamburg, ja auf dem kleinsten Canale in Holland, wo Tag und Nacht ein Gewühl der mannigfaltigsten Fahrzeuge die Wellen durchkreuzt.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter; es war der letzte Jänner, und warme Mayluft umwehete uns. Tausend Vögel trieben ihr lustiges Wesen in den Hecken; letztere fingen schon an sich mit gelben, wohlriechenden Blüthen zu schmücken; Lerchen wirbelten hoch über uns in blauer Luft und warmem Sonnenscheine, und aus dem jungen Grase guckte manches Frühlingsblümchen schüchtern hervor. Die weißen Blüthen der Mandelbäume erinnerten uns an den Schnee, der in unserm Vaterlande jetzt eben so auf den Ästen der Bäume noch lastete. Sehr sinnig nennt das Volk in Frankreich den Mandelbaum, den Baum der Thorheit, l'arbre de la folie, weil der erste freundliche Sonnenblick ihn verführt, seine Blüthen zu entfalten, wofür er denn oft später büßen muß. Im Gegensatze mit diesem nennen sie den im südlichern Frankreich sehr gewöhnlichen Johannisbrotbaum, den Baum der Weisheit, l'arbre de la sagesse, weil er die Zeit abwartet, und, gleich unsern Deutschen Eichen, die Knospen nicht eher durchbricht, bis keine Fröste mehr drohen. Jene beyden Bäume könnten in der Geschichte unserer Tage wohl auch als Symbol des Deutschen und Französischen Volkes gelten.

Die Gegend zwischen Blois und Tours ist entzückend schön.

Wir fuhren auf dem hohen geräumigen Damme längs dem Ufer der Loire hin; zur Rechten hatten wir den breiten, prächtigen Strom, zur Linken die wie ein schöner Garten angebaute Ebene. Näher an Tours wird das Ufer höher, mannigfaltig gestaltete zackige Felsen begränzen es; Weinberge, Gärten, zierliche Landhäuser reihen sich hier überall an einander; kein Fleckchen Land bleibt unbenutzt. Selbst im Innern der Felsen haben die Menschen sich Wohnungen bereitet. In Höhlen und alten Steinbrüchen hausen sie dort wie Kaninchen; sie haben sich zu ihrem Hausbedarfe ordentlich eingerichtet; eine Thür mit Schloß und Riegel schließt den Eingang; Fenster mit gläsernen Scheiben glänzen hier und da an den Felswänden, und wirthlich steigt der Rauch aus den Schornsteinen, die sich vom Gipfel der Felsen erheben. Unwillkührlich dachten wir dabey des wunderlichen Vesuvs im Garten zu Wörlitz, den auch Fenster zieren und der in seinem Innern manch artiges Boudoir verbirgt. So elegant sind diese Wohnungen nicht, aber doch wohl warm und gesund, wenigstens nach dem blühenden Ansehen der vielen Kinder zu urtheilen, die munter wie junge Gemsen zwischen dem Gesteine herumkletterten, das ihren väterlichen Herd einschloß. Je weiter wir fuhren, desto häufiger wurden diese Troglodyten-Zellen, und wir ermüdeten nicht, sie zu betrachten, indem wir bewunderten, wie geschickt man gewußt hatte, die mannigfaltigen Gestaltungen der Felsen zu benutzen. Weinkeller und Magazine hatten wir schon früher in den felsigen Ufern des Stromes eingehauen erblickt; aber sie als vollständige menschliche Wohnungen eingerichtet zu sehen, blieb uns ein neuer, wunderbarer Anblick.

Ziemlich nahe von Tours kamen wir an den, auch noch im Graus der Zerstörung großen, stattlichen Ruinen eines Karthäuser-Klosters dicht vorbey. Dieses prächtige Gebäude ward während der Revolution verwüstet und verbrannt. Sein Anblick erinnerte uns daran, daß eben hier, auf einem der lachendsten, glücklichsten Flecke der Erde, alle Gräuel jener Zeit auf's furchtbarste wütheten. Ströme von Blut färbten damahls die Wellen der Loire, tausend noch im Sterben verhöhnte Schlachtopfer fanden bey den entsetzlichen Noyaden den schrecklichsten Tod. Jünglinge und Mädchen wurden paarweise zusammengebunden und in den Strom gestürzt; Andere in Kähnen, welche mit Fallthüren versehen waren, in die Mitte der Loire geführt, wo der Boden plötzlich unter ihren Füßen wich, und sie dann rettungslos versanken. Wenige Jahre sind seitdem an uns vorübergegangen; der Strom fließt silberhell wie zuvor; denn die unsinnige Wuth der Menschen vermag nichts über die ewigen Gesetze der Natur; aber unbegreiflich schien es uns oft, daß diese

ohne den Wirth gemacht hatten; denn während wir noch ganz lustig durch die bisher uns ziemlich unbekannte gebliebene Vorstadt Saint Marceau hinrollten, zerstörte ein einziger heftiger Stoß des Wagens alle unsere Plane für den heutigen Tag. Erschrocken blickten wir um uns, sahen eines unserer Vorderräder weit von uns liegen, und uns selbst so gut als umgeworfen mitten in der schmutzigsten aller schmutzigen Straßen der weltberühmten Lutetia.

Die liebenswürdige Lebhaftigkeit der großen Nation war Schuld an diesem Unfalle. Sie, die keinem Franzosen erlaubt, Thür und Fenster gehörig zu schließen, und überhaupt das, was er eben vorhat, mit langweiliger Deutscher Bedachtsamkeit zu vollbringen, sie hatte auch den Citoyen-Wagenschmierer verhindert, das Eisen, welches das Rad festhalten sollte, ordentlich anzuschrauben. Es war verloren, und ein Artist, bey uns Grobschmied genannt, mußte gerufen werden, um ein neues zu schmieden.

Uns blieb für unsere Personen nichts übrig, als einstweilen aus dem Wagen zu klettern, so gut wir es konnten, und uns in ein kleines Weinhaus zu flüchten, das eben in der Nähe lag. Laute, wortreiche Beyleidsbezeigungen der schnell um uns her versammelten Bewohner dieses berüchtigten Theiles von Paris verfolgten uns bis zu unserem, gar nicht einladend aussehenden Zufluchtsorte, in welchem wir mehrere Stunden verharren mußten, bis der Artist sein Kunstwerk vollendet hatte. Doch thaten wir dieß lieber, und sahen einstweilen dem häuslichen Treiben der uns fast unbekannt gebliebenen ärmern Classe von Parisern zu, als daß wir in unser eben verlassenes Quartier zurückgekehrt wären. Dort hätten wir gewiß alles in der größten Unordnung gefunden, und der Anblick eines eben von uns noch bewohnten, jetzt ausgeräumten Zimmers, das Wegtragen der Betten und Möbeln, an welche man mehrere Monden lang gewöhnt war, ist gar zu unangenehm; man kommt sich selbst dabey fast wie gestorben vor.

Endlich war alles wieder zum Abfahren bereit, und es ging fort; doch nicht im sausenden Galopp, sondern ziemlich langsam auf verdorbenen Kunststraßen, die uns manche Stöße versetzten, und für welche der Anblick der öden, flachen Gegend rings umher uns keine Entschädigung both. Die erste Nacht kamen wir nicht weiter als bis zum Städtchen Arpajon, wo wir ein erträgliches Nacht-Quartier fanden; den folgenden Tag erreichten wir Orleans ziemlich spät am Abende; auf dem ganzen Wege von Paris bis hierher war uns kein interessanter Punct vorgekommen, auf welchem wir gern verweilt hätten.

Warum wir uns Orleans immer als eine schön gebaute, große

Stadt gedacht hatten, ist uns selbst nicht klar; so viel ist aber gewiß, daß sie beydes nicht ist. Alles, was wir davon sahen, kam uns schmutzig und ärmlich vor, und unser Gasthof, der beste in der Stadt, machte hiervon keine Ausnahme. Wir bescheiden uns gern, daß man in Frankreich an die Gasthöfe nicht denken kann, welche in England, selbst auf dem Lande, angetroffen werden. Aber auch im Vergleiche mit denen, welche wir früher in Flandern und Brabant gefunden hatten, war der Abstand sehr bedeutend, besonders in Hinsicht auf Ordnung und Reinlichkeit; er wurde in der Folge immer größer, je weiter wir kamen. Als Merkwürdigkeiten des Orts wußte man uns nur ein paar Zucker-Fabriken zu nennen, denen wir gern aus dem Wege gingen, und dann die alte ehrwürdige Kathedral-Kirche, die wir nur von außen bewunderten. Wir zogen es vor, die Schwelle des alten ehrwürdigen Tempels nicht zu überschreiten, der in seinem jetzigen Zustande uns doch nur den Anblick gewaltsam herbeygeführter Zerstörung biethen konnte; denn auch diese Kathedrale theilt mit fast allen übrigen Kirchen im Französischen Reiche das traurige Schicksal, während der Schreckenstage der Revolution alles Schmuckes, aller Alterthümer und aller Denkmähler beraubt worden zu seyn, die im Laufe langer Jahrhunderte in ihr sich angehäuft hatten. Vieles davon wurde von unheiligen Händen zerstört; Vieles der Raubsucht des verwilderten Volkes zur Beute; doch Manches auch von besser Gesinnten bey Seite geschafft, und nicht ohne bedeutende Gefahr so lange verborgen gehalten, bis man es wagen konnte, wieder damit an's Licht zu treten.

Als in ruhigern Tagen die große Nation einiger Maßen wieder zur Vernunft kam, widmete sie das ehemahlige Kloster der petits Augustins in Paris der Aufbewahrung aller im ganzen Lande dem Zerstörungsgeiste entgangenen Französischen Monumente, die denn auch mit bedeutendem Kostenaufwande von allen Seiten dorthin geschafft werden mußten, wo sie sich aber freylich nicht viel besser ausnehmen als der Laokoon im Salon des Louvre.

Das Lokale, das man ihnen eingeräumt hat, mit seiner alten Kirche, mit den vielen an diese sich anschließenden Seiten-Capellen, mit den düstern Kreuzgängen, würde zwar an und für sich recht gut zu einem solchen, der Vergangenheit geweihten, Tempel sich eignen; aber der Raum ist viel zu enge für die Menge zum Theile sehr bedeutender Bildwerke, die ohne sonderliche Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung oder ihren eigentlichen Kunstwerth hier zusammengedrängt stehen.

In unsern sturmbewegten Tagen schwingt die Zeit ihre Riesenflügel weit schneller und gewaltiger als in denen unserer Väter. Die

wichtigsten Begebenheiten drängen einander; wozu sonst eine lange Reihe von Jahren gehörte, das entsteht und vergeht unter unsern Augen innerhalb dem Laufe weniger Wochen, und wir werden Greise an Erfahrung lange, ehe wir es den Jahren nach sind. Selbst dem geübtesten Gedächtnisse ist es beynahe unmöglich, alles, was um uns und sogar mit uns geschieht, festzuhalten; und es thäte Noth, man lebte immer mit der Feder in der Hand, um nicht ganz um die Frucht seiner Erfahrungen zu kommen. Daher sey es uns erlaubt, hier ein, wenn gleich nur skizzenhaftes, Bild jener Sammlung im Kloster des petits Augustins zu Paris einzuschalten, die, als wir sie besuchten, einen sehr tiefen, ernsten Eindruck auf uns machte, und dennoch vielleicht im Laufe weniger Jahre wieder in alle vier Winde zerstreut seyn wird. Bis jetzt sah die Welt noch niemahls ihres gleichen, und hoffentlich wird auch nie und nirgends eine zweyte ihr ähnliche entstehen; denn nur die furchtbarste Verwirrung eines zwar hochgebildeten aber zügellosen Volkes, das vom niedrigsten Sclavensinne plötzlich zur wildesten Anarchie überging, könnte den Anlaß dazu herbeyführen.

Das Kloster der petits Augustins in Paris.

Der Tag begann schon sich zu neigen, als wir zum ersten Mahl diese, jetzt verödete, Hallen besuchten; rings um uns herrschte tiefe, feyerliche Stille; denn hier drängen sich nicht, wie in den Gallerien des Louvre, die schaulustigen Pariser schaarenweise herbey, denen dort größten Theils eben so viel an dem Sichsehenlassen als an dem Sehen selbst gelegen ist. Zu dem erstern biethet sich hier kein günstiges Locale dar; daher sieht man nur einzelne Fremde mit leisen Tritten hier wandeln, in ernste Betrachtung versunken. Dieß Mahl waren wir und unser Führer die einzigen Lebenden unter allen diesen stummen Zeugen der Vergänglichkeit irdischer Größe und Pracht.

Als wir hereintraten brach eben die Sonne durch die alten gemahlten Fenster, die wir von solcher Schönheit, von so blendender Farbenpracht bis jetzt noch nirgends angetroffen haben. Sie trieb ein wunderliches, fast schauerliches Farbenspiel mit den Marmorbildern; oft strahlte eines mit Purpurlicht übergossen aus dem Dunkel der alten Kreuzgänge blendend hervor, während andere in düstere Dämmerung zurücksanken; dann verschwand plötzlich wieder das, was eben geglänzt hatte, und andere wurden sichtbar, schimmernd in blauen, grünen, feuerfarbenen Licht-Reflexen, welche die Sonnenstrahlen durch die farbigen Fensterscheiben ihnen zuwarfen, bis eine Wolke die Sonne verdeckte, und alles sich in farblose Dämme-

rung einhüllte. So, sprachen wir zu einander, so haben auch Die einen kurzen Augenblick lebend geglänzt, deren Andenken diese Marmorbilder geweiht wurden, und sind dann in Nacht und Dunkelheit versunken. Was ist aus ihnen geworden; was aus ihren Planen, mit denen sie ihr unruhvolles Leben hinbrachten; was aus ihren Nachkommen, deren Größe sie für eine Ewigkeit gegründet zu haben glaubten!? Es ist unmöglich, anders, als mit einem sehr ernsten, wehmüthigen Gefühle durch diese Hallen zu wandeln, oder vielmehr sich zwischen ihren Mauern hindurchzuwinden.

Die Kirche, die Seiten-Capellen derselben, die Kreuzgänge des Klosters, sogar der kleine Klostergarten selbst stehen vollgedrängt von Denkmählern, Büsten und Statuen aus jeder Epoche moderner Bildhauerkunst, von ihrem ersten Entstehen an bis hinab zu den ehemahls so hoch gepriesenen, geschmacklos verzerrten Gebilden Bernini's, und derer, welche ihm nachfolgten. Doch auch manches gelungene Meisterwerk Italiänischer und Französischer Meister wird hier aufbewahrt; aber alles steht mit Staub bedeckt, ohne Rücksicht auf Raum und Beleuchtung, unordentlich durch einander geworfen, als hätte man aus einer Feuersbrunst in größter Eile es hierher gerettet. Das ermüdete Auge sucht vergebens einen Punct, von dem es das Ganze, oder doch wenigstens einen bedeutenden Theil desselben, überschauen könnte; eben diese Unordnung leiht ihm indessen auch das Ansehen fast unermeßlicher, schauerlicher Größe. Uns war zu Muthe als wären wir lebend in das düstere, geheimnißvolle Reich der Unterwelt gerathen, als umringten uns farblose Schatten, die immer näher sich drängten, deren Zahl bey jedem Schritte sich vergrößerte, so daß man fast fürchten möchte, ihnen nie wieder entfliehen zu können. Lebensgroß, recht gespensterartig und grauenvoll sieht man hier die Gestalten der ältesten Könige aus dem Stamme der Merovinger, nebst ihren Königinnen; die Clodowige, die Childeberte, Ludwig den Heiligen und wie sie sonst noch heißen mögen. Pfeilgerade liegen sie auf ihren Sarkophagen in weiten Gewändern, die zu schmalen, ganz gleichen Falten geordnet sind, mit über der Brust gefalteten Händen. Sie sehen ganz grau und unscheinbar, beynahe vermodert, aus; selbst die Züge ihres Gesichtes, bey denen man doch wahrscheinlich eine Art Ähnlichkeit beyzubehalten strebte, sind nicht mehr zu erkennen; die Zeit, die ihre Gebeine in Staub umwandelte, verschonte auch nicht den harten Stein, in welchem die damahls noch so arme Kunst das Andenken dieser Herrscher über ein mächtiges Volk zu verewigen strebte.

Fast noch wunderlicher nahmen die Denkmähler aus jener düstern Zeit sich aus, in welcher der finsterste Mönchsgeist die Welt allgewal-

tig regierte. Könige, vor denen Millionen in den Staub sich beugten; Fürstinnen, die lebend nur die Macht ihrer Reitze oder die Vorzüge ihres Standes geltend zu machen strebten; Helden, deren Nahmen die Geschichte der Ewigkeit zuführt, liegen auf ihren Sarkophagen, eingehüllt in Mönchs- und Nonnenkutten, Capuzen und Schleyer, die sie noch im Sarge sich anlegen ließen, als hofften sie durch diese heilige Maskerade dereinst beym Auferstehen mit durchschlüpfen zu können. Andere sind zum Theile liegend, zum Theile knieend auf ihren Särgen in der Tracht abgebildet, die sie im Leben gewöhnlich zu tragen pflegten, den Rosenkranz und das Gebethbuch in den gefalteten Händen. Diese sind für den Alterthumsforscher in Hinsicht auf die Sitten ihrer Zeit weit merkwürdiger als jene, obgleich ihr Costüme für die Bildhauerkunst sich nicht sonderlich eignet. Einige sehen ganz abenteuerlich aus, vorzüglich die Damen, die Königinnen und Fürstinnen mit ihren weiten Reifröcken, den über den Scheitel hinaus ragenden hohen Krägen, dem seltsam aufgesteiften gekräuselten Haare, den phantastisch geformten Hauben und Schleyern, mit denen sie lebend sich entstellten und im Tode noch zu glänzen hofften.

So sieht man hier längst erblichene Jahrhunderte gleichsam aus ihren Gräbern erstehen, und eines nach dem andern an uns vorüberwandeln.

Der Eindruck, den dieser Anblick machen könnte, würde weit imposanter seyn, wenn alles, was zusammen gehört, auch beysammen wäre, und nicht so vieles Fremdartige, einer andern, spätern Zeit Angehörende überall eingeschoben wäre. Mitten unter den ältesten, größten Theils sehr einfachen Standbildern trifft man auf andere, weit modernere Denkmähler. Einige von diesen zeichnen durch Ungeschmack, durch verrenkte Gestalten, durch ein Haschen nach Ausdruck, das an Carricatur gränzt, sich aus; andere durch meisterhafte Ausführung und mitunter lobenswerthe Erfindung; alle durch Pracht und großen Reichthum an Figuren. So fanden wir hier auch das berühmte und bekannte Grabmahl des großen Turenne, das von Straßburg nach Paris gebracht worden war. Viele dieser Monumente sind so groß wie ein Haus in den Schottischen Hochlanden, die meisten überladen mit Figuren, mit Todtengerippen, mit trauernden Genien, mit trostlos weinenden Tugenden, um die der Verstorbene, während er lebte, sich wenig bekümmerte. Als eines der merkwürdigsten, größten und kunstreichsten in der großen Zahl derselben, nennen wir hier nur das prächtige Grabmahl der schönen Diana von Poitiers, der berühmten Geliebten Königs Franz des Ersten. Unter allen diesen Denkmählern, die auf so mannigfache

Weise unser Gefühl in Anspruch nehmen, gibt es aber auch noch einige anderer Art, wie sie, so viel wir davon wissen, die Französische Nation allein aufzuweisen hat. Gestalten, so gräßlich erdacht, mit so widerwärtiger Kunstfertigkeit ausgeführt, daß man mit Ekel und Grausen sich von ihnen wegwenden muß, und doch immer wieder sie anblickt, um sich zu überzeugen, daß dieses unglaublich uns Dünkende wirklich existirt. Mehrere Könige von Frankreich, unter diesen nahmentlich Franz der Erste, Carl der Neunte, und die Königinn Maria von Medicis, kamen in ihrer Sterbestunde auf den gräßlichen Gedanken, anzuordnen, daß man sie nach dem Tode im furchtbarsten Ringen mit diesem abbilden sollte, in einem Kampfe, wie hoffentlich nur ein gepeinigtes Gewissen ihn herbeyführen kann. In Lebensgröße abgebildet, sehen wir diese einst so gewaltigen Herrscher auf ihrem Sterbelager mit der furchtbarsten Porträt-Ähnlichkeit ihrer Gesichtszüge. Der Anblick ihrer hagern, von der Krankheit abgezehrten und obendrein halb nackten Körper ist von empörender Widerwärtigkeit; alle Glieder zeigen sich wie verrenkt im schrecklichsten Todeskampfe, die Gesichter sind convulsivisch verzerrt, die wild zerstreuten Haare wie zerwühlt in der Todesangst; das Ganze biethet das Bild eines unter Qualen langsam verscheidenden Verbrechers, wie es kaum jemahls der Pinsel eines Mahlers zu geben wagte, wenn er den Tod des verstockten Schächers am Kreuze darzustellen unternahm.

Doch auch eine liebenswürdigere Gesellschaft, die man sogar elegant nennen dürfte, hat unfern dieser furchtbaren Gestalten hier Platz gefunden. Bey ihr erhohlten wir uns wieder. Es ist dieß eine Menge Büsten, die Frankreichs Gelehrte, Poeten und Philosophen darstellen, so hübsch fein und zierlich, daß sie in jedem Salon mit Freuden aufgenommen werden würden. Racine, Corneille, la Fontaine, Descartes und noch viele, viele mehr, unter andern auch Boileau, der in Frankreich noch immer für einen großen Mann und trefflichen Poeten gilt.

Vieles, das im Klostergebäude nicht mehr Platz fand, ward in dem, von hohen Mauern umgebenen, ziemlich dumpfigen Garten aufgestellt, der zu demselben gehört. Geisterartig und verlassen blicken hier die weißen Marmorbilder zwischen den hohen alten Taxusbäumen und Cypressen hindurch.

Es ist der wunderbarste Kirchhof, man könnte sagen, eine ganze Welt läge hier begraben; und wer bey nächtlicher Weile oder gar bey Mondlicht unversehens hierher geriethe, der möchte wohl schwerlich sich eines heimlichen Schauers erwehren können, und wäre er auch sonst ein Held. Hier in diesem Garten fanden wir auch die,

aus der Kathedral-Kirche von Orleans geraubte Statue des berühmten Heldenmädchens Jeanne d'Arc, die uns eigentlich zu dieser Abschweifung verleitet hat. Wahrscheinlich ist dieses Marmorbild nur ein Theil eines größern, der Jungfrau von Orleans geweihten Monumentes; denn sie ist sehr sonderbar nur bis an die Hüften abgebildet, und steht ganz niedrig am Boden, ohne eigentliches Piedestal. Die Kriegerinn hält mit beyden Händen das emporgerichtete Schwert, und diese Stellung allein bezeichnet in ihr die Heldinn. Die ganze Figur ist sehr zart, man möchte sie beynahe schmächtig nennen. Das feine, sanfte Gesichtchen bezeichnet nur die fromme, vom Himmel gesendete Seherinn. Es liegt ein so unaussprechlicher Ausdruck lieblicher Schwärmerey in diesen wunderholden Zügen, daß wir uns lange nicht von ihnen losreißen konnten, und zuletzt fest überzeugt wurden, so und nicht anders müsse die fromme Heldinn ausgesehen haben; obgleich das Bild augenscheinlich aus einer weit spätern Zeit ist. Gewiß haben alte, ihr gleichzeitige Abbildungen und Traditionen dem Künstler zum Vorbilde gedient; wie hätte er sonst auf den Gedanken kommen können, sie in so zarter, fast verklärter Gestalt uns zu zeigen, statt eine Art von Kriegesgöttinn aus ihr zu machen.

Hinter Orleans wird die Gegend höher und schöner; im Sommer mag es hier sehr angenehm seyn. Bald kamen wir an die schönen Ufer der „prächtig strömenden Loire." Das junge Grün der Saaten, das sie schmückte, der breite Strom und eine schöne sich über ihm wölbende steinerne Brücke gewährten uns manche reitzende, mahlerische Ansicht; die Flecken und Dörfer aber, durch welche der Weg führte, erfreuten uns nicht. Alles, was wir darin sahen, trug das Gepräge der bittersten Armuth. In Lumpen gehüllte Greise, bleiche Jammergestalten von Weibern, umschrien von halb verhungerten Kindern, fielen uns mit ungestümem Betteln an, so oft der Wagen hielt. Die Versorger und Ernährer dieser hülflosen Wesen waren alle zur Armee getrieben, und diese Zurückgebliebenen verschmachteten jetzt in dem von der Natur so reich begabten Lande, weil es an rüstigen Armen fehlte, es anzubauen.

In Paris hatten wir wenig von dem Elende bemerkt, welches die Revolution über dieses einst so wohlhabende Land gebracht hat. Die, welche durch jenes plötzliche Umschwingen des Glückes, auch wohl durch Raub und Plünderung reich wurden, leben dort in einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrängt; ihr Glanz blendet das Auge so, daß es nicht in das dicht daran gränzende Dunkel

zu schauen vermag, in welchem doch die Mehrzahl der Menschen leben muß. Aber auf dem Lande und in kleinen Städten liegt alles offen da, und der Anblick des allgemeinen Elendes hier erregt unser innigstes Mitleid.

Auf dem ganzen Wege von Orleans bis Blois begegneten wir zwar vielen Frachtwagen, aber keinen andern Reisenden, und überhaupt wenig Menschen. Außer den Bettlern umringten uns auch überall eine Menge Weiber und Kinder, um an uns Messer zu verkaufen, die in großer Anzahl ringsum in der ganzen Gegend recht gut gemacht werden. Mit augenscheinlicher Lebensgefahr stiegen die Mütter in die Speichen der Räder, so wie der Wagen einen Augenblick hielt, und reichten uns ihre halbnackten Kinder zum Schlage hinein. Die Kleinen mußten uns die Messer in ihren Händchen zum Verkaufe entgegen tragen; und gern nahmen wir ihnen eine Kleinigkeit ab, um nur der Angst entlediget zu seyn, sie so zu sehen.

In Frankreich muß ohnehin jeder Reisende sein Messer mit sich führen; denn er erhält keines in den Gasthöfen der kleinern Städte, zu denen man doch zuweilen seine Zuflucht zu nehmen sich gezwungen sieht. Gabeln dagegen und Löffel fehlen nie; gewöhnlich sind beyde von Silber, ungeachtet der Armuth des übrigen Geräthes. Auch Servietten sind da, nur keine Messer, oder wenn man auf vieles Fordern welche bringt, so sind diese gewöhnlich in einem so abschreckenden Zustande, daß man sich ihrer nicht bedienen mag.

Man wird in Frankreich fast noch schneller auf den Posten weiter befördert als in England. Kaum daß die Pferde den letzten Schritt gethan haben, so werden sie schon ausgespannt und andere gebracht. Der neue Postillon steigt flink in die kolossalen, mit Stroh gefütterten Courier-Stiefel, die sein Vorgänger beym Absteigen von sich warf, klatscht einige Mahl kurz hinter einander mit seiner kleinen Peitsche, und nun geht es fort im schnellsten Trabe, wenn der Weg es erlaubt. Man hat oft nicht Zeit, die Post ordentlich zu bezahlen, und der Postmeister ruft nur in aller Geschwindigkeit dem forteilenden Postillon nach, wie viel der Reisende zu viel oder zu wenig gab; dieß wird dann auf der nächsten Station berichtiget.

Die Posthäuser sind fast nie zum Empfange der Reisenden eingerichtet, und sehen auch gewöhnlich so uneinladend aus, daß man gern vorüberzieht. Mit den Gasthöfen ist es ungefähr eben so, daher saßen wir oft zehn bis zwölf Stunden wie festgebannt in unserm Wagen, und wären ohne die wohlthuende Industrie der Landbewohner oft halb verschmachtet im Nacht-Quartiere angelangt. Diese aber kam uns aus den benachbarten Häusern an den Posten überall mit guter Bouillon, Backwerk und schönem weißen Brot entgegen, wo-

für wir gern die geforderte Kleinigkeit zahlten, um ohne Aufenthalt weiter zu kommen. Höher hinauf in den südlichen Gegenden von Tours bath man uns oft getrocknete Früchte, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Pfirsiche, die wie in Zucker candisirt aussahen und schmeckten. Das Obst erreicht in diesem schönen Lande einen Grad von Süßigkeit und Reife, die wir in unserm rauhern Klima gar nicht kennen.

Die Stadt Blois erreichten wir am späten Abende des Tages, an welchem wir Orleans verließen. Sie schien uns noch armseliger, schmutziger und kleiner, hat aber eine höchst anmuthige Lage hart am Ufer der Loire. Unser Gasthof lag am Quai; unerträglicher Schmutz und überlästige Messerverkäuferinnen, die uns bis in unser Zimmer verfolgten, machten ihn zu keinem angenehmen Aufenthalte; doch vergaßen wir dieses Ungemach über den Anblick des Stromes, der, breit und prächtig, dicht unter unsern Zimmern hinrauschte. Lange standen wir noch am Fenster, und sahen dem Spiele des Mondscheines mit den Wellen zu. Alles war todtenstill auf dem Wasser, kein einziger Fischerkahn sichtbar auf der ganzen großen silbernen Fläche, die wir überblickten; nur das leise, fast klagende Rauschen der am Gestade sich brechenden Wellen flüsterte durch die Öde der Nacht. Wie ganz anders ist das immer rege Leben auf der Themse bey London, der schiffreichen Elbe bey Hamburg, ja auf dem kleinsten Canale in Holland, wo Tag und Nacht ein Gewühl der mannigfaltigsten Fahrzeuge die Wellen durchkreuzt.

Mit Tagesanbruch gingen wir weiter; es war der letzte Jänner, und warme Mayluft umwehete uns. Tausend Vögel trieben ihr lustiges Wesen in den Hecken; letztere fingen schon an sich mit gelben, wohlriechenden Blüthen zu schmücken; Lerchen wirbelten hoch über uns in blauer Luft und warmem Sonnenscheine, und aus dem jungen Grase guckte manches Frühlingsblümchen schüchtern hervor. Die weißen Blüthen der Mandelbäume erinnerten uns an den Schnee, der in unserm Vaterlande jetzt eben so auf den Ästen der Bäume noch lastete. Sehr sinnig nennt das Volk in Frankreich den Mandelbaum, den Baum der Thorheit, l'arbre de la folie, weil der erste freundliche Sonnenblick ihn verführt, seine Blüthen zu entfalten, wofür er denn oft später büßen muß. Im Gegensatze mit diesem nennen sie den im südlichern Frankreich sehr gewöhnlichen Johannisbrotbaum, den Baum der Weisheit, l'arbre de la sagesse, weil er die Zeit abwartet, und, gleich unsern Deutschen Eichen, die Knospen nicht eher durchbricht, bis keine Fröste mehr drohen. Jene beyden Bäume könnten in der Geschichte unserer Tage wohl auch als Symbol des Deutschen und Französischen Volkes gelten.

Die Gegend zwischen Blois und Tours ist entzückend schön.

Wir fuhren auf dem hohen geräumigen Damme längs dem Ufer der Loire hin; zur Rechten hatten wir den breiten, prächtigen Strom, zur Linken die wie ein schöner Garten angebaute Ebene. Näher an Tours wird das Ufer höher, mannigfaltig gestaltete zackige Felsen begränzen es; Weinberge, Gärten, zierliche Landhäuser reihen sich hier überall an einander; kein Fleckchen Land bleibt unbenutzt. Selbst im Innern der Felsen haben die Menschen sich Wohnungen bereitet. In Höhlen und alten Steinbrüchen hausen sie dort wie Kaninchen; sie haben sich zu ihrem Hausbedarfe ordentlich eingerichtet; eine Thür mit Schloß und Riegel schließt den Eingang; Fenster mit gläsernen Scheiben glänzen hier und da an den Felswänden, und wirthlich steigt der Rauch aus den Schornsteinen, die sich vom Gipfel der Felsen erheben. Unwillkührlich dachten wir dabey des wunderlichen Vesuvs im Garten zu Wörlitz, den auch Fenster zieren und der in seinem Innern manch artiges Boudoir verbirgt. So elegant sind diese Wohnungen nicht, aber doch wohl warm und gesund, wenigstens nach dem blühenden Ansehen der vielen Kinder zu urtheilen, die munter wie junge Gemsen zwischen dem Gesteine herumkletterten, das ihren väterlichen Herd einschloß. Je weiter wir fuhren, desto häufiger wurden diese Troglodyten-Zellen, und wir ermüdeten nicht, sie zu betrachten, indem wir bewunderten, wie geschickt man gewußt hatte, die mannigfaltigen Gestaltungen der Felsen zu benutzen. Weinkeller und Magazine hatten wir schon früher in den felsigen Ufern des Stromes eingehauen erblickt; aber sie als vollständige menschliche Wohnungen eingerichtet zu sehen, blieb uns ein neuer, wunderbarer Anblick.

Ziemlich nahe von Tours kamen wir an den, auch noch im Graus der Zerstörung großen, stattlichen Ruinen eines Karthäuser-Klosters dicht vorbey. Dieses prächtige Gebäude ward während der Revolution verwüstet und verbrannt. Sein Anblick erinnerte uns daran, daß eben hier, auf einem der lachendsten, glücklichsten Flecke der Erde, alle Gräuel jener Zeit auf's furchtbarste wütheten. Ströme von Blut färbten damahls die Wellen der Loire, tausend noch im Sterben verhöhnte Schlachtopfer fanden bey den entsetzlichen Noyaden den schrecklichsten Tod. Jünglinge und Mädchen wurden paarweise zusammengebunden und in den Strom gestürzt; Andere in Kähnen, welche mit Fallthüren versehen waren, in die Mitte der Loire geführt, wo der Boden plötzlich unter ihren Füßen wich, und sie dann rettungslos versanken. Wenige Jahre sind seitdem an uns vorübergegangen; der Strom fließt silberhell wie zuvor; denn die unsinnige Wuth der Menschen vermag nichts über die ewigen Gesetze der Natur; aber unbegreiflich schien es uns oft, daß diese

Menschen wieder lachen, singen, fröhlich ihren Geschäften nachgehen konnten, ohne bey jedem Schritte von den schrecklichsten Erinnerungen ergriffen und gelähmt zu werden. Dieß aber zeugt von der Macht der Zeit, von dem wohlthätigen Vergessen, womit die gewaltigen Stunden den Menschen allmählich besiegen. Wohl uns, daß dem so ist, und kein Schmerz in unserm ohnehin so kurzen Leben dauernd bleiben kann!

Unter solchen Gedanken und Betrachtungen hatten wir Tours erreicht, ehe wir uns dessen versahen, und fuhren über die prächtige Brücke zur Stadt hinein. Diese Brücke schien uns zwar weniger breit, aber nicht viel kürzer als die Blackfriars-Brücke, welche in London über die Themse führt. Die niedrigen Brustwehren erlaubten uns einen freyen Blick hinüber auf das von der Loire durchströmte Paradies und die um die Stadt sich ziehenden Pappel-Alleen; eine der reitzendsten Aussichten, welche wir jemahls sahen.

Tours ist vielleicht die hübscheste, freundlichste, reinlichste kleine Stadt in Frankreich. Alles darin hat so ein sauberes, zierliches Ansehen, daß wir dadurch auf's lebhafteste an England erinnert wurden; auch hatten vor der Revolution sich hier viele Englische Familien angesiedelt, die aus ökonomischen oder andern Gründen ihr Vaterland verließen; und wahrscheinlich sind es noch die Spuren ihres ehemahligen Daseyns, welche diese Stadt vor allen andern Französischen Städten unterscheiden. Die Einwohner von Tours bilden sich nicht wenig auf dieses freundliche Ansehen ihres Städtchens ein, und behaupten keck, daß selbst in Paris keine Straße wäre, die sich mit der Hauptstraße ihres Ortes vergleichen ließe. Das heißt im Munde eines Franzosen gar viel gesagt; denn ihm ist Paris die Krone der Welt. Diese gerühmte Straße ist wirklich von beyden Seiten mit schönen, modernen Häusern besetzt, an welchen, ganz nach Englischer Art, ein breiter, etwas erhöheter, mit Quadersteinen belegter Fußpfad hinläuft; sie ist breit, schnurgerade, und endiget in einer schönen Pappel-Allee, welche dicht vor der Stadt einen bedeutenden Hügel hinauf führt.

Von diesem Hügel übersahen wir noch ein Mahl die artige Stadt, den breiten Strom mit seinen grünen Inseln, die sanft sich erhebenden, mit Reben und Gärten geschmückten Ufer, und eine zweyte schöne Brücke, die in einiger Entfernung über den Strom sich wölbt. Welch ein Paradies muß hier grünen und blühen, wenn die Bäume ihre belaubten Kronen tragen, die Reben Kränze um sie flechten oder in schönen Gewinden sich über die sie einschließenden Mauern beugen; wenn tausend Blumen aus diesen freundlichen Gärten ihren Duft versenden! Jetzt deckte das frische Grün nur kaum den Bo-

den; der Mandelbaum allein stand röthlich blühend unter seinen noch schlafenden Brüdern, und doch ward es uns schwer, von diesem Anblicke zu scheiden. Noch schwerer würde es uns geworden seyn, hätten wir ahnen können, wie unangenehm unsere Reise von jetzt an werden würde.

Wir fuhren weiter, weil wir es mußten. Nicht lange, so bog der Wagen um eine Ecke, und wie durch den Schlag einer Zauberruthe sahen wir uns plötzlich in ein ganz anderes Land versetzt. Öde, flach, unwirthlich breitete sich eine Gegend vor uns aus, der auch nicht ein interessanter Punct abzugewinnen war, so eifrig wir darnach umblickten. Die Wege wurden sehr schlecht; die Dörfer und Flecken, durch welche wir kamen, benahmen uns alle Lust, den Wagen zu verlassen; so erreichten wir denn, müde und zerschlagen an Seele und Leib, unser Nacht-Quartier. Es war schon sehr dunkel; dennoch verfolgten uns schreyende Weiber, weinende, halb verhungerte Kinder mit großem Ungestüm bis in unsere Schlafzimmer, um uns Stahlarbeiten und Zahnstocher zu verkaufen. Noch nirgends waren sie so zudringlich gewesen als hier; auch sahen wir uns genöthiget, jede Regung des Mitleids zu unterdrücken, und ihnen gewaltsam die Thür weisen zu lassen, um nur zu der uns allen höchst nöthigen Ruhe zu gelangen.

Der kleine Ort, in welchem wir uns jetzt befanden, heißt Châtellerault aux-Barres-de-Nintré. Er liegt nahe an dem kleinen schiffbaren Flusse Vienne, und war sonst ein freundliches, nahrhaftes Städtchen. Der starke Waaren-Transport zu Wasser und der sehr ergiebige Fischfang machten die Einwohner zu wohlhabenden Leuten, die ohne große Sorge erwarben, was sie zum stillen, zufriedenen Leben für sich und die Ihrigen bedurften.

Jetzt hatte Bonaparte die Männer ihrem friedlichen Herde entrissen, um seine Marine mit ihnen zu besetzen; besonders die flachen Böte, welche damahls ausschließend ihn beschäftigten, weil er England damit erobern zu können wähnte. Die armen Weiber mußten wohl mit ihren Kindern betteln, um nicht zu verhungern.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel herab, als wir uns am andern Morgen, noch in der Dämmerung, auf den Weg machten. Wir kamen an Poitiers dicht vorbey. Die Stadt sah aber so wenig einladend aus, daß wir gar nicht hineinfahren mochten, sondern nur in der Vorstadt anhielten, um die Pferde zu wechseln. In Deutschland, oder gar in England und Holland, ist es unmöglich, sich eine solche kleine Landstadt in diesem Theile von Frankreich vorzustellen; besonders bey Regenwetter ist ihr Anblick das Scheußlichste, was wir kennen. Die elenden Häuser sehen aus, als wären sie aus

Koth zusammengeknetet; die seit ihrer ersten Entstehung nie gewaschenen Fenster vollenden das widrige Bild; oft fehlen sie ganz, und in Öhl getränktes Papier oder schlecht zusammengenagelte, unangestrichene Läden ersetzen ihre Stelle. Misthaufen besetzen von beyden Seiten die engen, winkligen Straßen; alles, was man sieht, läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, als ob hier frohe Menschen in freundlich-häuslichen Verhältnissen glücklich leben könnten. Der Anblick einer solchen Stadt ist so traurig beengend, so ekelerregend, daß jeder Fremde die schnelle Beförderung der Posten als eine wahre Wohlthat erkennen muß, und dem Pariser die Verachtung verzeiht, mit welcher Letzterer gewohnt ist, auf die Provinz und alles, was provinciell heißt, vornehm herabzublicken.

Doch indem wir dieß in der Vorstadt von Poitiers, in unserm Wagen sitzend, besprachen, und man uns frische Pferde vorlegte, überzeugte uns eine dicht neben uns sich ereignende kleine Scene, daß doch wohl selbst in diesem abschreckenden Orte häusliches Glück und Liebe wohnen können.

Mehrere Fuhrleute fuhren eben mit ihren Karren von dem Hause fort, vor welchem wir hielten, und schlugen die Straße nach Bordeaux ein, die auch wir vor uns hatten. Nur ein einziger zögerte noch, als ob er etwas erwarte. Da kam ein junges, sehr hübsches Weib aus der Stadt; sie trug eine große Fuhrmannspeitsche in der Hand und ein kleines, etwa zweyjähriges Mädchen auf dem Arme, und eilte, trotz dem eben unbarmherzig strömenden Regen, auf den jungen Fuhrmann zu, der ihr auch einige Schritte entgegen ging, so daß er dicht neben unserm Wagen zu stehen kam. Sie sprachen mit einander recht lange und recht herzlich, doch was sie sagten, konnten wir in ihrem Patois nicht verstehen; dann küßte der Mann Frau und Tochter mehrere Mahl, nahm dann zögernd die Peitsche, und ging zu seinem Wagen, kehrte aber bald wieder, um Frau und Kind noch ein Mahl zu herzen und zu küssen; endlich fuhr er ab, die Frau aber blieb im Regen stehen, und sah ihm unverwandt nach. Papa est déjà bien loin, stammelte das Kind, und zeigte mit dem Händchen nach ihm hin, die Frau weinte und trocknete die Thräne mit dem Kleidchen des Kindes, das sie fest an sich drückte. Da klapperte eine alte geschwätzige Nachbarinn auf unförmlichen Holzschuhen zu ihr hin, um sie zu trösten, und redete ihr viel von einem großen Sack voll Geld vor, den der Mann aus Bordeaux mitbringen würde; die Frau aber schüttelte traurig und schweigend den Kopf, küßte ihr Kind und ging dann einsam zurück in die Stadt. Der Vorgang ist an sich sehr unbedeutend, für uns aber hatte er etwas Rührend-Erfreuliches, und da er das

Einzige war, was in diesen Tagen uns freundlich ansprach, so mag er denn auch hier in unsern Erinnerungen sein Plätzchen behalten.

Von Poitiers aus verdiente die Straße kaum noch eine Straße genannt zu werden. Wir fuhren so langsam, daß wir in einem elenden Weiler, maisons blanches genannt, die Nacht zubringen mußten, weil es für diesen Tag unmöglich war, weiter zu kommen. Am andern Morgen entdeckten wir, daß unsere Räder einer Reparatur bedurften, was bey den entsetzlichen Wegen, welche wir bis jetzt gehabt hatten, wohl nicht anders seyn konnte. Wir fuhren also nur bis Angouleme, wo wir gegen Mittag anlangten, um dort dieses Geschäft vornehmen zu lassen. Die eine Hälfte von Angouleme liegt auf einer Anhöhe, und die, terrassenartig über einander sich erhebenden Häuser gewähren, von unten gesehen, einen recht hübschen Anblick; in der Nähe aber ist dieser Theil der Stadt eben so schmutzig und räucherig, als die niedriger liegende Hälfte derselben, in welcher wir uns den besten, größten Gasthof des Ortes zum Absteige-Quartier erwählten.

Angouleme ist die größte Stadt in diesem Theile von Frankreich, aber auch die schmutzigste und häßlichste, die wir bis jetzt gesehen hatten. Finster und armselig wie sie, war auch unsere Wohnung; alles, was uns umgab, mit einer Kruste von Schmutz überzogen; und wenn wir die Betten ansahen, und daran dachten, daß wir hier die Nacht zubringen sollten, so ergriff uns ein unwiderstehlicher Ekel. Selbst die Luft war kaum zu athmen; denn die Bewohner dieses Landes essen den ganzen Tag Knoblauch, und verpesten damit die Atmosphäre, in welcher sie leben, bis zu einem fast unerträglichen Grade. Von Reinlichkeit, von allem, was das Leben angenehm und behaglich macht, hat man in diesen Gegenden keinen Begriff; die Leute im Hause verstanden gar nicht, was wir damit wollten, und meynten, alles wäre bey ihnen ganz vortrefflich. So blieb uns denn nichts übrig zu thun, als uns selbst einiger Maßen einzurichten, so gut es anging, und fleißig nachzusehen, ob die Arbeit an unsern Rädern gehörig gefördert werde. Der Tag ward uns indessen in diesem unwirthbaren Aufenthalte sehr lang. Wenn wir die träge Unbehülflichkeit der Menschen um uns her betrachteten, so glaubten wir gar nicht mehr in Frankreich zu seyn. Ähnliches findet man in Deutschland nicht einmahl auf der Lüneburger Heide oder in den abgelegensten Winkeln Westphalens; und dennoch gibt es hier eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Zu unserm großen Erstaunen vernahmen wir, daß in einem unserm Gasthofe gegenüber liegenden großen Gebäude eine solche sich befinde; in jedem andern Lande hätten wir das Haus geradehin für einen Viehstall gehalten. Junge Mädchen aus allen Gegenden

Frankreichs werden dahin geschickt, sogar aus Deutschland, selbst aus Amerika; und die Ältern derselben wissen sich wahrscheinlich in der Ferne viel damit, daß sie ihre Kinder in Frankreich erziehen lassen; ja, sie sind unverständig genug, zu glauben, auf das trefflichste für die armen Wesen gesorgt zu haben, die sie aus dem Vaterhause in diesen traurigen Aufenthalt verbannten.

Je länger wir das Haus uns gegenüber ansahen, aus dessen Thür wirklich zuletzt ein paar kleine verkümmerte Blondinen, an der Hand einer ziemlich schmutzig und sehr mürrisch aussehenden Madonne heraustraten, desto höher stieg unser Mitleid mit diesen in die Fremde hinaus gestoßenen Kindern. Wir wünschten zuletzt fast in vollem Ernste, daß es noch Zauberer gäbe, die den Ältern in einem Spiegel den Aufenthalt zeigen könnten, in welchem ihre Töchter das schöne Frühlingsleben, das nur ein Mahl uns blüht, hinbringen müßten, um nur dereinst fertig Französisch plappern zu können. Wann werden wir endlich aufhören, innerlich das Ausland zu überschätzen, während wir äußerlich, bis zur Ungerechtigkeit gegen dasselbe, mit Deutschen Gesinnungen Parade machen? Kein mühsam erworbenes Talent, keine Fertigkeit im Französisch Reden und Tanzen, vermag jemahls unsern Töchtern die Jugendfreudigkeit und das geistige und körperliche Gedeihen zu ersetzen, welche nur eine im Vaterhause verlebte Kindheit gewährt.

Zwar jene ruhige, einfache Zeit ist nicht mehr, in der Jeder hoffen durfte, daß die Bahre, die ihn einst zur letzten Ruhe trägt, an derselben Stelle zu stehen kommen werde, an der einst seine Wiege stand. Und deßhalb muß der Sohn früh in die Welt hinaus, damit er den Boden kennen lerne, auf dem er seinen Weg durch's Leben sich wird bahnen müssen; doch das Los der Töchter blieb noch immer ruhigerer Art. Ihre schöne, milde Bestimmung ist, das eigene Glück nur in der Beförderung des Glückes der Ihrigen zu suchen und zu finden; und hier kann ihre Führerinn nur die höchste, reinste Anspruchslosigkeit seyn, die in der Fremde so leicht zerstört oder in beklommene Schüchternheit verwandelt wird. Die Töchter gleichen den Frühlingsblumen, die nicht durch viele Hände gehen können, ohne den zarten Duft zu verlieren, der ihnen den höchsten Reitz verleiht; darum lasse man sie doch ruhig auf dem heimischen Boden erblühen, den ein günstiges Geschick ihnen anwies, im Hause des Vaters, unter den Augen der Mutter, im Kreise von Geschwistern und Verwandten. Ruhen wirklich bedeutende Anlagen in ihnen, so entwickelt die Zeit sie gewiß; und auch die helfende Hand, deren sie zu dieser Entwickelung bedürfen könnten, wird in unsern Tagen, selbst in kleinen Orten, sich fast immer finden lassen, sobald man nur geschickt

und behend sie zu ergreifen weiß. Daß man sehr liebenswerth und geliebt, sehr geachtet, sehr glücklich seyn könne, ohne fertig Französisch reden und Französische Pas tanzen zu können, leidet übrigens keinen Zweifel.

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen brachten wir den verdrießlichen Abend in Angouleme hin. Am folgenden Morgen war endlich alles zur Fortsetzung unserer Reise bereit, und wir bestiegen unsern Wagen, herzlich froh über die Erlösung aus allem dem Elende. Aber gleich nach der ersten Station fanden wir die Wege völlig bodenlos. Unser gar nicht schwerer Englischer Wagen, den sonst drey Pferde sehr bequem fortzogen, mußte mit sechsen bespannt werden; und auch diese vermochten es kaum, uns mit aller Anstrengung ihrer Kräfte aus den Löchern herauszuziehen, in die wir bey jedem Schritte auf's neue bis an die Achse des Wagens versanken. Die Kärrner, denen wir begegneten, selbst die Bauern, die im Felde arbeiteten, alles lief geschäftig herbey, um unsern Postillonen die Pferde prügeln zu helfen. Es schien dieß eine bey ihnen gewöhnliche Höflichkeitsbezeigung gegen Reisende zu seyn, für welche sie auch ihrerseits ein kleines Gratial erwarteten. So entsetzlich es uns auch war, die armen Thiere so martern zu sehen, so mußten wir es dennoch ohne Widerrede geschehen lassen, wenn wir nicht auf der Straße liegen bleiben wollten. Das Regenwetter hatte das Land umher in einen großen Morast verwandelt; im Sommer bey ganz trockenem Wetter kommt man auf diesem, aus lauter Lehm und Thon bestehenden Boden wahrscheinlich besser fort.

In Montlieu mußten wir übernachten; dort fanden wir alles im Superlativ: Unreinlichkeit, Knoblauchsduft und die bitterste Armuth. Zum Einheitzen brachte man uns Hobelspähne statt des Holzes; Butter und Kaffeh waren den Leuten Dinge, die sie kaum dem Nahmen nach kannten; im ganzen Hause befand sich kein einziges Fenster; zerbrochene Läden ersetzten ihre Stelle. Das übrige Ameublement war dem angemessen; die Betten mag die Fantasie des Lesers sich selbst mahlen.

Mit großem Geschreye drang ein halbes Dutzend Weiber in's Zimmer herein, um uns auf ihre Art zu bedienen. Aus den Lumpen, die um sie her flatterten, dem wilden Haare, das unter kleinen, weiß gewesenen Mützen ihnen über's Gesicht und über den Nacken herabhing, war es fast unmöglich, Spuren einer menschlichen Gestalt heraus zu finden. Alle redeten zugleich auf uns ein; wir verstanden kein Wort von ihrem kauderwälschen Patois; sie ihrerseits verstanden uns eben so wenig; also konnten wir nichts weiter thun, als diese Nymphen für's erste hinaus zu complimentiren, und dann

den Rest einer Flasche Lavendelwasser auszugießen, das bey ähnlichen Gelegenheiten uns schon treffliche Dienste geleistet hatte. Unser Bedienter hatte indessen in der Nachbarschaft fouragirt, und wirklich sechs Eyer und einen uralten Hahn erbeutet, aus dem er uns eine Suppe kochte, ohne daß die Leute im Hause ihm dabey helfen durften. Durch einen besondern Glücksfall fand sich im Wagen auch noch eine Flasche Wein und die Überbleibsel einer kalten Pastete. So war denn unsere Wirthschaft für diesen Abend recht gut zigeunerhaft eingerichtet; wir trösteten uns dabey mit der Hoffnung, morgen in Bordeaux das Ende aller unserer Noth zu erreichen.

Von Montlieu aus hatten wir noch sechs entsetzliche Meilen bis Cubsac vor uns. Daß wir auf diesem Wege nicht umgeworfen wurden, gränzt an Wunder. Der Weg war weit ärger als alle, die wir bis dahin zu überstehen gehabt hatten; jeder Schritt drohte uns die augenscheinlichste Gefahr. Dennoch gelangten wir ohne allen Unfall bis an das Ufer der Dordogne, dicht bey dem Städtchen Cubsac. Hier mußten wir in einem Mitteldinge von Fähre und Nachen über den Strom setzen, der dort beträchtlich breit und ziemlich reißend ist. Zwey Stunden harrten wir am Ufer, ehe alles zur Überfahrt bereitet ward. Wir sahen uns hier plötzlich zu einem ganz andern Volke hin versetzt. Jede Spur des plumpen, dummen Phlegma der Bewohner von Poitou und Limoges war verschwunden. Wir befanden uns mitten unter den Gascognern, den leicht beweglichsten Bewohnern Frankreichs, vielleicht der Welt; das sagte uns alles, was wir sahen. Eine Menge Menschen von wildem Ansehen versammelte sich im Nu um unsern Wagen; Männer, Weiber, Kinder, die Schiffer; alles fluchte, schimpfte, lachte, schrie durch einander, in rauhen, und ganz unverständlichen Tönen, ohne daß wir begreifen konnten, warum der Lärmen entstand. Es war, als ob gleich ein allgemeiner Faustkampf beginnen sollte; jeder Versuch, zu diesen Leuten zu sprechen, war vergeblich; sie hörten gar nicht auf uns. Ihr wüstes Geschrey, die Heftigkeit in allen ihrem Thun gab uns im Kleinen ein schauerliches Bild von dem, was sie vor wenigen Jahren gewesen seyn mochten, als sie mit blutigen Händen die Herrschaft im Lande übten. Wir stiegen also wieder in unsern Wagen, machten die Fenster dicht zu, um dem Knoblauchs-Odem zu entgehen, mit dem sie rings umher die Luft verpesteten, und erwarteten gelassen, was sie über uns beschließen würden. Nach unendlichem Toben brachten sie uns ziemlich ungeschickt in das zur Überfahrt bestimmte Fahrzeug, und spannten ein Segel auf. Der Wind wehete heftig; der ohnehin sehr reißende Strom schlug beträchtliche Wellen, und die Bewegung des kleinen Schiffes wurde dadurch so unangenehm, daß wir gewiß Alle seekrank geworden wä-

ren, wenn die ziemlich lange Fahrt noch eine Viertelstunde länger gewährt hätte.

Endlich landeten wir unter eben so großem Geschreye und Lärmen als bey der Abfahrt. Die Pferde standen schon bereit; wir hatten noch drey Meilen vor uns bis zur Bastide, welche Bordeaux gegenüber, diesseits der Garonne, liegt. Der Weg war vortrefflich, und dieß war uns etwas ganz Ungewohntes nach allen überstandenen Plagen und Leiden.

Der Landstrich, den wir jetzt durchreiseten, heißt entre deux mers, eine ebene Fläche, auf der kein vorzüglich guter Wein wächst. Dennoch bauen die Einwohner fast nichts anders, und wir fuhren durch eine ununterbrochene Reihe von Weingärten hin. Es dämmerte schon, als wir die Bastide erreichten, deßhalb fanden wir es gerathener, noch diese Nacht in dem diesseitigen ganz erträglichen Gasthofe zu bleiben, als so spät über die Garonne zu setzen, und bey dunkler Nacht in Bordeaux anzulangen. Dort gedachten wir uns mehrere Wochen aufzuhalten, und wollten deßhalb lieber am Tage und mit Muße uns eine bequeme Wohnung aussuchen; auch waren wir so ermüdet, daß wir nichts anders denken mochten, als: ausruhen.

Ankunft in Bordeaux.

In einem weiten Halbzirkel lag Bordeaux am andern Morgen vor uns, hart am Ufer des breiten Stromes, der hier eine große Krümmung macht. Die Morgensonne vergoldete die schönen Gebäude am Quai, das alte feste Schloß Château Trompette, und die bunten Flaggen und Wimpel der still vor Anker liegenden großen Seeschiffe; funkelnde Lichter spielten auf den hüpfenden Wellen der Garonne. Der Anblick war bezaubernd. Unzählige Schaluppen eilten geschäftig zwischen den Schiffen hindurch; Fischerkähne, ankommende Marktschiffe und Nachen von allen Formen vermehrten das bunte, lustige Gewimmel. Es war ein fröhliches Rufen, Jauchzen, Singen auf allen diesen verschiedenartigen Fahrzeugen; Alles verkündete uns die Nähe eines Marktes der Welt unter dem schönsten Himmelsstriche, bewohnt vom lebendigsten Volke der Erde. Langsam wand sich die Fähre, auf der wir uns befanden, durch das lustige Leben auf dem Strome; ähnliches jauchzte uns vom Ufer entgegen; da war ein Treiben, ein Ein- und Ausladen, ein Rasseln der Lastwagen, das uns betäubend geworden wäre, hätte nicht alles, was wir sahen, uns durch heimathliche Erinnerungen immer wieder aufgeregt.

Im Hôtel de Fumel, einem der schönsten Häuser der Stadt,

fanden wir eine überaus bequeme, angenehme Wohnung. Sonst gehörte es der damahls ausgewanderten, alten, angesehenen Familie, deren Nahmen es noch trug, und die durch manche liebenswürdige Eigenschaft sich während der Zeiten der Emigration auch in Deutschland Achtung und Freunde zu erwerben wußte. Der jetzige Besitzer, ein ehemahliger Diener der vorigen, hatte es zu einem der besten und dabey billigsten Gasthöfe eingerichtet; die Ordnung und Reinlichkeit in diesem Hause setzte uns nach allem, was wir bisher gesehen hatten, in freudiges Erstaunen. Diese Ordnung und Reinlichkeit aber scheint uns ein Vorzug aller großen Seehäfen in jedem Lande; der häufige Verkehr mit Fremden, besonders mit Engländern und Holländern, ist wohl die Hauptursache desselben, und ungeachtet der Entfernung vom Meere, nimmt Bordeaux doch einen bedeutenden Rang unter den Seehäfen ein; denn selbst die Kauffahrteyschiffe finden auf dem Strome dicht an der Stadt einen bequemen Ankerplatz.

Unsere Wohnung gewährte uns eine der schönsten, belebtesten Aussichten, die nur irgend eine Stadt aufzuweisen vermag. Wenn wir aus den nach Landessitte bis auf den Fußboden hinabreichenden großen Fenstern auf den schmalen Balkon hinaustraten, der rings um das Haus sich hinzog, so übersahen wir mit Einem Blicke den großen Strom voll Leben, und über ihn hinaus die schönen, sanft sich erhebenden Anhöhen des entgegengesetzten Ufers mit allen ihren Schlössern, Dörfern und einzelnen Landhäusern. Dazwischen grünten Felder und Wiesen. Cypressen, Pappeln, Fruchtbäume aller Art erheben fröhlich ihre Wipfel in die blaue, sonnige Luft. Nie vergessen wir den Anblick, wenn die sinkende Abendsonne die ganze himmlische Aussicht mit funkelndem Rosenlichte bestreute; nie den Frühling, dessen allmähliches Heranschleichen wir schon am Ende des Februars aus diesen Fenstern belauschten. Bald hier, bald da wagte ein Baum, eine Hecke, ein Busch ihre Blüthen und Knospen hervor, bis ein grünlicher, duftender Schleyer immer dichter und dichter alles leise überzog, und zuletzt die volle Pracht des Frühlings in Laubgewölb und Blüthenranken plötzlich vor uns stand.

Bordeaux ist eine der größten Städte in Frankreich; damahls zählte man über hundert tausend Einwohner darin. Verhältnißmäßig aber ist die Stadt mehr lang als breit; denn am Ufer des Stromes ist ihr eigentliches Leben, und alles strebte, dort sich anzubauen. Frühmorgens wandelten wir gern längs der Garonne hin, und ergetzten uns an dem emsigen, fröhlichen Treiben des arbeitsamen Volkes. Rechts von unserm Hause kamen wir zuerst am Weinmarkte vorbey, den wir auch von der einen Seite unserer Wohnung übersehen konnten. Hier nahm das lustige Gewimmel vom Morgen bis zur

sinkenden Nacht kein Ende. Etwas weiter, immer längs dem Strome, kommt man an einen großen, freyen Platz, an welchem die Börse erbaut ist; ein ganz modernes, großes, etwas wunderliches Gebäude. Kunstverständige wissen Vieles daran auszusetzen, uns selbst erschien es nicht ganz tadellos; doch macht die Façade desselben auf diesem Platze einen ganz angenehmen Effect. In nördlichern Handelsstädten, z. B. in London, in Amsterdam, in Hamburg, versammeln sich die Handelsherren unter freyem Himmel, auf Höfen ähnlichen, ganz offenen Plätzen, die eine oben bedeckte Colonnade umgibt, unter welcher sie bey zu unfreundlichem Wetter Schutz suchen können. Hier aber hat man, der drückenden Sonnenhitze wegen, eine andere Einrichtung getroffen. Die Börse ist ein ungeheuer großer Saal. Uns schien es ein arger Mißbrauch, daß viele mit unzähligen Kleinigkeiten angefüllte Buden den Raum darin verengen, und ihm das imposante Ansehen rauben, welches er ohne dieses haben würde. Eine wunderliche Art von Kuppel wölbt sich hoch über den Saal; eigentlich ist es keine Kuppel, wir können diese sonderbare Bedachung nur mit den altmodischen, aus Bretern zusammengenagelten Lauben vergleichen, die man noch hier und da in kleinen Hausgärten findet. Sie wölbt sich nur von zwey Seiten über den untern viereckigen Raum; von den beyden andern steigen die oben abgerundeten, ganz flachen Seitenwände bis zu ihrer höchsten Höhe, und schließen sich an. Die Fenster sind in langen, schmalen Streifen in den beyden gewölbten Seiten der Bedachung angebracht, und machen, von unten gesehen, einen ganz eigenen, feyerlichen Effect. Unter den Fenstern hin läuft eine ziemlich breite Gallerie rings um das Gebäude, die aber zur Börsezeit immer verschlossen bleibt. Ein großer Saal stoßt an diese Gallerie, den ein hiesiger Mahler recht artig decorirte; er wird bey feyerlichen Gelegenheiten zu Volksfesten, öffentlichen Bällen und großen Mahlzeiten gebraucht; während des Jahrmarktes werden auch in diesem Saale eine Menge Buden errichtet.

Wenn wir die Börse und den großen Platz vor derselben verlassen, um den Strom weiter zu verfolgen, so führt uns der Weg zuerst auf den breiten, mit einer langen Reihe schöner großer Häuser besetzten Quai. Der von ihm begränzte Strom voll Getümmel und die entgegenstehenden Ufer gewähren auch hier eine unendliche Mannigfaltigkeit der lachendsten Aussichten; ja, nirgends wohl findet man das Gewühl einer großen Stadt so vereint mit allen Reitzen ländlicher Natur. An die Häuser auf dem Quai reihen sich eine Menge Speicher, Magazine, Chays. Den letzten Nahmen führen hier die Wein-Niederlagen, von denen aus Europa und die halbe Welt versehen wird. Auf diese folgen die Schiffswerfte. Der

Geruch von Theer und Pech verkündiget sie schon von weitem. Ewig wird dort gehämmert, gesägt, Theer gekocht, und ganz unbändig geschrien; denn ein schweigender Gascogner wäre im wachenden Zustande etwas nie Gesehenes. Hier, wo bald ein neues Schiff vom Stapel läuft, bald ein altes kalfatert wird, wo es ewig zu schaffen, zu fragen, zu hohlen gibt, ist dieses Volk ganz in seinem Elemente, und übt die Gewalt seiner Lungen nach Herzenslust. Eine ungeheure Anzahl der platten Böte lag damahls theils halb, theils ganz fertig da. Ob Bonaparte es sich selbst weiß machte, daß er mit diesen Nußschalen England erobern könne, oder ob er die Welt absichtlich damit irre führen wollte, wird wohl ewig unentschieden bleiben. Damahls wurde so eifrig daran gearbeitet, als müßten alle in der nächsten Woche fertig werden; ihre Anzahl lief in's Unglaubliche; ungenutzt sind sie jetzt spurlos verschwunden, und mit ihnen die großen Summen, welche sie dem Lande kosteten.

Den Schiffswerften vorbey, am äußersten Ende der Stadt von dieser Seite, gelangt man an das Findelhaus, immer noch am Ufer der Garonne. Dieses schöne, große Gebäude macht durch seine sehr zweckmäßige Einrichtung den wohlthätigen Gesinnungen der Bewohner von Bordeaux alle Ehre, obgleich dessen starke Bevölkerung nicht sonderlich für ihre Sitten spricht. Ein mit Betten versehenes Turniket, dicht am Eingange, nimmt das von aller Welt verlassene, kleine, hülflose Wesen zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf, und fast kein Tag im Jahre vergeht, an welchem nicht mehrere Kinder auf diese Weise dem allgemeinen Erbarmen übergeben werden. In dem vor unserer Ankunft verflossenen Monathe waren allein sieben und dreyßig Mulatten-Kinder in das Haus gebracht worden. Alle Kinder, schwarze, weiße und braune, werden mit gleicher Liebe aufgenommen und verpflegt; ohne Hinsicht auf Farbe oder Nation. Ein Zug an der neben dem Turniket angebrachten Klingel meldet im Hause sogleich den neuen Ankömmling; die Person, die ihn brachte, hat Zeit, sich ungesehen zu entfernen, ehe man kommt, das Kind hereinzunehmen, welches indessen doch sehr schnell geschieht. Die ganz jungen Kinder werden zu einer Amme auf das Land gebracht, wo sie bleiben, bis sie der ersten mütterlichen Pflege entwachsen sind. Dieses, der Wohlthätigkeit geweihte, Haus ist eines der letzten in der Stadt. Verfolgt man noch ferner den Strom, so gelangt man bald an das freundliche Dorf Begle, dessen mit Weinlaub überwebte weiße Häuser uns lebhaft an die Dörfer am Rhein erinnerten.

Der Chartron.

Linker Hand vom Hotel Fumel, am Ufer der Garonne, stößt man zuerst auf das in den letzten Zeiten so oft von den öffentlichen Blättern erwähnte Château Trompette; ein uraltes, fast noch im Maurischen Style erbautes, festes Castell. Zur Zeit seiner Entstehung war es gewiß eine recht bedeutende Veste, zur Sicherung der Schifffahrt auf dem Strome erbaut. Jetzt wird es nur noch zu Casernen und Kriegs-Magazinen benutzt. Die uralten Thürme, die dunkeln, zackigen Mauern bilden einen gar angenehmen Contrast mit den sie rings umgebenden freundlichern Gegenständen und dem Strome, an dessen Ufer sie schon seit vielen Jahrhunderten dastehen; ernste Zeugen des Wechsels der Zeiten und manchen blutigen Kampfes. Vom jenseitigen Ufer nimmt sich das alte Schloß höchst mahlerisch aus, besonders da in seiner Nähe die Böte und die Fähren landen und abgehen, und nirgends das Getümmel des Hafens sich lebendiger regt, als an dieser Stelle.

Wenige Schritte weiter kommt man in ein Gewimmel anderer Art. Dort thronen die furchtbaren Poissarden unter ihren ungeheuer großen, leinenen Regenschirmen, die, im Boden befestiget, sich wie ein Zelt über die Eigenthümerinnen ausbreiten. Wer nicht gerade mit ihnen etwas zu verhandeln hat, macht gern einen Umweg, um nicht unter sie zu gerathen; besonders an den bestimmten Markttagen, wo sie alle in pleno versammelt dasitzen. Diese Weiber geben an Wildheit und Rohheit ihren berühmten Schwestern in Paris, den Dames de la halle, nichts nach. Wie jene, scheinen sie ihre Abkunft von einem eigenen Stamme abzuleiten. Riesenartig groß, von unglaublich physischer Kraft, muß jeder Fremde sie auf den ersten Anblick für verkleidete Lastträger halten; ihr Benehmen, ihre rauhen Baßstimmen, ihre Physiognomie müssen ihn in diesem Irrthume bestärken. Die zotenartigsten Späße, ganz unerhörte Flüche und Schimpfwörter schreyen sie den ganzen Tag einander mit der größten Heftigkeit zu. Niemand, der nicht zu ihrer Classe gehört, darf ungestraft an ihnen vorbey; und wehe dem, der nur die kleinste Notiz von ihren Neckereyen nimmt, sey es im Ernste oder Scherz, und nicht ganz still seinen Weg weiter geht. Vollends verloren ist der Unglückliche, der eine dieser Damen beleidiget. Zwar leben sie unter einander in ewigem, oft blutigem Kriege; aber sobald es darauf ankommt, die allgemeine Ehre zu rächen, entsteht auch ein allgemeiner Waffenstillstand. Gleich sind Alle Ein Herz und Eine Seele, und fallen mit fürchterlichem Brüllen über den Frevler her, ohne Rücksicht auf seinen Stand; sie umzingeln ihn dicht von allen Seiten, und er hat

von Glück zu sagen, wenn er mit ganz heiler Haut dem furchtbaren Kreise dieser Furien entrinnen kann. Viele ihrer auserlesensten Späße und Flüche sind von Liebhabern gesammelt und in Druck gegeben; aber nicht leicht wird Jemand diese Lectüre lange aushalten. Manche dieser Redensarten sind durch Tradition von der Mutter auf die Tochter vererbt, die pikantesten aber erfinden sie selbst gleich aus dem Stegreife für den Bedarf des Augenblickes, oft mit echt Aristophanischem Witze. Treffend, geistreich sogar sind diese Ausbrüche ihrer guten und bösen Laune, je nachdem sie bloß necken oder Ernst machen wollen; besonders ihre Vergleichungen der einander fremdartigsten Dinge und ihre Gleichnisse. Am riesenmäßigsten zeigt sich ihre Fantasie in Erfindung der gräßlichsten Flüche; sie gränzen zuweilen an's Erhabene; die größten Hyperbeln sind ihnen wie ein Sandkorn, wenn sie so recht in Zorn gerathen, und auf jeden neuen Fluch, jedes frisch ersonnene Schimpfwort folgt Schlag auf Schlag die Erwiederung von der Gegenpartey im nähmlichen Geiste. Es ist unmöglich, hier Beweise davon niederzuschreiben; aber Rabelais selbst dürfte sich vieler ihrer Einfälle nicht schämen. Der Dialect dieser wunderlichen Kaste ist ein Gemisch von Gascognischem Patois und schlechtem Französisch, deßhalb oft unverständlich, dabey sehr rauh und übelklingend.

Vom Fischmarkte kommen wir in den elegantesten und belebtesten Theil der Stadt, den Charteron. So heißt der sehr lange Quai, der auf dieser Seite sich längs der Garonne hinzieht. Er ist der eigentliche Tummelplatz des hier alles beseelenden Handels; unaufhörlich rasseln dort die mit den schönsten, großen, weißen Ochsen bespannten Lastwagen, werden mächtige Fässer in und aus den Keller-Magazinen gerollt. Dort hämmern die Böttticher, es wird geschrien, geflucht, gelacht, gearbeitet, vom frühen Morgen bis zur Dämmerung, ohne Rast und Ruhe. Nicht minder lebendig geht es auf dem Strome her, wo tausend mannigfaltig gestaltete Fahrzeuge einander immerfort durchkreuzen. Die unabsehbar lange Reihe stattlicher Häuser, welche dieser Quai von der Landseite begränzt, wird fast von lauter fremden, hier ansäßig gewordenen, bedeutenden Kaufleuten bewohnt, unter welchen wohl die Mehrzahl Deutsche sind. Diese hohen, aber selten über vier bis fünf Fenster breiten Häuser haben ein etwas reichsstädtisches Ansehen. Was ihnen an Breite abgeht, ersetzt die Tiefe; fast alle umschließen einen innern Hofraum, auf dem die hier so ganz unentbehrlichen Küper ihr Wesen treiben. Selten wird ein Haus von mehreren Familien bewohnt, weil die Comptoire viel Platz wegnehmen, und der überflüssige Raum zur Aufspeicherung der Waaren benutzt wird.

Die schöne, breite Straße Chapeaurouge und die Straße Tourny,

ganz in der Nähe des Chaterons, werden zu demselben Quartiere gezählt. Da sie nicht unmittelbar an die Garonne gränzen, so ist der Lärm in ihnen weniger groß. Es würde deßhalb angenehm seyn, dort zu wohnen, wenn nicht die Häuser des Charteron den Vorzug einer wunderschönen Aussicht auf den Strom voraus hätten. Eine schöne Allee in der Mitte der Straße Tourny gibt letzterer einen eigenen Reitz, da das große, prächtige Theater an einem Ende der Allee gegenüber liegt. Dieses Schauspielhaus wird für das größte und schönste in Frankreich gehalten, selbst Paris nicht ausgenommen. Die große Haupt-Façade, mit Säulen, Statuen und allem architectonischen Schmucke reich verziert, gewährt von der Allee aus einen schönen, imposanten Anblick. Ihr gegenüber, am andern Ende der Allee, liegt das mit einer artigen Colonnade verzierte Kaffehhaus de Foix. Die Häuser zu beyden Seiten der Allee enthalten meistentheils Magazine, in welchen Bijouterien, Modesachen und andere zum Luxus gerechnete Waaren verkauft werden. An schönen Morgen ist deßhalb die Allee Tourny ein Lieblingsspaziergang der eleganten Bordelaiserinnen.

Die innere Stadt.

Der ganze Theil von Bordeaux, dessen wir bis jetzt erwähnten, wird nur als eine Art Vorstadt betrachtet, obgleich er wohl der beträchtlichste ist. Die eigentliche Stadt ist hinter demselben landeinwärts gebaut, und kann sich weder in Hinsicht der Schönheit noch der Lebendigkeit mit jenem vergleichen. Zwar ist die Stadt groß und weitläufig genug, aber ihre engen, winkeligen Straßen laufen in mannigfachen Krümmungen, wie durch Zufall entstanden, in und durch einander hin; sie sind schmutzig, Nachts auffallend schlecht erleuchtet, und man athmet hier nicht die reine, stärkende Luft, wie dort, wo die erquickenden Düfte der Blumen und Bäume vom andern Ufer über den Strom herüberwehen.

An schönen Häusern, großen, öffentlichen Gebäuden fehlt es auch in der inneren Stadt nicht; aber an sie gränzen stets elende, verfallene Hütten, Wohnungen des bittersten Elendes und der empörendsten Unreinlichkeit. Mitten in diesem dunkeln Labyrinthe finsterer, verworrener Straßen bringt hier und da ein freyer, großer Platz Luft und Licht. Der merkwürdigste unter diesen war uns der Platz Dauphine. Hier stand während der Schreckenszeit die mörderische Guillotine. Das Blut vieler hundert achtbarer Bürger und Hausväter, blühender Mädchen und edler Frauen floß hier unter dem Henkerbeile, und strömte täglich, nach der Versicherung von

Augenzeugen, hell und klar wie ein Bach, durch die Abzugs-Canäle der benachbarten Straßen. Eine große Grube auf dem benachbarten Gottesacker der Kirche St. Saurin empfing die Todten; ohne Unterschied, ohne Sarg wurden sie hineingeworfen, bis das entsetzliche Grab angefüllt war und ein neues geöffnet werden mußte. Die Schranken, welche den Kirchhof von der Straße trennten, waren eingerissen und noch nicht wieder erbaut. Achtlos wandelte die Menge über diese Ruhestätten hin, deren niedrige, mit jungem Grün sich eben schmückende Hügel wir nicht ohne Schauer und Rührung betrachten konnten. Ziegen weideten darauf, und Kinder spielten vielleicht über den Gebeinen ihrer nächsten Verwandten. Die alte, von innen ganz zerstörte Kirche St. Saurin trägt auch von außen noch sichtbare Spuren jener dem Geiste der Verwüstung hingegebenen Zeit. Verödet steht sie bey den weiten Gräbern; ein dunkles, schauerliches Monument.

Es liegt ein unerklärbares Etwas tief in uns, welches uns zwingt, gern von Dingen zu hören, die mit Grausen erfüllen. Ein ähnliches Gefühl treibt uns, von vergangenen Schrecknissen und jammervollen Tagen zu sprechen, deren Erinnerung uns dennoch jedes Mahl mit neuem Schmerz ergreift. So kam es denn, daß auch unsere Freunde und Bekannten in Bordeaux uns oft mit Erzählungen ihres damahligen Elendes unterhielten, und wir aufmerksam, wenn auch schaudernd, ihren Erzählungen zuhörten. Viele von ihnen waren beym ersten Ausbruche des Sturmes glücklich in's Ausland entflohen. Wie durch ein Wunder entkamen diese oft der Gefahr, auf der Flucht entdeckt zu werden; der schmählichste Tod wäre dann die sichere Folge davon gewesen. Die Unglücklichen aber, welche, gezwungen von häuslichen Verhältnissen, dableiben mußten, litten, nach ihren eigenen Geständnissen, zehnfach den Tod durch die grauenvollste Erwartung dessen, was ihnen die nächste Stunde bringen konnte. Morgens früh, wenn eben der Tag zu dämmern begann, horchten sie in ihren dicht verschlossenen Zimmern auf die weit durch die öde Stille schallenden Fußtritte der Todesbothen, die allmählich sich ihrer Hausthür näherten. Jetzt waren sie ganz nahe, schon erwarteten die Opfer das entsetzliche Klopfen an ihrer Thür; — es ging vorüber. Aber der furchtbare Schlag dröhnte an dem nahen Hause des Nachbars, des Freundes, des Verwandten, des Bruders. Sie hörten die Thüren sprengen, das Weinen und Klagen der bekannten Stimmen der Frauen und Kinder; hörten das Opfer wegführen zum sichern Tode, noch ehe die nächste Sonne sank, und erwarteten morgen das gleiche Schicksal.

Diese entsetzlichen Scenen wiederhohlten sich täglich mehrere

Wahl und immer in der frühesten Morgenstunde, besonders auf dem Charteron, wo die Wohlhabenheit der Bewohner die Mörder unwiderstehlich anzog. Freywillig folgten die Frauen ihren Männern in's Gefängniß, oft in den Tod, wenn nicht die Sorge für die Kinder sie zur Erhaltung des Lebens zwang. Alle Handlungsbücher und Papiere der Verhafteten wurden, oft aus zehn verschiedenen Häusern zugleich, mitgenommen, und ohne Unterschied auf Wagen geworfen, um dann in großen Haufen bald hier bald dort aufgeschüttet zu werden, so daß es hernach unmöglich war, sie wieder aufzufinden. Der Schaden, welchen allein dieß ganz unnütze Verfahren den Handelshäusern brachte, ist unermeßlich.

Der Urheber aller dieser Gräuel in Bordeaux war ein einziger sonst ganz unbedeutender Mensch, ein abgesetzter Schulmeister, der die Gunst Robespierre's zu gewinnen gewußt hatte, und dann mit unersättlicher Mordlust die Gewalt benutzte, die ihm gegeben war. Robespierre's Fall zog auch den seinen nach; er endete fürchterlich auf dem nähmlichen Platze, wo er das Blut so Vieler vergossen hatte. Unter dem mordlustigen Geschreye des wüthenden Pöbels mußte er auf einem Karren den Weg zur Guillotine antreten. Steinwürfe trafen ihn von allen Seiten; die furchtbaren Poissarden, in wirkliche Furien verwandelt, drängten sich um den Karren mit wüthendem Geschreye; die National-Garden konnten oder wollten ihnen nicht mehr widerstehen. Das Ungeheuer wäre lebendig zerrissen worden, hätte sich der Karren nicht in diesem Augenblicke der Guillotine genähert. Da nahm aber der Verbrecher einen günstigen Moment wahr, und sprang mit einem Satze auf das Gerüste, in den Tod, als sey dort für ihn eine Freystatt.

Einen angenehmern Eindruck, als die öden, blutbefleckten Mauern von St. Saurin, machte auf uns der Anblick der großen, im Gothischen Geschmacke erbauten, uralten Kathedral-Kirche. Auch hier sind zerstörende Hände geschäftig gewesen; doch ist Vieles noch erhalten. Das hohe, wunderbar sich durchkreuzende Gewölbe wird noch von der Pracht der alten gemahlten Fenster beleuchtet. Vieles alte, künstliche Schnitzwerk, viele Gemählde und die marmorne Kanzel sind noch unbeschädiget vorhanden. Man arbeitete fleißig daran, die Kirche wieder ganz herzustellen, und dieß verhinderte uns, alles genauer zu betrachten.

Der ehemahlige Pallast des Bischofes steht unfern der Kathedral-Kirche. Dieses große, stattliche Gebäude war jetzt dem Präfecten zur Wohnung eingeräumt, und der Bischof muß sich mit einer demüthigern begnügen. Ein großer Seitenflügel des Pallastes, mit einem besondern Eingange von der Straße her, war für die Gerichtspflege

bestimmt; wir traten einen Augenblick hinein. Mit großer, heftig gestikulirender Beredsamkeit von Seite der Advocaten ward eben ein Criminal-Prozeß öffentlich verhandelt. Dem Platze der Richter gegenüber saßen eine Menge Zuschauer, größten Theils aus den niedern Ständen, sehr aufmerksam da. Wir konnten gar nicht vernehmen, wovon eigentlich die Rede war; denn die Advocaten sprachen so schnell, so heftig, dazu in ziemlich Gascognischem Dialecte, daß es uns Ausländern unmöglich ward, dem Strome ihrer Worte zu folgen. Dieses und der von den Zuhörern ausströmende Knoblauchsduft vertrieb uns bald wieder. Draußen im Vorsaale standen auch viele Leute, und eine Menge von Advocaten lief geschäftig durch ihre Reihen, und sprach bald mit diesen bald mit jenen, vermuthlich mit ihren Clienten, die ungeduldig erwarteten, daß auch an sie die Reihe komme, einzutreten. Die Advocaten waren ganz wie vor der Revolution gekleidet, so wie man sie noch auf dem Französischen Theater sieht, schwarz, mit langen, fliegenden, schneeweiß gepuderten Haaren, die sich tief auf dem Rücken in Locken schlagen; dazu einen schmalen von den Schultern herabhängenden Mantel.

Die Ruinen eines alten Römischen Amphitheaters in diesem Theile der Stadt würden sehr interessant seyn, wären sie nur besser erhalten, und wäre es nur möglich, sie gehörig zu überschauen. Aber man bekümmert sich wenig darum, und viele Einwohner von Bordeaux kennen nicht einmahl ihre Existenz. In den Zeiten der Revolution brach das Volk große Lücken in die alten Mauern, um die Steine zur Erbauung elender Hütten mitten im Bezirke des Amphitheaters zu benutzen. Diese stehen noch da; es dürfen aber keine mehr hingebaut werden, und auch dem fernern Abbrechen ist einiger Maßen gesteuert. Moderne, größten Theils sehr unansehnliche Gebäude umgeben rings diese ehrwürdigen Überbleibsel des Alterthumes, lehnen sich zum Theile an sie, und benutzen sie als Umgebung ihrer Höfe. Sehr wünschenswerth ist es, daß diese häßliche Nachbarschaft entfernt werde; denn gewiß ist weit mehr von diesen Ruinen vorhanden, als man in dieser Entstellung derselben bemerken kann. Ein großes Thor steht noch fast unversehrt; wir glaubten sogar Spuren einer Inschrift daran zu entdecken; auch von den felsenfesten Mauern und großen Schwibbogen ist noch Vieles sichtbar, so wie einige Überbleibsel der für das Römische Volk bestimmten Sitze. Das Volk in Bordeaux nennt diese Ruinen den Pallast des Kaisers Gallienus; es ist aber augenscheinlich, daß sie die Überreste eines Amphitheaters sind.

Promenaden.

Ausgezeichnet schöne öffentliche Spaziergänge findet man weder in Bordeaux selbst noch in der Nähe der Stadt; obgleich die Einwohner eben so viel und so gern spazieren gehen als alle Franzosen überhaupt. Doch, wie wir früher schon bemerkten, eine Französische Promenade, und ein Deutscher Spaziergang sind zwey himmelweit von einander verschiedene Dinge. Wir suchen dabey freye, frische Luft und den Genuß der Natur in einer angenehmen Gegend; das Locale aber, in welches die Mode sie an bestimmten Tagen und Stunden zusammentreibt, gilt ihnen völlig gleich; die Promenade ist doch deliciös, wenn auch kein Grashalm darin sprößt, kein Baum Schatten biethet, sobald nur recht viel elegante Welt sich dort versammelt. Deßhalb genügt auch den Einwohnern von Bordeaux des Morgens ihre Allee Tourny, zur Jahrmarktszeit der Platz vor der Börse, und zu andern ebenfalls bestimmten Stunden und Tagen der öffentliche Garten in der Stadt. Dieser beschreibt eine ziemlich große, ebene Fläche, deren ganze Schönheit in einem Paar recht großer Grasplätze und einigen schattigen Alleen besteht. Jetzt wurde er auch zum Exercier-Platze benutzt, und hieß deßhalb das Marsfeld, le Champ de Mars. Die recht schöne Reitbahn stoßt dicht an diesen Garten, und wird auch von bloßen Zuschauern fleißig besucht; besonders in den Stunden, wo die schönen Bordelaiserinnen ihre equestrischen Übungen halten. Landpartien außer der Stadt werden selten angestellt, die Gegend ist nicht einladend dazu.

So wie man das Ufer der Garonne verläßt, findet man lauter meistens schattenarme Ebenen, deren ewige Weingärten das Auge ermüden. Einige wohlhabende Kaufleute besitzen in nicht zu großer Entfernung von der Stadt bequeme, oft recht schöne Landhäuser; besonders folgen die Deutschen Familien der vaterländischen Sitte, und bringen einen Theil des Sommers, vor allem aber die Zeit der Weinlese, dort zu. Das gibt denn Anlaß zu mancher frohen Landpartie, gewöhnlich aber nur an Sonntagen; denn in der Woche sind die Männer an ihre Geschäfte gefesselt, und können nur an Feyertagen ihre auf dem Lande wohnende Familie in Gesellschaft mehrerer Freunde besuchen.

Ein bedeutender Verlust für die lebenslustigen Bewohner von Bordeaux ist die Verödung der großen, etwa eine Viertelstunde von der eigentlichen Stadt entfernten Karthause. Dort bewohnten sonst die ehrwürdigen Väter ein pallastähnliches Gebäude, lebten in Herrlichkeit und Freuden, und öffneten gastfrey ihre Thore den sie besuchenden Freunden, zu welchen sich alle Gutschmecker von Bordeaux

gesellten. Obgleich die Geistlichen dieses Ordens sich nur von Fischen nähren dürfen, so war doch ihre Tafel weit und breit berühmt. Höchst tolerant zählten sie alle Arten wilden Geflügels, das auf dem Wasser schwimmt, mit zu den Fischen; dazu alle eßbaren Schnecken, Muscheln und Austern. Eigentliche Fische gibt es ohnehin hier in Menge, und von allen Gattungen so vortrefflich als irgendwo in der Welt. Die ehrwürdigen Pater Küchenmeister wußten alle diese Gaben Gottes ganz vorzüglich zu bereiten; denn die Archive des Klosters enthielten seltene, von alter Zeit vererbte Küchengeheimnisse, die den Augen der profanen Welt ewig verborgen blieben. Leider aber brachte die Revolution auch das Ende dieser Herrlichkeit herbey; die frommen Väter mußten in die weite Welt auswandern, und ihre Verehrer betrachten seufzend das jetzt freudenarme große Kloster, in dessen Zellen und Sälen nun eine Colonie rabenschwarzer, aus St. Domingo ausgewanderter Neger hauset, denen es Bonaparte zur Freystatt einräumte.

Nirgends weiter in Europa gibt es deßhalb wohl so viele Neger, als in Bordeaux; sie leben dort in vollkommener Freyheit von dem, was sie durch Fleiß und Industrie erwerben können, und scheinen die, wie man sagt, ihnen angeborene Trägheit ziemlich abgelegt zu haben. Die Negerinnen zeigen sich in Behandlung der Wäsche sehr geschickt; sie plätten und nähen vorzüglich gut, und finden deßhalb in vielen Häusern freundliche Aufnahme; sogar als Ammen und Wärterinnen scheut man sich nicht, ihnen ganz junge Kinder zu vertrauen, die sie mit Liebe und Treue pflegen und warten. Die Neger thun jede Arbeit mit ausgezeichneter Geschicklichkeit, und viele von ihnen finden deßhalb als Hausknechte und Bediente, sogar als Kutscher in angesehenen Häusern leicht ihr Unterkommen. Andere verfertigen allerhand Kleinigkeiten für ihre eigene Rechnung; einer unter ihnen war damahls der geschickteste Damen-Friseur in Bordeaux. Er übte seine Kunst mit echtem Sinne für Schönheit, und ordnete die Haare und Turbans der Damen sehr geschmackvoll nach Büsten, Medaillen, Kupferstichen, die er in den Kunstläden oft stundenlang für sich allein studierte. Auf den Bällen fehlt er nie, um mit Haarnadeln und Kamm bereit zu seyn, und jeder sinkenden Locke aufzuhelfen, die er früher aufgebaut hatte. Der arme pechschwarze Dominik war wirklich ein Friseur, wie er seyn sollte; und da es wohl wenigen Menschen so ganz Ernst mit ihrem Geschäfte ist, als es ihm war, so wird es uns hoffentlich niemand verargen, daß wir hier in Ehren seiner gedenken.

Die Einwohner von Bordeaux.

Aus allen Provinzen Frankreichs, allen Ländern Europa's, ja der ganzen cultivirten Welt, kamen die Bewohner von Bordeaux dort zusammen, und leben neben einander in recht behäglicher, geselliger Häuslichkeit, als wäre es immer so gewesen. Der mächtige Reitz des Erwerbens, das schöne, gemäßigte Klima, vereint mit dem Überflusse an allem, was zum frohen Genusse des Lebens gehört, zog alle die Tausende auf diesem Einen Puncte zusammen, und hält sie dort fest. Deßhalb gefällt es auch dem bloß Durchreisenden so wohl in dieser Stadt. Aus welchem Lande er auch sey, er findet in ihr Landsleute, die ihm freundlich entgegen kommen, und in ihren Häusern die Spuren seiner eigenen väterländischen Sitte. Jede in Bordeaux ansäßige fremde Familie hat aus dem Vaterlande doch irgend eine alte, liebe Gewohnheit mitgebracht, die sie heilig hält; dieses bringt Mannigfaltigkeit in das gesellige Leben, dagegen aber verbindet ein Alles beherrschender Geist der Freude, und manche auf die Eigenthümlichkeit des Landes gegründete Sitte alle diese Einzelnen zu einem erfreulichen, zusammenstimmenden Ganzen.

Die Bewohner von Bordeaux theilen sich in drey Classen. Die vornehmste, aber nicht glänzendste, besteht aus dem ziemlich zahlreichen Adel, und denen, welche bedeutende öffentliche Ämter zu verwalten haben. Zu erstern gehören viele durch Alter und Nahmen ehrwürdig gewordene Familien, die theils aus Wahl, theils aus Familien-Rücksichten, theils aus Ökonomie diesen stillern Aufenthalt dem großen, glänzenden Schauplatze von Paris vorziehen. — Bey diesen findet man noch die später aus der sogenannten guten Gesellschaft von den Emporkömmlingen verdrängte, alt-französische Sitte, ihren Anstand, ihren Geist, ihre Urbanität, aber auch ihre feyerliche Etikette. Alle diese Familien bewohnen die schönsten Häuser in der innern, eigentlichen Stadt; sie leben größten Theils unter sich in abgesonderten Cotterien, zu denen Fremde selten gezogen werden, weil sie nicht leicht ihre Bekanntschaft machen; denn gewöhnlich bringt man Empfehlungen an bedeutende Handelshäuser mit, aber nicht an diese vom Verkehre mit dem Auslande abgetrennten Familien. Auch in Bordeaux, wie überall in einer großen Handelsstadt, muß der Adel sich durch Reichthum und durch den daher entspringenden Luxus vom Kaufmannsstande übertroffen sehen; deßhalb meidet er es auch hier gern, mit jenem in gesellige Verbindungen zu treten. Nur bey seltenen feyerlichen Gelegenheiten und großen öffentlichen Festen treffen beyde Theile zusammen, und in ihrem Benehmen gegen einander ist dann eine gewisse feyerlich abgemessene, gegenseitige Höflichkeit vorherrschend.

Die Kaufleute bewohnen fast ausschließend den Charteron, den Quai und die an beyde zunächst gränzenden Straßen und Plätze. Besonders ist der Charteron beynahe wie eine Deutsche Colonie zu betrachten. Fast die Hälfte der hiesigen bedeutenden Handelsherren besteht aus Ausländern, und von diesen wieder die Hälfte aus Deutschen, oder doch von Deutschen Ältern Abstammenden. Wir bemerkten nur bey sehr wenigen dieser unserer Landsleute eine Sehnsucht nach der Rückkehr in das Vaterland; der schöne Himmel, die tausendfachen Annehmlichkeiten von Bordeaux üben eine gar zu anziehende Kraft. Wenn daher auch manche durch Geschäfte, Familien-Verhältnisse oder Reiselust in die angeborne Heimath zurückgeführt werden, so geschieht dieß doch nur auf kurze Zeit, und fast Alle kehren gern bald wieder an die reitzenden Ufer der Garonne zurück. Obgleich viele dieser Familien schon seit mehreren Generationen in Bordeaux existiren, so haben sie doch neben der Französischen auch ihre Muttersprache beybehalten; und oft befanden wir uns in Zirkeln von zwanzig bis dreyßig Personen wie mitten in Deutschland. Auch Deutsche Sitte herrscht noch in ihren Häusern; aber verflüchtiget, möchten wir sagen. Der Geist des Frohsinnes, die Lust am Genusse des Lebens werden hier mit der Luft eingeathmet, und mildern höchst angenehm den angebornen Ernst der Deutschen. Der Kaufmann sitzt in Bordeaux nicht vom Morgen bis in die sinkende Nacht am Schreibepulte, wie es wohl in Deutschland der Fall ist; er arbeitet den Morgen hindurch, und das warme Klima zwingt ihn, den Tag früh zu beginnen; den Abend aber weiht er den Freuden der Tafel und der Geselligkeit. Schon die Art des hier vorzüglich betriebenen Geschäftes trägt zum heitern Leben bey. Bordeaux ist der Weinkeller der halben Welt. Dieß veranlaßt kleine Reisen in die benachbarten Weinberge, und bringt unzählige fröhliche Episoden in das sonst so trockene Comptoir-Leben.

Vom Kaufmannsstande sollten wir jetzt eigentlich zu dem der Künstler und Gelehrten übergehen; aber leider wissen wir wenig von diesem zu sagen; denn weder Kunst noch Literatur blühen in dieser Gegend, wo sonst doch alles gedeihet. In der ganzen großen Stadt konnten wir, trotz allen Nachforschungen, nur einen einzigen einiger Maßen bedeutenden Mahler erfragen. Er hieß Le Court, und ist der nähmliche, der den früher erwähnten Saal über der Börse recht hübsch gemahlt hat. Wir fanden bey ihm mehrere Porträts, die er mahlen mußte, um zu leben, und konnten keines davon gelungen nennen. Einige Historien-Stücke von seiner Erfindung waren besser, obgleich ganz in Französischer Manier. Landschaften schienen sein Hauptfach zu seyn, und Berghem sein Vorbild dabey. Mehrere,

die er uns zeigte, waren gut erfunden, gut ausgeführt, und sowohl in Hinsicht des Farbentones als der Beleuchtung lobenswerth; er arbeitete eben an einer sehr großen Ansicht des Hafens von Bordeaux. Sein Sohn würde unter guter Leitung gewiß ein recht vorzüglicher Zeichner werden; er zeichnete mit schwarzer Kreide nach Öhlgemählden; eine dieser Copien, nach einem guten Originale der Italiänischen Schule, war mit fast übermenschlichem Fleiße ausgeführt; sie stellte den Tod des Holofernes vor. Der junge Künstler hatte auch versucht sich selbst in Öhl zu mahlen; das Bild war richtig gezeichnet, sprechend ähnlich, aber der Ton zu grau und kalt.

Talente dieser Art finden hier keine Gelegenheit sich zu bilden, und überhaupt wenig Aufmunterung; auch mögen wohl das warme, milde Klima und alle die Aufforderungen zur Freude außer dem Hause die stille Thätigkeit hemmen, welche zur Erlernung einer Kunst so unentbehrlich ist. Der größere und mühelosere Gewinst des Handels ist dabey hier so lockend, daß nur ein unwiderstehlicher innerer Trieb zur Kunst den Jüngling bewegen kann, sich ihr zu weihen. Selbst das Handwerk im höhern Sinne des Wortes gedeihet hier nicht; es gibt hier keine vorzüglich geschickten Tischler, Ebenisten, Goldarbeiter und dergleichen. Nur das Gewöhnliche für den häuslichen Bedarf wird in Bordeaux verfertiget; macht man höhere Ansprüche, so muß man die gewünschte Sache aus Paris verschreiben.

Mit der Literatur geht es nicht besser, und die nicht zahlreichen Buchhandlungen sind sehr unbedeutend. Vielleicht wohnt dennoch mancher verdienstvolle Gelehrte in Bordeaux, und arbeitet still für sich; aber niemand kennt ihn und seine Werke; man lebt zu wohlgemuth, als daß man vor aller Lust Zeit hätte, an etwas Höheres zu denken. Unsere Landsleute machen auch hierin eine ehrenvolle Ausnahme; denn in ihren Häusern fanden wir nicht allein die besten früheren Werke der Deutschen Literatur, sondern auch viele der neuern vorzüglichen Erzeugnisse unserer Zeit.

Die eigentliche Volks-Classe trägt auch hier am deutlichsten das Gepräge des Charakters der Nation zur Schau; hier findet man den echten, wahren Gascogner. Dem Vergnügen bis zur wildesten Ausgelassenheit ergeben, ist er doch nicht arbeitsscheu. Alles kann er ertragen, nur nicht ruhige Stille; er muß toben, lachen, schreyen dürfen, dann thut er unermüdet, was er soll. Armuth oder Wohlhabenheit gilt ihm ziemlich gleich; nur Tanz und Spiel darf nicht fehlen; eher das tägliche Brot. Wohnliche Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung sind Dinge, welche diese Menschen kaum dem Nahmen nach kennen. Von der Heftigkeit der Gascogner in Ton und Bewegung,

beym kleinsten Anlasse, kann sich kein Nordländer einen Begriff machen, der nicht Augenzeuge war. Wenn man mehrere von ihnen über irgend eine Angelegenheit mit einander sprechen sieht, sey es im Bösen oder Guten, so muß man jeden Augenblick erwarten, Mord und Todtschlag entstehen zu sehen, und ehe man es sich versieht, stiebt unvermuthet alles mit lautem Gelächter plötzlich aus einander. Der gemeine Gascogner ist stark, groß und gut gewachsen; aber nie und nirgends sahen wir häßlichere, abschreckendere Gesichter, verzerrtere Züge als bey diesem leidenschaftlichen Volke; besonders übertreffen die Weiber in dieser Hinsicht alle Einbildungskraft. Die sie umgebende Unreinlichkeit, und ihre unordentliche, entstellende Kleidung tragen auch viel zu diesem widrigen Aussehen bey. Nichts ist häßlicher als die dormeusenartigen, von beyden Seiten tief in's Gesicht hängenden, leinwandenen Hauben der gemeinen Weiber, ihre unförmlichen Jacken, und die um sie her schlotternden Röcke, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen ist. Die Sprache des Volkes, das Gascognische Patois, hat einen singenden, unangenehmen Nasenton, den ihre rauhen Kehlen noch widriger machen; Fremde verstehen wenig davon, selbst wenn sie der Französischen Sprache sehr mächtig sind. Aber auch in den höhern Ständen hört man die den Gascogner auszeichnende Accentuation des sogenannten stummen e, überdieß manches nur in dieser Provinz verständliche Wort, und die fast Italiänische Aussprache zweyer neben einander stehender Vocale, jeden für sich allein, zum Beyspiel: je t'aïme, statt je t'aime. Diese Abweichung vom Gewöhnlichen klingt aber im Munde der hübschen Bordelaiserinnen gar nicht unangenehm; sie gibt ihnen eine ganz eigene, angenehme Naivetät, und nimmt sich besonders artig aus, wenn sie singen, was sie oft und gern thun. Die Physiognomie der höhern Stände in Bordeaux ist überdieß von der des Volkes so ganz verschieden, als wären jene von ganz anderm Ursprunge. Nirgends findet man in der Gesellschaft mehr auffallend hübsche Mädchen und Frauen, als dort; zwar selten regelmäßig schön, aber doch unendlich reitzend und anmuthig. Blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar bezeugen zwar die Germanische Abkunft vieler unter ihnen, aber auch die echten Bordelaiserinnen mit ihren schwarzen Locken, ihren schön gespaltenen, blitzenden, dunkeln Augen geben diesen an Liebenswürdigkeit nichts nach.

Das Leben in Bordeaux.

Das Straßenpflaster in Bordeaux gehört zu dem schlechtesten in der Welt. Diese für den Anfang einer Beschreibung des dortigen ge-

selligen Lebens etwas wunderlich scheinende Bemerkung ist dennoch näher damit verwandt, als man es auf den ersten Anblick glauben möchte. Vor der Revolution wimmelte Bordeaux von eigenen Equipagen; jedes angesehene Handelshaus hielt mehrere Kutschen und Cabriolets, in welchen die Herren und ihre Gehülfen täglich zur Börse fuhren. Besonders konnten die Bewohner des Charteron ihrer nicht entbehren; denn ihr Weg dorthin ist weit, und gerade um die Mittagszeit den brennendsten Strahlen der Sonne ausgesetzt; ein Sonnenstich aber ist in diesem heißen Klima keine Seltenheit, und von gefährlicher, oft tödlicher Wirkung. Außer der Börsezeit benutzten die Frauen die Pferde und Wagen zu eigenem Vergnügen. Jetzt ist das anders. Der Handel und mit ihm der Erwerb wurden auch hier sehr beeinträchtiget; mancherley Einschränkungen im Hauswesen waren die Folgen davon, vor allem die Abschaffung der eigenen Equipagen; zu unserer Zeit zählte man deren kaum ein Dutzend mehr. Man fährt jetzt in Miethwagen zur Börse, wenn die Witterung dieß nöthig macht; übrigens geht alle Welt zu Fuße; denn die Fiakers sind hier bey weitem nicht so gut eingerichtet als in andern Städten. Sie sehen zwar elegant genug aus, aber ihre Anzahl ist klein; sie haben keine angewiesenen Plätze; man muß sie in ihren Wohnungen aufsuchen; auch sind sie, eben des bösen, Pferde und Wagen zu Grunde richtenden Pflasters wegen, keiner Taxe unterworfen. Aus allen diesen Schwierigkeiten, welche der Verkehr in die Weite hat, entspringt wahrscheinlich der Gebrauch, sich im Umgange auf die zunächst Wohnenden zu beschränken, und aus diesem wieder die böse Folge, daß die große Stadt dadurch von selbst in eine Menge kleiner Städte gleichsam zerfällt. Alle, die in einem gewissen Bezirke neben einander wohnen, besuchen sich, gegenseitige Gastlichkeit bringt sie in freundschaftliche Verhältnisse, aber die Schranken dieser Bezirke sind gar scharf gezogen; das jenseits der Gränze nächstliegende Haus ist schon völlig in der Fremde. Wehe den Bewohnern, doppelt wehe den Bewohnerinnen eines andern Stadtviertels, wenn sie der Zufall in einen Zirkel wirft, in welchem sie nicht einheimisch sind! Die Männer wissen sich in solchen Fällen immer eher zu helfen; aber die armen Frauen sind dann in einem wahrhaft bejammernswürdigen Zustande. Alles sieht sie an, niemand spricht ein freundliches Wort zu ihnen; und am allgemeinen Gespräche können sie auch nur wenigen Antheil nehmen, weil jede Cotterie ihre eigene, nur den Eingeweihten verständliche Sprache, ihre eigenen Anspielungen und ihre eigenen Späße hat. Wir Fremdlinge waren oft der einzige Trost solcher mitten in der Gesellschaft ihrer eigenen Vaterstadt verlassenen, einsamen Damen; denn eben, weil wir ganz fremd

waren, kannte uns alle Welt, und kam uns freundlich entgegen. Verändert eine Familie ihre Wohnung, treibt das Schicksal sie, etwa vom Charteron in die Stadt, so hat sie mit dem Tage alle ihre ehemahligen Bekannten verloren; es ist eine Trennung, als zöge sie in ein weit entferntes Land. Was eine solche Familie aber mit dem verlassenen Quartiere verliert, findet sie in der neuen Wohnung wieder; freylich in veränderter Gestalt. Auf die erste Nachricht von der Ankunft der neuen Nachbarn eilt Alles herbey, sie zu begrüßen; Visiten werden mit Gegen-Visiten erwiedert, und so die Grundlage zu neuen Verbindungen gebildet.

Sehr auffallend war es uns, daß man es den Damen auch von außen ansieht, in welchem Viertel der Stadt sie wohnen. Jedes derselben hat seine eigenen Moden, seine eigenen Putzmacherinnen und Schneiderinnen, welche nur für solche arbeiten, die zu ihrem Bezirke gehören, und sie alle so nach einem Zuschnitte kleiden, daß es fast am Ende auf eine Art von Uniform hinausläuft. Im Theater, wo Alles zusammen kommt, machte es uns oft Vergnügen, die Damen gewisser Maßen mit den Augen zu ordnen und zusammenzusuchen, was sichtlich zu einander gehörte. Die Damen vom Charteron sind die elegantesten; und als wir es uns einmahl beykommen ließen, eine der Schöpfungen ihrer ersten Modistinn, Madame Bernos, in der Allee Tourny tadeln zu wollen, erwiederte uns diese dafür mit hohem Blicke und vieler Würde: »J'habille les Dames du Charteron!« Der Laden der guten Madame Bernos würde indessen weder in Leipzig noch in Hamburg, noch in Frankfurt am Main großes Aufsehen erregen. Dort hat man die Moden, selbst aus Paris, weit früher als in Bordeaux. Der Luxus in der Kleidung ist hier im gewöhnlichen Leben nicht groß; nur bey Bällen und großen Feten wird hierin eine Ausnahme gemacht. Man liebt grelle, bunte Farben, wie überall im Süden, wo der dunkelblaue Himmel diese zu fördern scheint. Das wissen die Kaufleute in Paris recht gut, und schicken deßhalb alles aus vielen abstechenden Farben, oft wider den guten Geschmack, Zusammengesetzte in die südlichen Provinzen, wo es nie verfehlt, Absatz zu finden.

Eines aus der Zerstückelung der großen Stadt in viele kleine wahrscheinlich entstehenden Übels müssen wir noch erwähnen, nähmlich der nirgends allgemeiner als hier herrschenden Sucht, sich um das Thun und Lassen seiner Bekannten zu bekümmern, Anekdoten zu sammeln, und mit diesen dann die Unterhaltung zu schmücken. Alle häuslichen Zustände der eben in der Gesellschaft Gegenwärtigen, oder zu ihr Gehörigen, alle geheimen Nachrichten aus ihrem Leben mußten wir wider Willen erfahren; denn jedermann beeiferte sich, uns davon

zu unterrichten. An Entkommen war dabey gar nicht zu denken; wir gingen aus einer Hand in die andere, und oft erwischte uns die nähmliche Person, von der eben die Rede gewesen war, um uns nun auch ihrerseits von der zu unterhalten, die wir vor zwey Minuten wohl unterrichtet verlassen hatten. Da alle diese geheimen Anekdoten fast immer in das Gebieth der scandalösen Chronik gehörten, so empörte es unser Gefühl, daß man uns, den ganz Fremden, solche Dinge von anscheinenden Freunden vertrauen mochte, und dieses Benehmen hätte uns beynahe den Besuch der hiesigen Gesellschaften gänzlich verleidet, wenn wir nicht bald inne geworden wären, daß es damit lange nicht so böse gemeynt ist, als der Anschein es gibt.

Der Franzose muß nun einmahl immer schwatzen, wenn er auch nichts zu sagen weiß; er glaubt sogar in der Gesellschaft gegen den Anstand zu sündigen, wenn er einige Minuten schweigt; und selbst ein Sterbender hält es für seine Pflicht, die ihn Besuchenden zu unterhalten, bis ihm unter der Hand des Todes die Zunge erstarrt. Nun denke man sich vollends die Gascogner, diese Franzosen im Superlativ, dieses ewig mobile Volk, das keine Ruhe kennt, als den Tod und seinen Zwillingsbruder, den Schlaf! Sie müssen sprechen, so lange sie leben und wach sind. Und was kann ihnen den Stoff zum Gespräche liefern, als die Außenwelt, die einzige, welche sie kennen? Das Beobachten des Nachbars, dieser Grundzug echter Kleinstädterey, ist in allen diesen kleinen, eine einzige große Stadt ausmachenden Städten nicht zu vermeiden; man muß dem Nachbar in die Fenster sehen; denn der Kreis, der jeden Einzelnen umgibt, ist gar zu eng. Der Umstand, daß auch die hier einheimisch gewordenen Ausländer sich von der allgemeinen Art und Weise nicht ausschließen, erklärt sich eben daraus, daß sie einheimisch geworden sind, und daß man, zu Folge des alten bekannten Sprichwortes, unter den Wölfen heulen lernt. Übrigens hat alles dieses Geschwätz in der Gesellschaft weiter keine Folgen für den Gegenstand desselben; man zischelt es einander zu, und das ist es Alles; der, den es angeht, wird darum nicht weniger geachtet, gerade weil niemand dem Ähnlichen entgehen kann.

Die Frauen in Bordeaux führen, trotz allen diesen Beobachtern, ein gar leichtes, lustiges Leben, und denken wenig daran, sich vor dem Scheine zu bewahren; manche würden es vielleicht sogar übel nehmen, wenn in der Welt, das heißt hier, im Hause des Nachbars, von ihnen nicht gesprochen würde. Verhältnisse, die man sonst wohl in den dunkelsten Schleyer des Geheimnisses zu verhüllen pflegt, werden hier öffentlich zur Schau gestellt; oft schien es uns sogar, als wären diese Verhältnisse nur des Scheines wegen da, weil es

die Mode so will, wie ein Putzhütchen, das doch keinen Schatten gibt. Und doch, wer mag es wagen, über diese leichten, lustigen, fröhlichen Weiber abzuurtheilen! Wahr ist es, sie thun ungern einen Schritt, ohne wenigstens einen sie bewundernden Verehrer hinter sich zu wissen; aber deßhalb sind sie vielleicht nicht weniger tugendhaft, als ihre ernstern häuslichen Schwestern im Norden. Landessitte. allgemeines Beyspiel entschuldigen vieles; und daß sie die echte Würde der Frauen wohl fühlen, beweiset der Heldenmuth und die feste Treue, mit der viele Hunderte von ihnen während der Revolution ihren Gatten in's Gefängniß, ja in den Tod freywillig folgten.

So lustig und frey die Frauen in Bordeaux leben, so eingezogen werden die Mädchen gehalten, bis der Trauring sie von allem Zwange befreyet. Schauspiele, Gesellschaften, Bälle, Concerte dürfen sie nie anders als in Begleitung ihrer Mütter besuchen; ohne deren Beyseyn darf kein Besuch gegeben oder angenommen werden, selbst nicht von und bey vertrauten Freundinnen und Verwandten des Hauses. Sogar bey jeder Lehrstunde muß die Mutter zugegen seyn, oder doch wenigstens ihre Stelle durch eine seit vielen Jahren treu bewährte alte Bonne ersetzen lassen. Ein Mädchen würde um keinen Preis es wagen, ohne die Mutter nur zehn Schritte über die Straße zu gehen, oder sich von einem andern Manne, als ihrem Vater, begleiten lassen, selbst nicht von ihrem Bruder. So nachsichtig man gegen den Ruf der Frauen ist, so sorgsam wird der eines Mädchens bewacht, und die kleinste Übertretung der angenommenen Sitte würde nie vergeben oder vergessen werden. Auf den Bällen sitzt jede Mutter neben ihrer Tochter, und keine entfernt sich auch nur auf Minuten aus dem Saale, oder nimmt am Spieltische Platz. Die Tänzer bringen nach jedem Tanze die Tochter der Mutter wieder zurück, und kein Mädchen wandelt während der Pausen am Arme ihrer Gespielinnen oder eines Herrn im Saale umher. Eine Gewohnheit, welche gewiß von unendlichem Nutzen für die Gesundheit der jungen Mädchen ist; denn sie werden von der mütterlichen Sorge vor unmäßigem Tanzen, Zugluft und Erkältung bewahrt, und vor allen den traurigen Folgen jeder Unvorsichtigkeit nach starker Erhitzung.

Diese anscheinende Strenge der Sitten verursacht indessen in der Gesellschaft nicht den mindesten Zwang. Die Töchter tanzen, lachen und singen um so unbefangener unter dem Schutze und der unmittelbaren Aufsicht ihrer Mütter; ihre Fröhlichkeit zeigt sich nur um so natürlicher und furchtloser. Die Mütter ihrerseits nehmen freundlichen Antheil an allem, was ihre Töchter erfreut, erleben in deren schöner Blüthe ihre eigene zum zweyten Mahl, wissen recht gut,

daß auch sie einst jung waren, und sind es zum Theile noch, oder scheinen es wenigstens; denn vom Alter ist in Frankreich nie die Rede. Nur das lange, müßige Dasitzen auf den Bällen, die oft der anbrechende Tag erst endiget, schien uns äußerst ermüdend, und wir bewunderten die mütterliche Geduld dabey. „Unsere Mütter thaten das Nähmliche für uns, nun sind wir an der Reihe," war die allgemeine Antwort, die man uns lächelnd auf jede solche Äußerung erwiederte.

Gesellschaften.

Gesund seyn, keinen Besuch haben und zu Hause bleiben, ist etwas in Bordeaux ganz Unerhörtes; denn nirgends in der Welt ist man geselliger. An jedem freyen Abende werden daher Visiten gemacht; sie sind hier der Zweck des Daseyns, die Grundpfeiler der Geselligkeit, und sie versäumen, wird fast wie eine Sünde betrachtet, für die man schwerlich Absolution erhält. Der Anläße zu Visiten gibt es unzählige; jede Gesellschaft, zu der man geladen war, erfordert hinterher eine Visite zum Danke; jede Reise, und währte sie nur Tage, wird mit Visiten angetreten und beschlossen; jeder Trauerfall in bekannten Familien, jede freudige Begebenheit, Nahmenstage, hohe kirchliche Feste, Krankheit, Genesung, alles wird mit Visiten gefeyert. Hat man einander in mehreren Tagen nicht gesehen, traf man sich gestern unverhofft an, so erfordert das Ereigniß Visiten. Jede dieser Visiten wird vom Empfänger pünctlich wieder gegeben, und so dreht sich der Kreis ewig herum; schwindelerregend für den, der an diese Lebensweise nicht gewöhnt ist. Da nun auf diese Art alle Welt immer in Bewegung ist, so findet sich bald in einem oder dem andern Hause ein kleiner Kreis Bekannter zusammen, der dann den Abend ohne weitere Umstände dort zubringt, mit Musik, Tanz und Spiel oder fröhlichem Geschwätze, wie es eben die Gelegenheit gibt. Unerachtet des Visitenwesens wird hier doch wenig auf beengende Etikette im geselligen Leben gehalten, weil nicht sie, sondern das Bedürfniß der Geselligkeit die Leute zu einander führt.

Außer diesen Visiten aber füllen auch noch Thees die Abende aus, zu denen man von den Damen des Hauses förmlich eingeladen wird. Da man sich aber gewöhnlich erst um acht oder neun Uhr zu diesen Gesellschaften versammelt, so bleiben immer noch vorher ein paar Stündchen übrig, welche die oben belobten Visiten ausfüllen. Einige Damen haben auch bestimmte Abende in der Woche, an denen sie immer zu Hause bleiben, und ihre ein für alle Mahl eingeladenen Bekannten bey sich empfangen. Das Spiel ist in diesen Zirkeln

die vorzüglichste Unterhaltung; doch wird auch viel geschwatzt, Musik gemacht, und auch wohl nach einer Violine, die einer der Gäste ergreift, lustig getanzt. Um eilf Uhr wird Thee, Kaffeh und Gebackenes herum gereicht, und eine oder zwey Stunden später trennt sich die Gesellschaft, um sich morgen in einem andern Hause wieder zu finden. Kleine Privat-Bälle sind auch nichts Ungewöhnliches, und sie erfordern hier weder ein bedeutend großes Locale noch sonst viel Umstände. Ein oder zwey große Zimmer, ein paar Violinen und ein Flageolet, etwas Thee, Limonade und Zuckerwerk, mehr braucht es in diesem Lande nicht, um recht fröhlich mit einander zu tanzen bis die Sonne aufgeht. Im Carnaval werden die Damen oft gebeten, bey diesen kleinen Festen in Maskenkleidern zu erscheinen; aber ohne Larve. In einfacher, ländlicher Tracht, oder in der niedlichen Kleidung der sogenannten Grisetten sind sie dann nur um so reizender. Diese Grisetten-Kleidung besteht aus einem ziemlich kurzen Rocke von weißem Taffet, einem knapp anschließenden Corsett von heller, abstechender Farbe, einem dreyzipfligen Halstuche von Spitzen, und einer hohen Spitzenhaube mit Flügeln, aus welcher hinten ein dicker, aufgeschlagener Chignon hervorquillt; eigentlich ist es die veredelte gewöhnliche Tracht der hiesigen Bürgersmädchen.

Seitdem man des Abends zu Mittag ißt, sind auch hier, wie in Paris, die Abendessen verbannt; desto häufiger wird man aber in Bordeaux zum Mittagsessen geladen. An der Tafel, umringt von seinen Freunden, ist der gastfreye Bordelaise in seinem Elemente. Nirgends wird besser gegessen und getrunken als in Bordeaux, und doch darf man dabey nicht auf den Luxus schelten; er findet sich ungesucht; denn dieses glückliche Klima bringt alles selbst hervor, was der raffinirte Geschmack nur wünschen kann. Die Lebensmittel sind hier, in Vergleich mit andern großen Städten, wohlfeil zu nennen; Land und Strom und Meer gewähren in der größten Mannigfaltigkeit und im Überflusse Alles, was bey uns nur als Seltenheit auf großen Tafeln erscheint. Nirgends findet man bessere Austern; sie werden lange, ehe man sie zu Markte bringt, in eigenen Gruben am Meeresstrande mit Kleyen und Trebern gemästet. Sie scheinen von einer ganz eigenen Gattung zu seyn; das Thier ist sehr groß, hat einen grünen Bart, und füllt die kleine, dünne, etwas gewölbte Schale ganz aus. Mit den Austern fängt die Mahlzeit immer noch vor der Suppe an; eine Gewohnheit, die uns zuerst nicht recht behagen wollte. Das Rindfleisch ist vortrefflich, Geflügel, Wild, besonders rothe Repphühner und Ortolanen im Überflusse und großer Vollkommenheit, so auch das Gemüse; die Trüffeln, vor allem aber das Obst, Weintrauben, Pfirsiche und Feigen sollen hier Alles übertreffen; lei-

her; aber fiel unser Aufenthalt nicht in die Zeit ihrer Reise. Die größte Mannigfaltigkeit biethen der Strom und das Meer. Der Bewohner des innern Landes findet hier mit Erstaunen alle die Fische auf den Tafeln, welche er sonst nur in Naturalien-Cabinetten sah; riesengroße Hummer, Taschenkrebse, Meerspinnen, Krabben, Kabeljaue, alle Gattungen Plattfische, besonders die köstlichen Steinbutten und Zungen, fast armdicke Lampreten, von denen die bey uns bekannten Neunaugen oder Bricken Miniatur-Abbildungen zu seyn scheinen. Des Rochen gräuliche Ungestalt ist hier auch tafelfähig, und schmeckt eben so gut als sie furchtbar aussieht. Große Störe und eine unzählbare Menge anderer Bewohner der dunkeln Tiefe erscheinen alle im mannigfaltigsten Wechsel. Bordeaux wäre in dieser Hinsicht das Paradies einer Deutschen Hausfrau, der es oft viel Kopfbrechens kostet, um Abwechselung in ihren Küchenzettel zu bringen; hier würde nur die Wahl ihr Sorge machen. Die Französischen Damen bekümmern sich aber wenig darum; sie haben sehr geschickte Köchinnen, die alles auf's trefflichste zu bereiten wissen, und die Auswahl scheint oft den Männern überlassen zu bleiben, die an der Tafel, wie die Frauen am Theetische, gewöhnlich auch die Sorge für die Gäste übernehmen. Leider aber verfolgte unser alter Feind, der Knoblauch, uns auch hier; besonders in der Fastenzeit, wo ein aus klein geschnittenem Stockfische mit Öhl und Knoblauch stark gewürztes Gericht auf allen Tischen erscheint. Sie nennen es morüe à la provençale. Knoblauch ist einmahl die Lieblingswürze aller Bewohner des südlichen Frankreichs; Hohe und Niedere, sogar die elegantesten Damen genießen ihn schon zum Frühstück; auch spürt man seinen Duft auf Bällen, im Theater, und überall, wo Viele versammelt sind, und keine Rosen-Essenzen und wohlriechende Wasser vermögen dem Übel zu steuern.

Bey allem diesen Überfluß an Lebensmitteln artet der Genuß selten in Schwelgereyen aus; nur ein einziges Mahl wohnten wir einem Gastmahle von zwey Gängen bey, von denen jeder aus zwanzig Schüsseln bestand. Bey dem letzten erschien ein Truthahn, der, nach der Versicherung des Wirthes, nicht nur mit Trüffeln gefüllt, sondern seit vier Wochen auch mit Trüffeln gemästet worden war. Ein Nachtisch aus beynahe hundert Tellern mit Eis und Zuckerwerk folgte alsdann; die Bedienten stellten ihn mit eigends dazu gemachten Stäben in Reihe und Glied; die Gäste zählten an der Uhr vierzig Minuten, ehe dieses Kunstwerk vollendet war, und standen dann ermüdet auf; und dieses Sybaritische Mahl diente noch mehrere Tage dem Witze der dazu Geladenen zur Zielscheibe, weil es etwas Unerhörtes war. Gewöhnlich versammelt man zehn oder zwölf Gäste um

einen reichlich aber nicht kostbar besetzten Tisch; was man ihnen biethet, ist immer vollkommen gut, wie es eben die Jahreszeit bringt; an Ostentation wird dabey nie gedacht; man wählt das Beste, und nicht das Theuerste. Auch im Tischgeräthe wird keine Pracht zur Schau gestellt; das Silberwerk ist solid und zum Gebrauche in Menge vorhanden; aber die Mode hat auf die Form desselben wenig Einfluß. Im Trinken ist der Franzose überhaupt mäßig, und trinkt nicht leicht Wein, ohne ihn mit Wasser zu mischen. Daß man in Bordeaux, wo die besten, gesündesten Weine ein Erzeugniß des Landes sind, keine fremden Weine auf die Tafel bringt, ist natürlich. Nur ein Glas Malaga wird zuweilen gebothen; auch wohl ein paar Flaschen Champagner für die Damen; die Männer ziehen zum Nachtische die edlern Gewächse ihres Landes vor, Château Margot, St. Julien, la Fitte, und andere, von denen aber die Flasche selbst im Lande oft über einen Thaler kostet, und die wir in Deutschland fast nie echt erhalten.

Auch in Hinsicht des Hausgeräthes läßt sich der Luxus in Bordeaux auf keine Weise mit der üppigen Pracht vergleichen, die man in Paris und auch wohl in den größern Deutschen Städten antrifft; selbst die Wohnungen sind nicht dazu eingerichtet; denn eine lange Reihe vieler an einander stoßender Zimmer ist äußerst selten. Die Stuben sind hoch, mit großen, bis zum Fußboden hinabreichenden Fenstern, welche von außen ein kleiner Balkon umgibt. Die anderswo üblichen reichen Fenster-Draperien sind hier nicht gewöhnlich; obgleich Gardinen zum Gebrauche nicht fehlen. Die Fußböden sind, wie überall im Süden, mit glasirten, bunten Backsteinen in mancherley Formen belegt; ein Gebrauch, der in diesem warmen Klima im Sommer eine höchst angenehme Kühlung hervorbringt. Fußteppiche sind selten; häufiger große Spiegel; doch wird auch mit ihnen nicht so verschwenderisch umgegangen als in Paris. Die Tapeten sind einfach, von Seide oder Papier. In keinem guten Hause vermißt man das bequeme Nothwendige; aber höchst selten findet man Überfluß und sich zur Schau stellenden Luxus. Man sieht aus Allem, daß wirklicher Genuß des Lebens das Ziel ist, wornach Alles hinstrebt, und daß das glückliche, milde Klima die Leute verhindert, sich um den bloßen Schmuck ihrer Häuser sonderlich zu kümmern.

Ungern erwähnen wir jetzt noch eines Fleckens, der den so angenehmen Ton des geselligen Lebens in Bordeaux entstellt; der unermeßlichen Spielwuth, die hier leider in allen Gesellschaften herrscht. Es ist nicht bloß der Wunsch, einige Stunden bey einem angenehmen Zeitvertreibe hinzubringen, der die Spieltische von Bordeaux bevölkert: es ist Habsucht unter der Maske des Vergnügens; man will

Geld gewinnen. Diese Gewinnsucht spricht sich deutlich in den Mienen und Bewegungen der Spielenden aus; gleichviel, ob es Silbermünzen oder Goldstücke gilt, und jede freye Minute wird von Männern und Frauen zu diesem Zwecke verwendet.

Schon vor Tische, wenn sich die Gesellschaft vielleicht eine halbe Stunde zu früh eingefunden hat, kommt das edle Ecartée an die Tagesordnung, und wird gleich nach Tische wieder vorgenommen; ein Spiel, welches selbst dessen eifrigste Verehrer für ein Schuhputzerspiel (jeu de decrotteur) erklären. Es gleicht dem in allen Deutschen Bierhäusern wohlbekannten Spiel, das man an einigen Orten Bettelmann nennt. Nur zwey Personen spielen es, sey die Gesellschaft auch noch so groß; aber Alle nehmen durch oft ziemlich bedeutende Wetten Theil daran. In dicht gedrängten Reihen stehen die parirenden Herren und Damen hinter den Stühlen der beyden Spieler; jeder der Wettenden hat das Recht, das Spiel dessen, für den er sich interessirt, durch seinen Rath zu unterstützen. Dieses Recht wird von Allen eifrig benutzt, und keine Karte darf den Tisch berühren, über welche nicht eifrig gestritten wird, so lange sie noch in der Schwebe war. Die Rathgeber sind natürlicher Weise unter sich nie einig; die Spieler, die sich so für das Allgemeine abarbeiten, erheben ihre Stimmen ebenfalls; es wird ein Geschrey durch einander, eine Verwirrung, ein Streiten, das uns unerträglich erschien; hier aber den eigentlichen Reitz, die Würze des Vergnügens ausmacht. Abends spielt man ebenfalls; aber die sonst üblichen sogenannten Commerz-Spiele, l'Hombre, Whist, Reversi, kommen selten vor; höchstens geben sich noch ein Paar alte Herren und Damen damit ab. Man liebt nur Spiele, in welchen der Zufall entscheidet, die in einer Minute arm und reich machen. Diese betreibt man mit einem Eifer, als gelte es das ganze Wohl und Weh jedes einzelnen Theilnehmers daran. Der Bouillotte-Tisch mit seinem verhängnißvollen Leuchter ist also der Mittelpunct der Abendgesellschaften; dieses widerliche Hazard-Spiel, in welchem nicht nur der Zufall, sondern auch an feinen Betrug gränzende List entscheiden, und das deßhalb, zu unserer Ehre sey es gesagt, in Deutschland nie rechten Eingang fand, so sehr man es auch in Frankreich liebt. Selten werden in großen Zirkeln mehr als zwey solcher Tische hingesetzt, und da jeder nur fünf Personen beschäftiget, so bleibt der größte Theil der Gesellschaft dabey müssig. Dieser erwartet dann ängstlich hinter den Stühlen der Spielenden, bis einer von ihnen seinen ganzen Einsatz verloren hat, Déconfit heißt es in der Kunstsprache, und jeder drängt sich dann herbey, um den dadurch leer gewordenen Platz einzunehmen. Da nur Einer dieser Glückliche seyn kann, so machen die Zu-

rückbleibenden oft recht lange Gesichter, ehe sie sich entschließen, einen zweyten ähnlichen Glücksfall abzuwarten. Der so eben verlor, stellt sich gewöhnlich gleich wieder in die Reihen; denn nur die einmahl hier angenommene Regel der Höflichkeit zwang ihn, das Feld zu räumen. Würfel, Roulette, Vingt un und ähnliche Spiele werden zwar in Privathäusern nicht gespielt, desto mehr aber in öffentlichen. Auch Damen nehmen thätigen Antheil an solchen Spielzirkeln; doch sucht man diesen dann wenigstens das Ansehen einer geschlossenen Gesellschaft zu geben.

Theater.

Mit Recht gilt das große Schauspielhaus in Bordeaux für eines der schönsten in Europa. Der prächtigen Haupt-Façade in der Allee Tourny haben wir früher schon erwähnt; die große, mit Säulen, Büsten und Statuen geschmückte Eintrittshalle, so wie auch die schöne Doppeltreppe, welche in die Logen hinaufführt, sind fast in einem zu großen, ernsten Style für den Zweck des Gebäudes; es ist als ob man einen Tempel beträte. Die darin spielende Truppe stand leider mit dieser Pracht in keinem Verhältnisse; sie gehörte zu den mittelmäßigsten in ganz Frankreich. Auch die Ballete, welche der Franzose so ungern auf den Bühnen vermißt, haben wir in weit kleinern Städten viel vorzüglicher gefunden. Dennoch ward das Theater sehr fleißig von aller Welt besucht; denn dieses Vergnügen gehört einmahl zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Nation, die viel lieber Alles entbehrt, als das Schauspiel.

Große Trauerspiele kommen in Bordeaux selten an die Reihe; das Klima ist ihnen nicht günstig. Kleine Komödien werden auf jeder Französischen Bühne immer wenigstens so dargestellt, daß man sie ein paar Mahl mit Vergnügen sehen kann; und so war es auch hier. Die kürzlich in Frankreich Mode gewordenen, unsern Familien-Gemählden ähnlichen, sentimentalen Stücke, voll Edelmuth und häuslichen Herzeleides, fanden in Bordeaux wenig Beyfall; und da die Polizey eben das Pfeifen verbothen hatte, so erlebten wir es ein Mahl, daß ein solches klägliches Drama vom Theater wegadmirirt ward. Bey den rührendsten Scenen schrie das Parterre so laut und lange mit dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung: Ah! Ah! bis die Schauspieler verstummten und der Vorhang unter lautem Gelächter der Zuschauer fallen mußte.

Einer Vorstellung, die wir sahen, müssen wir indessen, ihrer ungemeinen Absurdität wegen, hier besonders erwähnen. Es war die der Andrienne des Terenz. Die Veranlassung dazu hatte der wirk-

lich sehr gute Komiker Paulin gegeben. Er war mit Recht ein Liebling des Publicums, schraubte aber nach und nach seine Forderungen an die Direction so hoch hinauf, daß diese sich endlich entschloß, ihm im Ernste den Abschied zu gewähren, um welchen er oft schon zum Scheine angehalten hatte. Es kam also wirklich dazu, daß er zum letzten Mahl die Bühne besteigen sollte; er hoffte, das Parterre werde, wie sonst schon geschehen, am Ende des Stückes auf sein Dableiben mit Gewährung aller seiner Wünsche bestehen; deßhalb wählte er dieses Stück, um in der Rolle des die ganze Intrigue leitenden Sclaven sein Talent im größten Glanze zu zeigen. Das Haus war zum Erdrücken voll; denn Alle wollten der Entscheidung von Paulins Schicksal beywohnen. Der Vorhang ging auf, und zu unserm Erstaunen sahen wir die alten Athenienser Simo und Chremes mit gestickten Galla-Röcken, weiß gepuderten Haarbeutel-Perrücken, Hut, Stock und Degen, als Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton einherschreiten. Wir glaubten erst, man wolle den Terenz travestiren; aber es war den Leuten ein Ernst damit. Monsieur Thrénès und Monsieur Cliton sprachen immer von den alten Göttern als echte Heiden, und geberdeten sich in der Französischen Kleidung nach der Sitte der alten Athener; dazwischen lief der Sclave Davus im Griechischen Sclaven-Costüme herum, während seine Cameraden hübsche Livreen anhatten. Die in eine Soubrette verwandelte Sclavinn Mysis kehrte sich nicht daran, sondern cokettirte dennoch mit ihm, als sey er ein Jasmin oder Lafleur; auch hatte sie nicht vergessen, das Französische Schürzchen mit kleinen Taschen zur Aufbewahrung der Hände umzuthun. Glycerion, ihre nach der neuesten Mode geputzte Dame, erschien am Ende des Stückes, und geberdete sich sehr vornehm. Es war das tollste Gemisch von Alt und Neu, dem der Umstand, daß das Publicum nichts davon merkte, etwas ungemein Komisches gab; denn diesem kam es vor, als sey das Stück von Moliere, oder doch wenigstens von einem seiner Zeitgenossen. Paulin machte, trotz des Sclavengewandes, aus dem Griechischen Davus einen Französischen Scapin, zeigte aber viel echt komisches Talent und theatralische Gewandtheit in seinem Spiele. Am Schlusse ward er sehr applaudirt; aber dabey blieb es, und er mußte nun seinem Sterne oder Unsterne in Zukunft folgen, wohin ihn dieser führen wollte.

Dieselbe Truppe, welche auf dem großen Theater spielt, gibt auch an bestimmten Tagen Vorstellungen auf einem kleinern im Innern der Stadt. Außer diesen aber stehen noch mehrere kleine Schauspielhäuser dem Schaulustigen offen. Auf dem Theater de la Gaieté spielte man kleine Operetten und Vaudeville's, in einem sehr elen-

den Locale, recht artig und ergetzlich. Für diese Truppe war ein sehr hübsches Haus an der Allee Tournay noch im Entstehen. Auch gibt es noch ein sehr unbedeutendes Théâtre Molière, und noch ein paar nahmenlose Tempel Thaliens, die aber alle ihre Verehrer in der niedern Classe finden. Eine Gesellschaft von Dilettanten, größten Theils aus dem Mittelstande, spielte auf dem Théâtre Maffei so ziemlich alles, was ihr vor die Hand kam, große und kleine Tragödien und Schauspiele. Da dieses Theater eigentlich für optische Vorstellungen erbaut ist, so kann man sich denken, wie beschränkt der Raum darauf war. Durchreisende Schauspieler geben zuweilen hier Gastrollen; bey solchen seltenen Fällen wird dann auch in diesem Theater die Entrée bezahlt, und dadurch dem größern Publicum der Zutritt eröffnet. Wir sahen auf dieser Miniatur-Bühne den früher in Hamburg gewesenen Schauspieler Massin den Cid spielen. Sowohl das Locale als die Mitspielenden machten ein Lustspiel aus der ernsten Tragödie.

Den Bewohnern der guten Stadt Bordeaux fehlt es also nicht an Schaubühnen zur Auswahl, wenn gleich keine derselben als vorzüglich zu loben ist. Dieß aber gilt dem gewöhnlichen Franzosen ziemlich gleich; er bekümmert sich wenig um höhere Ansprüche an die Kunst, nur etwas muß er sehen, und dann die Freude haben, die Damen zu lorgnettiren, aus einer Loge in die andere zu laufen, zu schwatzen, zu lachen, vor allen Dingen aber mit der Menge hinauszugehen. Zu diesem letztern Vergnügen drängt sich Mancher, der gar nicht im Theater war, um doch das Ansehen zu haben, als sey er darin gewesen. Schöne Geister, wie in Paris, die im Parterre sich das Richteramt anmaßen, und nach Belieben loben und verdammen, gibt es in Bordeaux wenige oder vielleicht keinen. Der Bordeaulaise will sich nur amüsiren. Ob es regelrecht geschehe? kümmert ihn nicht, und alles, was nicht langweilig ist, wird von ihm freundlich aufgenommen.

Das Carnaval.

Die überall der lauten Freude geweihte Zeit des Carnavals wird wohl nirgends lustiger verlebt als in Bordeaux. Junge und Alte, Reiche und Arme drehen sich, so lange sie währt, in einem ewigen Kreise von Lustbarkeiten herum, so daß in der letzten Woche niemand mehr recht bey Verstand bleibt. Selbst sonst sehr thätige Geschäftsmänner, die weit über die Jahre der Jugend hinaus sind, weisen dann gern jede Arbeit von sich ab, und gestehen, daß sie nicht

begreifen, wie man ohne die äußerste Nothwendigkeit nur von irgend etwas Ernsterm sprechen könne.

Die sonst hier üblich gewesenen öffentlichen Maskenzüge auf den Straßen sieht man nicht mehr; nur der Pöbel hält die alte Sitte noch einiger Maßen aufrecht, und läuft zuweilen maskirt auf der Straße herum; doch auch dieses geschieht nur von Wenigen, die sich dabey immer eines starken Gefolges von Straßenbuben zu erfreuen haben. Die eigentliche Lust des Carnavals beginnt jetzt erst gegen Mitternacht, und währt dafür bis an den hellen Tag.

Sechs bis acht maskirte Bälle werden wenigstens jeden Abend in Bordeaux gegeben; alle sind gedrängt voll Menschen jedes Alters und Standes; Spiel und Intrigue locken die Vornehmern zu diesen Versammlungen, wüthende Tanzlust den Mittelstand, vom ehrbaren Bürger bis hinunter zu den niedrigsten Classen des Volkes. Niemand beynahe läßt freywillig eine Nacht vorübergehen, ohne wenigstens Einen dieser Maskensäle besucht zu haben, und viele Herren und Damen machen gewöhnlich die Runde durch die glänzendsten derselben, um ja nicht den zu versäumen, der für diesen Abend der besuchteste ist. Das Resultat dieser Streifereyen ist dann natürlicher Weise, daß man dieselben Bekannten, dieselben Masken an drey, vier verschiedenen Orten wieder findet.

Um Alles zu sehen, besuchten auch wir ein paar der berühmtesten Maskenbälle, und übergingen die andern, mit der vollen Überzeugung, nichts dadurch zu versäumen; indem nur die Anordnung des Locals, die mehr oder minder gute Beleuchtung, und Musik sie von einander unterscheiden.

Der Ball im großen Schauspielhause ist der besuchteste. Hier fanden wir die ganze Stadt auf Einem Punkte zusammengedrängt, im buntesten Gewühle aller Classen durch einander. Die prächtige Eintritts-Halle, deren wir schon früher erwähnten, war mit den gefärbten, zierlich geordneten Glaslampen recht glänzend und geschmackvoll erleuchtet, und gewährte einen wirklich imposanten, schönen Anblick. Mit Mühe drängten wir uns durch die vielen Masken auf der Treppe, um zu den Logen zu gelangen, und fanden zu unserer großen Freude noch in einer derselben Platz genug, um das Ganze mit Einem Blicke zu übersehen. Das Parterre war dem Theater gleich gemacht, und beyde zusammen bildeten einen fast unabsehbar großen Saal, in welchem die bunte, zusammengedrängte Menschenmasse wie ein Meer auf und ab wogte. Der bey weitem größte Theil der Versammlung schien nicht zur eleganten Welt zu gehören; wir bemerkten keine einzige schöne oder glänzende Maske. Einige Charakter-Masken waren zwar da, aber alle von ganz gewöhnlicher Art, und keine

den Locale, recht artig und ergetzlich. Für diese Truppe war ein sehr hübsches Haus an der Allee Tournay noch im Entstehen. Auch gibt es noch ein sehr unbedeutendes Théâtre Molière, und noch ein paar nahmenlose Tempel Thaliens, die aber alle ihre Verehrer in der niedern Classe finden. Eine Gesellschaft von Dilettanten, größten Theils aus dem Mittelstande, spielte auf dem Théâtre Maffei so ziemlich alles, was ihr vor die Hand kam, große und kleine Tragödien und Schauspiele. Da dieses Theater eigentlich für optische Vorstellungen erbaut ist, so kann man sich denken, wie beschränkt der Raum darauf war. Durchreisende Schauspieler geben zuweilen hier Gastrollen; bey solchen seltenen Fällen wird dann auch in diesem Theater die Entrée bezahlt, und dadurch dem größern Publicum der Zutritt eröffnet. Wir sahen auf dieser Miniatur-Bühne den früher in Hamburg gewesenen Schauspieler Maffin den Cid spielen. Sowohl das Locale als die Mitspielenden machten ein Lustspiel aus der ernsten Tragödie.

Den Bewohnern der guten Stadt Bordeaux fehlt es also nicht an Schaubühnen zur Auswahl, wenn gleich keine derselben als vorzüglich zu loben ist. Dieß aber gilt dem gewöhnlichen Franzosen ziemlich gleich; er bekümmert sich wenig um höhere Ansprüche an die Kunst, nur etwas muß er sehen, und dann die Freude haben, die Damen zu lorgnettiren, aus einer Loge in die andere zu laufen, zu schwatzen, zu lachen, vor allen Dingen aber mit der Menge hinauszugehen. Zu diesem letztern Vergnügen drängt sich Mancher, der gar nicht im Theater war, um doch das Ansehen zu haben, als sey er darin gewesen. Schöne Geister, wie in Paris, die im Parterre sich das Richteramt anmaßen, und nach Belieben loben und verdammen, gibt es in Bordeaux wenige oder vielleicht keinen. Der Bordeaulaise will sich nur amüsiren. Ob es regelrecht geschehe? kümmert ihn nicht, und alles, was nicht langweilig ist, wird von ihm freundlich aufgenommen.

Das Carnaval.

Die überall der lauten Freude geweihte Zeit des Carnavals wird wohl nirgends lustiger verlebt als in Bordeaux. Junge und Alte, Reiche und Arme drehen sich, so lange sie währt, in einem ewigen Kreise von Lustbarkeiten herum, so daß in der letzten Woche niemand mehr recht bey Verstand bleibt. Selbst sonst sehr thätige Geschäftsmänner, die weit über die Jahre der Jugend hinaus sind, weisen dann gern jede Arbeit von sich ab, und gestehen, daß sie nicht

begreifen, wie man ohne die äußerste Nothwendigkeit nur von irgend etwas Ernsterm sprechen könne.

Die sonst hier üblich gewesenen öffentlichen Maskenzüge auf den Straßen sieht man nicht mehr; nur der Pöbel hält die alte Sitte noch einiger Maßen aufrecht, und läuft zuweilen maskirt auf der Straße herum; doch auch dieses geschieht nur von Wenigen, die sich dabey immer eines starken Gefolges von Straßenbuben zu erfreuen haben. Die eigentliche Lust des Carnavals beginnt jetzt erst gegen Mitternacht, und währt dafür bis an den hellen Tag.

Sechs bis acht maskirte Bälle werden wenigstens jeden Abend in Bordeaux gegeben; alle sind gedrängt voll Menschen jedes Alters und Standes; Spiel und Intrigue locken die Vornehmern zu diesen Versammlungen, wüthende Tanzlust den Mittelstand, vom ehrbaren Bürger bis hinunter zu den niedrigsten Classen des Volkes. Niemand beynahe läßt freywillig eine Nacht vorübergehen, ohne wenigstens Einen dieser Maskensäle besucht zu haben, und viele Herren und Damen machen gewöhnlich die Runde durch die glänzendsten derselben, um ja nicht den zu versäumen, der für diesen Abend der besuchteste ist. Das Resultat dieser Streifereyen ist dann natürlicher Weise, daß man dieselben Bekannten, dieselben Masken an drey, vier verschiedenen Orten wieder findet.

Um Alles zu sehen, besuchten auch wir ein paar der berühmtesten Maskenbälle, und übergingen die andern, mit der vollen Überzeugung, nichts dadurch zu versäumen; indem nur die Anordnung des Locals, die mehr oder minder gute Beleuchtung, und Musik sie von einander unterscheiden.

Der Ball im großen Schauspielhause ist der besuchteste. Hier fanden wir die ganze Stadt auf Einem Punkte zusammengedrängt, im buntesten Gewühle aller Classen durch einander. Die prächtige Eintritts-Halle, deren wir schon früher erwähnten, war mit den gefärbten, zierlich geordneten Glaslampen recht glänzend und geschmackvoll erleuchtet, und gewährte einen wirklich imposanten, schönen Anblick. Mit Mühe drängten wir uns durch die vielen Masken auf der Treppe, um zu den Logen zu gelangen, und fanden zu unserer großen Freude noch in einer derselben Platz genug, um das Ganze mit Einem Blicke zu übersehen. Das Parterre war dem Theater gleich gemacht, und beyde zusammen bildeten einen fast unabsehbar großen Saal, in welchem die bunte, zusammengedrängte Menschenmasse wie ein Meer auf und ab wogte. Der bey weitem größte Theil der Versammlung schien nicht zur eleganten Welt zu gehören; wir bemerkten keine einzige schöne oder glänzende Maske. Einige Charakter-Masken waren zwar da, aber alle von ganz gewöhnlicher Art, und keine

dieser weiß, daß man auf den hiesigen Maskenbällen nie mit gutem Golde spielt. Unten am Eingange ist ein seitwärts gelegener, besonderer Laden, in welchem sich jeder, der oben zu spielen gedenkt, mit Gold versieht. Die Louisd'ore werden in diesem Laden ganz öffentlich, das Stück zu neun Franken, verkauft; und man kann beym Zuhausegehen sie dort auch wieder gegen echtes Gold für den gegebenen Preis vertauschen. Warin der eigentliche Vortheil des Verkäufers dieser falschen Münzen liegt, konnten wir nie recht ergründen; man sagte uns, derselbe bestände hauptsächlich darin, daß beym zweyten Wechsel manches gute Goldstück unter den falschen mitliefe; denn letztere sind so gut gemacht, daß sie nur ein sehr geübtes Auge erkennen kann. Dagegen aber bleibt auch manche falsche Münze unter den echten, und man thut wohl, sich an den Bouillotte-Tischen, selbst in der besten Gesellschaft, davor zu hüthen. Übrigens ist das Würfelspielen um falsches Gold hier so allgemeine Sitte, daß man den, der es nicht thut, als einen Neuling in der Welt verspottet.

Der zweyte Maskenball, den wir besuchten, bey Ormond, ist der eigentliche Sammelplatz der eleganten Welt. Wir fanden hier nicht jene unermüdeten Tänzer des großen Theaters; aber dennoch ging es in der feenhaft geschmückten Rotunde sehr fröhlich her, und Anstand und Zierlichkeit der Tanzenden bezeugten, daß diese nur zu den höhern Ständen gehörten. Das Locale kann sich in Hinsicht der Größe mit dem Theater bey weitem nicht messen; doch ist es weit angenehmer und eleganter dekorirt. Eine Gallerie, bedeckt mit transparenter Leinwand, auf welcher Bäume, Blumen und Sträuche gemahlt sind, vereiniget die vielen verschiedenen Säle und Zimmer. Durch die hinter dieser Leinwand angebrachten Lampen ward in dieser Gallerie ein liebliches, den Masken sehr vortheilhaftes Dämmerlicht verbreitet, in welchem eine Menge der liebenswürdigsten, elegantesten Grisetten herumschwebte. Viele recht gut ersonnene und durchgeführte Charakter-Masken trugen zum allgemeinen Vergnügen bey; besonders eine Gesellschaft junger Männer in der Kleidung und dem Charakter der Poissarden. Einer von ihnen führte mit einem Gascognischen Friseur mehrere höchst komische Auftritte zum Ergetzen aller Umstehenden herbey.

In den Spielsälen bey Ormond sahen wir das Würfelspiel fast noch eifriger treiben als im Schauspielhause. Die hier übliche Art desselben heißt Krips oder Kraps. Der Spielende würfelt zuerst, dann der, so die Bank hält, und wer von Beyden die zuerst geworfene Zahl wieder trifft, hat gewonnen.

Außer den Maskenbällen werden auch viele Subscriptions-Bälle in öffentlichen Häusern gegeben, bey welchen man ohne Maske in

Volkstracht erscheint. Der Ball à la maison de l'Intendance ist der Versammlungsort der Bewohner der innern Stadt; doch trafen wir dort auch mehrere Familien vom Charteron. Das Locale ist nicht schön, der Tanzsaal niedrig, schlecht erleuchtet, und mehrere an ihn stoßende Zimmer, zum Spiele und zur Conversation, zeichnen sich auch nicht durch elegante Einrichtung aus. Wir sahen an den anwesenden Damen wenig Luxus in der Kleidung, wenig glänzenden Schmuck; sie schienen sogar um einige Monathe in der Mode zurückgeblieben zu seyn; aber der Ton dieser Gesellschaft, ihr leichtes, anständiges Benehmen, das liebenswürdige Entgegenkommen, mit dem sie uns Fremdlinge empfingen, erfreute uns um so mehr. Den meisten Mitgliedern dieser Gesellschaft sah man es an, daß sie gewohnt waren, sich in den ausgesuchtesten Zirkeln des ehemahligen Paris zu bewegen. Getanzt wird viel, recht fröhlich, recht anständig und zierlich, obgleich mit weit weniger Prätension, als in Paris. Dort kommen auf solchen Bällen nur wenige Tänzer zusammen; die Tanzenden bereiten sich Monathe zuvor darauf, und man sieht es ihnen an, daß es ihnen nur um den Beyfall der im dichten Kreise sie umgebenden Zuschauer zu thun ist, nicht um die Freude. Hier ist das anders. Leicht und fröhlich folgten die zierlichen Tänzerinnen den mannigfaltigen Figuren ihres vaterländischen Tanzes; die Mädchen eilten nach jedem Tanze sogleich wieder zu ihren freundlichen Müttern, der gewohnten Sitte des Landes gemäß; die jungen Frauen zu ihren Bekannten in die Reihen der Zuschauerinnen. Die Schritte waren weniger künstlich als in Paris, die Attituden weniger theatralisch, aber auch weniger manierirt; und der Ausdruck des Vergnügens auf allen Gesichtern ersetzte reichlich jene mühsam erlernte Tanzmeister-Grazie.

Die sogenannten Englischen Bälle im Hôtel Francklin, einem Gasthofe, sind weit glänzender. Die Gesellschaft des Charteron versammelt sich dort; viele Damen strahlten im blendendsten Glanze der Juwelen, mehrere noch in dem der Jugend und Schönheit; alles schien Jubel und Freude. Der Tanzsaal ist größer, schöner, besser erleuchtet; ein großer Speisesaal stößt daran, in welchem um Ein Uhr zur Nacht gegessen wird; nach dem Essen fängt der Tanz wieder an, und währt, wie hier gewöhnlich, bis zum Anbruche des Tages. Französische Contre-Tänze und Walzer sind die einzigen in Bordeaux üblichen Tänze; die ersten werden mit großer Anmuth und Leichtigkeit durchgeführt, das Walzen aber geht nicht sonderlich von Statten; man sieht es, der Tanz ist hier fremd. Ein gereiseter Herr wollte versuchen, eine gewöhnliche Ecossaise aufzuführen; aber weder die Musiker noch die Tanzenden konnten damit fertig werden, und der Tanz endete unter lautem Gelächter, ehe er noch recht angefan-

gen war. Die Aschermittwoche, welche sonst in katholischen Ländern das Ende aller dieser Freuden plötzlich herbeyführt, ging hier unbemerkt vorüber; denn das Volk war zu sehr im Taumel befangen, um gleich stille stehen zu können, und es besuchte die Maskeraden nach wie vor bis gegen die Mitte der Fasten. Die höhern Stände aber zogen sich zurück; bey ihnen war eben Devotion Mode geworden, die sich so sehr von echter Frömmigkeit unterscheidet.

Viele moderne Fromme eiferten gewaltig über die Verwilderung des Volkes, das Jahre lang der größten Zügellosigkeit hingegeben gewesen war, und sich jetzt in die längst vergessenen kirchlichen Gebräuche und Einschränkungen nicht mehr zu fügen wußte; der Bischof hatte noch zu wenig Gewalt, um kräftig durchzudringen und die alte Ordnung wieder herzustellen. Sehr weislich aber arbeitete er im Stillen daran, sein altes Ansehen wieder zu gewinnen; die Messe ward, Dank seinen Bemühungen, schon wieder eifrig besucht; es wurde sogar Mode, hinzugehen, und damit ist in diesem Lande alles gewonnen.

Eine große, glänzende Procession zog an einem Sonntage der Fasten durch mehrere Straßen bis zur Kathedral-Kirche, wo ein feyerliches Hochamt gehalten ward, um Gott für die Wiederherstellung der katholischen Kirche zu danken. Leute aus allen Ständen folgten dem Zuge, und diese in die Augen fallende Feyerlichkeit hat gewiß damahls der Kirche viele Herzen wieder zugewendet. Die hier wohnenden Fremden sind größten Theils der protestantischen Religion zugethan; sie haben ihre eigene Kirche, die aber, ohne alle äußere Zeichen eines Gotteshauses, tief versteckt in einem Winkel liegt. Die Thür, welche hineinführt, ist die engste und niedrigste, welche man sich denken kann.

Der Jahrmarkt.

Ein echtes südliches Volksfest ist dieser Jahrmarkt, der gerade auf die Zeit des ersten erwachenden Frühlings, zu Anfange des Märzmonathes, fällt. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe freuen sich schon Wochen vorher auf diese fröhliche Zeit. In Hinsicht des Kaufens und Verkaufens ist der Jahrmarkt zwar nicht bedeutend, wohl aber in Hinsicht des allgemeinen Jubels, dessen Haupttummelplatz der große Raum vor der Börse ist. Ihn theilt eine Reihe Buden in zwey ungleiche Theile, so lange der Jahrmarkt währt. Die kleinere Hälfte desselben, dicht vor dem Börsegebäude, ist während der Zeit die Lieblings-Promenade der feinern Welt; die größere, die

sich bis an den Strom erstreckt, bleibt dem Volke und seinen Freuden überlassen.

In dem innern Raume der eigentlichen Börse, in der ihn umgebenden Gallerie und dem daran stoßenden großen Saale stehen lange Reihen unzähliger Buden, in welchen allerhand Waaren feilgebothen werden. An Auerbachshof, überhaupt an die Leipziger Messe darf hierbey freylich nicht gedacht werden; denn Alles, was man hier zum Verkaufe ausgestellt sieht, ist selten von hohem Werthe; aber die Mode treibt dennoch alle Welt dorthin, besonders Vormittags von ein bis drey Uhr. Man stößt, man drängt einander, man athmet Knoblauchsduft; hundert zugleich schreyende Stimmen betäuben das Ohr; man arbeitet sich mühsam durch das Gewühl zu Bekannten, und wird im Momente, da man sie anreden will, durch die zuströmende Menge wieder von ihnen getrennt. Das ist die ganze Freude; aber dennoch geht alle Welt hin, eben weil jedermann hingeht, und niemand zu Hause bleiben mag.

Ist man dieses Vergnügens endlich müde, so begibt man sich hinaus auf den Platz dicht vor dem Gebäude, zu einer Art Revüe der ganzen Gesellschaft. Freylich brennt dort die Frühlingssonne ganz unbarmherzig, und statt Bäumen und Blumen umgeben Düngerhaufen die Promenade, auf der kein Grashalm keimt. Auch der Staub ist entsetzlich; doch niemand achtet aller dieser Unbequemlichkeiten; denn eine schönere Gelegenheit, elegante Morgenanzüge zu sehen und zu zeigen, gibt es in der Welt nicht. Wer müde ist, miethet für einen Sous einen der unzähligen Strohsessel, welche eine Menge alter Weiber zu diesem Zwecke mit gellender Stimme ausbiethen. Eine lange, bunte Reihe von Beobachtenden bildet sich sehr bald; die Andern wandeln umher, stellen sich in kleine Gruppen, die schnell wieder zerstieben, nicken hier einem Bekannten, und rufen dort einem ihr Adieu aus der Ferne zu; denn Adieu ist in Bordeaux die Begrüßungsformel beym Kommen oder Wiedersehen, nicht beym Scheiden. So dreht man sich im bunten Wirrwarr herum, bis die Stunde schlägt, die alle Welt nach Hause zum Mittagsessen ruft.

Anders geht es auf der zweyten, dem Volke überlassenen Hälfte des Platzes her. Dort währt die Freude ununterbrochen fort bis zum Abende. Matrosen aus allen Weltgegenden, wild aussehende, in Schaffelle gehüllte Bewohner der Steppen um Bordeaux, der so genannten Landes, Poissarden, Weingärtner, Mädchen und Weiber vom Lande und aus der Stadt, in der buntesten Sonntagstracht, kurz Alles, was nur in und um Bordeaux athmet und lebt, treibt sich dort im wildesten, lustigsten, buntesten Gewimmel

umher. Man ißt und trinkt, man schreyt und lacht, und tanzt nach dem Tambourin und der Pfeife oder dem Schalle einer verstimmten Geige, daß der Staub hoch in die Luft wirbelt. Dazwischen dudeln die vielen Drehorgeln, schreyen die Guckkastenmänner ihre Wunder aus. Im Ganzen übersehen, ist dieser Anblick der tollste und lustigste, der sich erdenken läßt; im Einzelnen gewährt er unendliche Abwechselung. In einem Winkel spielen Hunde eine Komödie, und Polichinelle in seinem Häuschen quickt dazwischen; in einem andern Winkel tanzen abgerichtete Ziegen ein Ballet. In einem dritten exercieren Affen auf's Commando, und ziehen vor der schönsten Demoiselle den Hut ab, und ein paar ganz erstaunte Bären drehen sich mitten unter all dem Spektakel nach dem Schalle des Pohlnischen Dudelsackes schwerfällig herum.

Alles wird besehen, bewundert, belacht. Da ertönen auf einmahl ein paar ganz erschreckliche Geigen, Pfeifen, Trompeten und das beliebte Tambourin; sie künden etwas Ungemeines an; das Volk macht Platz, und hoch auf einem mit bunten Bändern geschmückten Maulthiere kommt eine schöne, roth und weiß geschminkte, halb Türkisch, halb bäurisch gekleidete Dame angeritten. Glänzende Flitterblumen und blitzende Zitternadeln von Glas schmücken ihr hochfrisirtes, schneeweiß gepudertes Haupt; sie hält, die sie begleitende Musik schweigt, und nun preiset sie mit sonorer Stimme ihre unschätzbaren Medikamente an; besonders die köstlichsten Schönheitsmittel, welche allen Zerstörungen der Zeit Trotz biethen, und die älteste Matrone in wenigen Stunden zum jüngsten Mädchen umwandeln. Ein gewaltiges Drängen entsteht nach vollendeter Rede um sie her; Alles will kaufen; man schreyt, man stößt einander, und die Frau hat kaum Hände genug, um alle ihre Kunden zu befriedigen. Von seinem nahen, aus einem großen Tische bestehenden Theater macht der Wunder-Doctor, im prächtig mit Gold besetzten Scharlachkleide, einen langen Hals, und schießt wüthende Blicke auf die Frau Collegin. Weiter hin flattern auf langen Stangen bunte Bilder von Zwergen, Riesen, fremden Thieren hoch in die Luft. Die Eigenthümer dieser Seltenheiten schreyen vor ihren Buden wie besessen: Entrez, mesdames, entrez, l'on va justement commencer! Kleine Savoyarden-Buben laufen wie Wiesel zwischen dem Getümmel, und preisen ihre marmotte en vie mit lauter Stimme an; andere hocken vor cylinderförmigen Kästen, auf welchen ein beweglicher Zeiger die Zahl der Makaronen, Zuckerplätzchen, überzogenen Mandeln bestimmt, die der gewinnen kann, welcher ein paar Sous daran wagen will. Diese Knaben haben immer einen großen Kreis von Gewinnlustigen um sich her; nicht etwa nur von Kindern; große, bär-

tige Bauern, Lastträger, Bettler stehen halbe Stunden da, und versuchen ihr Heil mit dem nähmlichen Eifer, wie die Würfelspieler der höhern Classen. Die braunen, südlichen Gesichter, die blitzenden Augen, die Herkules-Gestalten der Bauern und Schiffer, dazwischen die frischen Landmädchen mit ihren platten Hüten von Stroh oder Filz auf dem einen Ohre, geschmückt mit bunten Bändern, die Stadtmädchen mit ihren hohen Dormeusen: kurz, das ganze Gewirre voll Leben gibt ein Bild, dem keine Beschreibung genügen kann. Die mannigfaltigsten Gruppen bilden und zerstreuen sich in einem Augenblicke; das Gedränge, der betäubende Lärm erlaubte uns nie, lange auf diesem Platze zu verweilen; aber unwillkührlich kehrten wir doch immer wieder zurück zu dem uns Nordländern ganz fremden Anblicke des echt, südlichen Lebens.

Reise von Bordeaux nach Montpellier.

Nach einem Aufenthalte von beynahe zwey Monathen ward es uns schwer, die freundliche Wohnung in Bordeaux, und so manche, uns in der Zeit werth gewordene Bekannte zu verlassen. Trennungen dieser Art sind indessen das Los des Reisenden; die öftere Wiederkehr derselben gewöhnt ihn allmählich daran, so daß er jedes Mahl mit leichterm Herzen scheidet. Ob dieß aber echter Gewinn für ihn sey, ist eine Frage, die sich wohl nicht leicht entscheiden läßt.

Unsere Abreise von Bordeaux fiel in die letzten Tage des Märzmonathes. Die Luft war warm wie bey uns im Juny; alles grünte und blühte rings umher in üppiger Frühlingspracht; die Weinreben allein sahen noch winterlich aus. Durch eine sehr angenehme, fruchtbare Gegend, auf guten, obgleich ein wenig sandigen Wegen erreichten wir noch in der Abenddämmerung das am Ufer der Garonne liegende Städtchen Langon. Da wir uns hier indessen in einer Fähre übersetzen lassen mußten, so beschlossen wir, die Nacht dort zu bleiben, und wählten einen dicht am Strome gelegenen Gasthof zum Nacht-Quartiere, um morgen bey der Überfahrt gleich am Ufer zu seyn. Man nahm uns sehr bereitwillig auf, und führte uns sogleich in unser Zimmer. Festons von Blumenkohl, Zwiebeln, Knoblauch und geräucherte Schinken decorirten hier die Wände; nasse, zum Trocknen aufgehängte Wäsche diente statt der Tapeten, und große Haufen von Türkischem Weitzen befanden sich in den Ecken statt des Sofa's. Das war uns denn doch zu idyllisch-häuslich; wir eilten davon, so schnell wir konnten, und fanden noch zum Glück ein anständigeres Quartier im obern Theile der Stadt.

Am nächsten Morgen sahen wir in aller Frühe die Bewohner des Städtchens, festlich gekleidet, zur Kirche gehen. Es war Palmsonntag; Alle trugen grüne Zweige in den Händen, um sie, dem kirchlichen Gebrauche des Tages gemäß, vom Priester weihen zu lassen. Eine echte Frühlingsfeyer an diesem wunderschönen Morgen. Auf dem Markte standen große Körbe voll der herrlichsten Blumen zum Verkaufe ausgestellt. Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen von seltener Schönheit, in höchster Farbenpracht, dufteten und glänzten uns entgegen. Für wenige Sous erhielten wir einen großen Strauß der auserlesensten Blumen, an denen wir uns den ganzen Tag erfreueten. Von der Fähre entzückte uns die Aussicht auf das mahlerisch am Abhange eines sanft sich erhebenden Hügels gebaute Städtchen, und auf die Anhöhen, welche es, einem fruchtbaren großen Garten gleich, rings umgeben. Blühende Obstbäume und Hecken, Kornfelder, die fast schon Ähren trieben, prangten von allen Seiten zwischen den eben knospenden Weinreben. Aus fernen und nahen Dörfern tönte feyerliches Glockengeläute durch das unaufhörliche Singen und Zwitschern der Vögel, die sich lustig im Sonnenscheine herum tummelten und ihre Nester beschickten. Alles feyerte das schöne Erwachen der Natur; stilles Glück, bescheidener Überfluß lächelten uns aus jedem Winkel dieses grünenden, duftenden Edens entgegen; und nie fühlten wir uns so rein beseligt durch den bloßen Anblick der uns umgebenden Gegenstände, als an diesem herrlichen Morgen.

Das zufällige Zusammentreffen mit einigen Bekannten aus Bordeaux, im freundlichen Städtchen Tonneins, war uns in dieser glücklichen Gemüthsstimmung doppelt erfreulich. Nach Tische setzten wir unsern Weg durch das an mannigfaltigem Reitze sich immer gleich bleibende herrliche Land weiter fort. Die edelsten Arten des Bordeaurer-Weines wachsen in der Gegend, durch welche wir an diesem Tage kamen, und gewähren den Bewohnern die auf dem Lande so erfreulich anzusehende Wohlhabenheit, die wir bis jetzt in Frankreich oft vermißten. Der Abend war schön wie der Morgen; und damit nichts die Freude dieses Tages uns störe, so fanden wir auch in der kleinen Stadt Agen, im Gasthofe der Madame Castaln, alles so bequem und gut, als wir es nur immer wünschen konnten; obgleich die Stadt und das Haus von Fremden wimmelten, die der morgen dort beginnende Jahrmarkt hingezogen hatte.

Agen liegt höchst reitzend. Schöne Alleen ziehen sich rings um die Stadt, welche die wohlhabenden Bewohner des Ortes, nach französischer Sitte, fleißig zum Spazierengehen benutzen. Diesen Abend nahm das fröhliche Treiben und Leben und Singen auf den Straßen

und in dem Wein kein Ende, bis tief in die mondhelle Nacht hinein. Madame Cosdain ließ sich indessen von dem Gewühle in ihrem Hause nicht abhalten, uns bey Tische sehr aufmerksam und gefällig in eigener Person zu bedienen. Die gute Frau erinnerte uns bey ihrem Eintritte auf komische Weise an Iphigeniens Ausruf: „Wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt!“ denn ihr erstes Wort war die Versicherung, sie sey die einzige Tochter des berühmten Tavernier von Nerac.

Sie hätte auf viele Reisende aus unserm Vaterlande stoßen können, denen dieser große Nahme, trotz seiner Berühmtheit, unbekannt blieb, und wäre dadurch in die peinliche Verlegenheit gekommen, etwas erläutern zu müssen, was sie für weltbekannt hielt. Wir aber kannten zum Glück den großen Mann; wir hatten seinen Nahmen oft auf den Monumenten seiner Thaten mit unauslöschlichen Zügen eingebrannt gelesen; auf den Terrinen nähmlich, welche die köstlichen Trüffel-Pasteten umgeben, die unter dem Nahmen der Pâtés de Perigueux selbst bis Rußland und Amerika versendet werden. Daß wir durch diese unsere Kenntniß das Herz seiner Tochter sogleich gewannen, ist natürlich. Mit holdseliger Beredsamkeit erwiederte sie das ertheilte, gerechte Lob mit der Versicherung: sie sey die einzige Erbinn des großen Geheimnisses ihres Vaters; warnte uns vor ihrem in der Nähe, aber von ihr getrennt lebenden Manne, der ihr die Pasteten nachpfuschen wolle, obgleich sie ihm nie die Art ihrer Bereitung vertraut habe, und bewog uns zuletzt, eines ihrer Kunst-Producte mit auf die Reise zu nehmen. Wir befanden uns in der Folge sehr wohl bey diesem Entschlusse, und rathen jedem uns nachfolgenden Reisenden, ein Gleiches zu thun.

Die Gegend hinter Agen verschönert sich beynahe mit jedem Schritte. Wir bemerkten jetzt weniger Weinberge, dafür aber die herrlichsten Weitzenfelder und eine unglaubliche Menge prächtiger Obstbäume. Große Pfirsich- und Aprikosenbäume stehen hier am Wege, gleich den Äpfelbäumen an der Bergstraße. Wie betrunken summten taumelnde Bienen in dem Meere von Blüthenduft; uns ging es fast nicht besser; denn die reiche Fülle, und der liebliche Reitz dieser himmlisch-schönen Gegend ist unbeschreiblich.

Ein Haupt-Erzeugniß dieses Theiles von Frankreich sind die hier in ungeheurer Menge wachsenden Pflaumen, die, getrocknet in kleine, längliche Kisten gepackt, in alle Welt, bis in den fernsten Norden versendet werden. Man kennt sie überall unter dem Nahmen der Katharinen- oder auch der Französischen Pflaumen. Die Deutschen getrockneten Zwetschken geben keine Idee von der saftigen Größe und Süße dieser köstlichen Frucht.

[illegible], ein kleines Dörfchen, ist die erste Station von Agen aus. Es hat eine entzückende Lage am Ufer der hier weit schmälern, lieblich sich windenden Garonne. Fruchtbar angebaute Hügel, über welche höhere Felsen ihr stolzes Haupt kühner erheben, umgeben den kleinen Ort, und die Gegend gewinnt, bey aller Fruchtbarkeit, einen ernsten Charakter. Nie sahen wir idyllischen Reitz und romantische Größe in so innigem Vereine; dunkle Ruinen uralter Schlösser drohen von den Gipfeln steiler Felsen herab, und friedliche, von blühenden Gärten umgebene Hütten schmiegen sich an die Abhänge derselben bis hinunter an das Ufer des silberhellen Stromes.

Alles verkündete uns hier schon die Nähe der Spanischen Gränze. Von den Anhöhen, über welche der Weg uns führte, erblickten wir oft die den Horizont kränzenden Pyrenäen in blauer, duftiger Ferne. Selbst die Kleidung der Bewohner des Landes hat ein fremdes, Spanisches Ansehen. Die Männer tragen viel weite, runde Mäntel, große, vorn aufgeschlagene Hüte, und darunter ein farbiges Netz; so begegneten sie uns oft auf hohen Maulthieren reitend. Die Volkssprache in Languedok nähert sich auch mehr der Spanischen; sie hat einen schönen, volltönenden Klang, war uns aber leider ganz unverständlich, und ist es auch jedem in dieser Provinz nicht einheimischen Franzosen.

Je weiter wir kamen, desto herrlicher wurden die Umgebungen; so daß wir bey Malause nicht länger im Wagen ausdauern mochten, und zu Fuße eine Strecke voraus gingen, während die Pferde gewechselt wurden. Zwischen hohen Weinbergen zieht sich der Weg beträchtlich in die Höhe; wir verließen ihn, und verfolgten einen seitwärts hinaufführenden Fußsteig, auf dem wir, zu unserer großen Freude, vielleicht den interessantesten Punct dieser Gegend erreichten. Wir standen auf einem Rebenhügel, und blickten hinab in eines der lieblichsten, blühendsten Thäler voll zerstreut liegender kleiner Hütten, durchströmt von einem silberhellen, ziemlich bedeutenden Flusse. Es war wieder unsere alte Freundinn, die Garonne, welche auch dieses stille Plätzchen verschönte, wie wir späterhin erfuhren. An der andern Seite des Thales, uns gegenüber, erhebt ein steiler Felsen drohend das Haupt, das die dunkle Ruine eines Schlosses oder eines Klosters wie eine Krone ziert. Gern hätten wir von einer alten, freundlichen Frau, die neben uns ihre Reben aufband, etwas über die Gegend und die Ruine erfragt, aber es war unmöglich, uns mit ihr zu verständigen; nicht einmahl den Nahmen des Stromes konnten wir in ihrem Munde verstehen, so durchaus unähnlich war ihre Sprache der Französischen.

Ein schnell aufsteigendes Gewitter nöthigte uns, früher als wir

es wünschten, den Wagen aufzusuchen, den wir in einiger Entfernung auf der Chaussée haltend erblickten. Doch zog der Regen bald vorüber, und alles strahlte und duftete, von ihm erfrischt, nur um so herrlicher.

Bey Moissac mußten wir uns abermahls in einer Fähre über den Strom setzen lassen. Die Gegend hier herum erinnerte uns durch ihre Ähnlichkeit mit den schönen Elbegegenden bey Meißen sehr lebhaft an unser Deutsches Vaterland.

Bey Moissac und auch schon früher auf dem ganzen Wege begegneten uns mehrere Mahl zehn bis zwölf Menschen, die immer zu zweyen und zweyen, mit einer Kette um den Hals an einander geschmiedet, einher gingen, und von einigen bewaffneten Reitern vorwärts getrieben wurden. Wir hielten sie für Verbrecher; wunderten uns nur über ihre große Anzahl, und daß sie von Marseille zu kommen schienen, anstatt dorthin auf die Galeeren gebracht zu werden. In Castel-Sarrasin aber bemerkten wir wieder einen solchen Transport, und fragten; man antwortete uns: »Ce sont des Volontaires.« Wir staunten, und erfuhren endlich, daß diese Gefesselten Conscribirte seyen, welche man auf diese Weise der Bahn der Ehre zuführte. Das waren also die jungen Helden, die Blüthe des Landes, von denen die Französischen Zeitungen rühmten, daß ihr kriegerisches Feuer, ihr Eifer, dem Vaterlande zu dienen, kaum zu mäßigen sey! Im Sommer des Jahres 1814 gedachten wir oft dieser armen Unglücklichen, wenn wir die jeune Garde mit blutenden Füßen und von den Riemen der Tornister wund geriebenen Schultern, durch das Thor von Weimar einziehen sahen.

Castel-Sarrasin ist ein kleiner Ort, wahrscheinlich ehemahls eine Festung gewesen; denn man sieht noch die Spuren alter Mauern und Thürme. Das sehr heftig gewordene Gewitter nöthigte uns, mehrere Stunden dort zu verweilen; zum Glück trafen wir einen Mann, der verständlich Französisch sprach, und wir benutzten die Gelegenheit, uns nach manchen Dingen zu erkundigen, über die uns unter Weges niemand hatte Auskunft geben können, da wir die Sprache des Landes nicht verstanden.

Unsere erste Frage war die nach den Gefesselten gewesen; unsere zweyte betraf die vielen Ruinen alter Schlösser, die wir in diesen Tagen erblickt hatten. Mit Entsetzen vernahmen wir, daß diese Trümmer nicht Überbleibsel längst vorübergegangener Jahrhunderte wären, wofür wir sie gehalten. Noch vor wenigen Jahren standen diese Schlösser unversehrt, von den angesehensten und edelsten Familien des Landes bewohnt, die hier auf den durch viele Jahrhunderte hindurch auf sie vererbten Stammhäusern ihrer Ahnen in Glück und

Freude lebten. In den ersten furchtbaren Zeiten der Revolution fielen diese stolzen Gebäude als Opfer der zügellosen Volkswuth. Es ward Feuer in sie hineingeworfen; die alles verzehrende Flamme loderte hoch empor; der Rauch, und mehr noch der, dieser Nation vor allen andern eigene, muthwillige Zerstörungsgeist gaben den noch vor kurzem weit in's Land hinein hell schimmernden Mauern das uralte, schwarze Ansehen, welches uns täuschte. Wir freuten uns jetzt dieser Täuschung; denn der Gedanke an die hier, von zum Theile noch lebenden Menschen begangenen Gräuelthaten, in dem von der Natur so hoch begünstigten Lande, hätte uns den Genuß dieser schönen Tage gewiß getrübt und verkümmert. Von den unglücklichen Eigenthümern der Schlösser konnte man uns nichts Bestimmtes sagen. Viele sind an ihrem eigenen Herde von ihren Bauern ermordet, Andere zum Richtplatze geschleppt worden; die Übrigen in's Ausland entflohen, und wahrscheinlich im tiefsten Elende zu Grunde gegangen.

Es war spät Abend geworden, ehe wir Castel-Sarrasin verlassen konnten, und erst in tiefer Dunkelheit erreichten wir unser Nacht-Quartier in Montauban. Die Gegend bis dahin ist zwar sehr fruchtbar, besonders reich an Kornfeldern, aber flach und weniger interessant; deßhalb trösteten wir uns leicht darüber, daß wir einen großen Theil des Weges bey Nacht zurücklegen mußten. Im Hôtel des Ambassadeurs in Montauban wären wir recht gut aufgehoben gewesen; denn an die hier, wie überall im Süden, vorherrschende Unreinlichkeit fingen wir allgemach an uns zu gewöhnen; nur das Geräthe in unsern Zimmern erregte in uns eine peinliche Empfindung. Fast jedes Stück desselben sah aus, als wäre es aus jenen zerstörten Schlössern geraubt; keines paßte zum andern; vieles trug Spuren ehemahliger Pracht, und manches dagegen war nur zum nothdürftigen Behelfe bäurisch zusammen gezimmert. Vergoldete, mit künstlichem Schnitzwerke reich verzierte Bettgestelle standen in unsern Zimmern, die aber sichtliche Spuren gewaltsamer Zerstörung trugen, besonders an den ehemahls reich vergoldet gewesenen, halb weggeschnittenen adeligen Wapen, deren Überreste noch am Kopfende des Bettes sichtbar waren. Schwere seidene Gardinen, mit großen goldenen Blumen durchwirkt, hingen zerrissen und voller Flecken unordentlich um sie her. Die Flecken waren vielleicht Blut der in diesen Betten Ermordeten; ein Gedanke, der uns so grausend ergriff, daß wir hier keine Ruhe finden konnten. Die Bilder der ehemahligen Eigenthümer dieser gesunkenen Pracht verfolgten uns unablässig. Wo waren sie, die sonst hier ruheten, in dieser noch immer gewitterschweren, stürmischen Nacht? Vielleicht im Grabe, vielleicht in einer elenden Hütte auf einem Lager von Stroh!

Wie wandelbar ist irdisches Glück! Wie vergänglich menschliche Größe!

Wir freuten uns des anbrechenden Tages, um so bald als möglich einen Ort zu verlassen, der so peinliche Empfindungen in uns rege machte; überdieß wünschten wir sehr, Toulouse noch vor Mittag zu erreichen. Die in diesen Gegenden sehr bedeutende Stadt Montauban schien uns beym Durchfahren recht groß und nach südlicher Art wohlgebaut; wir kamen an mehreren großen Gebäuden und recht ansehnlichen hohen Häusern vorbey. Das Land rings umher ist zwar fruchtbar und angebaut, aber flach. Näher an Toulouse erheben sich wieder fruchtbare Hügel, alles wird schöner, reitzender; und herrliche große Bäume, wie wir von Castel-Sarrasin bis hierher nur wenige sahen, schmücken die unaussprechlich freundliche Gegend, welche der schiffbare Canal von Languedoc, und die in mahlerischen Krümmungen nahe an der Stadt hinströmende Garonne noch verschönern.

Die ziemlich große Stadt Toulouse ist sehr volkreich und lebhaft. Viele schöne Häuser zeugen von der Wohlhabenheit ihrer Einwohner; aber die Straßen sind auch hier sehr eng und winkelicht, wie überhaupt in allen Städten des südlichen Frankreichs; denn das Bedürfniß des Schattens und der Kühle bewegt die Einwohner derselben, ihre Häuser so nahe als möglich einander gegenüber zu stellen. Der dem Lande eigene Haß gegen alle Ordnung und Reinlichkeit scheint in dieser Stadt auf's höchste gestiegen zu seyn, und wir bemerkten nur wenige große freye Plätze, die sonst das Übel einiger Maßen mildern. Eine breite, mit hohen Bäumen besetzte, schöne Allee führt an den Canal, der hier das mittelländische Meer mit der Garonne, und durch sie mit dem Ocean vereiniget. Toulouse wird dadurch in den Rang bedeutender Handelsstädte erhoben; besonders für den innern Verkehr des Landes; und man sieht die glücklichen Folgen davon an dem augenscheinlichen Wohlstande, der hier in allen Classen zu herrschen scheint. In den Straßen sahen wir viel Leben, viele wohlgekleidete Leute, und besonders viele schöne, auffallend geschmackvoll gekleidete Frauen und Mädchen mit der den Französinnen eigenen Grazie und Leichtigkeit über die schlüpferigen Steine hinschweben. Auch bemerkten wir glänzende Läden und Magazine, angefüllt mit Allem, was Luxus und Mode erheischen, und zu unserm großen Erstaunen eine Menge von Buchläden, die wenigstens mit der Literatur ihres Landes reich versehen schienen. Der gesellige Umgang in Toulouse wird allgemein gelobt; unser Aufenthalt in dieser Stadt war indessen zu kurz, um Bekanntschaften zu machen, die hier dem Fremden, wie man sagt, nicht schwer zu finden sind. Wir

begnügten uns also mit der bloßen Außenseite, und können über das innere Leben nicht urtheilen.

Toulouse ist reich an schönen Spaziergängen und Alleen; aber das Gewitter hatte die Luft nur zu sehr gekühlt, der Wind wehte eiskalt, wir froren, durch die nächstvergangenen warmen Tage verwöhnt, vielleicht etwas mehr als billig war, und wunderten uns sehr, jetzt auf einmahl wieder das Kaminfeuer nicht entbehren zu können. Indessen besuchten wir doch eine sehr schöne Promenade an der Seite der Stadt, welche der zum Canale führenden Allee gegenüber liegt. Über eine lange prächtige Brücke, die sich hier über die Garonne hinwölbt, gelangten wir zu einer zweyten großen Allee. Am Ende derselben liegt die ganze Stadt, der darin, längs dem Strome sich hinziehende, vom Gewühle des Handels belebte Quai, der Canal und die reiche Ebene, welche die Stadt umgibt, wie ein Panorama ausgebreitet vor dem entzückten Blicke. Blaue Gebirge begränzen ganz in der Ferne die wunderschöne Aussicht, und an den vielen umherstehenden Sitzen bemerkten wir, daß dieser unbeschreiblich liebliche Platz den Toulousern an warmen Sommerabenden wohl oft zum Vereinigungspuncte dienen mag. Der Languedoker-Canal zog hier besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Mit Recht ist er der Stolz der Bewohner dieses Landes; er hat unermeßliche Summen und Arbeit gekostet, und obgleich er nur kleine Schiffe auf seinem Rücken trägt, so ist er doch von unschätzbarem Nutzen; besonders für die Verbindung des südlichen Frankreichs mit dem nördlichen. In diesem, von Bergen durchschnittenen Lande stellten sich seiner Ausführung Schwierigkeiten entgegen, die man in einem flachen Lande, wie Holland ist, nicht kennt. An einigen Stellen führen ihn Wasserleitungen von einem Berge zum andern; zuweilen mußte er durch das Innere der durchgehauenen Felsen geführt werden, und selbst ihm das nöthige Wasser zu verschaffen, gränzte oft an das Unmögliche.

Toulouse besitzt auch ein Museum, oder besaß es wenigstens damahls, wie Paris mit geraubten Kunstschätzen so überfüllt war, daß jede bedeutende Französische Stadt zum Ableiter dienen, und das weniger Vortreffliche annehmen mußte, um nur in der Hauptstadt für das Auserlesenste Raum zu machen.

Wir versäumten nicht, uns wenigstens durch einen Besuch eine allgemeine Übersicht dieses Museums zu verschaffen. Das Locale besteht aus einem einzigen sehr großen, langen Saale, in welchem viele Bilder, ohne sonderliche Wahl und ohne Hinsicht auf Beleuchtung, an den Wänden hingen. Mehrere junge Künstler, unter ihnen auch Damen, beschäftigten sich darin sehr ernstlich mit Copieren und Zeich-

nen. Unter den Gemählden waren viele zum Theile gute Copien der berühmtesten Werke der Italiänischen Schulen, und einige ganz vortreffliche kleine Niederländische Originale zwischen einer Menge zusammengerafften Wustes. Handzeichnungen von sehr verschiedenem Werthe hingen hier und da zwischen den Gemählden, unter andern der Kopf der Cenci, sehr schön in schwarzer Kreide gezeichnet, angeblich von Mengs. Eine Tafel, die fast die ganze Länge des Saales einnahm, war mit dem buntesten Allerley gedrängt voll überladen. Da standen Gyps-Abgüsse der berühmtesten Büsten der Antike neben Ägyptischen Alterthümern, Aschenkrügen, Vasen aus dem Herkulanum, und einer Anzahl Lampen, Hausgöttern und dergleichen kleinern Überresten vergangener Zeiten. Auch bemerkten wir mehrere kleine Statuen und Büsten von Marmor und Bronze, antike und moderne, darunter manches Gute, ja sogar Vortreffliche. Nur eine ordnende, leitende Hand, ein mit verständigem Blicke wählendes Auge schien hier zu fehlen, um Alles zu einem zweckmäßigen Ganzen zu ordnen. So glich der Saal einer großen Rumpelkammer, die einer Reinigung gar sehr bedurfte.

Abends besuchten wir das Theater. Das Schauspielhaus ist nicht groß, nicht schön, und dabey so schmutzig, daß wir beynahe gleich wieder umgekehrt wären; besonders da uns beym Eintritte in die Loge der fürchterlichste Knoblauchsgeruch entgegenströmte und uns fast den Athem benahm. Wir lebten eben in der Zeit der strengsten Fasten, in der Charwoche, in welcher alle diese frommen Christen noch ein Mahl so viel von ihrer Lieblingswürze zu sich nehmen, als gewöhnlich. Indessen versuchten wir doch unsern Widerwillen gegen den uns überall verfolgenden Feind zu überwinden, und blieben da. Wir thaten sehr wohl daran; denn das Theater von Toulouse steht mit dem von Bordeaux gerade in umgekehrtem Verhältnisse. Dort fanden wir das Schauspielhaus sehr prächtig und die Schauspieler kaum mittelmäßig; hier schaffte uns in einem sehr uneleganten Locale eine alle unsere Erwartungen übertreffende Vorstellung einen sehr angenehmen Abend. Nur der Anfang derselben war nicht sehr erfreulich; denn halb ärgerlich, halb lachend über unser eigenes Mißgeschick, mußten wir auch hier ein albernes, langweiliges Ding von einer kleinen Oper sehen, das uns schon auf der ganzen Reise mit seiner jämmerlichen Musik und faden Sentimentalität verfolgt hatte. Es heißt la jambe de bois; und überall, wie hier, in Bremen, in Holland, in England, in Brüssel, war auf allen Theatern dieses verwünschte hölzerne Bein das erste, was uns entgegen kam. Zum Glück nimmt es nicht viel Zeit weg, und diese benutzten wir, die sehr zahlreich versammelten Zuschauer zu betrachten; wobey uns abermahls

die große Anzahl hübscher Frauen und ihre einfache, geschmackvolle Kleidung auffallend war. Dem hölzernen Beine folgten die Erben; ein auch in Deutschland bekanntes, sehr unterhaltendes Lustspiel von Dumoustier. Es ward außerordentlich gut gespielt; vor allen bestätigte der Schauspieler, welcher den Bedienten darstellte, unsern Glauben an das komische Talent der Franzosen und die ihnen fast angeborne theatralische Gewandtheit. Les Prétendus, eine große komische Oper in einem Acte, mit Musik von Paesiello, machte den Beschluß. Diese Oper erhält sich schon seit vielen Jahren mit großem Beyfalle auf allen Französischen Theatern. In Deutschland ist sie, unsers Wissens, nie auf die Bühne gebracht worden; würde auch, unerachtet der sehr schönen Musik, wohl schwerlich gefallen. Der gar zu sehr Französische, triviale Inhalt des Stückes kann nur durch das leichte, schnelle Spiel gehoben werden, in welchem die Franzosen Meister sind, und das bey uns so selten sich findet, am wenigsten bey Sängern, wie diese Musik sie erfordert. Das Recitativ würde uns auch zu einer so alltäglichen Intrigue unpassend scheinen, und ohne dasselbe sänke der Dialog zum Nichts herab. Ein Mädchen hat drey Verehrer, die um ihre Hand werben; der eine unter ihnen ist der Liebling des Vaters, der andere der Mutter, der dritte ihr eigener. Alle drey sind an Einem Tage geladen, ihre Ansprüche geltend zu machen; sie verlangt mit jedem eine besondere Unterredung, und weiß, mit Hülfe ihres Kammermädchens, in diesen einzelnen Zusammenkünften die beyden ihr verhaßten Liebhaber dermaßen in Angst und Schrecken zu versetzen, daß sie freywillig ihre Ansprüche aufgeben, und ihre Ältern dadurch bewogen werden, in ihre Verbindung mit dem von ihr Erwählten einzuwilligen. Dieß ist der Inhalt des Stückes; die Rolle des sehr koketten Kammermädchens ist gewöhnlich der Triumph der Französischen Sängerinnen in diesem Fache. In höchster Vollkommenheit haben wir sie oft von der einst berühmten Madame Chevalier in Hamburg geben sehen. Auch hier spielte und sang die erste Sängerinn sie mit vieler Grazie und echtem Kunsttalente; und die ganze, gar nicht leichte Oper ward von allen Mitspielenden vorzüglich gut gegeben. Diese drey Stücke würden in Deutschland bey weitem die zu einer Vorstellung bestimmte Zeit überschreiten; in Frankreich aber geht das Spiel auf guten Theatern so rasch vorwärts, die Zwischen-Acte sind so kurz, oft kaum minutenlang, daß dieser Übelstand nicht so leicht eintritt.

Beym Herausgehen aus dem Theater befanden wir uns in nicht geringer Verlegenheit; unser Miethbediente war nicht gekommen uns abzuhohlen; Fiakers gibt es in Toulouse nicht; Sänften, von denen man uns versichert hatte, daß sie in Menge vor dem Theater stän-

den, waren dennoch nicht zu finden, und wir wußten nicht den Weg zu unserm Gasthofe. Wir mußten uns entschließen, in der tiefsten Dunkelheit durch das verworrene Labyrinth der Straßen auf gut Glück fortzuwandern. Hin und wieder trafen wir zwar eine Reverbere mitten in der Straße, diese aber blenden nur, statt zu erleuchten, weil sie so weit von einander entfernt sind, daß man immer aus der dicksten Finsterniß in ihren glänzenden Lichtkreis tritt. Unser Gasthof, der größte in der Stadt, mußte allbekannt seyn; aber vergebens fragten wir die wenigen Leute, denen wir zuletzt begegneten, nach der großen goldenen Sonne. Viele standen uns nicht Rede, Andere lachten uns aus, und Einige schickten uns absichtlich noch mehr in die Irre. Die in solchen Fällen hülfreichen Nachtwächter gibt es leider in Frankreich nicht. So irrten wir also über eine Stunde umher, bis wir durch einen glücklichen Zufall, herzlich müde, vor unserer Wohnung anlangten, mit dem festen Vorsatze, nie wieder in einer fremden Stadt uns auf unsern Ortsinn zu verlassen, und recht erzürnt über die ungefälligen Einwohner von Toulouse, die uns nicht hatten zurecht weisen wollen.

Es war unsere Absicht, sehr früh am Morgen abzureisen, um noch denselben Tag den merkwürdigen Wasserbehälter bey St. Feriolles zu sehen, welcher dem Canale den größten Theil seines Wassers zuführt. Beym Aufstehen vernahmen wir zu unserm Verdrusse, daß die Thore der Stadt gesperrt und keine Pferde zu haben wären. Pichegrü's und George's Verschwörung gegen Bonaparte beschäftigte damahls ganz Frankreich, vor allen aber den neuen Kaiser. In allen Städten wurden Mitverschworene aufgesucht, und auch in Toulouse glaubte man wenigstens Verdächtigen auf die Spur gekommen zu seyn. Deßhalb waren schon am Abende vorher die genauesten Hausuntersuchungen angestellt, die Thore geschlossen, und strenge verbothen worden, sie zu öffnen. Wir hatten von allen diesem nichts erfahren, da wir den Abend im Theater zubrachten; und so gern wir auch noch freywillig einen Tag in Toulouse geblieben wären, so verdrießlich war uns dennoch dieser gezwungene Aufenthalt. Zu unserer Freude wurden wir indessen schon um neun Uhr davon erlöset. Die Diligencen rollten, mit Gefangenen und ihren Wächtern besetzt, zum Thore hinaus nach Paris zu, und wir fuhren, so schnell wir konnten, den entgegengesetzten Weg über das ebene Land bis Castel-Naudary, wo wir noch zeitig genug anlangten, um gleich mit andern Pferden und Wagen nach St. Ferialles zu eilen.

Wir hatten bis dahin noch drey Posten vor uns. Der Wind wehete kalt, und graue Regenwolken hingen schwer vom Himmel her-

ab; aber der Weg war, wie hier überall, vortrefflich, und die Gegend, durch die wir kamen, zuerst sehr angenehm. Gegen das Ende der Fahrt sahen wir uns von hohen Bergen umgeben; der Weg ging steil hinauf, dann hinab, und nun waren wir in einem engen, öden Thale, rings umschlossen von kahlen, steilen Felsen, an deren Südseite aber doch noch Wein gebaut wird. Wir verließen hier unsern Wagen, und bathen einen Bauer, der dort in seinem, zwischen Felsen eingeklemmten Weingärtchen, arbeitete, unser Führer zu werden. Der Mann sprach zum Glück neben seinem Landes-Dialecte auch uns verständliches Französisch, und führte uns willig durch die engen Windungen des immer schauerlicher werdenden Felsenthales zu der netten kleinen Wohnung des Aufsehers der Wasserleitung. Dieser kam uns freundlich entgegen; ein eisgrauer Invalid, der selbst nicht mehr wußte, wie alt er war. Schon unter Ludwig dem Fünfzehnten hatte er manchen Feldzug mitgemacht, manche Schlacht gefochten, viele Länder und Menschen gesehen; er war sogar im siebenjährigen Kriege in Deutschland gewesen, und hatte bey Roßbach die Deutschen kennen gelernt. Alles dieß erzählte uns der gute, freundliche Greis mit aller Redseligkeit eines alten Franzosen und eines gewöhnlich einsam Lebenden, während er die Fackeln zusammensuchte, die uns auf unterirdischen Wegen leuchten sollten. Wir sahen uns indessen in seiner Wohnung um, in der er ganz allein mit einem jungen Mädchen, seiner Enkelinn, nach einem so unruhvollen Leben das Ende desselben in der abgeschiedensten Einsamkeit erwartete. Die kleine, recht reinlich gehaltene Hütte liegt in einem tiefen Kessel, rings umschlossen von öden Felsen, über welche noch höhere, nackte Felsenspitzen sich emporthürmen. Kein Baum, kein Strauch grünt in dieser Einöde, die nur in den längsten Tagen ein kurze Zeit verweilender Sonnenstrahl begrüßt, und die uns an Schottlands wildeste Thäler lebhaft erinnerte. Der graue Himmel, die matt ihn durchblickenden Strahlen der zum Untergange sich neigenden Sonne, welche die fernen hohen Felsenspitzen färbte, und das Heulen des Nordwindes, der schauerlich pfeifend durch Klüfte und Felsspalten tobte, machten die Ähnlichkeit mit jenen wilden Gegenden noch treffender, und versetzten uns plötzlich hier mitten aus dem lachenden Süden in des fernen Nordens düstere Gebirge.

Wir stiegen auf einem sehr steilen Fußwege eine kleine, ganz nahe am Hause gelegene Anhöhe hinauf, bis an eine in den Felsen gehauene Thür. Der Greis öffnete sie, zündete dann seine Fackeln an, und führte uns eine lange, tief in's Innere der Felsen gehauene Treppe, vorleuchtend hinab. Nun befanden wir uns in einem nicht hohen, langen, kellerartigen Gewölbe, in dessen Hintergrund wir

beym Scheine der Fackeln drey kolossale Krahne von Messing neben einander erblickten. Unser Führer drehte den einen davon um, und das den heftigsten Donner übertreffende Tosen des von uns ungesehen in den Grund der Erde hinabstürzenden Wassers erfüllte uns plötzlich mit unaussprechlichem, alle Sinne betäubenden Grausen. Es war, als krache der Felsen über uns und drohe den Einsturz des Gewölbes; der Felsengrund unter unsern Füßen schien zu beben. Der Wiederhall in dem engen, niedrigen Gewölbe, das ungewisse Flimmern des Fackelscheines an dem grauen Gesteine in diesem Grabesdunkel, erhöheten unaussprechlich das Schauerliche der Scene, so daß wir fest überzeugt sind, auch die stärksten Nerven könnten nicht ausdauern, wenn alle drey Krahne zugleich geöffnet würden, was auch fast nie geschieht. Selbst das mächtige Sieden und Brausen des gewaltigen Rheinfalles machte auf uns nicht diesen fürchterlichen Eindruck. Dort, unter dem hohen Gewölbe des Himmels, sieht man den mächtigen Strom schäumend am Gesteine zerstieben; sein Toben gleicht dem Donner Gottes, und erhebt die Seele zu Gott in ehrfurchtsvoller Anbethung. Hier in dem einem Grabe ähnlichen Gewölbe gleicht dieß ungeheure, durch den Wiederhall in's Unendliche verstärkte unsichtbare Tosen dem Wüthen der Hölle; es beängstigte uns so, daß wir beym Hinaustreten im Freyen tief aufathmen mußten, mit dem Gefühle, als wären wir einer großen Gefahr entgangen. Draußen zeigte uns unser Führer, wenige Schritte höher hinauf, die Entstehung jenes entsetzlichen Brausens. Ein in den Felsen gehauenes, nicht sehr großes Becken versammelt hier das Wasser mehrerer, von höhern Felsen hinabgleitenden Quellen. Das Gewölbe, aus welchem wir kamen, liegt gerade unter demselben; die Krahne schließen tief in's Innere des Felsens gearbeitete Wasserleitungen, durch welche, wenn sie geöffnet werden, das Wasser in ein noch tiefer liegendes zweytes Gewölbe hinabströmt, und aus diesem fließt es zuletzt im Freyen dem Canale zu.

Wir besuchten nun auch dieses, dem untern Theile näher liegende zweyte Gewölbe. Es ist sehr lang und schmal, und im Hintergrunde desselben sahen wir das Wasser aus dem obern Gewölbe schäumend hinabstürzen. Brausend und wild strömt es in einen steinernen Canal, der fast die ganze Breite der Höhle einnimmt, durch dieselbe hindurch, hinaus in's Freye, hinab in's Thal, über das Gestein hin, und fließt tief unten seiner Bestimmung zu. Auf den schlüpferigen Steinplatten, welche diesen Canal einfassen, schlichen wir, dicht an die Felsenwand gedrückt, bis zu dem unterirdischen Wasserfalle im Hintergrunde des Gewölbes. Das Brausen im Canale vermehrte sein mächtiges Donnern; es war noch tobender als

oben; aber es machte bey weitem nicht jenen mächtigen Eindruck auf uns, da wir hier die Ursache desselben vor unsern Augen sahen; denn nur das Unsichtbare vermag es, die Seele mit so tiefem Grauen zu erfüllen; was der Mensch sieht, hört er bald auf zu fürchten. Der Abend dämmerte schon, ehe wir von unserm guten, invaliden Eremiten schieden, und wieder unsern Wagen bestiegen.

Spät in der Nacht kamen wir nach Castel-Naudary zurück, und fanden dort alles zu unserm Empfange und unserer Erhohlung bereitet. Ein großer, starker Mann, der sich schon Vormittags als Nachbar und Hausfreund unserer etwas ältlichen, sonst gar nicht übeln Frau Wirthinn bey der Einrichtung unserer Fahrt nach St. Feriolles sehr geschäftig bewiesen hatte, kam jetzt, während unsers Abendessens, herauf, zu fragen, wie es uns dort gefallen habe. Er schwatzte lang und breit, meynte, es sey eine belle horreur und dergleichen. Uns machte der Herr Nachbar lange Weile, und wir fingen an unter einander Deutsch zu sprechen. Zu unserm Erstaunen aber begann er nun auch, sich in dieser Sprache recht geläufig vernehmen zu lassen, und behauptete mit echt Österreichischem Accente, er habe „unsere Gnoden“ halt oft in Warschau gesehen, und kenne uns recht gut. Es kam heraus, daß er dort und in Wien sieben und zwanzig Jahre gelebt habe. In welcher Qualität? das verschwieg er bescheidentlich. Wir machten, daß wir ihn bald los wurden, und nahmen uns vor, in Zukunft uns nie darauf zu verlassen, daß man im fremden Lande unsere Sprache nicht verstehe; denn wer hätte wohl vermuthet, in Castel-Naudary einen Einwohner des Ortes zu finden, der unserer Muttersprache so kundig wäre.

Bey noch immer trüben, rauhen Wetter fuhren wir am andern Morgen weiter, auf der herrlichsten Chaussée, die es nur geben kann. Um das viele Bergauf- und Bergabfahren zu vermeiden, sind ganze Strecken brückenartig gewölbt; kein Stein liegt im Wege, und der kleinste Abhang ist mit festen Brustwehren von Quadersteinen versehen. Wir kamen mehreren alten Warthürmen und manchen verödet liegenden Burgruinen vorbey; übrigens both die Gegend wenig Abwechselung, bis wir Carcassonne vor uns liegen sahen.

Diese gewiß uralte Stadt gewährt einen ganz eigenen alterthümlichen Anblick. Sie ist umgeben von wunderlich gezackten, mit Wachthürmen versehenen Mauern, welche, wie die ganze Stadt, das Gepräge längst vergangener Zeiten tragen. Aus Quadersteinen für eine Ewigkeit zusammengethürmt, stehen die vom Laufe mehrerer Jahrhunderte geschwärzten Häuser in den engen, verworren durch einander sich schlingenden Straßen. Die wenigen trüben Fenster liegen in den dicken Mauern tief verborgen; die Fensterläden daran sind

von außen angebracht, und werden, der Hitze wegen, fast immer verschlossen gehalten. So finster und trübselig sehen alle Städte in diesem Theile von Frankreich aus. Auf den Straßen steht man wie in einem tiefen Keller; kaum daß ein schmaler Streif des blauen Himmels sichtbar wird, wenn man den Kopf ganz hinten überbiegt. Des so nothwendigen Schattens wegen baute man auch hier die Häuser so nahe einander gegenüber; aber die Luft wird dadurch dumpf drückend, und der gänzliche Mangel der Reinlichkeit um so empfindlicher.

Das Leben in diesen Gegenden ist unglaublich wohlfeil; in dem Gasthofe, vor welchem wir in Carcassonne abstiegen, sahen wir unten im Hause die Knechte und Mägde um einen großen Napf voll gesalzener Oliven und einen großen Krug mit Wein zum Frühstück versammelt. Dieser Anblick erregte in uns den Wunsch, ein Gleiches zu thun; die Wirthinn brachte uns eine große, weiße Flasche, die wenigstens so viel als drey unserer gewöhnlichen Bouteillen hielt, voll des lieblichen, süßen Weines, der zwischen Carcassonne und Béziéres wächst; sie hatte ihn für uns eine Viertelstunde weit hohlen lassen, und forderte dennoch für die Flasche nur acht Sous, ungefähr drey gute Groschen; obendrein sah die gute Frau bey der Forderung aus, als habe sie uns, ihrer Meynung nach, recht theuer zahlen lassen. Die Einheimischen geben nur drey Sous für eine solche Flasche Wein, und alle anderen Lebensmittel stehen damit in gleichem Verhältnisse. Wir wunderten uns nur, daß die Leute hier nicht immer alle betrunken sind; unser Bedienter kam nie recht zu seinen fünf Sinnen, so lange wir uns in diesen Gegenden aufhielten, und wir konnten es ihm kaum verargen.

Hinter Carcassonne wird die Gegend sehr gebirgig; der Weg windet sich durch öde, enge Thäler, zwischen kahlen, zackigen Felsen hin, die oft den Ausgang zu versperren scheinen. Hinter Cruscades schwindet fast jede Spur von Vegetation, und nur Lavendel, Thymian und ähnliche Kräuter sprossen ärmlich und halb vertrocknet aus den Felsenritzen.

Gegen Narbonne zu erwacht neues Leben in der Natur. Dicht vor der Stadt bemerkten wir die ersten Olivenbäume; freylich nicht von so üppigem Wuchse, wie wir sie später bey Marseille und Toulon sahen; aber ihr Anblick freute uns doch sehr; denn wir sahen in ihnen Verkündiger des mildesten, schönsten Himmelsstriches in Europa.

Uns schien der Olivenbaum bey weitem nicht so häßlich, als einige neuere Reisende ihn beschreiben. Wahr ist es, er gleicht sehr den gemeinen Weiden, aber er bildet schönere, runde Kronen; sein immer grünes Laub ist schöner geformt, die blaugrünen Blätter sind

an der untern Seite beynahe weiß, und es sieht sehr artig aus, wenn der Wind die Zweige durchrauscht, und diese weiße Seite bald schillernd das Grün durchblitzt, bald sich darunter verbirgt.

Narbonne ist eine alte düstere Stadt wie Carcassonne; nur schien sie uns etwas kleiner, und ihre Umgebungen weniger pittoresk. Wir hätten uns gern in der Stadt umgesehen, aber die engen, dunkeln Straßen sahen so wenig einladend aus, daß wir keinen Spaziergang darin unternehmen mochten, ohne einen eigentlichen Zweck dabey vor Augen zu haben. Wir erkundigten uns also in unserm Gasthofe nach den Merkwürdigkeiten des Ortes. Man nannte uns deren zwey: einen sehr berühmten Arzt, zu dem in bedenklichen Fällen viele Kranke aus weiter Ferne ihre Zuflucht nahmen, und einen noch berühmtern Advocaten. Von andern Merkwürdigkeiten an Gebäuden und dergleichen wollte niemand etwas wissen, und da wir glücklicher Weise der Kunst jener beyden Herren nicht bedurften, so beschlossen wir, zu Hause zu bleiben und der Ruhe zu pflegen.

Hinter Narbonne wird das Land sehr fruchtbar; ein wahrer Garten, der blonden Ceres geweiht; überall auf der weiten Ebene, zwischen unabsehlichen Weitzenfeldern, wächst hier Öhl und Wein im reichsten Überflusse. Leider erfuhren wir es zu spät, daß wir auf dem Wege von Narbonne nach Béziéres einer der merkwürdigsten Stellen des Languedoker-Canales ganz nahe vorbeygekommen waren, ohne es zu ahnen. Auf einem ganz kleinen Umwege von vielleicht einer Stunde hätten wir den durchbrochenen Berg (la montagne percée) sehen können. Der Canal geht dort durch ein in den Fels gehauenes großes Gewölbe. Von beyden Seiten desselben ist nur eben Raum genug für die Schiffer, die hier aussteigen und ihr Schiff an Seilen hindurchziehen, wie man es auch in Holland auf den Canälen oder stromaufwärts am Rheine sieht. Die Perspective durch den dunkeln Rahmen der Öffnung des Gewölbes hindurch auf die weite fruchtbare Ebene, und dazu das auf dämmerndem Wege langsam hinwogende Menschenschifflein, müssen einen in seiner Art einzigen Anblick gewähren.

Von Béziéres sagt ein hier zu Lande allbekanntes Sprichwort, daß der liebe Gott diese Stadt zum Wohnplatze erwählen würde, wenn er einmahl zu uns herabsteigen wollte. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der auf der höchsten Spitze eine der reichsten, weitesten Aussichten gewährt. Dort oben erblickten wir zum ersten Mahl aus der Ferne das mittelländische Meer seitwärts, und wie dunkelblaue Wolkengebilde die Pyrenäen am Horizont. Vor uns breitete sich im Frühlingsglanze und aller Pracht südlicher Vegeta-

tion die reich angebaute Ebene aus, durchschlungen von einem silberhellen Strome, den man uns la rivière d'or, den goldenen Fluß, nannte. Friedliche Dörfer, eine Menge zerstreut liegender, weißschimmernder Landhäuser, im Schatten dunkler Cypressen und unzähliger Obstbäume, bringen Leben in die wunderherrliche Landschaft.

In der Stadt bemerkten wir viele recht schöne, große Häuser; übrigens ist sie gebaut wie alle Städte dieses Landes. Es war viel Leben in den engen Straßen, viele auffallend schöne Weiber mit dunkeln, blitzenden Augen wandelten hin und wieder; alles schien fröhlich und guter Dinge, wie es sich in diesem schönen Lande gebührt. Der Anblick des Marktes bewies uns augenscheinlich, daß wir den glücklichen Süden nun wirklich erreicht hatten. Große Körbe voll Orangen, Mandeln, Feigen und großer Rosinentrauben standen in Menge zum Verkaufe, wie bey uns die Kartoffeln; Sardellen, Oliven und Kapern in solchem Überflusse, daß man sah, wie alles dieß hier zu den gemeinsten Lebensmitteln gezählt wird.

Eine rings um die Stadt sich ziehende schöne Allee biethet mehrere sehr angenehm wechselnde Aussichten; am schönsten aber ist die von der nahe am Markte gelegenen Terrasse. Obgleich weniger ausgebreitet als oben auf dem Berge, erfreute sie uns fast noch mehr; denn das reichgesegnete Land lag wie ein großer Garten dicht vor uns in aller seiner Pracht. Der Canal zieht sich silbern hindurch, und verbreitet Leben und Wohlhabenheit unter die Einwohner. Deutlich überblickt man von hier aus die mit großen Kosten erbauten sieben Schleusen, welche das Wasser in die Höhe treiben, wenn Schiffe hier durch den Canal wollen. Mit wahrem Herzeleid sahen wir auch den durchbohrten Fels etwas entfernter liegen.

Die von der unsern so ganz verschiedene Pflanzenwelt setzte uns unter diesem glücklichen Himmelsstriche in immer wiederkehrendes, fröhliches Erstaunen. Was wir in unsern Treibhäusern und in unsern Zimmern mühsam pflegen, um es in kümmerlicher Existenz zu erhalten, das wächst hier in üppiger Pracht, ungepflegt, im Freyen, und wird nicht geachtet. Goldlack, die schönsten Iris-Arten und unzählige andere Gartenblumen werden wie Unkraut angesehen; die herrlichsten Tazetten sahen wir auf Feldern und Wiesen zwischen Weitzen und Gras wild wachsen. Die Leute treten darauf herum, als wären es Gänseblümchen; setzen sich am Rande eines Baches unter einem großen Myrthenstrauche im Schatten nieder, als müßte das so seyn, und fassen ihr Küchengärtchen mit Aloen ein, weil die steifen, spitzen Blätter Hasen und Kaninchen nicht durchlassen. Der köstlich duftende Jasmin (Jasminum officinale), der Oleander, die Myrthe und unzählige ähnliche Sträuche bilden die Hecken und blü-

hen aus allen Winkeln; dunkle, herrliche Cypressen stehen riesengroß vor allen Hütten. Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren, Johannisbrot, Mandeln, Oliven, wachsen an den Straßen und in jedem Bauergarten. Wir Fremdlinge stehen dabey, staunen fröhlich alle die Wunder an, und können gar nicht begreifen, wie die hier lebenden Menschen dieser Herrlichkeit so gewohnt sind, daß sie sich deren gar nicht mehr freuen. Und dennoch sehen wir nur erst die Blüthe. Was muß ein Herbst in diesem segenreichen Lande seyn!

Die Natur übertraf hier unsere gespanntesten Erwartungen; aber die Menschen sind anders als wir sie uns dachten. Unter dem Landmanne herrscht nicht die ewige Freude, die kindlich reine Lust am Leben, welche Yorik und von Thümmel uns als hier einheimisch mahlten. Das glückliche Klima, die leichtere Nahrung, der Überfluß an lieblichem Weine stimmen freylich die Menschen hier eher zur Lust, ihr leichteres Blut fließt hüpfender durch ihre Adern. Manche Sorgen für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und Wärme für den Winter, die den armen Nordländer drücken, kennen sie nicht. Um die Zukunft kümmern sie sich etwas weniger als wir; sie lachen mehr, singen mehr, und raschere Freude belebt ihren Tanz an Festtagen. Aber in der Woche sahen wir auch hier bey den Landleuten, so lange die Sonne am Himmel steht, nur sauere Arbeit, und Abends Sehnsucht nach Ruhe, wie bey uns. Keine Margot, keine Nanette wurden wir gewahr; von der Sonne verbrannte Bäuerinnen, die schwere Lasten auf den Köpfen tragen, und schon auf zehn Schritte weit nach Knoblauch riechen, das sind die gepriesenen Arkadierinnen dieses Landes. Ihr Costüme verschönert sie nicht; keine niedlichen Strohhüte, keine zierlich geflochtenen Zöpfe schmücken sie, wie die Bauernmädchen in der Schweiz. Sie tragen sehr häßliche Hauben von Leinwand, unten daran sind lange, mehr als handbreite Streifen befestiget, welche unter dem Kinne gekreuzt und oben auf dem Kopfe zusammengesteckt werden, so daß die Enden, wie die Ohren eines Hühnerhundes, an beyden Seiten herabhängen. Runde, flache Hüte von schwarzem Filze binden sie auf eine besondere Art über diese Hauben; vorn schließen sie eng an die Stirn, und hinten stehen sie hoch in die Höhe. Vor etwa vierzig Jahren trugen die Englischen Damen ihre Hüte so, wie man es noch auf Englischen Kupferstichen aus jener Zeit sieht. Den dunkelblitzenden Augen und scharf gezeichneten schwarzen Augenbraunen der Languedocer Bäuerinnen steht indessen dieser Hut bisweilen sehr gut. Ein Rock von rothem, groben Wollenzeuge, ein sehr häßliches Camisol mit langen Schoßen und engen bis über die Ellenbogen reichenden Ärmeln, dazu plumpe hölzerne Schuhe mit kleinen Absätzen, inwen-

dig Stroh darin, damit sie den Fuß nicht wund reiben, vollenden den Anzug, in welchem wohl Niemand einen Bürger sich denken wird.

Gegen Abend verließen wir Beziers. In einiger Entfernung von der Stadt wurde die Gegend weniger interessant; wir waren sehr ermüdet, der Schlaf überwältigte uns, und wir mochten wohl eine ziemliche Weile so geschlummert haben, als wir beym plötzlichen Erwachen uns, wie in's Feenland versetzt, mit großen Augen umsahen. Ein köstlicher Duft umschwebte uns; der Wagen hielt auf einem ganz runden grünen Platze, in dessen Mitte sich ein kleines Wasserbecken befand, in dessen ein Delphin aus Stein gehauen, der silberne Strahlen hoch gen Himmel sprützte, die, in Diamanten gleich funkelnde Tropfen verwandelt, wieder zurückfielen. Herrliche hohe Bäume schloßen einen dichten Kreis um diesen lieblichen Platz; die eben sinkende Sonne streute blitzende Lichter auf das dunkle Grün der Cypressen, und verklärte die tief herab sich senkenden Zweige der großen Trauerweiden zu hellen, grünlich-goldenen Strahlen. Die duftendsten Sträuche blüheten zwischen den Bäumen, und bildeten eine Art von Hecke; ein artiges weißes Landhaus schimmerte, hinter den grünen Zweigen versteckt, hervor. Vor uns im Wagen lag ein sehr großer Strauß von Veilchen, die an Duft, an Farbenpracht und an Größe alle, die wir bis jetzt gesehen hatten, so weit übertrafen, daß wir sie auf den ersten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unserigen gehalten, waren sie, was die vollaufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte ist. Alles war still umher, nur Vögel zwitscherten in das Geplätscher des kleinen Springbrunnens; kein Mensch ließ sich erblicken, selbst der freundliche Geber des Straußes nicht; unser Postillon spannte aus, und ging andere Pferde zu hohlen. Le Begude de Jordy heißt dieser wunderliebliche Ort, der wohl von unserer Seite eines längern Verweilens werth gewesen wäre; aber das Schöne erblicken, und dann es ungenossen verlassen, das ist das Schicksal des Reisenden. Das Übelste ist nur, daß er sich dieses Schicksal gewöhnlich selbst macht; denn was hinderte uns eigentlich, in diesem zauberisch-schönen, stillen Winkel der Welt die Sterne auf- und untergehen zu sehen, und es zu erwarten, daß die Morgensonne diese hohen Wipfel wieder vergolde?

An le Begude de Jordy schließt sich ein kleines Gehölz von Birken, Acacien und ähnlichen Bäumen; eine wahre Seltenheit in diesem Lande, und das erste, durch welches wir auf der ganzen Reise von Paris bis hierher kamen. Wir schwelgten wie berauscht in dem Meere von Wohlgeruch, das uns hier umwallte. Auch wie wir wieder in's Freye gelangten, blieb sich die Gegend gleich an entzücken-

der Schönheit. Rasch ging es fort über Thal und Hügel, durch das, wegen seiner Bonbons in ganz Frankreich berühmte Städtchen Pezenas hindurch, bis wir beym Sternenlichte am Hôtel du midi in Montpellier anlangten.

Montpellier.

Müde und hungerig, wie man es nach einem seit Sonnenaufgange benutzten Tage ist, hatten wir uns um Mitternacht zu einem recht einladenden Abendessen eben niedergesetzt, als man uns meldete, daß draußen jemand unsern Paß zu sehen verlange. Diese Störung war uns in diesem Momente sehr unwillkommen; wir erwiederten also kurz weg: das habe wohl bis morgen Zeit, und meynten, die Sache damit für's erste abgethan zu haben, weil sich weiter nichts darüber hören ließ. Ehe wir es uns aber versahen, wurden beyde Flügelthüren geöffnet, fünf Mann Wache, bewaffnet bis an die Zähne, an ihrer Spitze ein sehr martialisch um sich blickender Corporal, marschirten herein, und im Nu sah unser Zimmer aus, wie der letzte Act einer modernen, weinerlich-komischen Oper im Théâtre Feydeau zu Paris. Der Paß mußte nun wohl freylich gleich hervorgesucht werden; er ward in bester Ordnung befunden; aber unser Corporal hatte es, vor lauter Tapferkeit vermuthlich, im Lesen nicht weit gebracht. Er buchstabirte so laut und so lange an dem Passe; unsere Nahmen klangen von seinen bärtigen Lippen so barbarisch, daß wir einstimmig darüber in lautes Gelächter ausbrachen. Einer der Krieger nahm dieses übel, und ermahnte uns, nicht über Leute zu lachen, die nur thäten, was ihres Amtes sey. Mit der holdseligsten Freundlichkeit, doch immer lachend, erwiederte ihm Eine von uns: Liebe Freunde, ihr thut gut, zu vollbringen, was eures Amtes ist; laßt euch aber das Nähmliche von uns gefallen; unser Amt als Reisende ist, uns zu divertiren und zu lachen, wo und so viel wir können." „Madame a raison," donnerte des Corporals Baßstimme mit gutmüthigem Ernste, commandirte: Links um! und die Armee defilirte wieder zur Thür hinaus. Dieses kleine militärische Intermezzo belustigte uns gar sehr; wir tranken die Gesundheit des humanen Corporals, und wünschten allen Armeen viele seines gleichen.

Den andern Morgen fingen wir an, uns in der Stadt ein wenig zu orientiren; suchten alte Bekannte auf, wurden von ihnen aufgesucht, und trafen alle möglichen Vorkehrungen, um die wenigen Tage unsers Aufenthaltes in Montpellier so genußreich als möglich zu machen.

Die Stadt liegt sehr schön auf einer Anhöhe, mitten in einer, nur hier und da zu kleinen Hügeln anschwellenden, höchst fruchtbaren und bebauten Ebene. Sie ist ziemlich groß: es giebt darin recht ansehnliche, aus Quadersteinen sehr massiv erbaute Häuser: aber die Straßen sind auch hier sehr enge, winklicht, schmutzig und durch die nahe einander gegenüber stehenden hohen Gebäude verdunkelt. Dazu ist das Straßenpflaster hier eben so schlecht als in Bordeaux. Da wir bisher fast auf allen Fläschen mit wohlriechendem Wasser immer Montpellier gelesen hatten, so glaubten wir in unserer Einfalt, die ganze Stadt müsse wie der Laden eines Parfümeurs riechen; wir fanden aber leider hiervon das Gegentheil. Von der hier herrschenden Unreinlichkeit ist es unmöglich, sich einen Begriff zu machen. Auf den Straßen weiß man oft beym trockensten Wetter nicht, wohin man treten soll, und das Auge wird eben so beleidiget als die Nase. Dem mächtigen Gefühle des Ekels muß man im südlichen Frankreich widerstehen lernen, wenn man nicht jede Freude sich verbittern will; und Montpellier wäre wahrlich der beste Ort dazu, um sich dagegen recht abzuhärten.

Die Esplanade, eine lange schöne Allee, ist der schönste und reinlichste Theil der Stadt, und die an sie gränzenden Häuser sind größten Theils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier bald längere bald kürzere Zeit ihrer Gesundheit wegen zu verweilen pflegen. Auch unser Hotel gewährte uns die Aussicht auf diese allgemein besuchte Promenade. Da wir eben zu Ostern anlangten, so hatten wir am ersten Feyertage Nachmittags die Freude, von unserm Balkone herab alles, was zum Mittelstande und zum Volke gehört, dort lustwandeln zu sehen. Die feinere Welt ließ sich nicht blicken; denn ihr Spaziertag ist der zweyte Ostertag. Die lange, breite Allee wimmelte von fröhlichen Menschen, welche sich langsam auf und ab bewegten, bis die einbrechende Dämmerung sie alle nach Hause schickte, um dort Salat, das gewöhnliche Abendessen der niedern Classen in Frankreich, mit den Ihrigen zu verzehren. Mäßiger ist keine Nation als die Französische bey sich zu Hause; im Auslande zeigten sie sich freylich anders. In Deutschland braucht der gemeine Mann doch wenigstens Bier, Tabak und eine Kegelbahn, um zu wissen, daß es Feyertag ist; in Frankreich hat er das alles nicht nöthig. Unter der Menge festlich geschmückt einher wandeln mit Frau und Kindern oder auch mit der petite amie; sehen und gesehen werden; Bekannte begrüßen; galant seyn gegen die Damen (denn Dame ist hier Alles, was zum weiblichen Geschlechte gehört); auch wohl der Erwählten seines Herzens einen Blumenstrauß graziös überreichen, und dafür einen freundlichen Blick und einen klei-

nen Knix erhalten: das ist es Alles, was der gemeine Franzose braucht, um eine Fete zu haben, und dabey glücklich zu seyn wie ein Gott. Auch Abends auf ihren Tanzsälen herrscht Höflichkeit gegen die Damen, und eine feinere Sitte unter den Männern, die fast nie in wilde Trunkenheit und Schlägereyen ausartet. Wir erinnern uns nicht, einen recht betrunkenen Menschen in Frankreich gesehen zu haben. Das wärmere Klima ist wohl größten Theils die Ursache dieser Mäßigkeit, weil Eis und kühlende Getränke dadurch ein größeres Bedürfniß werden als erhitzende Magenstärkungen.

Am folgenden Morgen spazierte die schöne Welt eben so am nähmlichen Platze einher; wir bemerkten mehrere Bekannte darunter, suchten diese auf, und genossen einen recht angenehmen Tag. Das Ende der Allee biethet eine sehr reiche Aussicht auf die Montpellier umgebende herrliche Gegend; noch schöner aber ist der Blick vom Wasserschlosse (Château d'Eau) am Ende des großen, im Französischen Geschmacke angelegten Gartens, den man wunderlich genug le Perou nennt; eine Benennung, die uns niemand erklären konnte.

Das Wasserschloß, ein gewölbtes, von allen Seiten offenes, tempelartiges Gebäude, gränzt hier an den neuen, großen Aquäduct, der das Trinkwasser aus einer Entfernung von zwey Stunden nach Montpellier führt, und macht eigentlich einen Theil desselben aus; denn ein in der Mitte des Gebäudes sich befindendes großes Becken dient ihm zum Ausflusse, und von dort wird das Wasser erst durch mehrere Röhren in der Stadt vertheilt. Es ist das reinste, durchsichtigste, das wir jemahls gesehen haben; das Gepräge einer Münze, die auf dem Boden dieses Beckens läge, würde man deutlich erkennen können. Der Aquäduct ist bey aller Modernität ein Werk, der alten Römerzeiten würdig. Vom Wasserschlosse übersieht man ihn in seiner ganzen Länge, so weit das Auge reicht; er gewährt hier einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Bis zur Quelle hin erstreckt sich eine lange Reihe großer, herrlich gewölbter Bogen von weißem Steine weit in das Land hinein; bald einfach, bald zweyfach, auch dreyfach über einander ruhend, je nachdem die Erhöhung oder Vertiefung des Bodens es erforderte. Das Wasser fließt in verdeckten steinernen Canälen, die oben auf den höchsten Bogen ruhen, bis zu dem Bassin, in welches es sich ergießt. Dieses wunderbar große Meisterstück der Architectur, die reiche, weit ausgebreitete Landschaft, die mit Schnee bedeckten Sevennen-Gebirge, seitwärts in blauer Ferne die Alpen und die Pyrenäen, gewähren von dieser Anhöhe eine Aussicht, die wir mit keiner andern zu vergleichen wissen, besonders Abends, wenn die sinkende Sonne alle die großen, mannigfaltigen Gegenstände verklärt.

Montpellier wird seit langer Zeit für den Sitz der Heilkunde in Frankreich gehalten; und mehrere berühmte Ärzte, besonders Wundärzte, bewohnen immer diese Stadt, deren Luft in dem Rufe steht, vorzüglich gesund zu seyn. Aus allen Ländern Europa's, besonders aus England, wallfahrten in Friedenszeiten wohlhabende Kranke hierher, und hoffen Genesung. Dadurch tritt diese Stadt beynahe in die Reihe der Brunnenorte; obgleich hier keine heilende Quelle fließt. Zwey Meilen weiter finden sich zwar heiße Quellen, doch glauben wir nicht, daß sie viel benutzt werden, da wir nur wenig darüber erfahren konnten. Die Fremden, welche um ihrer Gesundheit willen nach Montpellier kommen, verweilen immer mehrere Monathe, oft Jahre lang dort; sie werden gewisser Maßen einheimisch, und tragen viel dazu bey, das Einseitige aus dem geselligen Tone zu verbannen. Viele Häuser in der Stadt und den nächsten Umgebungen sind zu ihrem Empfange auf's bequemste eingerichtet, und ihre Besitzer beeifern sich, den sehr gern gesehenen Gästen den Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich. Am wunderbarsten schien es uns, daß oft selbst aus Rußland vornehme Frauen nach Montpellier kommen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten; diese Vorsicht ist denn doch so weit getrieben als möglich.

Das Klima ist indessen in Montpellier lange nicht so mild, als der Ruf es verkündet; die Stadt liegt hoch, die Luft ist daher so fein und scharf, daß sie den an der Brust Leidenden durchaus schädlich, oft tödtlich wird. Selbst die hiesigen Ärzte läugnen das nicht, und viele traurige Erfahrungen bestätigen diese Behauptung. Das ganze Jahr hindurch wehet oft wochenlang der Mistral, ein eiskalter, bis in's innerste Mark dringender, austrocknender Nordost-Wind, dessen Daseyn man auch in den Gebäuden empfindlich bemerkt. Selbst die gesündesten Menschen leiden durch ihn, und den Brustkranken wird er zur peinlichsten Qual. Auch wir machten seine Bekanntschaft; mußten deßhalb mehrere Tage lang am Kaminfeuer Schutz gegen ihn suchen, und empfanden selbst dort den Einfluß seines alle Lebenskraft lähmenden, alle Nerven schmerzlich anspannenden Hauches; im Winter ist die Kälte, der scharfen, trockenen Luft wegen, hier sehr empfindlich; obgleich es selten Eis friert und noch seltener schneyet. Der Mangel an Holz macht das Einheitzen kostbar und beschwerlich; doch hilft man sich wie man kann, mit allerhand Holz-Surrogaten. Die langen Gebinde der abgeschnittenen Weinreben, die man immer in den Kamin nachschieben muß, während sie an dem einen Ende brennen, geben eine helle, lustige Flamme, die aber, so wie die von ihr ausströmende Wärme, nur minutenlang währt. Die schon gebrauchte Gärberlohe, auch die Hülsen und Kerne der ausge-

oben; aber es machte bey weitem nicht jenen mächtigen Eindruck auf uns, da wir hier die Ursache desselben vor unsern Augen sahen; denn nur das Unsichtbare vermag es, die Seele mit so tiefem Grauen zu erfüllen; was der Mensch sieht, hört er bald auf zu fürchten. Der Abend dämmerte schon, ehe wir von unserm guten, invaliden Eremiten schieden, und wieder unsern Wagen bestiegen.

Spät in der Nacht kamen wir nach Castel-Naudary zurück, und fanden dort alles zu unserm Empfange und unserer Erhohlung bereitet. Ein großer, starker Mann, der sich schon Vormittags als Nachbar und Hausfreund unserer etwas ältlichen, sonst gar nicht übeln Frau Wirthinn bey der Einrichtung unserer Fahrt nach St. Feriolles sehr geschäftig bewiesen hatte, kam jetzt, während unsers Abendessens, herauf, zu fragen, wie es uns dort gefallen habe. Er schwatzte lang und breit, meynte, es sey eine belle horreur und dergleichen. Uns machte der Herr Nachbar lange Weile, und wir fingen an unter einander Deutsch zu sprechen. Zu unserm Erstaunen aber begann er nun auch, sich in dieser Sprache recht geläufig vernehmen zu lassen, und behauptete mit echt Österreichischem Accente, er habe „unsere Gnoden" halt oft in Warschau gesehen, und kenne uns recht gut. Es kam heraus, daß er dort und in Wien sieben und zwanzig Jahre gelebt habe. In welcher Qualität? das verschwieg er bescheidentlich. Wir machten, daß wir ihn bald los wurden, und nahmen uns vor, in Zukunft uns nie darauf zu verlassen, daß man im fremden Lande unsere Sprache nicht verstehe; denn wer hätte wohl vermuthet, in Castel-Naudary einen Einwohner des Ortes zu finden, der unserer Muttersprache so kundig wäre.

Bey noch immer trübem, rauhen Wetter fuhren wir am andern Morgen weiter, auf der herrlichsten Chaussée, die es nur geben kann. Um das viele Bergauf- und Bergabfahren zu vermeiden, sind ganze Strecken brückenartig gewölbt; kein Stein liegt im Wege, und der kleinste Abhang ist mit festen Brustwehren von Quadersteinen versehen. Wir kamen mehreren alten Wartthürmen und manchen verödet liegenden Burgruinen vorbey; übrigens both die Gegend wenig Abwechselung, bis wir Carcassonne vor uns liegen sahen.

Diese gewiß uralte Stadt gewährt einen ganz eigenen alterthümlichen Anblick. Sie ist umgeben von wunderlich gezackten, mit Wachthürmen versehenen Mauern, welche, wie die ganze Stadt, das Gepräge längst vergangener Zeiten tragen. Aus Quadersteinen für eine Ewigkeit zusammengethürmt, stehen die vom Laufe mehrerer Jahrhunderte geschwärzten Häuser in den engen, verworren durch einander sich schlingenden Straßen. Die wenigen trüben Fenster liegen in den dicken Mauern tief verborgen; die Fensterläden daran sind

von außen angebracht, und werden, der Hitze wegen, fast immer verschlossen gehalten. So finster und trübselig sehen alle Städte in diesem Theile von Frankreich aus. Auf den Straßen steht man wie in einem tiefen Keller; kaum daß ein schmaler Streif des blauen Himmels sichtbar wird, wenn man den Kopf ganz hinten überbiegt. Des so nothwendigen Schattens wegen baute man auch hier die Häuser so nahe einander gegenüber; aber die Luft wird dadurch dumpf drückend, und der gänzliche Mangel der Reinlichkeit um so empfindlicher.

Das Leben in diesen Gegenden ist unglaublich wohlfeil; in dem Gasthofe, vor welchem wir in Carcassonne abstiegen, sahen wir unten im Hause die Knechte und Mägde um einen großen Napf voll gesalzener Oliven und einen großen Krug mit Wein zum Frühstück versammelt. Dieser Anblick erregte in uns den Wunsch, ein Gleiches zu thun; die Wirthinn brachte uns eine große, weiße Flasche, die wenigstens so viel als drey unserer gewöhnlichen Bouteillen hielt, voll des lieblichen, süßen Weines, der zwischen Carcassonne und Bézières wächst; sie hatte ihn für uns eine Viertelstunde weit hohlen lassen, und forderte dennoch für die Flasche nur acht Sous, ungefähr drey gute Groschen; obendrein sah die gute Frau bey der Forderung aus, als habe sie uns, ihrer Meynung nach, recht theuer zahlen lassen. Die Einheimischen geben nur drey Sous für eine solche Flasche Wein, und alle anderen Lebensmittel stehen damit in gleichem Verhältnisse. Wir wunderten uns nur, daß die Leute hier nicht immer alle betrunken sind; unser Bedienter kam nie recht zu seinen fünf Sinnen, so lange wir uns in diesen Gegenden aufhielten, und wir konnten es ihm kaum verargen.

Hinter Carcassonne wird die Gegend sehr gebirgig; der Weg windet sich durch öde, enge Thäler, zwischen kahlen, zackigen Felsen hin, die oft den Ausgang zu versperren scheinen. Hinter Cruscades schwindet fast jede Spur von Vegetation, und nur Lavendel, Thymian und ähnliche Kräuter sprossen ärmlich und halb vertrocknet aus den Felsenritzen.

Gegen Narbonne zu erwacht neues Leben in der Natur. Dicht vor der Stadt bemerkten wir die ersten Olivenbäume; freylich nicht von so üppigem Wuchse, wie wir sie später bey Marseille und Toulon sahen; aber ihr Anblick freute uns doch sehr; denn wir sahen in ihnen Verkündiger des mildesten, schönsten Himmelsstriches in Europa.

Uns schien der Olivenbaum bey weitem nicht so häßlich, als einige neuere Reisende ihn beschreiben. Wahr ist es, er gleicht sehr den gemeinen Weiden, aber er bildet schönere, runde Kronen; sein immer grünes Laub ist schöner geformt, die blaugrünen Blätter sind

an der untern Seite beynahe weiß, und es sieht sehr artig aus, wenn der Wind die Zweige durchrauscht, und diese weiße Seite bald schillernd das Grün durchblitzt, bald sich darunter verbirgt.

Narbonne ist eine alte düstere Stadt wie Carcassonne; nur schien sie uns etwas kleiner, und ihre Umgebungen weniger pittoresk. Wir hätten uns gern in der Stadt umgesehen, aber die engen, dunkeln Straßen sahen so wenig einladend aus, daß wir keinen Spaziergang darin unternehmen mochten, ohne einen eigentlichen Zweck dabey vor Augen zu haben. Wir erkundigten uns also in unserm Gasthofe nach den Merkwürdigkeiten des Ortes. Man nannte uns deren zwey: einen sehr berühmten Arzt, zu dem in bedenklichen Fällen viele Kranke aus weiter Ferne ihre Zuflucht nahmen, und einen noch berühmtern Advocaten. Von andern Merkwürdigkeiten an Gebäuden und dergleichen wollte niemand etwas wissen, und da wir glücklicher Weise der Kunst jener beyden Herren nicht bedurften, so beschlossen wir, zu Hause zu bleiben und der Ruhe zu pflegen.

Hinter Narbonne wird das Land sehr fruchtbar; ein wahrer Garten, der blonden Ceres geweiht; überall auf der weiten Ebene, zwischen unabsehlichen Weitzenfeldern, wächst hier Öhl und Wein im reichsten Überflusse. Leider erfuhren wir es zu spät, daß wir auf dem Wege von Narbonne nach Béziéres einer der merkwürdigsten Stellen des Languedoker-Canales ganz nahe vorbeygekommen waren, ohne es zu ahnen. Auf einem ganz kleinen Umwege von vielleicht einer Stunde hätten wir den durchbrochenen Berg (la montagne percée) sehen können. Der Canal geht dort durch ein in den Fels gehauenes großes Gewölbe. Von beyden Seiten desselben ist nur eben Raum genug für die Schiffer, die hier aussteigen und ihr Schiff an Seilen hindurchziehen, wie man es auch in Holland auf den Canälen oder stromaufwärts am Rheine sieht. Die Perspective durch den dunkeln Rahmen der Öffnung des Gewölbes hindurch auf die weite fruchtbare Ebene, und dazu das auf dämmerndem Wege langsam hinwogende Menschenschifflein, müssen einen in seiner Art einzigen Anblick gewähren.

Von Béziéres sagt ein hier zu Lande allbekanntes Sprichwort, daß der liebe Gott diese Stadt zum Wohnplatze erwählen würde, wenn er einmahl zu uns herabsteigen wollte. Sie liegt am Abhange eines Hügels, der auf der höchsten Spitze eine der reichsten, weitesten Aussichten gewährt. Dort oben erblickten wir zum ersten Mahl aus der Ferne das mittelländische Meer seitwärts, und wie dunkelblaue Wolkengebilde die Pyrenäen am Horizont. Vor uns breitete sich im Frühlingsglanze und aller Pracht südlicher Vegeta-

tion die reich angebaute Ebene aus, durchschlungen von einem silberhellen Strome, den man uns la rivière d'or, den goldenen Fluß, nannte. Friedliche Dörfer, eine Menge zerstreut liegender, weißschimmernder Landhäuser, im Schatten dunkler Cypressen und unzähliger Obstbäume, bringen Leben in die wunderherrliche Landschaft.

In der Stadt bemerkten wir viele recht schöne, große Häuser; übrigens ist sie gebaut wie alle Städte dieses Landes. Es war viel Leben in den engen Straßen, viele auffallend schöne Weiber mit dunkeln, blitzenden Augen wandelten hin und wieder; alles schien fröhlich und guter Dinge, wie es sich in diesem schönen Lande gebührt. Der Anblick des Marktes bewies uns augenscheinlich, daß wir den glücklichen Süden nun wirklich erreicht hatten. Große Körbe voll Orangen, Mandeln, Feigen und großer Rosinentrauben standen in Menge zum Verkaufe, wie bey uns die Kartoffeln; Sardellen, Oliven und Kapern in solchem Überflusse, daß man sah, wie alles dieß hier zu den gemeinsten Lebensmitteln gezählt wird.

Eine rings um die Stadt sich ziehende schöne Allee biethet mehrere sehr angenehm wechselnde Aussichten; am schönsten aber ist die von der nahe am Markte gelegenen Terrasse. Obgleich weniger ausgebreitet als oben auf dem Berge, erfreute sie uns fast noch mehr; denn das reichgesegnete Land lag wie ein großer Garten dicht vor uns in aller seiner Pracht. Der Canal zieht sich silbern hindurch, und verbreitet Leben und Wohlhabenheit unter die Einwohner. Deutlich überblickt man von hier aus die mit großen Kosten erbauten sieben Schleusen, welche das Wasser in die Höhe treiben, wenn Schiffe hier durch den Canal wollen. Mit wahrem Herzeleid sahen wir auch den durchbohrten Fels etwas entfernter liegen.

Die von der unsern so ganz verschiedene Pflanzenwelt setzte uns unter diesem glücklichen Himmelsstriche in immer wiederkehrendes, fröhliches Erstaunen. Was wir in unsern Treibhäusern und in unsern Zimmern mühsam pflegen, um es in kümmerlicher Existenz zu erhalten, das wächst hier in üppiger Pracht, ungepflegt, im Freyen, und wird nicht geachtet. Goldlack, die schönsten Iris-Arten und unzählige andere Gartenblumen werden wie Unkraut angesehen; die herrlichsten Tazetten sahen wir auf Feldern und Wiesen zwischen Weitzen und Gras wild wachsen. Die Leute treten darauf herum, als wären es Gänseblümchen; setzen sich am Rande eines Baches unter einem großen Myrthenstrauche im Schatten nieder, als müßte das so seyn, und fassen ihr Küchengärtchen mit Aloen ein, weil die steifen, spitzen Blätter Hasen und Kaninchen nicht durchlassen. Der köstlich duftende Jasmin (Jasminum officinale), der Oleander, die Myrthe und unzählige ähnliche Sträuche bilden die Hecken und blü-

hen aus allen Winkeln; dunkle, herrliche Cypressen stehen riesengroß vor allen Hütten. Pfirsiche, Aprikosen, Maulbeeren, Johannisbrot, Mandeln, Oliven, wachsen an den Straßen und in jedem Bauergarten. Wir Fremdlinge stehen dabey, staunen fröhlich alle die Wunder an, und können gar nicht begreifen, wie die hier lebenden Menschen dieser Herrlichkeit so gewohnt sind, daß sie sich deren gar nicht mehr freuen. Und dennoch sehen wir nur erst die Blüthe. Was muß ein Herbst in diesem segenreichen Lande seyn!

Die Natur übertraf hier unsere gespanntesten Erwartungen; aber die Menschen sind anders als wir sie uns dachten. Unter dem Landmanne herrscht nicht die ewige Freude, die kindlich reine Lust am Leben, welche Yorik und von Thümmel uns als hier einheimisch mahlten. Das glückliche Klima, die leichtere Nahrung, der Überfluß an lieblichem Weine stimmen freylich die Menschen hier eher zur Lust, ihr leichteres Blut fließt hüpfender durch ihre Adern. Manche Sorgen für Kleidung, Vorrath an Lebensmitteln und Wärme für den Winter, die den armen Nordländer drücken, kennen sie nicht. Um die Zukunft kümmern sie sich etwas weniger als wir; sie lachen mehr, singen mehr, und raschere Freude belebt ihren Tanz an Festtagen. Aber in der Woche sahen wir auch hier bey den Landleuten, so lange die Sonne am Himmel steht, nur sauere Arbeit, und Abends Sehnsucht nach Ruhe, wie bey uns. Keine Margot, keine Nanette wurden wir gewahr; von der Sonne verbrannte Bäuerinnen, die schwere Lasten auf den Köpfen tragen, und schon auf zehn Schritte weit nach Knoblauch riechen, das sind die gepriesenen Arkadierinnen dieses Landes. Ihr Costüme verschönert sie nicht; keine niedlichen Strohhüte, keine zierlich geflochtenen Zöpfe schmücken sie, wie die Bauernmädchen in der Schweiz. Sie tragen sehr häßliche Hauben von Leinwand, unten daran sind lange, mehr als handbreite Streifen befestiget, welche unter dem Kinne gekreuzt und oben auf dem Kopfe zusammengesteckt werden, so daß die Enden, wie die Ohren eines Hühnerhundes, an beyden Seiten herabhängen. Runde, flache Hüte von schwarzem Filze binden sie auf eine besondere Art über diese Hauben; vorn schließen sie eng an die Stirn, und hinten stehen sie hoch in die Höhe. Vor etwa vierzig Jahren trugen die Englischen Damen ihre Hüte so, wie man es noch auf Englischen Kupferstichen aus jener Zeit sieht. Den dunkelblitzenden Augen und scharf gezeichneten schwarzen Augenbraunen der Languedocer Bäuerinnen steht indessen dieser Hut bisweilen sehr gut. Ein Rock von rothem, groben Wollenzeuge, ein sehr häßliches Camisol mit langen Schoßen und engen bis über die Ellenbogen reichenden Ärmeln, dazu plumpe hölzerne Schuhe mit kleinen Absätzen, inwen-

dig Stroh darin, damit sie den Fuß nicht wund reiben, vollendet den Anzug, in welchem wohl Niemand eine Margot sich denken wird.

Gegen Abend verließen wir Bezières. In einiger Entfernung von der Stadt wurde die Gegend weniger interessant; wir waren sehr ermüdet, der Schlaf überwältigte uns, und wir mochten wohl eine ziemliche Weile so geschlummert haben, als wir beym plötzlichen Erwachen uns, wie in's Feenland versetzt, mit großen Augen umsahen. Ein köstlicher Duft umschwebte uns; der Wagen hielt auf einem ganz runden grünen Platze, in dessen Mitte sich ein kleines Wasserbassin befand, in diesem ein Delphin aus Stein gehauen, der silberne Strahlen hoch gen Himmel sprühte, die, in Diamanten gleich funkelnde Tropfen verwandelt, wieder zurückfielen. Herrliche hohe Bäume schlossen einen dichten Kreis um diesen lieblichen Platz; die eben sinkende Sonne streute blitzende Lichter auf das dunkle Grün der Cypressen, und verklärte die tief herab sich senkenden Zweige der großen Trauerweiden zu hellen, grünlich-goldenen Strahlen. Die duftendsten Sträuche blüheten zwischen den Bäumen, und bildeten eine Art von Hecke; ein artiges weißes Landhaus schimmerte, hinter den grünen Zweigen versteckt, hervor. Vor uns im Wagen lag ein sehr großer Strauß von Veilchen, die an Duft, an Farbenpracht und an Größe alle, die wir bis jetzt gesehen hatten, so weit übertrafen, daß wir sie auf den ersten Blick gar nicht für Veilchen erkannten. Gegen die unserigen gehalten, waren sie, was die vollaufgeblühte Centifolie gegen die blühende Hagebutte ist. Alles war still umher, nur Vögel zwitscherten in das Geplätscher des kleinen Springbrunnens; kein Mensch ließ sich erblicken, selbst der freundliche Geber des Straußes nicht; unser Postillon spannte aus, und ging andere Pferde zu hohlen. Le Begude de Jordy heißt dieser wunderliebliche Ort, der wohl von unserer Seite eines längern Verweilens werth gewesen wäre; aber das Schöne erblicken, und dann es ungenossen verlassen, das ist das Schicksal des Reisenden. Das Übelste ist nur, daß er sich dieses Schicksal gewöhnlich selbst macht; denn was hinderte uns eigentlich, in diesem zauberisch-schönen, stillen Winkel der Welt die Sterne auf- und untergehen zu sehen, und es zu erwarten, daß die Morgensonne diese hohen Wipfel wieder vergolde?

An le Begude de Jordy schließt sich ein kleines Gehölz von Birken, Acacien und ähnlichen Bäumen; eine wahre Seltenheit in diesem Lande, und das erste, durch welches wir auf der ganzen Reise von Paris bis hierher kamen. Wir schwelgten wie berauscht in dem Meere von Wohlgeruch, das uns hier umwallte. Auch wie wir wieder in's Freye gelangten, blieb sich die Gegend gleich an entzücken-

der Schönheit. Rasch ging es fort über Thal und Hügel, durch das, wegen seiner Bonbons in ganz Frankreich berühmte Städtchen Pezenas hindurch, bis wir beym Sternenlichte am Hôtel du midi in Montpellier anlangten.

Montpellier.

Müde und hungerig, wie man es nach einem seit Sonnenaufgange benutzten Tage ist, hatten wir uns um Mitternacht zu einem recht einladenden Abendessen eben niedergesetzt, als man uns meldete, daß draußen jemand unsern Paß zu sehen verlange. Diese Störung war uns in diesem Momente sehr unwillkommen; wir erwiederten also kurz weg: das habe wohl bis morgen Zeit, und meynten, die Sache damit für's erste abgethan zu haben, weil sich weiter nichts darüber hören ließ. Ehe wir es uns aber versahen, wurden beyde Flügelthüren geöffnet, fünf Mann Wache, bewaffnet bis an die Zähne, an ihrer Spitze ein sehr martialisch um sich blickender Corporal, marschirten herein, und im Nu sah unser Zimmer aus, wie der letzte Act einer modernen, weinerlich-komischen Oper im Théâtre Feydeau zu Paris. Der Paß mußte nun wohl freylich gleich hervorgesucht werden; er ward in bester Ordnung befunden; aber unser Corporal hatte es, vor lauter Tapferkeit vermuthlich, im Lesen nicht weit gebracht. Er buchstabirte so laut und so lange an dem Passe; unsere Nahmen klangen von seinen bärtigen Lippen so barbarisch, daß wir einstimmig darüber in lautes Gelächter ausbrachen. Einer der Krieger nahm dieses übel, und ermahnte uns, nicht über Leute zu lachen, die nur thäten, was ihres Amtes sey. Mit der holdseligsten Freundlichkeit, doch immer lachend, erwiederte ihm Eine von uns: Liebe Freunde, ihr thut gut, zu vollbringen, was eures Amtes ist; laßt euch aber das Nähmliche von uns gefallen; unser Amt als Reisende ist, uns zu divertiren und zu lachen, wo und so viel wir können.“ „Madame a raison,“ donnerte des Corporals Baßstimme mit gutmüthigem Ernste, commandirte: Links um! und die Armee defilirte wieder zur Thür hinaus. Dieses kleine militärische Intermezzo belustigte uns gar sehr; wir tranken die Gesundheit des humanen Corporals, und wünschten allen Armeen viele seines gleichen.

Den andern Morgen fingen wir an, uns in der Stadt ein wenig zu orientiren; suchten alte Bekannte auf, wurden von ihnen aufgesucht, und trafen alle möglichen Vorkehrungen, um die wenigen Tage unsers Aufenthaltes in Montpellier so genußreich als möglich zu machen.

Die Stadt liegt sehr schön auf einer Anhöhe, mitten in einer, nur hier und da zu sanften Hügeln anschwellenden, höchst fruchtbaren und bebauten Ebene. Sie ist ziemlich groß; es gibt darin viele ansehnliche, aus Quadersteinen sehr massiv erbaute Häuser; aber die Straßen sind auch hier sehr enge, winkelicht, dumpfig und durch die nahe einander gegenüber stehenden hohen Gebäude verdunkelt. Dazu ist das Straßenpflaster hier eben so schlecht als in Bordeaux. Da wir bisher fast auf allen Flaschen mit wohlriechendem Wasser immer Montpellier gelesen hatten, so glaubten wir in unserer Einfalt, die ganze Stadt müsse wie der Laden eines Parfümeurs riechen; wir fanden aber leider hiervon das Gegentheil. Von der hier herrschenden Unreinlichkeit ist es unmöglich, sich einen Begriff zu machen. Auf den Straßen weiß man oft beym trockensten Wetter nicht, wohin man treten soll, und das Auge wird eben so beleidiget als die Nase. Dem mächtigen Gefühle des Ekels muß man im südlichen Frankreich widerstehen lernen, wenn man nicht jede Freude sich verbittern will; und Montpellier wäre wahrlich der beste Ort dazu, um sich dagegen recht abzuhärten.

Die Esplanade, eine lange schöne Allee, ist der schönste und reinlichste Theil der Stadt, und die an sie gränzenden Häuser sind größten Theils zur Aufnahme der vielen Fremden eingerichtet, die hier bald längere bald kürzere Zeit ihrer Gesundheit wegen zu verweilen pflegen. Auch unser Hotel gewährte uns die Aussicht auf diese allgemein besuchte Promenade. Da wir eben zu Ostern anlangten, so hatten wir am ersten Feyertage Nachmittags die Freude, von unserm Balkone herab alles, was zum Mittelstande und zum Volke gehört, dort lustwandeln zu sehen. Die feinere Welt ließ sich nicht blicken; denn ihr Spaziertag ist der zweyte Ostertag. Die lange, breite Allee wimmelte von fröhlichen Menschen, welche sich langsam auf und ab bewegten, bis die einbrechende Dämmerung sie alle nach Hause schickte, um dort Salat, das gewöhnliche Abendessen der niedern Classen in Frankreich, mit den Ihrigen zu verzehren. Mäßiger ist keine Nation als die Französische bey sich zu Hause; im Auslande zeigten sie sich freylich anders. In Deutschland braucht der gemeine Mann doch wenigstens Bier, Tabak und eine Kegelbahn, um zu wissen, daß es Feyertag ist; in Frankreich hat er das alles nicht nöthig. Unter der Menge festlich geschmückt einher wandeln mit Frau und Kindern oder auch mit der petite amie; sehen und gesehen werden; Bekannte begrüßen; galant seyn gegen die Damen (denn Dame ist hier Alles, was zum weiblichen Geschlechte gehört); auch wohl der Erwählten seines Herzens einen Blumenstrauß graziös überreichen, und dafür einen freundlichen Blick und einen klei-

nen Knix erhalten: das ist es Alles, was der gemeine Franzose braucht, um eine Fete zu haben, und dabey glücklich zu seyn wie ein Gott. Auch Abends auf ihren Tanzsälen herrscht Höflichkeit gegen die Damen, und eine feinere Sitte unter den Männern, die fast nie in wilde Trunkenheit und Schlägereyen ausartet. Wir erinnern uns nicht, einen recht betrunkenen Menschen in Frankreich gesehen zu haben. Das wärmere Klima ist wohl größten Theils die Ursache dieser Mäßigkeit, weil Eis und kühlende Getränke dadurch ein größeres Bedürfniß werden als erhitzende Magenstärkungen.

Am folgenden Morgen spazierte die schöne Welt eben so am nähmlichen Platze einher; wir bemerkten mehrere Bekannte darunter, suchten diese auf, und genossen einen recht angenehmen Tag. Das Ende der Allee biethet eine sehr reiche Aussicht auf die Montpellier umgebende herrliche Gegend; noch schöner aber ist der Blick vom Wasserschlosse (Château d'Eau) am Ende des großen, im Französischen Geschmacke angelegten Gartens, den man wunderlich genug le Perou nennt; eine Benennung, die uns niemand erklären konnte.

Das Wasserschloß, ein gewölbtes, von allen Seiten offenes, tempelartiges Gebäude, gränzt hier an den neuen, großen Aquäduct, der das Trinkwasser aus einer Entfernung von zwey Stunden nach Montpellier führt, und macht eigentlich einen Theil desselben aus; denn ein in der Mitte des Gebäudes sich befindendes großes Becken dient ihm zum Ausflusse, und von dort wird das Wasser erst durch mehrere Röhren in der Stadt vertheilt. Es ist das reinste, durchsichtigste, das wir jemahls gesehen haben; das Gepräge einer Münze, die auf dem Boden dieses Beckens läge, würde man deutlich erkennen können. Der Aquäduct ist bey aller Modernität ein Werk, der alten Römerzeiten würdig. Vom Wasserschlosse übersieht man ihn in seiner ganzen Länge, so weit das Auge reicht; er gewährt hier einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Bis zur Quelle hin erstreckt sich eine lange Reihe großer, herrlich gewölbter Bogen von weißem Steine weit in das Land hinein; bald einfach, bald zweyfach, auch dreyfach über einander ruhend, je nachdem die Erhöhung oder Vertiefung des Bodens es erforderte. Das Wasser fließt in verdeckten steinernen Canälen, die oben auf den höchsten Bogen ruhen, bis zu dem Bassin, in welches es sich ergießt. Dieses wunderbar große Meisterstück der Architectur, die reiche, weit ausgebreitete Landschaft, die mit Schnee bedeckten Sevennen-Gebirge, seitwärts in blauer Ferne die Alpen und die Pyrenäen, gewähren von dieser Anhöhe eine Aussicht, die wir mit keiner andern zu vergleichen wissen, besonders Abends, wenn die sinkende Sonne alle die großen, mannigfaltigen Gegenstände verklärt.

Montpellier wird seit langer Zeit für den Sitz der Heilkunde in Frankreich gehalten; und mehrere berühmte Ärzte, besonders Wundärzte, bewohnen immer diese Stadt, deren Luft in dem Rufe steht, vorzüglich gesund zu seyn. Aus allen Ländern Europa's, besonders aus England, wallfahrten in Friedenszeiten wohlhabende Kranke hierher, und hoffen Genesung. Dadurch tritt diese Stadt beynahe in die Reihe der Brunnenorte; obgleich hier keine heilende Quelle fließt. Zwey Meilen weiter finden sich zwar heiße Quellen, doch glauben wir nicht, daß sie viel benutzt werden, da wir nur wenig darüber erfahren konnten. Die Fremden, welche um ihrer Gesundheit willen nach Montpellier kommen, verweilen immer mehrere Monathe, oft Jahre lang dort; sie werden gewisser Maßen einheimisch, und tragen viel dazu bey, das Einseitige aus dem geselligen Tone zu verbannen. Viele Häuser in der Stadt und den nächsten Umgebungen sind zu ihrem Empfange auf's bequemste eingerichtet, und ihre Besitzer beeifern sich, den sehr gern gesehenen Gästen den Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich. Am wunderbarsten schien es uns, daß oft selbst aus Rußland vornehme Frauen nach Montpellier kommen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten; diese Vorsicht ist denn doch so weit getrieben als möglich.

Das Klima ist indessen in Montpellier lange nicht so mild, als der Ruf es verkündet; die Stadt liegt hoch, die Luft ist daher so fein und scharf, daß sie den an der Brust Leidenden durchaus schädlich, oft tödtlich wird. Selbst die hiesigen Ärzte läugnen das nicht, und viele traurige Erfahrungen bestätigen diese Behauptung. Das ganze Jahr hindurch wehet oft wochenlang der Mistral, ein eiskalter, bis in's innerste Mark dringender, austrocknender Nordost-Wind, dessen Daseyn man auch in den Gebäuden empfindlich bemerkt. Selbst die gesündesten Menschen leiden durch ihn, und den Brustkranken wird er zur peinlichsten Qual. Auch wir machten seine Bekanntschaft; mußten deßhalb mehrere Tage lang am Kaminfeuer Schutz gegen ihn suchen, und empfanden selbst dort den Einfluß seines alle Lebenskraft lähmenden, alle Nerven schmerzlich anspannenden Hauches; im Winter ist die Kälte, der scharfen, trockenen Luft wegen, hier sehr empfindlich; obgleich es selten Eis friert und noch seltener schneyet. Der Mangel an Holz macht das Einheitzen kostbar und beschwerlich; doch hilft man sich wie man kann, mit allerhand Holz-Surrogaten. Die langen Gebinde der abgeschnittenen Weinreben, die man immer in den Kamin nachschieben muß, während sie an dem einen Ende brennen, geben eine helle, lustige Flamme, die aber, so wie die von ihr ausströmende Wärme, nur minutenlang währt. Die schon gebrauchte Gärberlohe, auch die Hülsen und Kerne der ausge-

preßten Oliven, werden in viereckigen, dem Holländischen Torfe ähnlichen Formen getrocknet, und so als Brenn-Material benutzt. Die letztern sollen vortrefflich brennen, viel Wärme und keinen Geruch geben; wir selbst aber haben es nicht versucht, damit Feuer zu machen.

Der Winter übt zum Glück hier nicht lange seine feindliche Gewalt; schon im Februar muß er unter diesem glücklichen Himmelsstriche dem Frühlinge weichen; diesem folgt ein aller Beschreibung nach beynahe unerträglich heißer Sommer. Daß er dieß seyn müsse, bewiesen uns schon die Vorkehrungen, die wir in den Häusern wohlhabender Familien gegen die große Hitze getroffen sahen. Der Herbst ist auch hier des Jahres Krone, und waltet bis tief im November, ja oft bis gegen Weihnachten mit heiterer Milde. Der Überfluß, die Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit der Früchte, welche er bringt, besonders der Feigen, Trauben, Melonen und Pfirsiche, sollen alle Beschreibung übertreffen. Es kann auch nicht anders seyn; denn das ganze Land ist ein ungeheurer Garten voll der herrlichsten Pflanzen und Bäume. Wir sahen große Felder mit Centifolien-Rosen dicht bepflanzt, die hier zu köstlichen Essenzen in unglaublicher Menge von den Destillirern verbraucht werden; andere Felder mit Tuberosen, Heliotropen und andern stark duftenden Blumen, zu gleichem Zwecke. Viele andere Blumen, die Zierde unserer Gärten, wachsen zum Theile hier wild, oder brauchen doch wenig Pflege. Außer den vielen Obstbäumen sieht man auch überall Gruppen anderer schönen Bäume. Viele von diesen tragen ihr grünes Kleid im Winter wie im Sommer. Zu diesen gehören vorzüglich die Myrthe, die hier zum baumähnlichen Strauche heranwächst, der Olivenbaum, der Lorber, die Cypresse, und die Krone von allen, die immer grüne Eiche. Dieser herrliche Baum gleicht an Wuchs unsern Deutschen Eichen mittlerer Größe, trägt eben solche Früchte, nur die Blätter sind kleiner und haben eine anders gezackte Form. Er liefert den größten Theil des wenigen Brennholzes, und es sieht sonderbar aus, wenn die starken, mit nie welkenden Blättern bedeckten Zweige in Flammen auflodern.

Der hiesige botanische Garten enthält eine Menge seltener, schöner Pflanzen aus fremden Zonen, die aber alle hier trefflich gedeihen und zum großen Theile bald einheimisch werden. Er ist nicht groß, aber seine innere Einrichtung wird in wissenschaftlicher Hinsicht gepriesen.

In diesem Garten schläft Young's früh verblühte, schmerzlich beweinte Tochter Narcissa den langen Schlaf, weil damahls mönchischer Aberglaube der Protestantinn kein Grab in geweihter Erde vergönnen wollte. Wie Petrarca's Lieder der Liebe den Nahmen Lau-

ra, so bringen ihres Vaters nächtliche Trauergesänge den Nahmen Narcissa auf die Nachwelt; sie heiligten den Ort, wo sie ruht, und weihten ihn der Unsterblichkeit.

Der Gedanke, daß hier die früh gebrochene Blume unter Blumen ruht, erschien uns so lange rührend und schön, bis wir ihr Grab besucht hatten. Ein enges, niedriges Gewölbe, ungern möchten wir sagen ein Loch in der Gartenmauer, dient zum Aufbewahren des Gartengeräthes; verdorrtes Gesträuch, vermodertes Laub und was sonst noch beym Aufräumen eines Gartens zum gelegentlichen Verbrennen als nutzlos bey Seite geschafft wird, erfüllt dieses Behältniß, und unter diesem Kehrichthaufen bettete damahls der Fanatismus die schöne, liebenswürdige Narcissa im Schooße der Erde. Noch immer dient das Behältniß seiner vorigen Bestimmung; die Einwohner Montpelliers denken nicht daran, es wenigstens aufräumen zu lassen. Dieß ist nicht recht; aber weit mehr noch empörte uns die Gleichgültigkeit der vielen reichen Engländer, die von je her Montpellier besuchten, lange dort verweilten und zum Theile ihre Gesundheit wieder fanden. Das Lob ihres berühmten Poeten führen sie ewig im Munde, prahlen damit oft, ohne ihn zu verstehen; aber Keiner nahm sich des heiligen Staubes der einzig geliebten Tochter an; Keiner war großmüthig genug, ihm die Ehre eines einfachen Grabsteines zu verschaffen, der ihren Nahmen dem Fremden sagte, welcher jetzt mit verletztem Gefühle von der unwürdigen Stätte sich wegwendet, wo sie ruhet, und dabey überlegt, welche Summen ihre Landsleute jährlich wohl an Pferde oder Jagdhunde wenden.

Doch, kehren wir von den Todten zu den Lebenden zurück, unter denen wir uns in dieser Stadt recht wohl befanden. Der gesellige Ton in Montpellier ist angenehm; viele der angesehensten Kaufleute der Stadt brachten mehrere Jahre in fremden Ländern, besonders in Deutschland, zu; lernten fremde Sprachen, fremde Sitten kennen, und erwarben sich so eine Liberalität im Urtheile, eine allgemeine Cultur des Geistes, die man in andern Städten Frankreichs in diesem Stande oft vermißt. Dieses und die Anwesenheit der vielen Fremden, verbunden mit dem Bestreben der Einheimischen, jenen ihren Aufenthalt angenehm zu machen, bringt ein erhöhetes Leben in den geselligen Verein dieser fröhlichen, aufgeweckten Menschen. Auch in Montpellier ist niemand gern zu Hause allein. Das Visitenwesen wird daher nicht minder angelegentlich betrieben als in Bordeaux; kleine freundschaftliche Gesellschaften an einer nicht schwelgerisch, aber wohlbesetzten Mittagstafel, Abendzirkel, Thees und kleine Tanzpartien in Privathäusern wechseln täglich. Alle diese Zirkel sind mehr auf Freude als auf Ostentation berechnet; man macht sich das Leben

so leicht und froh, wie man kann; aber man wendet wenig auf den äußern Glanz, sowohl in der Kleidung als der Bewirthung seiner Gäste, doch ohne es dabey an Anstand und allem irgend Nöthigen fehlen zu lassen. Auch bemerkten wir in Privatzirkeln keine Spur der gränzenlosen Spielsucht, die in Bordeaux in allen Gesellschaften vorherrscht.

Außer den Privatzirkeln gewährt auch der Clubb einen angenehmen Vereinigungspunct. Für zwey Carolin Abonnement hat man darin den ganzen Winter über wöchentlich ein Concert und zwey sehr hübsche Bälle. Der zu diesen Versammlungen bestimmte, große, hübsch decorirte Saal hat nur den Fehler, im Verhältnisse zu seiner Länge etwas zu niedrig zu seyn. Diesen Übelstand wenigstens für das Auge zu mildern, sind an beyden Enden transportable Säulen von Holz angebracht, die bey Tanzgesellschaften weggenommen werden, um den Raum nicht zu verengen. Wir wohnten einem Concerte in diesem Saale bey, welches in einem andern Lande vielleicht recht langweilig geworden wäre, oder wohl gar auf eine für den Unternehmer verdrießliche Weise geendet hätte; hier aber gab ihm der hier so einheimische Frohsinn eine lustigere Wendung. Ein Deutscher Musiker war es leider, der sich auf dem Pianoforte hören lassen wollte. Die ganze elegante Gesellschaft der Stadt hatte sich zahlreich versammelt, und harrte des versprochenen Genusses. Da ergab es sich, daß fast Alle, welche den Künstler, seiner Versicherung nach, mit ihrem Spiele zu unterstützen versprochen hatten, nicht erschienen waren; daß er selbst auf seinem Instrumente eben kein Hexenmeister war, zeigte sich auch bald; die Musik stockte; eine Dame, welche den Künstler begleitete, fing zwar an, eine Arie zu singen, hörte aber gleich wieder auf, mit der in schlechtem Französisch ausgesprochenen Erklärung: ihr sey zu bange, sie könne nicht singen. Das ganze Auditorium brach hier in ein lautes Gelächter aus, lachte noch auf der Straße beym Zuhausegehen, und der verunglückte Clavierspieler schlich indessen mit der ganz ansehnlichen Einnahme in der Stille davon.

Ein sehr artiges Theater trägt viel zum frohen Lebensgenusse in Montpellier bey. Das Haus ist schön, groß und bequem eingerichtet, und die Truppe gehörte, wenigstens damahls, zu den besten in den Provinzen Frankreichs. Ausgezeichnet gut war besonders das Ballett; die ersten der hiesigen Tänzer und Tänzerinnen würden sich selbst auf den größten Theatern mit Beyfall haben zeigen können. Das Schauspiel ist ebenfalls hier unerhört wohlfeil; alle Einwohner der Stadt und die dort sich länger aufhaltenden Fremden sind dazu abonnirt; dadurch kostet der erste Platz in jeder Vorstellung ungefähr

fünf Sous, oder zwey Groschen die Person. Mit diesem Abonnement hat aber noch niemand einen bestimmten Platz in den Logen; jeder nimmt ihn, wo er ihn findet. Die angesehensten Familien miethen sich daher, außer dem gewöhnlichen Abonnement, noch eigene Logen, die etwa das Jahr über auf fünf hundert Franken zu stehen kommen. Diese Logen sind indessen so geräumig und so bequem zum Sehen eingerichtet, daß immer mehrere Familien in Gemeinschaft eine miethen, so daß dadurch auch diese Erhöhung des Eintrittspreises für den Einzelnen höchst unbedeutend wird. Das Schauspielhaus ist bey dieser Einrichtung immer mit Zuschauern angefüllt; aber man betrachtet es deßhalb auch mehr als einen gesellschaftlichen Versammlungsort, und bekümmert sich nur bey außerordentlichen Anlässen um das, was auf der Bühne vorgeht. In den Logen stattet man Besuche ab, nimmt und präsentirt Erfrischungen, lacht, plaudert, oft so laut, daß die Conversation in den Logen die auf dem Theater überstimmt.

Nicht nur die Vergnügungen, auch das Leben überhaupt ist in Montpellier sehr wohlfeil. Nach allem, was wir darüber von unsern hiesigen Bekannten erfuhren, braucht eine Familie von sechs Personen kaum acht tausend Franken, um anständig und bequem zu leben, die nöthigen Bedienten zu halten, und sich keine gesellige Freude zu versagen. Viele erkünstelte Bedürfnisse der vornehmen Welt kennt man in Montpellier nur dem Nahmen nach, weil sie dort überflüssig und nicht gebräuchlich sind. Dahin gehören prachtvolle Kleidung und Hausgeräth, Equipage und hohes Spiel. Mit allem, was zum eigentlichen Bedürfnisse des Lebens gehört, hat die Natur dieses schöne Land überschwänglich reich begabt. Leichte seidene Zeuge, welche die Wärme hier zum bequemsten Stoffe für die Kleidung macht, sind wohlfeil; denn der Seidenwurm ist in diesem Lande zu Hause; Wein, Öhl, Weitzen, die auserlesensten Früchte wachsen im Überflusse; und Seefische, Austern, Wild, Geflügel und vortreffliches Rindfleisch sind hier ebenfalls zu wohlfeilen Preisen in Menge zu haben.

In der wärmsten Jahreszeit flüchten die angesehensten Familien auf's Land, in ihre nahe an der Stadt gelegenen, zum Theile sehr hübschen Landhäuser, und entgehen dadurch der alsdann sehr unangenehmen Atmosphäre, so wie der drückenden Hitze ihrer engen, schmutzigen Straßen. Diese freundlichen, zum Theile blendend weißen Landhäuser, welche überall, von Gärten umgeben, zerstreut liegen, tragen viel zur Belebung und Verschönerung der nächsten Umgebungen Montpelliers bey. In einem der schönsten unter ihnen, Château bon genannt, verlebten wir bey den Besitzern des-

selben einige sehr angenehme Stunden. Von der breiten Terrasse vor dem Hause übersieht man die fruchtbare Ebene, in der Ferne das mittelländische Meer, und seitwärts dunkelblaue Gebirge. Mit Früchten und Blüthen beladene, hohe Orangenbäume standen jetzt schon, zu Anfange des Monaths April, im Freyen. Im Winter müssen die geräumigen Gewölbe unter dem Hause ihnen einige Monathe lang Schutz gegen die Kälte gewähren; denn sie ganz im Freyen zu lassen, erlaubt das hiesige Klima doch nicht. Neben dem Hause, unter hohen, dicht belaubten, immer grünen Eichen ruht auf dieser Terrasse ein beweinenswerthes Opfer der Unwissenheit der Ärzte, welche die an der Brust leidende Kranke von Riga nach Montpellier schickten, wo die scharfe, feine Luft ihr tödtlich werden mußte, und auch nach kurzem Aufenthalte sie in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre in's Grab legte. Überall in Montpellier gedachte man noch der Schönheit und Liebenswürdigkeit, aber auch der Leiden dieser allgemein geachteten jungen Frau von E... mit inniger Theilnahme. Auf Bitten einer sie begleitenden Freundinn gewährte der Besitzer von Château bon ihrem entseelten Staube dieses stille Ruheplätzchen unter grünem Rasen, und ihr Andenken tritt nie störend in die gesellige Freude, die oft auf diesem schönen Platze herrscht.

Die sehr geräumigen, zur größten Hälfte unter der Erde gebauten Souterrains von Château bon bewiesen uns auf's neue, wie sehr man hier die Hitze im Sommer scheut, und wie groß sie deßhalb seyn muß. Sie sind alle zu Wohnzimmern eingerichtet, und werden im Sommer als solche benutzt. Im größten dieser Zimmer sprudelt eine silberreine kühle Quelle aus der Mauer hervor, und fällt, freundlich plätschernd, in ein darunter angebrachtes, artiges steinernes Becken.

Ausflucht nach Cette.

Montpellier nimmt zwar unter den Französischen Handelsstädten einen nicht unbedeutenden Rang ein; dennoch findet man dort fast keine Spur von dem geschäftigen Treiben und Gewühle, welches der Handel sonst um sich her zu verbreiten pflegt. Eigentlich ist aber auch diese Stadt nur der Wohnplatz der Handelsherren, die in dem nicht weit entfernten Cette dicht am Hafen ihre Comptoire, ihre Magazine, ihre Fabriken haben, und nur von Zeit zu Zeit herüberfahren, um nachzusehen, wie ihre Associés oder Diener dort Alles besorgen. Wir hielten es wohl der Mühe werth, auch diese Stadt und das Meer in der Nähe zu sehen, und nahmen also gern den

Antrag eines Bekannten aus Montpellier an, mit ihm an einem Morgen hinüberzufahren.

Der Weg nach Cette läßt sich bequem in drey Stunden zurücklegen; in Montpellier hält man ihn für sehr unangenehm; wir fanden ihn nicht so; freylich wohl vom Reitze der Neuheit ergriffen. Bis zu einer gewissen Entfernung von der Stadt bleibt die Gegend noch immer fruchtbar und interessant. Manche aus grauer Vorzeit stammende Sage, die hier einheimisch ist, lebt noch im Munde des Volkes, und leiht ihr jenen geheimnißreichen Zauber, dem wir uns um so lieber hingeben, je schwankender und unbestimmter die Gestalten sind, die in seinem Dämmerlichte sich uns zeigen.

So wurden denn auch die mahlerischen Trümmer einer uralten Burg, an denen unser Weg uns vorüber führte, für die Überbleibsel eines Pallastes ausgegeben, den vor langer Zeit ein alter König von Majorca sich erbaut haben sollte, um darin alljährig die heißeste Sommerszeit zuzubringen; und wir, unbekümmert um Nahmen, Jahreszahl und Wahrscheinlichkeit, freuten uns gläubig der Weisheit des alten Herrn, der dieses wunderliebliche Fleckchen zu finden und zu wählen verstanden hatte.

Etwas weiter hin erblickten wir auf der Spitze eines hohen, unzugänglich scheinenden Felsens einiges alte, verwitterte Gemäuer. Dort, wo kein Ton des Lebens hinauf dringt, kein Vogel singt, kein Grashalm keimt, wo selbst die genügsame Cicade verschmachten müßte, dort, heißt es, hat Peter der Eremit Jahre lang gelebt, und jene alten Steine sind die Trümmer seiner Wohnung. Von diesem Felsen aus, sagte man uns, trat er im Jahre 1093 jene Wallfahrt nach Jerusalem an, von der er späterhin zurückkehrte, um dem Papste Urban dem Zweyten das Elend der im Orient lebenden Christen mit hinreißender Beredsamkeit an das Herz zu legen. Ergriffen von dem Enthusiasmus des frommen Mönches, entzündete Papst Urban die Welt mit dem nähmlichen Feuer, das zuerst, vielleicht auf dieser steilen Felsenhöhe, in Peters Brust aufgelodert war; unzählbare Heerschaaren aus allen Ländern, aus allen Nationen, zogen, von ihm entflammt, unter dem lauten Rufen: „Gott will es!“ von der Versammlung zu Clermont aus, mit dem festen Vorsatze, die Schmach und das Elend der Brüder im Morgenlande zu enden und zu rächen.

Jahrhunderte vergingen, Tausende von Menschen fielen dem Schwerte und ansteckenden Krankheiten zur Beute, und wahrscheinlich waren nicht zwey Stäubchen von des heiligen Mönches Gebeinen noch bey einander, als noch immer der Nachhall seines frommen Eifers die Welt in Aufruhr erhielt, und der Sturm fortfuhr zu toben, der zuerst von dieser Felsenspitze ausgegangen war.

Gleich hinter den Trümmern der Wohnung des frommen Eremiten beginnt eine traurige Einöde; Felsenstücke und unfruchtbare Steine bedecken das Land rings umher; so weit das Auge reicht, breitet sich eine graue Wüste aus, in der jede Spur des Lebens verschwindet. Unser Weg führte hart am Ufer eines todtstillen Landsees hin; nicht ein Gräschen zierte das steinige Ufer desselben, kein Fisch sprang erglänzend im Sonnenscheine aus dem bittern, trüben Wasser auf; aber auch in diese unfreundliche Wüste fiel ein abendröthlicher Strahl aus einer längst untergegangenen fabelhaften Zeit, und erhellte sie uns mit seinem rosigen Schimmer.

Jenseits des Sees, über das steinige Ufer hin, welches dort, wie hier, ihn begränzte, ward das offene Meer uns zuweilen sichtbar, und ein dunkler Punct im Schooße desselben, den wir bald für eine kleine Insel erkannten, erregte unsere Aufmerksamkeit. Es war die Insel der schönen Magelone, der frommen, treuen Geliebten Peters von der Provençe, deren Lebens- und Liebesgeschichte hier noch in alten Provençalischen Romanzen im Munde des Volkes lebt, und auch dem Norden selbst nicht unbekannt blieb. Noch im Anfange des vorigen Jahrhundertes gehörte sie bey uns zu jenen Sagen, an denen damahls Jung und Alt sich ergetzte, und deren rührende Einfachheit man in unsern Tagen vergeblich sich bestrebt, nachahmen zu wollen.

Magelone war heimlich mit ihrem Geliebten vom Hofe ihres Vaters, des Königs von Neapolis, entflohen, um nicht gezwungen zu werden, die jenem gelobte Treue zu brechen. Bey nächtlicher Weile, mitten in einem dunkeln Walde, trennte ein grausames Mißgeschick die Liebenden; der junge Ritter, Sohn des damahls die Provençe regierenden Grafen, fiel Seeräubern in die Hände, und ward zu den Heiden in die Gefangenschaft geschleppt. Trostlos jammernd, in bangem Verzagen, wanderte Magelone als Pilgerinn durch Städte und Länder, immer den Geliebten suchend, nimmer ihn findend. Sie durchzog Italien; sie wanderte sogar bis Rom; immer vergeblich. Endlich führte ihr Geschick sie auch auf jene Insel, die wir vor uns liegen sahen, und die noch ihren Nahmen trägt. Magelone hatte ihre schönen goldgelben Locken aufgeflochten und unter einem dichten dunkeln Schleyer verborgen; die zarten Glieder verhüllte das härene Gewand einer Büßenden; in dieser Gestalt begab sie auf dieser Insel sich in ein Hospital, zur Pflege der Schiffbrüchigen errichtet, die der Sturm oft an diese Küste warf, und weihete Jahre lang ihr Leben der Pflege der Elenden und Kranken.

Matt, sterbend beynahe, ward einst ein Verlassener zu ihr

getragen, das rohe Schiffsvolk hatte auf der Insel ihn hülflos liegen lassen, als es gelandet war, um frisches Wasser einzunehmen; eine bleiche verfallene Jammergestalt. Magelone nahm den Armen auf; sie pflegte seiner mit frommem Eifer, und er begann zu genesen. Doch so wie die Rosen der Gesundheit auf seinen bleichen Wangen wieder anfingen zu erblühen, dämmerten auch zugleich bekannte liebe Züge in seinem Gesichte auf, und immer ähnlicher und ähnlicher ward er dem geliebten Bilde des Verlornen, das Magelone in ihrem reinen frommen Herzen treulich bewahrt hielt. Seine Reden drückten zuletzt ihren Ahnungen den Stämpel der Gewißheit auf. Die fromme Prinzessinn eilte in ihre einsame Kammer, die sie sorgsam verschloß; unter heißen Thränen des Dankes gegen Gott lösete sie ihre goldenen Locken auf, legte ihre königlichen Gewänder und das reiche Geschmeide an, die sie heimlich verwahrt hielt, und trat dann in strahlender, unveränderter Schönheit in das kleine dunkle Krankenzimmer zu dem Genesenden hinein.

Ihr ahnendes Gemüth hatte sie nicht getäuscht, es war Peter von der Provençe. Nach Jahre lang erlittenem unsäglichen Trübsal war er, im festen Vertrauen auf Gott, in einem kleinen Kahne aus der Sclaverey entflohen. Ein vorübersegelndes Schiff ward in der weiten Meereswüste seiner gewahr, und nahm ihn auf; und da er unter Weges erkrankte, setzte es ihn auf der Insel aus, wo treue Liebe hoffnungslos seiner harrte.

Die Wiedervereinten eilten zum Grafen von der Provençe, der Jahre lang um den verlornen Erben seiner Güter und seines Reiches getrauert hatte, und nun mit Entzücken ihn und die fromme schöne Tochter in seine zitternden Arme schloß. Auch der König von Neapolis ließ sich leicht versöhnen, und gab den Liebenden seinen väterlichen Segen. Magelone und Peter von der Provençe führten von nun an ein langes, beglücktes und beglückendes Leben. Sie ließen das Hospitium auf der Insel vergrößern, beschenkten es königlich, und erbauten dicht darneben sich einen Pallast, von dem noch Spuren vorhanden seyn sollen, in welchem sie alljährlich zur schönsten Sommerszeit das Fest ihrer Wiedervereinigung mit einander feyerten.

Die Erzählung aller dieser Legenden und Sagen half uns freundlich über die anderthalb mühsamen Stunden hinweg, die wir zwischen den öden Steinen, die uns umgaben, hinbringen mußten; bis plötzlich und unerwartet das Städtchen Frontignac dicht vor uns lag, mitten in dieser grünlichen Steinwüste die anmuthigste, lieblichste grüne Oase, die sich erdenken läßt. Mitten in seinen Weingärten, welche sich bis dicht an die Mauern hinziehen, liegt es gar freundlich, wie in einem ruhigen, grünen Laubneste,

umringt vom Graus der Zerstörung. Der süße, liebliche Wein, der hier wächst, ist allbekannt, und wird von Cette aus weit und breit verführt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüste wieder an; doch währt es jetzt nicht lange, bis man Cette erreicht hat.

Zwischen einem Landsee und dem weiten mittelländischen Meere, dessen Wogen ihre Mauern bespühlen, liegt diese Stadt, hingeschmiegt am Fuße eines schwarzen Marmorfelsens, der, steil und wunderbar geformt, sein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Rings umher ist kein einziger Baum, und überhaupt wenig Spur von Vegetation zu erblicken. Der Canal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt, und vereiniget sich hier mit dem Meere. Er und einige an seinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländisches, das mit den hohen Felsen und den übrigen durchaus südlichen Umgebungen sonderbar contrastirt.

Die Stadt Cette ist klein, ihre Straßen sind eng und dumpfig, die Häuser hoch und düster; alles sieht öde und unbeschreiblich schmutzig darin aus; nur auf dem am Canale sich hinziehenden Quai ist Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matrosen und Lastträgern, die geschäftig hin und her laufen, um die Waaren in und aus den am Quai vor Anker liegenden Schiffen zu laden. In der Stadt scheint wenig Freude zu wohnen; die größten Häuser gehören den Einwohnern von Montpellier; sie stehen fast alle öde da, und sind mehr zu Magäzinen als zum Bewohnen eingerichtet. Alle, die es können, fliehen diese graue Steinwüste, und eilen dem freundlichen Montpellier zu, sobald die Geschäfte es erlauben, um dort zu genießen, was sie durch emsigen Fleiß in Cette erworben haben; und nur die ärmere Classe der Einwohner lebt für beständig hier. Eine unglaubliche Menge Branntwein wird in Cette gebrannt und destillirt; denn dieser Ort versorgt die halbe Welt mit allen Gattungen Liqueurs.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgesehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Ostsee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeeres, war uns dennoch hier, als sähen wir zum ersten Mahl dieses mächtigste der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, schmalen Felsenzunge hingingen, die den Hafen vom offenen Meere trennt, bis zu der auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erschien uns immer das dunkle Grün der Wogen auf den Seestücken Vernets und anderer berühmten Mahler als unnatürlich und übertrieben; hier sahen wir es in der Wirklichkeit; reiner, glänzender, smaragdner, als irgend ein Mahler es auszudrücken vermag. Die

gleich Bergen gewaltig sich thürmenden Wellen schienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Ostsee oder des Nordmeeres erblickten. Der Wind wehete heftig, und das Meer brausete laut tobend in majestätisch-wilder Bewegung. Schäumend, wie mit glänzenden Perlen gekrönt, stieg die Brandung zur Bergeshöhe hinan, und brach dann zusammen an dem felsigen Ufer, gegen welches sie immer mit neuen Wogen heranstürmte, als wolle sie es in seiner Grundfeste zerstören. Noch tobender brauseten die Wellen an einem den Schiffen höchst gefährlichen, quer vor dem Eingange des Hafens liegenden Felsenriffe.

Erhabeneres hat die Natur nichts aufzuweisen, als diesen Anblick des in seinen tiefsten Tiefen empörten Meeres. Wir staunten in stiller Betrachtung, und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff. Dann blickten wir auf die im Hafen vor Anker liegenden und dennoch wild hin und her geworfenen Schiffe; sie kamen uns so klein, so armselig vor, daß wir nur mit Schaudern daran denken konnten, wie wir uns noch vor wenig Monathen auf eben so zerbrechlichen Bretern diesem furchtbaren Elemente zu vertrauen gewagt hatten.

Der Hafen von Cette ist sehr geräumig und tief; bey stillem Wetter sieht man oft Delphine, von der Sonne beglänzt, in seinen klaren, grünen Fluthen spielen; aber auch der Tieger des Meeres, der furchtbare Hayfisch, schleicht sich nicht selten hier ein, und bringt den Badenden Gefahr, die sich dennoch dadurch nicht abschrecken lassen. Vor mehreren Jahren badete ein Englischer Matrose in dem stillen, klaren Wasser; da gewahrten seine Cameraden am Schiffsborde mit unaussprechlicher Angst, wie ein großer Hayfisch dicht unter ihm dahergeschwommen kam; sie riefen ihm zu, in einer immerwährenden heftigen Bewegung zu bleiben, als das einzige mögliche Mittel seiner Rettung, und warfen ihm schnell ein Seil zu, um ihn daran hinaufzuziehen. Schon war der Unglückliche über das Wasser gehoben, da sprang das Ungeheuer hoch auf aus der Fluth, schnappte nach ihm, und die Rettung seines Lebens war mit dem Verluste eines Beines erkauft.

Auf dem Rückwege von der Citadelle traten wir in das ein wenig in den Hafen hineingebaute Gesundheitsamt, an welchem die Schiffer bey ihrer Ankunft in einer Schaluppe anfahren und ihre Pässe vorzeigen müssen, ehe sie landen dürfen. Jedes Schiff, welches aus einer der Gesundheit wegen verdächtigen Gegend kommt, oder auch nur auf der See mit einem aus solchen Gegenden kommenden auf irgend eine Weise in Berührung gerathen ist, muß vierzig Tage lang an einer dazu bestimmten, entfernten Gegend des

umringt vom Graus der Zerstörung. Der süße, liebliche Wein, der hier wächst, ist allbekannt, und wird von Cette aus weit und breit verführt. Gleich hinter Frontignac fängt die Steinwüste wieder an; doch währt es jetzt nicht lange, bis man Cette erreicht hat.

Zwischen einem Landsee und dem weiten mittelländischen Meere, dessen Wogen ihre Mauern bespühlen, liegt diese Stadt, hingeschmiegt am Fuße eines schwarzen Marmorfelsens, der, steil und wunderbar geformt, sein dunkles, mit einer Citadelle bekröntes Haupt hoch in die Lüfte hebt. Rings umher ist kein einziger Baum, und überhaupt wenig Spur von Vegetation zu erblicken. Der Canal von Languedoc fließt beträchtlich breit durch die Stadt, und vereiniget sich hier mit dem Meere. Er und einige an seinem Ufer erbaute Windmühlen geben der Gegend etwas Holländisches, das mit den hohen Felsen und den übrigen durchaus südlichen Umgebungen sonderbar contrastirt.

Die Stadt Cette ist klein, ihre Straßen sind eng und dumpfig, die Häuser hoch und düster; alles sieht öde und unbeschreiblich schmutzig darin aus; nur auf dem am Canale sich hinziehenden Quai ist Leben und Bewegung. Dort wimmelt es von Matrosen und Lastträgern, die geschäftig hin und her laufen, um die Waaren in und aus den am Quai vor Anker liegenden Schiffen zu laden. In der Stadt scheint wenig Freude zu wohnen; die größten Häuser gehören den Einwohnern von Montpellier; sie stehen fast alle öde da, und sind mehr zu Magäzinen als zum Bewohnen eingerichtet. Alle, die es können, fliehen diese graue Steinwüste, und eilen dem freundlichen Montpellier zu, sobald die Geschäfte es erlauben, um dort zu genießen, was sie durch emsigen Fleiß in Cette erworben haben; und nur die ärmere Classe der Einwohner lebt für beständig hier. Eine unglaubliche Menge Branntwein wird in Cette gebrannt und destillirt; denn dieser Ort versorgt die halbe Welt mit allen Gattungen Liqueurs.

Nachdem wir uns in der Stadt hinlänglich umgesehen hatten, gingen wir an den Hafen. Geboren am Strande der Ostsee, gewöhnt an den Anblick des Nordmeeres, war uns dennoch hier, als sähen wir zum ersten Mahl dieses mächtigste der Elemente. Noch gewaltiger ward der Eindruck, als wir auf der langen, schmalen Felsenzunge hingingen, die den Hafen vom offenen Meere trennt, bis zu der auf ihrer Spitze erbauten kleinen Citadelle. Bis jetzt erschien uns immer das dunkle Grün der Wogen auf den Seestücken Vernets und anderer berühmten Mahler als unnatürlich und übertrieben; hier sahen wir es in der Wirklichkeit; reiner, glänzender, smaragdner, als irgend ein Mahler es auszudrücken vermag. Die

gleich Bergen gewaltig sich thürmenden Wellen schienen uns nicht nur in der Farbe, auch in der Form weit herrlicher und größer, als wir je die der Ostsee oder des Nordmeeres erblickten. Der Wind wehete heftig, und das Meer brausete laut tobend in majestätisch-wilder Bewegung. Schäumend, wie mit glänzenden Perlen gekrönt, stieg die Brandung zur Bergeshöhe hinan, und brach dann zusammen an dem felsigen Ufer, gegen welches sie immer mit neuen Wogen heranstürmte, als wolle sie es in seiner Grundfeste zerstören. Noch tobender brauseten die Wellen an einem den Schiffen höchst gefährlichen, quer vor dem Eingange des Hafens liegenden Felsenriffe.

Erhabeneres hat die Natur nichts aufzuweisen, als diesen Anblick des in seinen tiefsten Tiefen empörten Meeres. Wir staunten in stiller Betrachtung, und hatten keine Worte für das Gefühl, das mächtig uns ergriff. Dann blickten wir auf die im Hafen vor Anker liegenden und dennoch wild hin und her geworfenen Schiffe; sie kamen uns so klein, so armselig vor, daß wir nur mit Schaudern daran denken konnten, wie wir uns noch vor wenig Monathen auf eben so zerbrechlichen Bretern diesem furchtbaren Elemente zu vertrauen gewagt hatten.

Der Hafen von Cette ist sehr geräumig und tief; bey stillem Wetter sieht man oft Delphine, von der Sonne beglänzt, in seinen klaren, grünen Fluthen spielen; aber auch der Tieger des Meeres, der furchtbare Hayfisch, schleicht sich nicht selten hier ein, und bringt den Badenden Gefahr, die sich dennoch dadurch nicht abschrecken lassen. Vor mehreren Jahren badete ein Englischer Matrose in dem stillen, klaren Wasser; da gewahrten seine Cameraden am Schiffsborde mit unaussprechlicher Angst, wie ein großer Hayfisch dicht unter ihm dahergeschwommen kam; sie riefen ihm zu, in einer immerwährenden heftigen Bewegung zu bleiben, als das einzige mögliche Mittel seiner Rettung, und warfen ihm schnell ein Seil zu, um ihn daran hinaufzuziehen. Schon war der Unglückliche über das Wasser gehoben, da sprang das Ungeheuer hoch auf aus der Fluth, schnappte nach ihm, und die Rettung seines Lebens war mit dem Verluste eines Beines erkauft.

Auf dem Rückwege von der Citadelle traten wir in das ein wenig in den Hafen hineingebaute Gesundheitsamt, an welchem die Schiffer bey ihrer Ankunft in einer Schaluppe anfahren und ihre Pässe vorzeigen müssen, ehe sie landen dürfen. Jedes Schiff, welches aus einer der Gesundheit wegen verdächtigen Gegend kommt, oder auch nur auf der See mit einem aus solchen Gegenden kommenden auf irgend eine Weise in Berührung gerathen ist, muß vierzig Tage lang an einer dazu bestimmten, entfernten Gegend des

Hafens vor Anker liegen bleiben. Bey Lebensstrafe darf niemand von den Passagieren oder der Mannschaft vor Ablauf dieser Zeit an's Land kommen, und wer vom Lande aus es besucht, der muß am Borde bleiben und die Quarantaine mit aushalten. Stirbt in dieser Zeit ein Mensch auf solch einem Schiffe, und wäre es am vierzigsten Tage, so fängt die Quarantaine von neuem an, und es muß abermahls vierzig Tage lang an der Stelle liegen bleiben. Frische Lebensmittel werden auf Verlangen vom Gesundheitsamte hinunter in die Boote geworfen; Briefe mittelst einer langen Stange abgenommen, gleich durchstochen, und in starken Essig getaucht, ehe man es wagt, sie zu öffnen oder abzugeben.

Wir sahen aus der Ferne ein Türkisches Schiff auf dem Quarantaine-Platze vor Anker liegen. Diese und die Algierer, welche oft hier einlaufen, um Proviant zu hohlen, dürfen nie landen; sie würden ohne weiteres von der Citadelle aus in den Grund geschossen werden, wenn sie einen solchen Versuch wagen wollten. Die auf das heimliche Landen der Schiffsleute gesetzte Strafe wird streng und schnell vollzogen. Vor mehreren Jahren schlich sich ein Schiffer vor Ablauf der Quarantaine an's Land, um seine Frau einige Tage früher zu sehen; er ward entdeckt, mußte mit seiner Schaluppe vor dem Gesundheitsamte erscheinen, und ward von dort aus ohne weitern Prozeß auf der Stelle erschossen. Seitdem hat es Keiner gewagt, ein Ähnliches zu unternehmen. Diese Strenge, so furchtbar sie erscheint, ist hier, in der gefährlichen Nähe des Orients, höchst nothwendig; sogar menschenfreundlich wird man sie finden, unerachtet der anscheinenden Grausamkeit, wenn man die ganze Gräßlichkeit des Unglücks überdenkt, welches weichliche Nachsicht über Millionen Menschen bringen könnte.

Vom Hafen folgten wir unserm freundlichen Führer in das Haus, welches er auch in Cette besitzt, und wurden dort von ihm mit wenigstens zwanzig Arten Muscheln, Austern und Fischen bewirthet, von denen die größte Anzahl uns bis jetzt noch unbekannt geblieben war. Frisch aus dem Meere gezogene und in Öhl gebratene Sardellen erschienen uns als etwas Neues, und gefielen uns auch in dieser Gestalt recht wohl; aber mit wahrem Bedauern sahen wir die schönen kleinen, goldenen Fische in der Schüssel gesotten liegen, die wir sonst nur lustig spielend, in krystallenen Kugeln als freundlich gepflegte Lieblinge und Hausgenossen zu sehen gewohnt waren.

Am nähmlichen Abende erreichten wir Montpellier noch früh genug, um im Schauspielhause die Wiederkehr des Frühlings in einem recht artigen Ballett gefeyert zu sehen. Wenige Tage darauf

verließen wir diese Stadt, in der es uns so wohl gegangen war, um unsere Reise nach Marseille fortzusetzen.

Nismes.

Unser Weg führte uns zuerst nach Nismes, durch ein wahrhaft gelobtes Land. Üppig grünet und blühet die ganze Natur, nirgends ist ein verkrüppelter Baum, eine ärmlich vegetirende Pflanze zu erblicken; und mitten in dieser Herrlichkeit liegt das Städtchen Lunel, im Kranze seiner Weinberge, deren Nectar, so wie wir ihn hier an der Urquelle vom besten Gewächse erhielten, allen Blumenduft und allen Hanig dieses herrlichen Landes in sich vereiniget.

Noch bey guter Tageszeit langten wir in Nismes an, und stiegen an der Esplanade im Hotel de Luxembourg ab. Die eigentliche Stadt ist traurig, eng und dunkel; aber die von schönen Alleen durchschnittenen Vorstädte sind um so freundlicher, voll hübscher, moderner Häuser, die in Friedenszeiten von vielen fremden, größten Theils Englischen Familien bewohnt werden.

Die vielen Römischen Alterthümer, welche diese Stadt vor allen andern außer Italien gelegenen Städten auszeichnen, zogen hier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit an. Kaum konnten wir es erwarten, zum ersten Mahl bedeutende Überreste jenes Volkes zu erblicken, das einst mit mächtigem Scepter die Welt beherrschte, und jetzt im Wechsel der Zeiten so tief gesunken ist. Mit hoher Erwartung eilten wir hin zum Amphitheater, und fanden diese durch den wirklichen Anblick weit übertroffen.

Ganz fremd der jetzigen Welt und ihrem kleinlichen Treiben, steht dunkel und ehrwürdig das kolossale Denkmahl menschlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felsenstücken zusammengethürmt, deren Durchmesser uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ohne Mörtel und Kitt, seit vielen Jahrhunderten bloß durch eigene Schwere auf einander ruhen. Lange staunten wir diese großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffassen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erstiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen, genauer Berechnung nach, siebenzehn tausend Zuschauer ihre Plätze fanden. Von der höchsten dieser Stufen blickten wir sinnend herab in den weiten länglich-runden Raum, den dieses Riesengebäude umschließt. Dort, wo sonst Löwen und Tieger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als diese, ihr eigenes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beyfalle der gedankenlosen Menge freudig blutig opferten,

dort treiben jetzt fünfzig Familien in kleinen schmutzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder, die hier geboren wurden, spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten schauerlich wiederhallenden Gängen, und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen, die aus verwittertem Moose hervorblühen, zwischen zerfallenen Capitälern, welche einst der Stolz des Baukünstlers waren. So keimt überall im ewigen Kreislaufe der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenstand unserer Bewunderung auch in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen, festen Begriff davon anzueignen. Im Ganzen steht das Amphitheater noch wohlerhalten da; obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben; theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerstörungslust und elenden Eigennutz der Bewohner von Nismes, die sich nicht scheueten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammenzuflicken. Es umfaßt einen länglich-runden, ungefähr vier hundert Fuß langen und drey hundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf ist es gegen fünf und sechszig Fuß hoch; aber wenigstens zwölf Fuß seiner ursprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu erstandene Erdreich verschüttet. Das Amphitheater ist in unregelmäßigem, dem Dorischen sich nähernden Style erbaut; der ganze untere Stock desselben bildet einen großen Porticus, in welchem sechszig hoch gewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupteingänge, und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohlerhalten da, und die hervorspringende Abbildung zweyer Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die beyde Kinder säugende Wölfinn abgebildet sind. Zwischen diesem und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der obern Bogen die Abbildung zweyer Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weise überall reich verziert; denn an den Bogen und den zwischen ihnen stehenden Pfeilern sind noch viele Spuren von Basreliefs und anderm architectonischen Schmucke vorhanden; bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweyte Stock des Amphitheaters besteht ebenfalls aus sechszig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen hundert und zwanzig hervorragende Tragsteine, in gleichen Ent-

fernungen vertheilt; in jedem derselben bemerkt man ein tiefes, rundes Loch, in welchem Stangen befestiget wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Witterung und Sonnenschein zu schützen.

Zwey und dreyßig sich über einander allmählich erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater; auf diesen saßen die Zuschauer, und konnten überall den Schauplatz bequem übersehen. Diese Stufen sind hin und wieder sehr verfallen; wo sie noch am besten erhalten sind, zählt man ihrer noch siebenzehn. Drey Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirkes angebrachter Gänge leiten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinauf führten, bestehen zum Theile noch.

Das ganze Gebäude hat eine bräunlich-graue Farbe, welche die Abbildungen von Kork, so man in Kunst-Cabinetten findet, sehr getreu nachahmen; auch Form und Ansicht dieser und ähnlicher Überreste des Alterthumes gibt keine Zeichnung, kein Kupferstich so deutlich wieder als sie. Nur die Größe, den imposanten Anblick dieses Amphitheaters, vermögen weder Worte noch bildende Kunst darzustellen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können. Uns schwindelte selbst hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieses kolossale Gebäude gewesen seyn muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende in der schönen mahlerischen Tracht ihrer Zeit diesen weiten Raum mit einem Kreise umschlossen, gebildet aus zwey und dreyßig Reihen über einander sich erhebender Köpfe; wenn alle diese verschiedenen ausdrucksvollen Gesichter mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das blutige Schauspiel in der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemahls der Beyfall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tieger und dem Angst- und Wuthgeschreye der von den Bestien zerrissenen Sclaven und Kriegsgefangenen, oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren; hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt. Die Erbauung dieses Prachtgebäudes wird von Einigen dem Agrippa, von der Mehrzahl der Alterthumsforscher dem Antoninus Pius zugeschrieben. So hätten denn diese Mauern siebenzehn Jahrhunderte hindurch dem Wechsel der Zeiten widerstanden.

Einen ganz verschiedenen Eindruck von dem, welchen das Amphitheater auf uns machte, gab uns der Anblick des schönen, den Söhnen des Augustus geweihten Tempels, der unter dem Nahmen la Maison quarrée allbekannt ist. Dort ergriff uns nicht nur staunende Bewunderung, sondern auch Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen der Erde. Hier erfüllte uns die reinste

Freude, welche nur der Anblick eines vollendeten Kunstwerkes gewähren kann, und hier erfuhren wir zuerst, daß die höchste Harmonie architectonischer Verhältnisse eben so seelenerhebend rühren und erfreuen könne, als die Schöpfungen der bildenden Kunst im engern Sinne dieses Wortes. Wie vor dem Apollo von Belvedere, hätten wir auch hier vor diesem Tempel stundenlang zu verweilen gewünscht, um uns an den schlanken Säulen, ihren schönen Capitälern, der ganz einfachen edeln Schönheit dieses Tempels mit immer neuer Freude zu ergetzen. Im Morgenlichte, im Abendroth, in der wechselnden Beleuchtung jeder Stunde des Tages, im Mondenscheine hätten wir ihn sehen mögen, immer zu ihm wiederkehrend, ohne zu ermüden. Und doch sind alle Regeln, die hier vorwalteten, uns völlig unbekannt. Aber das wahrhaft Schöne ist ein vom Himmel stammendes; um es zu empfinden, braucht es keiner mühsam erlernten Gelehrsamkeit; wie die Sonne, erfreut, erwärmt, beglückt es ohne Ausnahme Alle, die es nur recht betrachten.

Besser erhalten in allen seinen Theilen ist vielleicht kein Denkmahl antiker Baykunst, als dieser gar nicht große Tempel; man vergißt bey seinem Anblicke ganz, der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die schonend an seiner hohen Schönheit vorübergingen. Darum erfüllte er uns auch mit so reiner, durch keine Trauer um ihn getrübter Freude.

Dreyßig wunderschöne, kannelirte Korinthische Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Capitäler dieser Säulen sind aus Olivenblättern zusammengesetzt, und, so wie auch die geschmackvollen Verzierungen am Fries und am Gesimse, mit unendlicher Sorgfalt gearbeitet. Sechs von diesen Säulen bilden die Façade des Tempels, indem sie das vorspringende Fronton desselben unterstützen; vier Säulen stehen an der hintern Wand, die übrigen an den Seitenwänden des innern Tempels in abgemessener Entfernung vertheilt; ein schmaler Gang, doch breit genug, um hindurch gehen zu können, ist zwischen ihnen und den innern Mauern gelassen.

Das innere Gebäude des eigentlichen Tempels beginnt erst an der vierten der Säulen, welche die Seitenwände desselben schmücken; dadurch entsteht unter den das Fronton tragenden sechs Säulen eine oben bedeckte, ringsum offene Halle vor dem Eingange in den innern Tempel. Zwölf breite Stufen führten sonst zu dieser Halle hinauf; jetzt sind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innere Tempel ist bald zur Capelle, bald zum Magazine, bald gar zu einem Büreau mißbraucht worden; jetzt ist er verschlossen, und man benutzt ihn zu unserer großen Freude zu gar nichts.

Der große Platz, in dessen Mitte dieser Tempel steht, gewährt von allen Seiten eine freye Ansicht desselben, die den Genuß des Anschauens nicht wenig erhöht. Ungern wendeten wir uns endlich von ihm ab, und gingen durch eine breite Allee, in deren Mitte sich ein schöner, mit Quadersteinen eingefaßter Canal befindet, zum Jardin de la Fontaine.

Dieser Garten, mit dem die Einwohner von Nismes sich nicht wenig wissen, ist, wie alle echt Französischen Gärten, so angelegt, daß man ihn und die vollkommene Symmetrie aller seiner Theile mit Einem Blicke fast ganz umfassen kann. Er eignet sich deßhalb vortrefflich zu einem öffentlichen Spaziergange nach Französischer Sitte, und wird an heitern Sommerabenden auch fleißig als solcher benutzt. Oben am äußersten Ende dieses Gartens strömt eine sehr reichhaltige Quelle, welche die ganze Stadt mit Wasser versorgt. Um diese Quelle zu fassen, wurden Nachgrabungen angestellt, bey welchen man bald auf Spuren und Grundlagen alter Römischer Bäder stieß. Dieses alte Gemäuer benutzte man beym neuen Bau wieder als Grundlage; ging aber dabey ganz von der frühern Einrichtung ab, und jede Spur derselben ist verschwunden. Einige treue Copien der antiken Ornamente sind zwar hin und wieder angebracht; sie machen aber neben dem Neuern keinen guten Effect, indem sie zu grell gegen die Geschmacklosigkeit desselben abstechen. An die Stelle der alten Bäder ist jetzt ein sehr großes Wasserbassin getreten, nebst einigen kleinern, welche etwas tiefer liegen. Alles ist mit Terrassen, Treppen, Balustraden und ähnlichem Schmucke dermassen überladen und verputzt, daß es wie ein großer altmodischer, von einem Confectbäcker verfertigter Tafelaufsatz aussieht; doch nimmt es sich in einiger Entfernung wenigstens reich aus. In der Mitte des großen Bassins erhebt sich ein gewaltig hohes Piedestal; die Ornamente davon sind genau nach der Antike copirt, und zum Contraste mit diesen steht eine sehr verzerrte, manierirte Nymphe auf demselben, ganz im Geschmacke des Bernini gearbeitet. Vier geschwollene, dickköpfige Genien hocken auf den vier Ecken der sehr massiven Balustrade, welche dieses Wasserbassin rings umgibt, und in diesem Geschmacke ist das Ganze, ein gewiß sehr kostspieliges Werk, eingerichtet. Wie es möglich war, daß etwas so durchaus Widersprechendes in der Nähe der herrlichsten antiken Vorbilder entstehen konnte, läßt sich nur aus der den Franzosen eigenen Art von Kunstsinn erklären.

Ein antiker, halb verfallener Tempel, in einem abgelegenen Winkel des nähmlichen Gartens, läßt jene moderne Schnörkeley nur um so widerwärtiger erscheinen. Das Volk nennt ihn den Dianen-

Tempel; doch erhellt aus dessen ganzer innerer Einrichtung, daß er ein, mehreren Göttern geweihtes, Pantheon war. Die Außenseite dieses Tempels ist sehr zerstört; abgebrochene Säulen, zertrümmerte Statuen und Basreliefs stehen und liegen in trauriger Verwüstung umher. Beym Eintritte in das Innere desselben bemächtigte sich unser ein unnennbares Gefühl von Wehmuth und Bewunderung dieser alten, der Gewalt der Zeit hingeopferten Pracht. Auch im Innern ist wenig Ganzes mehr zu sehen; doch diese Trümmer erstehen aus dem Staube wieder, wenn man mit Ernst sie betrachtet. Ein Bild von dem, was sie waren, umschwebt unsern Geist, ergänzt das Zerstörte, verbindet das Getrennte. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube; doch wunderschöne Rosetten und andere höchst elegante Ornamente von der feinsten Bildhauerarbeit schmücken den noch wohlerhaltenen Theil derselben. Sechszehn herrliche Säulen trugen dieses Gewölbe; ein zierlich gearbeiteter Fries lief über sie hin. Nur vier dieser Säulen stehen, dem Eingange gegenüber, noch wohlerhalten vor der Nische, welche dem Bilde der vornehmsten Gottheit dieses Tempels zum Standorte diente. In den Seitenwänden bemerkt man an jeder Seite fünf ähnliche Nischen, und eine an jeder Seite des Einganges zum Tempel; alle sind zum Theile noch, wie die Decke, mit Bildhauerarbeit geschmückt; auch von dem schönen Fries über den Säulen erblickt man hier und da noch Fragmente. Ein dunkler, gewölbter Gang umgibt das Innere des Tempels von beyden Seiten, und hat neben der Nische der Hauptgottheit zwey in denselben führende Thüren. Diese innern heiligen Gänge betraten wahrscheinlich nur die Priester und ihre Opfer. Der Fußboden des Tempels war Mosaik; wildes Gesträuch wächst jetzt darauf, und ein ziemlich großer Baum beschattet die unzähligen, in wilder Verworrenheit umher liegenden Trümmer von Säulenschäften, Capitälern, Friesen und Ornamenten.

Aus dem Jardin de la Fontaine erblickt man auch die pittoresken Trümmer eines uralten Thurmes auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour magne, und hält ihn für das Grabmahl alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrscht haben sollen; aber der Augenschein lehrt, daß er von den Römern im Dorischen Style erbaut ward. Aus den Trümmern ist es sichtbar, daß er sich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob, und unten viel breiter als oben war. Er ist zu verfallen, um noch als Werk der Baukunst Eindruck zu machen; aber sein Daseyn auf der Stelle, wo er steht, trägt zur romantischen Schönheit der Gegend unbeschreiblich viel bey.

Nismes wimmelt noch von andern Überbleibseln aus den Zei-

ten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architectonischer Verzierungen deuten auf das ehemahlige Daseyn großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volke, das sie erbaute, versanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, stoßt man auf Spuren davon. Ein Tempel des Augustus stand wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Kathedral-Kirche; auch von einem Tempel, der Isis und dem Serapis geweiht, und von einem Tempel des Apollo fand man bey Gründung großer neuerer Gebäude noch Trümmer, welche deren ehemahliges Daseyn verkünden. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren ist noch eines einiger Maßen erhalten, wenn gleich durch mancherley Neuerungen entstellt. Was muß diese enge, schmutzige Stadt in den Tagen ihres Glanzes gewesen seyn? Wie groß, wie herrlich! Wie verschieden von der Gegenwart! Adler, halb verloschene Inschriften, Basreliefs, Überbleibsel herrlicher Säulen sieht man in allen Straßen, ihrem alten Standorte entrissen, ohne Zweck und Geschmack bald hier bald da, oft verkehrt, eingemauert zum Nothbehelfe, weil sie eben zur Hand waren. Mehrere treffliche Fußböden von Mosaik wurden bey verschiedenen Anläßen wieder zu Tage gefördert. Einige von ihnen sind in's Ausland verkauft, die meisten zerstörte aus höchst nichtigen oder gar keinen Gründen der Vandalismus dieser Franzosen, die sich für das gebildetste Volk der Erde halten, gewöhnlich weil es den Eignern lästig ward, sie den Fremden zu zeigen. Zwey von diesen Fußböden sind indessen noch vollkommen erhalten. Den einen davon sahen wir in einem Tuchladen, und die Besitzer desselben waren so gefällig, ihn unsertwegen mit einem nassen Tuche überfahren zu lassen. In diesem verklärten Zustande erschienen die Farben der Steine recht glänzend, aus denen er nach einem sehr hübschen Muster zusammengesetzt ist; ungefähr wie ein schöner Englischer Teppich. Noch vorzüglicher ist der zweyte in einem Garten der Stadt; seine Farben sind noch lebhafter; eine Bordüre, wie aus rothen, gelben und weißen Bändern zusammengeflochten, umgibt ein Viereck von grünem Steine; Abbildungen von Vögeln, Fischen und einer Römischen Galeere zieren die Ecken desselben; mehrere verschlungene, aus schwarzen und weißen Steinen zusammengesetzte Kreise bilden ein höchst zierlich gezeichnetes Medaillon in der Mitte desselben. Man kann in dieser Art nichts Hübscheres sehen; aber es gehört eine Zeichnung dazu, um einen deutlichen Begriff davon zu geben.

Von allen den kleinen Alterthümern, die täglich in und um Nismes ausgegraben werden, hat der dortige Buchhändler, Herr

Buchet, eine sehr interessante Sammlung zusammengebracht, die er uns mit großer Gefälligkeit zeigte. Wir sahen bey ihm eine Menge antiker Lampen; zwey darunter von Bronze, die andern von Thon; zum Theile sehr schön geformt und mit kleinen Basreliefs geschmückt. Auch besitzt er eine große Anzahl kleiner Hausgötter, Damenschmuck, viele Aschenkrüge, unter denen einige recht merkwürdig sind, und ähnliche Dinge mehr, die wir hier nicht einzeln anführen können.

Geblendet vom Glanze der Vorzeit, vergaßen wir ganz der dürftigen Gegenwart, die sich uns aber bald entgegen drängte. In der Mitte eines großen freyen Platzes sahen wir mehrere Frauen um einen Brunnen sitzen; sie spannen Seide auf langen Spindeln; die feinen, eben dem Cocon entwickelten Fäden glänzten in ursprünglicher Schönheit wie reines Gold. Diese von der unsrigen so ganz verschiedene, wirklich antike Art zu spinnen, und das schöne Material, so diese Frauen verarbeiteten, reitzten uns, ihnen neugierig näher zu treten; da schalten sie uns aus in ihrer uns unverständlichen Sprache, und glaubten, wir wollten sie necken, weil sie sich durchaus nicht denken konnten, daß wir nie Seide auf Spindeln hätten spinnen sehen. Etwas beschämt gingen wir weiter; ein Geräusch in einem Hause erinnerte uns auf's neue an unsere Modernität; wir standen vor einer der vielen hiesigen Fabriken, in welcher seidene Strümpfe gewebt werden. Hier empfing man uns freundlicher; wir sahen dem Wesen eine Weile zu, und dachten dabey an Friedrich den Großen, welcher behauptet hat, es gäbe in der Welt nur zwey Dinge, die er nie begreifen würde, nähmlich wie die Gobelin-Tapeten verfertiget werden, und wie man einen Strumpf webe. Endlich verließen wir Nismes, und nahmen einen Umweg von etwa drey Stunden, um den Pont du Gard zu besuchen; den Rest des Tages und die Nacht gedachten wir in der nicht weit davon entfernten Stadt Tarascon zuzubringen.

Der Pont du Gard.

Die Gegend, durch welche wir von Nismes aus bis an den Pont du Gard kamen, gehört zu den schönsten und fruchtbarsten dieses Landes; aber der imposante, einzige Anblick, der unser dort wartete, hätte uns auch für die mühseligste Reise überschwänglich reich belohnt.

In der tiefsten Einsamkeit einer wild-romantischen Berggegend stand, ehe wir es vermutheten, dieses Wunder der alten Zeit vor

uns. Kaum trauten wir unsern Augen, da wir es erst aus der Ferne erblickten; so ganz fremd unsern Tagen erhebt sich majestätisch hoch der uralte Aquäduct zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen; ein Riesenwerk der Vergangenheit.

Wir sahen drey Reihen über einander gebauter, schön gewölbter Bogen, gelehnt an beyden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felsenufer des unter ihnen hinströmenden Flusses Gardon. Das Gebäude ist Toscanischer Ordnung, aus Quadersteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, bloß auf sich selbst beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwischen den beyden Felsen; auf diesen ist eine zweyte längere Reihe von eilf eben so großen Bogen erbaut; denn die Felsen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Über diese zweyte thürmt sich eine noch längere Reihe von sechs und dreyßig kleinen Bogen, die mit den beyden Felsenufern, zwischen denen sie sich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe sind. Auf dieser letzten Bogenreihe ruht der Canal, durch welchen das Wasser einer nahe entspringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieser Aquäduct verdankt wahrscheinlich dem Agrippa seine Entstehung; das ganze Gebäude ist ungefähr ein hundert vier und vierzig Fuß hoch; die untere kürzeste Bogenreihe fünf hundert Fuß lang, die obere längste über acht hundert Fuß. Aus diesen Verhältnissen kann man sich einiger Maßen die imposante Größe dieses ungeheuren Werkes denken; aber keine Beschreibung, selbst keine Zeichnung vermag es, die hohe, einfache Schönheit desselben würdig darzustellen. Unendlich erhöht wird diese noch durch die romantisch-wilden, pittoresken Umgebungen, durch die starren Felsen und üppig wachsenden Bäume, und den über Felsenstücke sich durch die untern Bogen hinstürzenden Gardon. Himmlisch-schön ist der Blick durch die untern Bogen hindurch in das jenseits des Aquäducts liegende, stille, grünende Thal. Hohe, waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie sie vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch; nur sein Brausen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe, heilige Stille.

Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhundertes kam der kleinliche Geist der Zeit auf den unseligen Einfall, den Aquäduct als Brücke über den Gardon für Wagen und Pferde zu benützen. Man fing zu diesem Zwecke an, die Pfeiler über der zweyten Reihe Bogen auszuhöhlen, und mit Brustwehren versehene Vertiefungen in die alten Steine hineinzuarbeiten. Zum Glück zeigte es sich bey Zeiten, daß diese ökonomische Anstalt den baldigen, gänzlichen Untergang des ganzen herrlichen Gebäudes nach sich ziehen würde;

der Plan davon ward also aufgegeben, und das schon Verdorbene so gut als möglich wieder hergestellt. In der Mitte des vorigen Jahrhundertes wurde eine ganz neue Brücke über den Strom erbaut; sie lehnt sich an die erste Reihe der Bogen, und ist in ihrer Art recht zweckmäßig und schön; verschwindet aber so ganz gegen die alte Pracht, daß man sie kaum bemerkt.

Beaucaire.

Dankbar priesen wir das Andenken des Agrippa, dessen Aquäduct uns zu dem Umwege bewog, welcher uns hierher brachte; er führte uns durch Gegenden, denen wir auf dem geraden Wege nimmer begegnet wären, und die zu den schönsten, anmuthigsten Erinnerungen dieser ganzen Reise gehören. Zuerst fuhren wir durch eine reiche Ebene, durchströmt vom Gardon, der unter Blüthenbäumen der Rhone zueilt. Allmählich erhebt sich die Ebene zu Hügeln, die Hügel werden Berge, und nun geht der Weg, dicht an einer steilen Felsenwand, neben der breiten, wild brausenden Rhone hin, aus deren silbernen Fluthen sich blüthenbekränzte Inseln erheben. Vom entgegengesetzten Ufer dufteten blumige Wiesen, neu belaubte Pappeln zu uns herüber. Dunkle Pinien mit ihren breiten, mahlerischen Kronen und himmelanstrebende Cypressen erhöhten den Glanz des jungen Grüns. Pfeilschnell jagte der Strom eine Welle über die andere; der eben sehr heftig gewordene Wind kräuselte die dunkelblauen, muthwillig hüpfenden Wogen, und bekränzte sie schneeweiß, wie die blühenden Hecken, die ihnen vom Ufer freundliche Grüße zuzunicken schienen. Die untergehende Sonne goß ein Meer von Gold über den fliehenden Strom, über die bräutlich geschmückte Erde, und röthete die dunkeln Zinnen einer uralten Ruine, welche finster und drohend vom Gipfel eines der mahlerischen Felsen herabschaute, als zürne sie dem jungen, frischen Leben, das ihr nie wiederkehrt.

In einem wahren Freudentaumel erreichten wir den Flecken Beaucaire, und eilten so schnell als möglich durch die engsten, dunkelsten Straßen, so wir je sahen, an's Ufer der Rhone, um dort auf der Schiffsbrücke nach Tarascon hinüberzufahren; denn zwischen den himmelhohen Häusern von Beaucaire war uns zu Muthe, als seyen wir plötzlich aus dem Paradiese in ein dunkles Gefängniß versetzt.

Da standen wir nun wieder am Ufer des unbändig wüthenden Stromes, zählten die Fensterscheiben in Tarascon, und konnten nicht

hinüber. Schon um Mittag hatten die tobenden Wellen vier Kähne aus der Schiffbrücke gerissen. Sie wieder habhaft zu werden, vollends sie anzuketten, war bey diesem Sturme unmöglich; die Rhone schlug Wellen wie das aufgeregte Meer; kein Schiffer wollte sich hinauswagen, und jede Hoffnung, in einem Nachen überzufahren, verschwand, je länger wir dem Toben zusahen.

Nach langem Deliberiren beschlossen wir, die Nacht in Beaucaire zu bleiben. Es war gewiß die klügste Partie, die wir ergriffen; denn sie war die einzige, welche uns übrig blieb; aber eine Kneipe dicht am Ufer, die uns als der einzige Gasthof im Orte gezeigt ward, sah so abschreckend aus, daß wir, immer zögernd, auf anderweitige Rettung dachten, ehe wir uns entschließen konnten, diese dunkle Schwelle zu überschreiten.

Während wir so rathschlagten, hatte sich aber unser Bedienter ganz in der Stille auf's Recognosciren gelegt, und glücklich am andern Ende der Stadt ein Hôtel des quatre Rois entdeckt. Triumphirend kam er zurück, da wir eben in die dunkle Behausung eintreten wollten, und führte uns durch ein Gewinde so enger Straßen, daß wir immer fürchteten, mit unserm Wagen ein paar Häuser an beyden Seiten mitzunehmen, bis zu seinen vier Königen, welche uns, im Vergleiche mit jenem Neste, wie ein Feenpallast vorkamen. Das Haus war mit fluchenden Fremden angefüllt, welche, gleich uns, hier wider Willen Rasttag halten mußten. Wir fluchten nicht, sondern waren sehr froh, noch ein paar erträgliche Zimmer mit Betten zu finden.

Den Abend gab es noch manche lustige Scene, ehe wir alles erhielten, was wir bedurften; denn außer der Messe halten sich die Fremden nie hier auf, und der Wirth war auf so starken Zuspruch nicht eingerichtet. Beym Abendessen belustigte uns seine Angst über unsern guten Appetit, weil er auf den Abhub unserer Tafel gerechnet hatte, um damit die übrige Gesellschaft zu bedienen. Und dennoch kämpfte auch wieder die Französische Höflichkeit sichtbar mit dieser Angst; jeder Schnitt in den Braten war ihm ein Schnitt in's Herz, das sahen wir deutlich, während er uns immer beym Serviren seine Freude darüber ausdrückte, daß wir seine Kochkunst nicht verachteten.

Am folgenden Morgen hatten wir Zeit, Beaucaire mit aller Gemächlichkeit zu besehen; der Sturm hielt an, und die Brücke konnte auf's früheste erst gegen Mittag wieder in Ordnung gebracht werden. Der Ort hat viele große, mitunter ziemlich verfallene Häuser, ist aber so öde und menschenleer, als wären die Einwohner ausgewandert oder an der Pest gestorben. Nirgends erblickten wir eine

Spur von thätiger Industrie, kaum hier und da das Zeichen eines Handwerkers. Die Einwohner leben einzig von dem, was ihnen der Zufluß unzähliger Fremden während der großen Messe im July einbringt. Dann vermiethen sie jeden Winkel ihrer Häuser, ihrer Höfe, ihrer Scheuern, sogar die steinernen Bänke vor den Hausthüren zu unerhört hohem Preise, und kriechen mit ihren Familien in die elendesten Dachkammern. In dieser Zeit kaufen sie auch alles, was sie das ganze Jahr über brauchen; sogar Schuhe und Kleider lassen sie sich von den Fremden verfertigen; denn so wie der Tumult vorbey ist, kehren Alle zur vollkommensten Unthätigkeit zurück, und niemand mag die Nadel oder den Pfriemen führen. Sie haben ein solches inneres Grauen vor aller Arbeit, daß sie sich kaum entschließen können, ihre Olivenpflanzungen und Weingärten in leidlicher Ordnung zu erhalten; ein Handwerk oder eine Art von Handel zu treiben, fällt ihnen gar nicht ein; denn sie wissen, daß sie jedes Jahr ohne alle Mühe in wenigen Wochen so viel erwerben können, als sie brauchen, um sich nothdürftig durchzuhelfen, bis jene Zeit wieder erscheint; und höher gehen ihre Wünsche nicht.

Wie es also während des größten Theils des Jahres in Beaucaire aussieht, ist leicht zu ermessen; aber kommt der July herbey, dann gewinnt das düstere, abgestorbene Nest eine ganz andere Gestalt. Aus allen Französischen Provinzen, aus der Schweiz und den sie begränzenden Deutschen Ländern, von der Spanischen und Italiänischen Meeresküste eilen viele tausend Fremde herbey. Die eigentliche Stadt wird zu klein, Alle zu fassen, und eine zweyte, aus breternen Hütten, wird dicht vor dem Thore auf einer Wiese erbaut, die aber auch ordentlich ihre Straßen und Plätze hat; sogar eine Capelle, vor welcher der größte Theil der Gemeinde, während die Messe gelesen wird, weithin im Freyen knien muß, weil bey weitem nicht Alle Platz darin finden können.

Mehrere Arten von Waaren haben in der Stadt ihre festen, angewiesenen Plätze, wo man alle Kaufleute, die mit den nähmlichen Artikeln handeln, neben einander findet; auch draußen auf der Wiese herrscht dieselbe Einrichtung. Da stehen in langen Reihen die Marseiller mit ihrer Seife und ihren Korallen; die von Montpellier mit Liqueuren und wohlriechenden Wassern. In vielen Straßen werden nur getrocknete Früchte, als Feigen, Datteln, Rosinen, verkauft; man erzählte uns sogar von einer langen Straße, in der man nichts sieht, als Knoblauch und Zwiebeln, die so künstlich aufgethürmt werden, daß es den Anschein gewinnt, als wären Hütten daraus erbaut. Seiltänzer, Bereiter, fremde Thiere, Schauspiele aller Art, vom Trauerspiele an bis zur Hunde-Komödie herab, finden ebenfalls auf der Wiese ihren Platz.

Nicht nur das Land, auch der Strom wird während der Messe zum Marktplatze. Große Flöße, beladen mit Brennholz und Balken, Faßdauben, Reifen, und mit Böttchern, welche bereit sind, daraus sogleich Fässer zu fertigen, bilden schwimmende Inseln. Bunt gemahlte, Genuesische Feluken, Spanische Pinken, Schaluppen aus Marseille kommen über Meer die Rhone herauf. Nachen aus Bordeaux benützen den Canal, unzählige Barken aus Lyon, aus der Schweiz kommen die Rhone herunter; alle legen sich in gedrängten Reihen auf dem wilden Strome vor Anker; ihre Eigner hausen in diesen ihren mitgebrachten Wohnungen; haben ihre Magazine, ihre Aushängeschilder dort, und betreiben ihren Handel eben so gut als wären sie auf dem festen Lande.

Außer Kaufleuten versammeln sich auch fast alle andere Stände während dieser Zeit in Beaucaire, und finden Beschäftigung und reichlichen Erwerb; Handwerker, Künstler, Ärzte, Apotheker, Advocaten sogar; wären die Philosophen in Frankreich so häufig als in Deutschland, auch sie würden kommen, und der Menschheit mit ihrem Lichte dienen. Daß es an allem Trosse, der gewöhnlich die Märkte besucht, dort auch nicht fehle, versteht sich von selbst; ganze Horden Beutelschneider, Spieler und ähnlichen Volkes ziehen bey Zeiten ein. An allen Ecken wird gekocht, gebraten, geschrien, gesungen, geprügelt; alle Sprachen tönen durch einander, wie beym Thurmbaue zu Babel; alle Arten von Volkstrachten, vom luftig gekleideten Catalonier bis zum Pohlnischen Juden, bilden das bunteste Schauspiel. So währt der Tumult, das Stoßen, Drängen, Feilschen den ganzen Tag. Abends wird Ruhe; die Menge verliert sich zu den Sehenswürdigkeiten, zu den Eisbuden, den Kaffehhäusern bis zur Nacht. Dann versammelt sich wieder Alles auf den Tanzplätzen; jede Landsmannschaft hat ihren eigenen Ort, wo sie beym Schalle der vaterländischen Musik die Tänze ihres Landes aufführt. Den lustigsten Anblick sollen die Catalonier gewähren. Die Männer tanzen mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit ihre National-Tänze ganz unter sich, ohne Frauen, nach der Melodie der Romanzen ihres Landes, welche sie singen, indem sie sich mit Castagnetten dazu accompagniren.

Der Handelsverkehr dieser Messe ist nicht minder groß als der Lärm dabey. Sehr bedeutende Summen werden umgesetzt, und alle nur erdenklichen Waaren sind zu haben, vom bedeutenden Kunstwerke an bis zum rohen Material, das noch Bearbeitung erwartet. Sechs bis acht Tage lang währt der größte Tumult; dann wimmeln der Strom, die Brücke, die Chausséen von Heimkehrenden; die Einwohner von Beaucaire brechen die Hütten ab, schließen ihre Häuser und Zimmer zu, und kehren mit vollen Taschen zurück zu ihrem gewöhn-

lichen Hamsterleben, bis der nächste July sie wieder aus dem trägen Schlummer rüttelt. Wir wußten nicht, sollten wir uns darüber freuen oder betrüben, daß wir diesen ganzen ungeheuern Wirrwarr nur aus Erzählungen und Beschreibungen kennen lernen konnten. Wenn wir das enge, dunkle Locale betrachteten, so freuten wir uns, hier nicht in das furchtbare Gewühl gerathen zu seyn, und doch konnten wir es uns nicht verhehlen, daß dieses rege Leben mitten im Süden einen ganz einzigen Anblick gewähren muß. Am besten wäre es, wenn man einen Tag lang wie ein Vogel darüber hinschweben könnte, um Alles zu sehen; ohne die Püffe, die Taschendiebe, den Lärmen, den Knoblauch fürchten zu müssen.

Tarascon und St. Remi.

Gegen Mittag endlich war die Brücke wieder hergestellt; wir zogen hinüber, mit uns eine ganze Karavane zu Wagen, zu Pferde, zu Fuße. Wir wählten weislich auch die letztere Art; denn der Mistral tobte noch immer; die Wellen brachen sich gegen die krachenden, schwankenden Kähne der Schiffbrücke, die kein Geländer hat. Bey solchem Sturme ist die Fahrt darüber nicht ohne Gefahr; schon oft wurden mit vier Pferden bespannte Wagen auf derselben vom Winde umgerissen und in die Rhone geweht. Der unbeschreiblich reißende, wilde Strom hat zwischen Tarascon und Beaucaire eine beträchtliche Breite. Ein steinerner Damm, der einzige Überrest einer Altrömischen Brücke an diesem Orte, bildet ungefähr in der Mitte desselben eine Insel. An diese stützt sich die erste Hälfte der jetzigen Schiffbrücke; die zweyte geht dann in schiefer Richtung zum andern Ufer, so, daß die ganze Brücke einen ziemlich spitzigen Winkel bildet, um den Wellen besser zu widerstehen, die dennoch sehr oft, so wie am vorigen Tage, die Ketten sprengen, welche die Kähne verbinden, und dann diese weit wegtreiben.

Das alte, nahe am Ufer auf einem hohen Felsen erbaute große Schloß von Tarascon, und ein ähnliches dicht an Beaucaire, gewähren von der Brücke aus eine sehr mahlerische Aussicht; bey stillem Wetter muß der Anblick der nur durch den Strom getrennten Städte, der Ruinen, der angebauten Ebene, und der ewig wild rollenden Rhone entzückend seyn.

Obgleich beyde Städte nur wie **eine** aussehen, so ist der Unterschied zwischen ihnen dennoch sehr groß. So wie wir das Ufer von **Tarascon** betraten, wurde uns wohl zu Muthe; die Stadt ist weit größer, heller, lebendiger. Mehrere Fabriken und ein beträchtlicher Getreidehandel verbreiten Leben und Wohlhabenheit unter den

Bewohnern, während ihre Nachbarn jenseits des Wassers in Trägheit und daraus entstehende Armuth versinken. Sonst war Tarascon der Sitz Provençalischer Chevalerie und Poesie; König René gab hier oft Turniere, und hielt seinen Liebeshof, dessen Schiller gedenkt:

Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Der Nachhall jener Zeiten tönt noch wieder im Gesange des Volkes, und mancher uralte Gebrauch ruft bis zum heutigen Tage jene alten Feste zurück; aber der alles belebende Geist ist entwichen, und das Volk weiß nicht mehr, was es thut, indem es dem Beyspiele der Väter folgt, die es auch nicht besser wußten.

Noch bey guter Tageszeit erreichten wir St. Remi, und sahen hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge auf dem Wege dorthin seitwärts liegen, deren blendend weiße Häupter mit den grünenden Frühlingsgefilden um uns her sehr reitzend contrastirten. Rings um den jetzt unbedeutenden Flecken St. Remi, der sonst eine bedeutende Römische Pflanzstadt war, ziehen sich Küchengärten wohl eine Stunde weit in's Land hinein. Bey keinem Orte im südlichen Frankreich bemerkten wir noch so viel Gemüsebau als hier; große Olivenbäume und Weinreben stehen in dichtgedrängten Reihen am Abhange der Hügel, und alles zeugt vom Fleiße der Bewohner und dem innern Reichthume des Landes. Wir eilten durch St. Remi hindurch dem Hügel zu, der in einiger Entfernung von der Stadt noch Überreste Altrömischer Denkmähler bewahrt. Schon von ferne sahen wir sie am Fuße hoher, zackiger Felsen, die hier im Halbkreise ein sehr wildes, pittoreskes Thal umschließen; düster stehen sie auf einer Anhöhe wie in ewiger Trauer mitten im blühendsten Leben.

Wir näherten uns zuerst einem großen, prächtigen Grabmahle; das aber dennoch nicht den Nahmen des Helden, dem zu Ehren es erbaut ward, der Vergessenheit entreißt; denn keine Spur einer Inschrift ist daran zu entdecken. Es besteht aus drey Stockwerken oder Abtheilungen; das untere, mit Pilastern an allen vier Ecken geschmückte, trägt das ganze, höchst elegante Gebäude, und dient ihm gleichsam zum Piedestal. Ziemlich gut erhaltene Basreliefs bilden die Seitenwände desselben; drey davon stellen Gefechte zu Pferde und zu Fuße vor; wahrscheinlich die Siege, die der Held erkämpfte; auf dem vierten ist ein großer Triumphzug abgebildet; ein schönes Gesimse, aus Laub, Masken und Genien zusammengesetzt, zieht sich oben darum her.

Den zweyten, ebenfalls viereckigen Stock des Gebäudes schmücken an den Ecken kannelirte Säulen mit Korinthischen Capitälern; große, offene Bogen zwischen denselben bilden die Seitenwände; ein aus geflügelten Seepferden zusammengesetzter Fries läuft oben darum her; zwey geflügelte Syrenen sind in der Mitte dieses Frieses abgebildet. Über ihn erheben sich sechs ebenfalls kannelirte Säulen mit Korinthischen Capitälern, die das Ganze krönen; sie stehen im Kreise, und tragen eine Kuppel, so, daß sie wie ein kleiner Tempel anzusehen sind. Zwey in der Mitte desselben befindliche Statuen sind leider bis zum Unkenntlichen verstümmelt. Das ganze Prachtgebäude macht bey aller anscheinenden Leichtigkeit einen höchst imposanten Eindruck, der durch die tiefe Einsamkeit des Ortes und den wenige Schritte davon sich erhebenden Triumphbogen noch erhöhet wird.

Leider ist dieser sehr verfallen, und wem er erbaut ward, ebenfalls unbekannt; vielleicht dem, der unter dem Grabmahle ruht, vielleicht seinem Sieger; gewiß aber haben beyde in dieser Nähe errichtete Monumente auf einander Bezug. Er bildet einen einzigen, nicht sehr großen Bogen, dessen inneres Gewölbe mit Rosetten, Trauben, Laubgewinden, Öhlzweigen von Bildhauerarbeit sehr reich und geschmackvoll verziert ist. Die Pilaster, welche den Bogen tragen, sind Dorischer Ordnung. Von außen stehen an jeder Seite desselben zwey kannelirte Säulen, und zwischen diesen zwey aus der Wand hervorspringende Figuren. Sie haben von der Zeit viel gelitten; kaum konnten wir noch entdecken, daß sie gebundene Krieger vorstellen. Auch durch diesen Bogen ist der Blick auf die St. Remi umgebende Gegend bezaubernd schön; denn jede Aussicht gewinnt bekanntlich sehr, wenn man sie so vom Ganzen abgeschnitten, wie mit einem dunkeln Rahmen eingefaßt, betrachtet; und hier ist die Natur überschwänglich reich.

Der Mistral trieb uns leider früher, als wir wollten, in den Wagen zurück. Allmählich ward die Gegend, durch die wir nun kamen, so traurig öde, daß wir die Provençe gar nicht wieder erkannten. So weit das Auge reicht, erblickt es nur dürre Kalkfelsen; der Weg, auf dem es sich indessen doch sehr bequem hinrollt, ist in sie eingehauen.

Das Städtchen Orgon, wo wir die Pferde wechselten, hat die traurigste Lage, die sich nur denken läßt; auf dem Gipfel eines solchen öden Felsens, wo kein Baum schattet, kein Grashalm dem dürren Boden entspringt, und jede Spur des grünenden, lachenden Edens, das wir vor wenigen Stunden verließen, rings umher verschwunden ist. Nur das mächtigste Band, das der Gewohnheit, vermag es, die Menschen an diese traurige Wüste zu fesseln, während ihnen das herrlichste Land so nahe liegt.

Mit wenig Abwechselung blieb die Gegend in ihrer traurigen Einförmigkeit sich gleich, bis zu dem kleinen Dörfchen St. Cannat. Hier beschlossen wir zu übernachten, wenn es nur möglich wäre ein leidliches Obdach zu finden. Der kleine Gasthof, vor welchem der Wagen hielt, sah ziemlich freundlich aus; das sehr verblichene Schild zeigte die Abbildung einer Frau in etwas ausländischer Kleidung; darunter stand mit großen Buchstaben: A la belle Suédoise. Wir stiegen aus, und auch das Innere des Hauses war zwar ärmlich, aber von einer Reinlichkeit, die wir in diesem Lande zu finden längst nicht mehr erwarteten. Wir waren wirklich im Hause einer Schwedinn, eigentlich einer Stralsunderinn. Mit einigen achtzig Jahren auf dem Rücken, schlich unsere Wirthinn die Treppe zu uns herauf, hoch erfreut, einmahl Deutsch sprechen zu können (was sie indessen ziemlich verlernt hatte), um uns ihre Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande auszudrücken. In Schwedisch-Pommern, meynte sie, sey doch ein ganz anderes Leben als hier in der Provençe; dort gäbe es doch gute, ehrliche, treue Menschen, hier wären alle schlech, falsch, böse; und Kartoffeln wüchsen nun vollends gar nicht, lauter Oliven und Feigen und Wein, aus denen sie sich gar nichts mache. Im siebenjährigen Kriege war sie einem jetzt lange verstorbenen Franzosen hierher gefolgt, der aus Liebe ihr Porträt zum Schilde seines Gasthofes erhoben, und die, ihrer Versicherung nach, damahls sehr wahre Inschrift darunter gesetzt hatte. Mitleidig betrachteten wir die Trümmer der Schwedischen Schönheit, die, neu belebt durch den Besuch von Landsleuten, sich alle Mühe gab, uns gut zu bewirthen. Wie wirft uns das Schicksal herum, vom Gestade des Baltischen Meeres bis in den glühenden Süden! Und was ist das Ende von dem Allen? Ein Grab! Ob unter Pinien oder nordischen Tannen, gleichviel.

Aix.

Von St. Cannat bis Aix hatten wir nur noch zwey Meilen vor uns. In der Nähe der Stadt wird die Gegend sehr angenehm; viele hundert artige, blendend weiße Landhäuser liegen zerstreut umher, umringt von Myrthen, Granatbäumen und aller südlichen Herrlichkeit. Die Olivenbäume sahen wir noch nirgends von so üppigem Wuchse; hin und wieder geben die Pinien der Gegend etwas ungemein Mahlerisches; übrigens aber fehlt es durchaus an großen, schattenden Bäumen; die Sonne brennt, und im Sommer erhält das ganze Land ein ödes, vertrocknetes Ansehen.

Aix ist eine bedeutende Stadt. Am Cours, einer der schönsten

Straßen, die wir jemahls sahen, stehen zu beyden Seiten pallastähnliche Häuser in langen Reihen, und drey, durch vierfache Reihen schöner Lindenbäume gebildete, breite Alleen erinnerten uns hier auf das lebhafteste an Berlin. Das Ende des Cours gewährt eine weite Aussicht auf die umliegende Gegend; und drey herrliche Springbrunnen in der mittelsten Allee erfrischen mit freundlichem Geplätscher die Luft. Das Wasser im mittelsten dieser Brunnen ist heiß, und wird von denen, die in der Nähe wohnen, zum häuslichen Gebrauche als solches verwendet; ob man ihm aber auch Heilkräfte zuschreibt, konnten wir nicht erfahren. Doch gibt es hier andere, noch heißere Quellen, die in frühern Zeiten Aix als Badeort berühmt machten, und zu denen noch immer Kranke wallfahrten. Die Einrichtung des zum Baden bestimmten Hauses fanden wir indessen nicht nur sehr unelegant, sondern sogar widerwärtig, schmutzig und schlecht. Die Badezimmer sind dunkle, unangenehme Winkel; das Wasser läuft darin aus einem Krahne in die sehr abschreckend aussehenden kleinen Badewannen; es ist sehr heiß; doch lange nicht so, als der Sprudel in Carlsbad. In Aix läßt man das Wasser nur kurze Zeit stehen, ehe man darin badet; in Carlsbad hingegen bedarf es vieler Stunden, ehe es dazu nur einiger Maßen genugsam abkühlt.

Den Cours und noch ein paar hübsche Straßen ausgenommen, ist der übrige Theil von Aix winkelicht und dunkel, und die darin vorherrschende Unreinlichkeit übersteigt allen Glauben. Zwar trifft man in allen Straßen schöne große Gebäude, aber zwischen ihnen auch die jämmerlichsten Hütten; es ist, als ob die Häuser nicht recht in Reihe und Glied ständen; überall scheint etwas zu fehlen; und die ganze Stadt hat etwas Unordentliches, wir möchten sagen, Unheimliches. Nur auf dem Cours sind alle Gebäude an Größe und Pracht einander gleich. Man nennt überhaupt in der ganzen Provençe und den meisten großen Städten des südlichen Frankreichs die schönste Straße Cours; sie ist mit Bäumen besetzt, und das, was die Italiäner unter dem Nahmen Corso verstehen.

Die schönen, überall vertheilten Springbrunnen in Aix sind die größte Zierde dieser Stadt. Der Überfluß an frischem, kühlen Wasser, welchen sie gewähren, ist unter diesem heißen Himmelsstriche eine unschätzbare Wohlthat der Natur. Man zeigte uns einen hohen Thurm mit einem Glockenspiele und einem künstlichen Uhrwerke, welches die Einwohner als eine ganz besondere Merkwürdigkeit betrachten. In Deutschland und in Holland findet man deren unzählige; auch hatte dieses Uhrwerk das Schicksal fast aller dieser Art; es ist verdorben, und der Thürmer setzt alle Vierteljahr eigenhändig die Gottheit der eben beginnenden Jahreszeit hinaus; die, der ursprüng-

lichen Einrichtung noch zur rechten Zeit von selbst hinaus und herein spazieren müßte.

Der sehr weite, ansehnliche Place de la Justice gewährt einen ganz sonderbaren Anblick; denn der Bau eines großen, der ausübenden Gerechtigkeit gewidmeten Gebäudes in dessen Mitte, war eben so weit fortgerückt, daß er über der Erde beginnen sollte, als er unterbrochen ward, und wie man glaubt, auf immer. Nun ist der Grund ganz vollendet, und alle die unterirdischen Kerker, Gänge und Keller nehmen sich wunderlich aus, wenn man von oben hineinsieht. Der ganze schöne Platz ist dadurch verdorben und fast unwegsam gemacht; bey der Nacht wenigstens wird es gefährlich, hier zu gehen; kein Geländer umgibt die, einem Steinbruche ähnlichen, oben zum Theile ganz offenen Gewölbe, so daß man im Dunkeln leicht hinabstürzen und vielleicht den Tod darin finden könnte.

Die große Kirche (St. Sauveur) ist ein im vierzehnten Jahrhunderte erbautes, dem Gothischen Style sich näherndes Gebäude, mit einem runden, hohen Glockenthurme, der aber nicht leicht und luftig durchbrochen in die Lüfte steigt, sondern schwerfällig aussieht. Mehrere, ziemlich plump und schlecht gearbeitete Statuen stehen über dem Portale; alle tragen deutliche Spuren des während der Revolution auch des Heiligsten nicht schonenden Zerstörungsgeistes; viele davon sind muthwilliger Weise verstümmelt, andere von ihrem Standorte ganz herabgestürzt; nur die großen uralten Thüren von Cedernholz mit ihrem zum Theile recht zierlich gearbeiteten Schnitzwerke sind noch leidlich wohl erhalten. Wir traten in's Innere der Kirche; düstere, feyerliche Dämmerung herrschte darin, und vor der zahlreich knienden Gemeinde ward eben am Hochaltare die Messe gelesen. Dieß verhinderte uns, Alles genau zu betrachten; denn obgleich die durch den Besuch schaulustiger Fremden verursachte Störung des Gottesdienstes in katholischen Kirchen nichts Seltenes ist, so scheuen wir uns doch immer, sie zu veranlassen, und opfern lieber den Genuß, sie zu betrachten, auf. Dennoch bemerkten wir im Vorübergehen einige schöne Marmorsäulen am Taufsteine, und mehrere alte Denkmähler. Merkwürdige Gemählde, die uns zu einem zweyten, bequemern Besuche derselben hätten anreitzen können, enthält diese Kirche nicht. Im Ganzen ist wenig Freude bey dem Besehen der alten Kirchen in Frankreich; denn fast alle alten Monumente vernichtete die zügellose Wuth des Volkes; Kunstwerke von Bedeutung wurden geraubt, und was übrig blieb, steht gewöhnlich in unerfreulichem, zerstörtem Zustande da; ein Denkmahl schrecklicher Zeiten.

Aix hat mehrere auffallende Wechsel des Schicksals erlebt. Unter der Regierung des seiner Fantasie sich ganz hingebenden, ein

Straßen, die wir jemahls sahen, stehen zu beyden Seiten pallastähnliche Häuser in langen Reihen, und drey, durch vierfache Reihen schöner Lindenbäume gebildete, breite Alleen erinnerten uns hier auf das lebhafteste an Berlin. Das Ende des Cours gewährt eine weite Aussicht auf die umliegende Gegend; und drey herrliche Springbrunnen in der mittelsten Allee erfrischen mit freundlichem Geplätscher die Luft. Das Wasser im mittelsten dieser Brunnen ist heiß, und wird von denen, die in der Nähe wohnen, zum häuslichen Gebrauche als solches verwendet; ob man ihm aber auch Heilkräfte zuschreibt, konnten wir nicht erfahren. Doch gibt es hier andere, noch heißere Quellen, die in frühern Zeiten Aix als Badeort berühmt machten, und zu denen noch immer Kranke wallfahrten. Die Einrichtung des zum Baden bestimmten Hauses fanden wir indessen nicht nur sehr unelegant, sondern sogar widerwärtig, schmutzig und schlecht. Die Badezimmer sind dunkle, unangenehme Winkel; das Wasser läuft darin aus einem Krahne in die sehr abschreckend aussehenden kleinen Badewannen; es ist sehr heiß; doch lange nicht so, als der Sprudel in Carlsbad. In Aix läßt man das Wasser nur kurze Zeit stehen, ehe man darin badet; in Carlsbad hingegen bedarf es vieler Stunden, ehe es dazu nur einiger Maßen genugsam abkühlt.

Den Cours und noch ein paar hübsche Straßen ausgenommen, ist der übrige Theil von Aix winkelicht und dunkel, und die darin vorherrschende Unreinlichkeit übersteigt allen Glauben. Zwar trifft man in allen Straßen schöne große Gebäude, aber zwischen ihnen auch die jämmerlichsten Hütten; es ist, als ob die Häuser nicht recht in Reihe und Glied ständen; überall scheint etwas zu fehlen; und die ganze Stadt hat etwas Unordentliches, wir möchten sagen, Unheimliches. Nur auf dem Cours sind alle Gebäude an Größe und Pracht einander gleich. Man nennt überhaupt in der ganzen Provençe und den meisten großen Städten des südlichen Frankreichs die schönste Straße Cours; sie ist mit Bäumen besetzt, und das, was die Italiäner unter dem Nahmen Corso verstehen.

Die schönen, überall vertheilten Springbrunnen in Aix sind die größte Zierde dieser Stadt. Der Überfluß an frischem, kühlen Wasser, welchen sie gewähren, ist unter diesem heißen Himmelsstriche eine unschätzbare Wohlthat der Natur. Man zeigte uns einen hohen Thurm mit einem Glockenspiele und einem künstlichen Uhrwerke, welches die Einwohner als eine ganz besondere Merkwürdigkeit betrachten. In Deutschland und in Holland findet man deren unzählige; auch hatte dieses Uhrwerk das Schicksal fast aller dieser Art; es ist verdorben, und der Thürmer setzt alle Vierteljahr eigenhändig die Gottheit der eben beginnenden Jahreszeit hinaus; die, der ursprüng-

lichen Einrichtung noch zur rechten Zeit von selbst hinaus und hereinspazieren müßte.

Der sehr weite, ansehnliche Place de la Justice gewährt einen ganz sonderbaren Anblick; denn der Bau eines großen, der ausübenden Gerechtigkeit gewidmeten Gebäudes in dessen Mitte, war eben so weit fortgerückt, daß er über der Erde beginnen sollte, als er unterbrochen ward, und wie man glaubt, auf immer. Nun ist der Grund ganz vollendet, und alle die unterirdischen Kerker, Gänge und Keller nehmen sich wunderlich aus, wenn man von oben hineinsieht. Der ganze schöne Platz ist dadurch verdorben und fast unwegsam gemacht; bey der Nacht wenigstens wird es gefährlich, hier zu gehen; kein Geländer umgibt die, einem Steinbruche ähnlichen, oben zum Theile ganz offenen Gewölbe, so daß man im Dunkeln leicht hinabstürzen und vielleicht den Tod darin finden könnte.

Die große Kirche (St. Sauveur) ist ein im vierzehnten Jahrhunderte erbautes, dem Gothischen Style sich näherndes Gebäude, mit einem runden, hohen Glockenthurme, der aber nicht leicht und luftig durchbrochen in die Lüfte steigt, sondern schwerfällig aussieht. Mehrere, ziemlich plump und schlecht gearbeitete Statuen stehen über dem Portale; alle tragen deutliche Spuren des während der Revolution auch des Heiligsten nicht schonenden Zerstörungsgeistes; viele davon sind muthwilliger Weise verstümmelt, andere von ihrem Standorte ganz herabgestürzt; nur die großen uralten Thüren von Cedernholz mit ihrem zum Theile recht zierlich gearbeiteten Schnitzwerke sind noch leidlich wohl erhalten. Wir traten in's Innere der Kirche; düstere, feyerliche Dämmerung herrschte darin, und vor der zahlreich knienden Gemeinde ward eben am Hochaltare die Messe gelesen. Dieß verhinderte uns, Alles genau zu betrachten; denn obgleich die durch den Besuch schaulustiger Fremden verursachte Störung des Gottesdienstes in katholischen Kirchen nichts Seltenes ist, so scheuen wir uns doch immer, sie zu veranlassen, und opfern lieber den Genuß, sie zu betrachten, auf. Dennoch bemerkten wir im Vorübergehen einige schöne Marmorsäulen am Taufsteine, und mehrere alte Denkmähler. Merkwürdige Gemählde, die uns zu einem zweyten, bequemern Besuche derselben hätten anreitzen können, enthält diese Kirche nicht. Im Ganzen ist wenig Freude bey dem Besehen der alten Kirchen in Frankreich; denn fast alle alten Monumente vernichtete die zügellose Wuth des Volkes; Kunstwerke von Bedeutung wurden geraubt, und was übrig blieb, steht gewöhnlich in unerfreulichem, zerstörtem Zustande da; ein Denkmahl schrecklicher Zeiten.

Aix hat mehrere auffallende Wechsel des Schicksals erlebt. Unter der Regierung des seiner Fantasie sich ganz hingebenden, ein

wunderbar poetisches Leben führenden Königs René war es der Sitz der Provençalischen Dichter, der Künste und des romantischen Ritterthumes. Hier gab dieser König seine ewig wechselnden Feste, versammelte die ersten Künstler, die ersten Sänger des Landes und des nahen Italiens, rief die edelsten, schönsten Frauen herbey, ergriff mit ihnen und seiner vielgeliebten Gemahlinn, Isabelle von Lothringen, zuweilen in kindlicher Lust den Schäferstab, und hieß die edelsten Ritter, zu Ehren der schönen Schäferinnen, in feyerlichen Turnieren ihre Lanzen gegen einander versuchen. Später versammelte das hier seinen Sitz habende Parlament die vornehmsten Familien von Frankreich. Sie erbauten alle die herrlichen Palläste, welche jetzt verödet dastehen; ihre Pracht verbreitete Wohlstand unter den Bewohnern; alles war lebendig, und die Straßen wimmelten von fröhlichen Menschen und schönen Equipagen. Die Revolution trieb sie alle hinweg; menschenleer und öde steht Aix einst so blühende Stadt, und alle Freude, alles Glück scheint mit dem alten Glanze derselben entwichen zu seyn.

Wir brachten einen Sonntag in Aix zu, und sahen die Einwohner, wie gewöhnlich an diesem Tage, auf dem Cours spazieren gehen. Fast alle trugen den Stämpel der Armseligkeit in der Kleidung und wilden Mißmuths in den düstern, von der Sonne verbrannten, Zügen. Eine Menge katholischer Geistlicher in den verschiedensten Ordenstrachten wandelte in allen Straßen. Kirchliche Feyerlichkeiten und aus alten Zeiten stammende, oft sehr barocke Processionen sind das einzige, was noch zuweilen einiges Leben unter diese in bittere Armuth versinkende Menschen bringt. Zwar ist der Boden rings umher ergiebig; das schönste Öhl wächst hier im Überflusse, auch Wein und Korn gerathen wohl; doch ist dieses nicht genug, um den Einwohnern von Aix den alten Wohlstand wieder zu geben, da es ihnen an Industrie und Thätigkeit fehlt, um durch Handel und bedeutende Fabriken das zu ersetzen, was sie in der Revolutien und durch die Entfernung der reichen Familien verloren haben.

Zwischen Aix und Marseille liegt nur Eine Station; denn beyde Städte sind etwa zwey Meilen von einander entfernt. In der Nähe von Aix ist die Gegend sehr angebaut und freundlich; dann kommen wieder dürre, öde Felsen bis gegen Marseille, wo alles in blühendem Leben aufsproßt, weil die hohe Cultur des Landes den sonst unfruchtbaren Kalkstein besiegt. Ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt hielt der Postillon auf einer Anhöhe, und machte uns auf die Vista aufmerksam. So heißt dieser Platz vorzugsweise mit vollem Rechte; denn eine schönere Aussicht, als die, welche jetzt im funkelnden Abendstrahle der Sonne vor uns lag, sahen wir nie. Zur

rechten Hand erblickten wir das weite mittelländische Meer, belebt durch unzählige Segel, die hellglänzend zu uns herüberschimmerten; wunderbar gezackte Felsen bilden das Ufer; gerade aus liegt die große Stadt tief im Grunde, umgeben von einem Halbzirkel eben so schöner Felsen; und linker Hand eine weite Ebene, besäet mit mehreren Tausenden weißer, zerstreut liegender Landhäuser, den berühmten Bastiden der Einwohner von Marseille.

Marseille.

Der erste Eintritt in Marseille von Aix aus ist wirklich imposant. Gleich am Thore beginnt der herrliche, breite Cours, welcher die ganze neue Stadt vom Thore von Aix an bis zum Römischen Thore durchschneidet. Er ist eine gute Viertelmeile lang, und da er an den beyden äußern Enden höher liegt, und gegen die Mitte sich allmählich hinabsenkt, so kann man ihn an beyden Thoren seiner ganzen Länge nach bequem übersehen; hohe, schattige Bäume bilden eine breite Allee in der Mitte, und ansehnliche Häuser umgeben ihn an beyden Seiten, deren unterer Stock fast durchgängig zierlich aufgeputzte Waaren-Magazine enthält, wie wir sie in London und Paris sahen. Die zum Hafen führende, mit schönen, ganz gleichförmig erbauten Häusern besetzte Straße Cannebière durchschneidet den Cours in der Mitte, und schon von hier aus erblickt man den Wald von Mastbäumen der im Hafen liegenden Schiffe. Noch schöner beynahe ist die nahe liegende Straße Beauvau mit ihren pallastähnlichen Gasthöfen und prächtigen Wohnhäusern. Wir wohnten dort im Hôtel des Ambassadeurs, und hatten alle Ursache, sowohl mit der Bedienung als mit der Billigkeit des Wirthes zufrieden zu seyn. Das große Theater liegt am Ende dieser Straße auf einem ganz freyen Platze, mit der Haupt-Fronte gegen jene gewendet. Die Säulen und der übrige architectonische Schmuck daran machen einen sehr schönen Effect. Im Ganzen ist der neuere Theil von Marseille mit den schönsten Straßen und Plätzen des besten Theiles von London zu vergleichen, und übertrifft sie wohl noch durch die regelmäßige Schönheit der durchgängig massiv aus Quadersteinen erbauten Häuser. Das Straßenpflaster ist ganz vortrefflich, und die zu beyden Seiten sich hinziehenden, breiten, mit Steinplatten belegten Fußpfade machen das Gehen in der Stadt sehr angenehm. Klares, frisches Wasser strömt in schmalen steinernen Canälen durch alle Straßen; zwar muß man oft über sie wegsteigen, und dieß macht sie ein wenig unbequem; sie tragen indessen sehr viel zur Reinlichkeit und Kühlung

bey; besonders aber zur Milderung des Staubes, welcher ohne sie in den heißen Sommermonathen, wo fast kein Tropfen Regen fällt, unerträglich werden würde. Die nächtliche Erleuchtung der Straßen ist vortrefflich; auch hält die Polizey sehr strenge auf Reinlichkeit derselben, so daß die Damen mit weißen Schuhen zu Fuße gehen können. Diese Reinlichkeit fiel uns besonders auf, und die schöne, zierliche Stadt, in welcher sogar die Fenster zuweilen gewaschen werden, gefiel uns um so besser, je länger wir die Freude entbehrt hatten, alles um uns her sauber zu sehen.

Ganz von dem neuern Theile der Stadt verschieden ist der auf einer beträchtlichen Felsenhöhe erbaute ältere Theil derselben, und der Contrast zwischen beyden erinnerte uns auf das lebhafteste an Edinburgh, wo man auch nur über eine Brücke zu gehen braucht, um in einem ganz andern Orte, unter ganz andern Menschen zu seyn. Im alten Marseille fanden wir die hier zu Lande gewöhnlichen, engen, winkeligen Straßen, die alten, hohen, düstern Häuser wieder, und eine durch die furchtbarste Unreinlichkeit verpestete, kaum zu athmende Luft. Das Pflaster der bald auf-, bald abwärtsführenden Straßen ist abscheulich; und nicht ohne Gefahr, den Hals darauf zu brechen, kletterten wir herab, dem Hafen zu, zwischen elenden, mit Einsturz drohenden Hütten.

Die Menschen, welche diesen Theil der alten, an den Hafen gränzenden Theil der Stadt bewohnen, sind die ärmsten in Marseille, vielleicht in ganz Frankreich. Sie gehören zu einer eigenen Kaste, welche sich sowohl in der Sprache als in Sitten, Gebräuchen und Kleidung von allen andern Franzosen unterscheidet. Die groben Lumpen, welche sie kaum verhüllen, und ihre kümmerliche Nahrung, erwerben sie einzig mit ihren Fischernetzen. Von allen andern Bewohnern Marseille's wegen seiner Wildheit gemieden, die oft in Raub und Mord ausartet, lebt dieses wunderliche Volk bloß unter sich, und verlangt von selbst nach keiner Gemeinschaft mit seinen Nachbarn. Die dunkeln, düstern Gesichtszüge zeichnen es auf eine unverkennbare Weise aus. Manche wohnen, um dort zu fischen, den größten Theil des Jahres hindurch fast ganz in den Höhlen und Klüften der Felsen, die den Hafen an dieser Seite begränzen. In Marseille glaubt man, diese Leute wären Abkömmlinge der ersten Bewohner, der Phokier, die hier in grauer Vorzeit eine Art Colonie anlegten, welche das Gepräge ihres Ursprunges durch alle Jahrhunderte hindurch rein und echt erhalten haben, da sie bloß Töchter ihres eigenen Stammes heirathen.

Der Hafen von Marseille ist einer der schönsten in der Welt; neun hundert Schiffe können darin, vor Sturm gesichert, liegen;

hohe, schützende Felsen umgeben ihn und die Rhede, auf welcher mehrere Inseln den Eingang in das weite Meer zu bewachen scheinen. Täglich wandelten wir auf dem, den Hafen umgebenden Quai's, und ergetzten uns an der köstlichen Aussicht und dem fröhlich-lebendigen Gewühle zu Wasser und zu Lande, ohne dessen müde zu werden. Bunte Flaggen und Wimpel der verschiedensten Nationen flattern hier lustig gegen den dunkelblauen Äther hinauf; kleine, sonderbar gestaltete Schiffe von der Küste des mittelländischen Meeres, beladen mit Orangen, Kastanien, sogar mit Blumen, ankern neben den gewaltigen großen Kauffahrdeyschiffen des fernen Nordens und den ganz fremdartig aussehenden Fahrzeugen der Levantischen Küsten. Viele hundert Boote, Schaluppen und Fischernachen kreuzen lustig dazwischen herum; auch recht zierliche Gondeln, deren immer eine große Anzahl zur Lustfahrt auf den smaragdenen, oft kaum sich kräuselnden Wogen am Ufer bereit liegt.

Auf den mit ansehnlichen Häusern umgebenen Quai's herrscht das mannigfaltigste Leben, wie auf dem Wasser darneben; alle Europäischen Nationen versammeln sich hier neben den Bewohnern von Asien und Afrika; alle Sprachen ertönen, und die mannigfaltigsten Trachten und National-Physiognomien aller gebildeten Völker sieht man vielleicht nirgends so auf Einem Puncte vereint. Oft glaubten wir uns auf einer großen Maskerade, wenn wir die vielen Türken, die Armenier und Griechen, die Afrikaner mit gelben, maskenartigen Gesichtern, jeden in der Tracht seines Vaterlandes, unter den schönen, geputzten Marseillerinnen umherwandeln sahen; dazwischen die schwarzen Gesichter der Neger und Negerinnen, und die Griechinnen, welchen man überall begegnet. Diese stimmten indessen unsern Begriff von den berühmten Schönheiten ihres Landes gewaltig herab; Aspasia, Lais und die übrigen berühmten Frauen Griechenlands müssen denn doch ganz anders ausgesehen haben, als diese orangegelben, langnasigen Damen, deren geschmacklos bunte, mit Schmuck und Verzierungen überladene Kleidung ihre wirkliche Häßlichkeit in's grellste Licht stellt.

Der Quai an der Seite der alten Stadt sieht zum Theile wie ein Orientalischer Bazar aus; er ist viel schmäler als der ihm gegenüber liegende an der andern Seite des Hafens, aber auch weit lebhafter; denn der untere Stock der ihn umgebenden Häuser enthält Magazine, in welchen sowohl die seltensten, theuersten Waaren, als auch die unbedeutendsten zum Verkaufe zierlich aufgestellt sind. Türken und Griechen halten hier die kostbarsten Erzeugnisse des Orients feil; reiche Teppiche, prächtige Orientalische Stoffe, echte Türkische Shawls in den glänzendsten Farben, mit so grellen, wunderlichen

Blumen, Palmen und Streifen, als man sie sich nur wünschen kann; damit jedermann von weitem sehe, daß diese geschmacklos bunte Hülle viel Geld kosten muß. Rosenduft strömt schon von weitem aus andern, mit den köstlichsten Essenzen angefüllten Magazinen. Aus einem Magazine darneben schauen Papageyen, Cacadu's und andere Vögel südlicher Zonen in ihrer Federn bunter Pracht gar fremd in die Welt hinein, während possierliche Affen neben ihnen den Vorübergehenden Gesichter schneiden. Alles ist hier zu haben, Juwelen und Perlen, Uhren und Heiligenbilder, Landkarten und Kupferstiche; die herrlichsten Früchte des Südens: Orangen, Granatäpfel, Cocosnüsse, Pistazien, fast frische Datteln, in langen Trauben noch an einander hängend, und die köstlichsten Blumen in Sträußen und Blumentöpfen.

An dem entgegen gesetzten Quai nehmen große, verschlossene Magazine die Stelle jener glänzenden Herrlichkeiten ein. Sie sind mit Kaufmannsgütern aller Art, mit Holz, Hanf und Allem, was zum Schiffsbaue gehört, angefüllt; deßhalb verirren sich die bloßen Spaziergänger seltener hierher; obgleich der zum Fahren eingerichtete breitere Quai weit schöner ist als der andere.

Zwey Citadellen, welche auf den Spitzen der den Hafen umgebenden Felsen sich höchst pittoresk ausnehmen, beschützen den Eingang desselben. Die an dem breitern Quai ist zwar viel neuer, aber weit verfallener als die an der Seite der alten Stadt. Dieser gegenüber müssen alle, der Gesundheit wegen verdächtige Schiffe während der Zeit der Quarantaine vor Anker liegen, und das Verboth, vor Ablauf derselben nicht an's Land zu kommen, wird hier eben so streng als in Cette gehalten. Die Passagiere sowohl als die Schiffsmannschaft haben die Wahl, am Bord zu bleiben, oder sich in die in einiger Entfernung von der Stadt am Ufer der Rhede erbaute Quarantaine-Anstalt zu begeben; die Passagiere wählen gewöhnlich den Aufenthalt auf den Schiffen; oft sahen wir sie auf dem Verdecke, wenn wir fröhlich durch den Hafen schifften, wie sie mit langen Fernröhren sehnsuchtsvoll die Ufer und die glücklichen Menschen anblickten, welche dort frank und frey herumwandeln durften. Die lange Weile eines solchen gezwungenen Aufenthaltes, dem lange erwünschten Hafen gegenüber, muß entsetzlich seyn; besonders nach einer Seereise von mehreren Monathen, mit der Sehnsucht nach dem Wiedersehen von Verwandten und Freunden im Herzen, die am nahen Ufer mondenlang harren. Dennoch hat er vor dem in den Quarantaine-Häusern viele Vorzüge. In diesen herrscht eine an peinlichen Zwang gränzende Ordnung, um jeder möglichen Gefahr einer Ansteckung in dieser Anstalt selbst vorzubeugen. Und doch versicherte

man weiß, daß fast immer Pestkranke in einem Theile dieser Gebäude sich befanden. Selbst aus der Ferne war uns der Anblick dieser Gebäude immer grauenvoll; obgleich sie am Fuße hoher Felsen, dicht am Meere, recht angenehm zu liegen scheinen. Sie nehmen sich fast wie eine kleine Stadt aus, so viel Wohnhäuser, Magazine für die Waaren, und Ställe für die mit ankommenden Thiere sind dort neben einander erbaut.

Außer den vielen schönen Häusern schmücken auch noch zwey ansehnliche öffentliche Gebäude den Quai; nähmlich das Rathhaus und die Consigne. Die Fronte des Rathhauses war ursprünglich recht schön, nur vielleicht mit Verzierungen, Basreliefs und dergleichen etwas überladen. Diese wurden in der Revolution größten Theils heruntergeschlagen, und Jacobiner-Mützen, schlechte Freyheitsbilder, republikanische Inschriften im Geiste jener Zeit kamen an ihre Stelle. Den untern Stock des Gebäudes nimmt die Börse ein; den obern ein großer Saal, zu Rathsversammlungen bestimmt, und mehrere Büreaus für öffentliche Angelegenheiten. Die zu ihm führende Treppe ist dicht neben dem Rathhause in einem andern Gebäude angebracht; entweder aus Mangel an Raum im Hauptgebäude, oder weil man sie auf gut schöppenstädtisch beym ersten Grundrisse vergaß. Sie wäre eine der schönsten, wenn nicht ein elendes, hölzernes Geländer die breiten, kühn gewundenen Stufen entstellte; denn das eiserne, welches sonst sie schmückte, ward während der Revolution ebenfalls weggerissen und verkauft; auch dient ihr die marmorne Bildsäule eines, in frühern Zeiten um Marseille hoch verdienten Mannes, Pierre Libertat mit Nahmen, zu keiner besondern Zierde. Etwas Ungestalteteres und Geschmackloseres gibt es nicht viel im Gebiethe der plastischen Kunst; zum Überflusse hält Herr Libertat auch noch einen wirklichen Degen von Stahl in den marmornen Händen.

Auf dem Vorzimmer vor dem Rathssaale zogen zwey sehr große Gemählde unsere Aufmerksamkeit an. Sie sind von Serres gemahlt; einem außer Marseille wenig bekannten Schüler Puget's, und enthalten eine gräßlich wahre Darstellung der Pest, die im Jahre siebenzehn hundert und zwanzig Marseille zur Todtengruft machte. Serres erlebte jenes fürchterliche Elend dort selbst, und wagte mit wahrem Heldenmuthe und äußerster Aufopferung sein Leben, um zu retten, zu helfen, zu trösten, wo es irgend möglich war. Und weil eben diese Gemählde treue Copien dessen sind, was er sah und erlebte, so ergreift ihre schauderhafte Wahrheit Jeden, der sie erblickt, mit unaussprechlichem Grausen; obgleich sie als Kunstwerke keinesweges vorzüglich genannt werden dürfen. Eines davon stellt den Cours,

das andere den Hafen vor, beyde angefüllt mit Kindern, Müttern, Greisen in wilder Verzweiflung; überall erblickt man darauf das unausweichbarste, entsetzlichste Elend in tausend verschiedenen Gestaltungen; überall das furchtbarste Sterben in aller seiner Gräßlichkeit; dazwischen Ärzte und Geistliche gleich tröstenden, rettenden Engeln, die heldenmüthig den Kranken beystehen. Die Köpfe sind alle Porträte von edeln, zu jener Zeit lebenden Männern, besonders von Ärzten, welche in der allgemeinen Noth ihr Leben daran setzten, dem Elende zu steuern; auch der Kopf des Erzbischofes, der sich damahls besonders hülfreich erwies, ist Porträt.

Noch voll von schauderhaften Fantasie-Gebilden, welche diese Gemählde in uns aufriefen, gingen wir zu der nahen Consigne. So heißt das Gebäude, vor welchem die Gesundheitspässe der Schiffe genau untersucht werden, ehe ihnen vergönnt ist, im Hafen vor Anker zu gehen und auszuladen. Diese wohlthätige Einrichtung, welche hier allein das Wiederkehren jener gräßlichen Scenen vielleicht von einer halben Welt abwendet, ist mit wenig Abänderungen dieselbe, wie in Cette; nur das Gebäude hier ist größer und prächtiger als dort das Gesundheitsamt. Es enthält mehrere Säle, Archive, Magazine, welche die weit bedeutendere Anzahl der im Hafen von Marseille einlaufenden Schiffe nothwendig macht. Von dem einen der beyden großen Balkone über dem Hafen werden die Schiffer examinirt, von dem andern ihnen frische Lebensmittel in die Schaluppen geworfen; ein Brunnen unter den Balkonen ist so eingerichtet, daß das frische Wasser gleich in ihre mitgebrachten Fässer geleitet werden kann. In einem Saale der Consigne sahen wir das berühmte Gemählde, welches der bekannte Künstler David, ein geborner Marseiller, in Rom zum Andenken jener, seine Vaterstadt zerstörenden, furchtbaren Pest mahlte. Es ist eine seiner frühern Arbeiten, noch frey von der theatralischen Manier, der er sich nachher ergeben hat. Der Farbenton ist weniger grell, die Beleuchtung weniger gesucht, die ganze Composition einfach, und natürlicher als an allen seinen spätern uns bekannten Werken. Auf glänzenden Wolken thront die heilige Jungfrau als Himmelsköniginn; der heilige Rochus kniet vor ihr, Erbarmen flehend für die leidende Stadt; ein Sterbender liegt im Vorgrunde; seitwärts, etwas höher, sieht man zwey Jünglinge eben verscheiden; der Kopf des heiligen Rochus ist besonders edel und ausdrucksvoll.

Ein schönes Basrelief, in Carrarischem Marmor von Puget gearbeitet, würde eine wahre Zierde dieses Saales seyn, wenn es so angebracht wäre, daß man es recht sehen könnte; dieß ist aber leider nicht der Fall. Es stellt die Pest in Mailand vor; der fromme Erzbischof kniet bethend in der Mitte, neben ihm zwey andere Geistliche; Engel

in den Wolken verheißen ihm die erflehte Hülfe, indem sie ihm das Kreuz zeigen. Diese ganze Gruppe ist vortrefflich; besonders der ausdrucksvolle schöne Kopf des Erzbischofes; den übrigen weiten Raum erfüllen Bilder der Verzweiflung und des Todes, wie auf den Gemählden seines Schülers Serres. Puget's unerwarteter Tod verhinderte ihn, die letzte Hand an dieses Werk zu legen, welches daher in einigen Nebenpartien noch unvollendet geblieben ist. Er war ein ausgezeichneter Künstler; aber die Franzosen nennen ihn mit ihrer gewohnten Bescheidenheit den zweyten Leonardo da Vinci; eine Ehrenbezeigung, über die er wohl in jener Welt noch zürnen müßte, wenn er etwas davon erführe; denn echtes Talent nimmt lieber bittern Tadel als übertriebenes Lob an.

In der alten Stadt ist das Lyceum ein sehenswerthes Gebäude. Es war ehemahls das sehr prächtige und weitläufige Kloster der Bernhardiner-Nonnen; jetzt werden in einem Theile desselben etwa hundert und fünfzig Knaben erzogen. Die Anstalt ist auf öffentliche Kosten, wie es uns schien, recht zweckmäßig eingerichtet; zwar etwas klösterlich der Form nach, aber dieß pflegt auf die Jugend selten nachtheilig zu wirken; besonders unter diesem heißen Himmelsstriche, wo Menschen wie Pflanzen sich früher entfalten, und die Lust zum Vergnügen mit der Luft eingeathmet wird. Die Knaben erhalten in ihr den Anfang einer gelehrten Bildung; sie wohnen, essen und schlafen unter immerwährender Aufsicht ihrer Lehrer. Die vielen großen Gärten und Höfe des Gebäudes gewähren ihnen Raum und Gelegenheit, sich im Freyen zu bewegen; die großen Speisesäle, die Schlafsäle, die zum Unterrichte bestimmten Zimmer sind alle sehr reinlich und luftig; auch sehen die Knaben sehr fröhlich und gesund aus.

Ein anderer Theil dieses ehemahligen Klosters ist zu einer öffentlichen Zeichenschule eingerichtet, in welcher wir manche wohlgerathene, viel für die Zukunft versprechende Arbeiten mehrerer Zöglinge mit Vergnügen sahen. Die öffentliche Bibliothek und ein ziemlich unbedeutendes Naturalien-Cabinett sind in einigen Sälen aufgestellt; andere dienen zur Versammlung der hiesigen Akademie der Wissenschaften, und einiger zum allgemeinen Besten, besonders zu wohlthätigen Zwecken, eingerichteten Gesellschaften. Mehrere waren für das Museum bestimmt, welches eben, zum großen Herzeleide der die Kunst nicht sonderlich liebenden Marseiller eingerichtet werden sollte.

Vergebens hatte die gute Stadt sich lange gegen das von Paris aus an sie gelangte Ansinnen gesträubt, einen Theil der geraubten Kunstschätze in ihren Mauern aufzunehmen, und daraus ein Museum zu bilden, wie sie in allen bedeutenden Städten Frankreichs existiren; nicht eben aus Widerwillen gegen irgend einen Antheil an

unrechtmäßig erworbenem Gute, sondern weil für den Transport und das Einpacken zwanzig tausend Franken bezahlt werden sollten. Vergebens hatte sie vielfältig erklärt: sie wisse dergleichen gar nicht zu schätzen, sondern bäthe, andere Städte damit zu beglücken, die mehr Sinn für die Kunst hätten, als die einzig dem Handel ergebenen Einwohner von Marseille. Da half kein Remonstriren; die zwanzig tausend Franken mußten gezahlt werden, die Gemählde wurden eingepackt, und kamen während der Zeit unsers Aufenthaltes in Marseille richtig an. Wir sahen sie gleich nach dem Auspacken, und erstarrten fast über den traurigen Anblick derselben. Die Pariser waren beym Emballiren mit beyspiellosem Leichtsinne und Unwissenheit zu Werke gegangen; fast keines der Gemählde war unbeschädiget angekommen; in viele große, bedeutende Stücke waren Löcher gerissen, an andern die Farbe dermaßen heruntergerieben, daß es fast unmöglich wurde, zu erkennen, was sie gewesen waren. Zum Glück sind die großen Nahmen, mit welchen diese Sammlung prangen, größten Theils nur titular. So sahen wir zum Beyspiel einen die Apokalypse schreibenden Johannes, angeblich von Raphael, welchen der unsterbliche Meister wohl nie erblickt hat. Doch ist auch manches Gute mit zu Grunde gegangen. Einer vortrefflich gemahlten, sonst höchst widerwärtigen Geißelung von Rubens ward gar arg mitgespielt; so wie auch zwey herrlichen Gemählden von Perugino, einer heiligen Familie und einer Grablegung. Der tief empfundene Ausdruck und die hohe Einfachheit der Composition dieser letztern zog uns besonders an. Die Mutter hält mit dem edelsten Ausdrucke des innigsten Schmerzes den todten Christus auf ihren Knien; sein Liebling Johannes unterstützt, tief gebeugt, das sinkende Haupt; gegen ihm über weint Magdalena kniend zu den Füßen des Erlösers; Nicodemus und Joseph von Arimathia stehen zu beyden Seiten; den Hintergrund des Gemähldes bildet ein offener Porticus, durch welchen man hinaus in eine weite Gegend blickt. Es ist ein herrliches Bild, welches uns später von den Gemählden aus der Deutschen Schule lebhaft zurückgerufen wurde, die wir bey den Herren Boisserée in Heidelberg sahen. Alle seine Fehler und alle seine Vorzüge fanden wir bey diesen alten Deutschen Künstlern wieder, welche uns, Dank sey jenen echten Kunstfreunden, aus dem Grabe der Vergessenheit neu erstanden; dieselbe einfache Anordnung, denselben Ausdruck des wahren innern Lebens, nur nicht die Farbenpracht der alten Deutschen Kunst.

In einer Darstellung im Tempel hat le Sueur den großen Gedanken in Correggio's Nacht zu benutzen gesucht; das Licht, welches den Tempel erleuchtet, strömt vom Kinde aus. Mehrere von Paris,

gesendete Gemählde aus der Französischen Schule, und einige in Marseille schon vorhanden gewesene von Puget und Serres, sollen, wenigstens der Zahl nach, diese Sammlung vollständig machen. Die bedeutenden Beschädigungen, welche die von Paris gesendeten Gemählde erlitten hatten, machten der guten Stadt Marseille große Noth; restaurirt mußten sie werden, darüber waren alle Stimmen einig; nur das Wie war schwer zu entscheiden. Am Ende entschloß man sich, den Mahler dazu zu nehmen, der sich in seinen Forderungen am billigsten bewies; es fand sich auch einer, welcher nur einen Laubthaler den Tag verlangte, und dabey versprach, recht fleißig zu seyn, damit er bald fertig würde. Armer Perugino! wie mag es dir unter solchen Händen ergangen seyn!

In der umliegenden Gegend standen ausgegrabene antike Fragmente von Grabsteinen, Inschriften und Basreliefs, nebst einigen aus Kirchen geraubten Grabmählern und Monumenten, noch ungeordnet in den Höfen und mehreren Sälen umher, und erwarteten die Zeit, wo sie, in Reihe und Glied gestellt, das Ihrige beytragen sollen, um das Museum von Marseille zu verherrlichen.

In einem Zimmer des Lyceums vollendete eben ein junger, geschickter Decorations-Mahler einen Theater-Vorhang von großem Effecte. Grazien und Musen umtanzen den Wagen des Phöbus — denn ohne Phöbus thun die Franzosen nichts; — Minerva führt den Zug an, und Friede und Weisheit schreiten vor ihr her. Dieser brillante Vorhang fiel uns um so mehr auf, da man sie in Frankreich gewöhnlich nur sehr einfach sieht. Er war für ein sehr hübsches, in der Altstadt neu erbautes Theater bestimmt, das, bis auf einige Decorationen, schon völlig vollendet dastand, und nur noch die Schauspieler erwartete, welche ihr Wesen oder Unwesen darin treiben sollten.

Spaziergänge und nächste Umgebungen von Marseille.

Einen Spaziergang kann man es wohl nicht nennen, wenn man sich in eine Gondel setzt und durch den gewühlvollen Hafen hindurch hinaus auf die Rhede fährt; aber das Herrlichste bleibt es immer, was Marseille's Umgebungen biethen können. Die Aussicht auf der spiegelglatten, smaragdenen Fläche der Rhede auf die Inseln, die an ihrem Eingange liegen, und über diese hinaus auf das ewig bewegte Meer, ist eine der erhabensten. Nicht minder herrlich ist es, wenn man sich rückwärts wendet. Da liegt der lebensreiche, große Hafen vor uns; die ihn umgebenden mahlerischen Felsen mit

ihren Citadellen; die schöne Stadt, welche um ihn her einen großen Halbkreis bildet, umschirmt von den weiter hinaus sich erhebenden zackigen Felsen; die Vista mit ihren Bastiden, und überall der reichste Überfluß aller Gaben des günstigen Himmels. Marseille gewährt, von diesem Standpuncte aus, einen Anblick, den wohl nicht leicht eine Seestadt schöner aufzuweisen hat; auch benutzen die Einwohner die vielen Gondeln recht fleißig, um sich seiner zu erfreuen, und dann nach einer der Inseln zu fahren, wo sie Meerfrüchte frisch aus den Wellen kaufen. Fruits de mer nennen sie alle die verschiedenen eßbaren Muscheln, Austern und sonstige Schalthiere, die hier im größten Überflusse von den Fischern gefangen werden.

Dem Hafen am nächsten liegt die mahlerische Felseninsel, auf deren Gipfel das bekannte traurige Château d'If erbaut ist; dieses fast unzugängliche, fürchterliche Staatsgefängniß, in welchem die unglückliche eiserne Maske mehrere Jahre lang im engen Verwahrsam gehalten ward. Auch jetzt noch war es nicht leer von ähnlichen Opfern des grausamsten Despotismus; die dort, aller Welt verborgen und unbekannt, vielleicht von ihren Freunden als Todte beweint, in dunkeln Kerkern schmachteten.

Mehr seitwärts und etwas entfernter liegt die kleine Insel Ratonneau. Die Überbleibsel eines alten, verödeten Schlosses, und eine kleine Citadelle, in welcher ein paar Invaliden die Wache haben, sind die einzigen Gebäude; arme Fischer, die zuweilen in Felsenklüften und elenden Baraken dort hausen, die einzigen Bewohner dieses ganz unfruchtbaren Felsenklumpens, der dennoch einem ehrgeitzigen Menschen den Kopf in so weit verrückte, daß er sich einbildete, als König desselben zu den mächtigsten Monarchen sich zählen zu dürfen. Ein alter Corporal, der vor mehreren Jahren dort die aus vier Invaliden bestehende Besatzung commandirte, kam nähmlich auf die sublime Idee, sich von ihnen als König von Ratonneau huldigen zu lassen; die Unterthanen bezeigten sich indessen widerspänstig. Da beschloß der König, sie sammt und sonders zu verbannen; und da sie einmahl alle viere nach Marseille gefahren waren, um Lebensmittel zu hohlen, ließ er sie bey ihrer Rückkunft nicht wieder landen; trieb sie fort, schoß nach ihnen, und blieb auf diese Weise ganz allein unumschränkter Herr in seinem Gebiethe. In Marseille nahm man die Sache nicht ernstlich, sondern lachte über den neuen Monarchen, und ließ ihn im ruhigen Besitze seiner Staaten, bis die Fischer seiner ewigen Requisitionen von Lebensmitteln überdrüssig wurden. Einige von ihnen ersannen eine List, um seiner habhaft zu werden. Sie kamen als Unzufriedene vom festen Lande zu ihm, und verlangten, ihm als ihren Fürsten zu huldigen; was er denn

einiger Maßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monaths April fanden wir es in Marseille so heiß, als bey uns in den wärmsten Sommertagen; aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frey von Dünsten bleibt. Im May begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborne Dame, die Gattinn eines sehr angesehenen Kaufmannes, deren freundlicher Aufnahme wir unsere schönsten geselligen Stunden in Marseille verdanken, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenstiche sogleich hinsank, und wenig Stunden darauf starb; ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft, und Alles entnervt und ermattet hinsinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält; aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr; darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freyer umweht, wenn gleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beynahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der nur unsere kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Zeit desselben. Mild und segensreich herrscht er vom October an bis spät im December; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drey Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so enge an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Jahreszeit am heftigsten und anhaltendsten wehete.

Die hohe, pittoreske Schönheit des Landes um Marseille ent-

Eine Citadelle und eine kleine, der heiligen Jungfrau geweihte Capelle krönen die Spitze desselben; von letzterer trägt er den Nahmen.

Die über allen Ausdruck erhabene, herrliche Aussicht lohnte uns oben auf's reichlichste für alle Mühseligkeit des Steigens auf dem mit spitzigen Kieseln besäeten Pfade. Die ganze Stadt liegt zu unsern Füßen; die breiten, regelmäßigen Straßen und großen Plätze der Neustadt sehen wie das mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegte Parterre eines Holländischen Gartens aus; in dem höher liegenden Häuserklumpen der Altstadt erkennt man jedes einzelne größere Gebäude; man könnte fast die Fenster darin zählen. Weit hinaus liegen alle die tausend, auf Höhen und in Thälern zerstreuten Bastiden mitten in ihren Gärten vor uns; die pittoresken Felsenufer mit ihren Citadellen, die Quarantaine-Gebäude, der Hafen, die Rhede mit ihren Inseln, und das weite Meer, dessen blaue Ferne einem Blicke in die Ewigkeit gleicht. Ganz klein erschien uns die Insel, auf welcher das Château d'If steht; noch kleiner die vielen Eilande, welche um sie her zu schwimmen scheinen. Auf der Insel Pomègue konnten wir deutlich die von der Abendsonne gerötheten Gebäude erkennen. Das Meer war still, glatt wie ein Spiegel und dunkelblau; unzählige Fischerboote kreuzten darauf umher, und erschienen uns auf dieser Höhe wie kleine glänzende Puncte; großen, majestätischen Schwänen ähnlich, schwammen mächtige, dem ersehnten Hafen sich nähernde Schiffe mit vollen Segeln zwischen ihnen hindurch. Am herrlichsten ist der Blick von der Terrasse vor der Citadelle. Ein Wächter sitzt hier, so lange der Tag währt, vor einem großen Fernglase, um jedes am Horizont erscheinende Schiff zu beobachten und durch Signale dessen Ankunft und Flagge der Stadt kund zu thun. Ganz in der Ferne zeigte er uns ein Englisches Kriegsschiff; oft sah er die ganze Englische Flotte dicht vor der Rhede kreuzen, und hatte nur noch am gestrigen Abende dreyzehn ihrer Segel gezählt.

Die Citadelle ist nicht bedeutend. Ihre Gewölbe umschlossen sonst viele unterirdische Gefängnisse, und noch vor wenigen Jahren mußte Orleans Egalité eines derselben mehrere Monathe lang bewohnen, ehe er zum wohlverdienten Lohne seiner Unthaten nach Paris abgeführt ward. Durch eine kleine Öffnung in der Thür blickten wir in den hochgewölbten, feuchten Kerker, den nur ein matter Lichtstrahl durch eine ganz oben angebrachte, kleine vergitterte Öffnung erhellt. Es ist ein furchtbar schwarzer, entsetzlicher Aufenthalt, und er dünkte uns selbst für diesen großen Verbrecher zu arg, der hier wohl oft in düsterer Verzweiflung an sein vormahliges üppiges Leben, an seine vergoldeten Säle und alle die Tausende zurückdachte, die jeder seiner Launen fröhnten!

Nahe an diesem Kerker ist die uralte, der Mutter Gottes geweihte Capelle erbaut. Klein und dunkel steht das fromme Gebäude da, welches sonst ein wunderthätiges Marienbild von gediegenem Silber enthielt, das aber die Carmagnolen in die Münze trugen, um seine Wunderkraft recht gemeinnützig zu machen. Das Bild ist fort, der Glaube ist geblieben; noch immer empfehlen sich die Schiffer dem mächtigen Schutze der notre Dame de la Garde, die ihnen hoch vom Felsen noch lange entgegen leuchtet, wenn sie ihre gefahrvollen Reisen antreten; und die Capelle hängt voll kleiner Dankopfer derer, die im Sturme, Schiffbruch und Sclaverey von ihr gerettet zu seyn glauben.

Die Bastiden.

Alle Einwohner von Marseille, reiche und minder wohlhabende, fühlen das Bedürfniß, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, oder doch wenigstens vom Sonnabende bis zum Montage sich im Freyen von der Arbeit der andern Tage zu erhohlen und frische Luft zu athmen. Daher die Menge der in geringer Entfernung von der Stadt zerstreut liegenden Landhäuser, hier Bastiden genannt, welche das Land umher beleben, und ihm einen ganz eigenthümlichen Reiz gewähren.

Man gab uns die Zahl derselben auf zehn tausend an; sie schien uns zuerst unglaublich; wenn man aber von irgend einer etwas beträchtlichen Anhöhe umherschaut, und rings, so weit das Auge reicht, alle diese großen und kleinen blendend weißen Häuser zwischen Myrthen, Granaten und Pinien hervorschimmern sieht, auf allen Höhen, in allen Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Vista an bis hinab an das Gestade des Meeres, so fängt man an, diese große Anzahl derselben wenigstens wahrscheinlich zu finden. Sie sind freylich an Größe und Schönheit sehr von einander verschieden; nur in der weißen Farbe stimmen alle überein; doch darf man auch bey den bedeutendsten derselben nicht an die schönen Landhäuser bey Hamburg, Amsterdam und andern großen Deutschen und Holländischen Städten denken, noch weniger an England, wo die Reichen nur auf dem Lande in ihren stolzen Villa's Raum finden, ihre Pracht zu zeigen. Im Süden ist das ganz anders; da braucht man im Sommer nur die frische Seeluft, kühlen Schatten und höchstens eine Quelle; die Wohnung ist das Letzte, woran man denkt; denn man bedarf ihrer nur zum Schlafen und Schutz gegen den sengenden Mittagsstrahl, nicht gegen Nässe und Kälte, die in unserm Norden uns auch mitten im Sommer ein bequemes, schönes Haus unentbehrlich

machen, aus dessen Fenstern man wenigstens ins Grüne blicken kann, wenn es draußen recht unfreundlich regnet und stürmet. Der größte Theil der Bastiden ist daher sehr klein, und enthält höchstens eine Küche und ein paar Wohnzimmer; die wenigen größern könnten freylich überall für recht artige Landhäuser gelten; aber auch unter diesen würde man vergeblich das Feenschloß suchen, welches Herrn von Thümmel's reiche Fantasie in dieser Gegend erbaute; keines ist zu finden, das nur die entfernteste Ähnlichkeit damit hätte. Jede Bastide hat ihren eigenen Garten um sich her liegen, der aber nie von bedeutendem Umfange, noch weniger mit künstlichen Anlagen geschmückt ist. Man baut Gemüse und Obst, und begnügt sich übrigens mit dem so unendlich reichen Schmucke, welchen die Natur über Felder und Wiesen verbreitet. Die edelsten Bäume, die köstlichsten Pflanzen wachsen ja beynahe wild; da braucht es nicht der Kunst des Gärtners, um mühsam sie zu pflegen, wie bey uns. Blendend weiße, lange Mauern trennen die Gärten von den Landstraßen, und geben diesen ein langweiliges Ansehen, wie die Weinbergsmauern in der Gegend von Meißen; aber viele dieser Gärten stoßen im Innern an einander, ohne merkbare Begränzung jedes einzelnen Eigenthumes; die ganze Nachbarschaft benützt sie als Spaziergang ohne allen Zwang, und nur der Genuß des Ertrages bleibt dem Eigner; alles Übrige ist gemeinschaftliches Gut der in der Nähe Wohnenden.

Einige auf Anhöhen erbaute Bastiden gewähren eine ausgebreitete, herrliche Aussicht auf Land und Meer; bey vielen scheint man einzig auf diesen Genuß bedacht gewesen zu seyn; da man sie auf steilen, unwirthbaren Felsen errichtete, in deren Spalten nur Lavendel und andere stark duftende Kräuter wachsen, die fast keiner Nahrung bedürfen. Andere in Thälern erbaute erfreuen sich des Schattens der Felsen in dieser von großen Bäumen entblößten Gegend, wo nur Obstbäume, Reben, Maulbeerbäume gedeihen, die wenig Schatten geben. Unzählige würzige Kräuter, die herrlichst blühenden Blumen und Sträuche erfüllen die Luft mit einem Balsamdufte, der Abends, wenn der Thau fällt, oft betäubend wird; aber die Buchen, die Eichen, die weit schattenden Linden unsers Vaterlandes können hier nicht fortkommen, weil der sengende Mittagsstrahl sie schon im Keime zu Staube brennt.

Die Provençalische Sonne ist ganz etwas anderes, als die unsrige. Hoch steht sie am dunkelblauen Himmel, und kein Nebel, kein Wölkchen hält ihren fast senkrecht herabblitzenden, alles versengenden Strahl zurück. Im Sommer regnet es fast nie, und alle Vegetation erliegt der glühenden Hitze, bis der Abendthau sie wieder

einiger Maßen erfrischt. In der Mitte des Sommers ist kein grüner Grashalm mehr zu erblicken, und das Laub an den Bäumen verdorrt. Schon zu Ende des Monaths April fanden wir es in Marseille so heiß, als bey uns in den wärmsten Sommertagen; aber die Hitze ist weniger drückend, weil die Luft ganz frey von Dünsten bleibt. Im May begann man schon die Fußpfade um den Hafen, den Cours und die besuchtesten Straßen mit Dächern von Leinwand zu bedecken. Die Strahlen der Mittagssonne sind hier im Sommer sehr gefährlich, oft tödtlich. Eine in Neapel geborne Dame, die Gattinn eines sehr angesehenen Kaufmannes, deren freundlicher Aufnahme wir unsere schönsten geselligen Stunden in Marseille verdanken, beweinte noch den Tod eines ihrer Kinder, das in der Mittagsstunde in den Garten hinauslief, getroffen vom Sonnenstiche sogleich hinsank, und wenig Stunden darauf starb; ein Opfer der Pfeile des zürnenden Helios. Diese Dame versicherte uns auch, daß selbst in Neapel die Mittagsstunden des Sommers nicht heißer sind als hier, wo alsdann jede Regung des Lebens erschlafft, und Alles entnervt und ermattet hinsinkt. Zwar erhebt sich alle Tage ein sanfter Seewind, der regelmäßig von zehn Uhr Morgens bis gegen Abend anhält; aber in der Stadt wird man seinen erfrischenden Hauch kaum gewahr; darum flüchten die Marseiller zu ihren Bastiden, wo die Luft sie freyer umweht, wenn gleich sie auch dort wenig erquickenden Schatten finden. Die Herrlichkeit der Sommernächte ist dagegen unbeschreiblich, besonders wenn der Vollmond vom reinen, beynahe schwarzblauen Himmel herniederstrahlt, mit einer Pracht, von der nur unsere kältesten Winternächte einen Begriff geben können. Auch eilt dann Alles hinaus, und selbst angesehene Familien sieht man in den Straßen vor den Hausthüren sitzen, um der köstlichen Kühlung der wunderschönen Nacht zu genießen.

So wie der Abend des Tages, so ist auch der Abend des Jahres, der Herbst, die schönste Zeit desselben. Mild und segensreich herrscht er vom October an bis spät im December; oft braucht man erst im Februar Kaminfeuer anzuzünden. Die kalte Regenzeit, die hier zu Lande Winter heißt, dauert etwa drey Wochen. Auch während derselben bleibt die Luft mild, und selten merkt man Morgens früh ein wenig Reif oder dünnes Eis; ein paar Stunden Schnee sind die größte Seltenheit. Der wunderschöne Frühling schließt sich so enge an den Winter, daß man kaum seinen Anfang, wohl aber sein Fortschreiten bemerkt; er wäre der herrlichste in der Welt, wenn nicht der schneidend kalte, alles austrocknende Mistral gerade in dieser Jahreszeit am heftigsten und anhaltendsten wehete.

Die hohe, pittoreske Schönheit des Landes um Marseille ent-

zückte uns jeden Tag auf's neue. Obgleich es ihr ganz an ländlichem Reitze frischer Wiesen und schattender großer Bäume fehlt, so wurden wir es doch nicht müde, uns der prächtigen Felsen, des Meeres und der wunderbaren Pflanzenwelt zu erfreuen; die Marseiller hingegen konnten gar nicht begreifen, was uns an dem nackten Gesteine entzückte. Ihr Ideal von Schönheit der Natur ist gerade das, was ihnen als das Seltenste erscheint. Wo sie nur ein frisches, grünes Plätzchen, von ein paar großen Platanen oder Ulmen beschattet, und eine kühle Quelle wissen, da wallfahrten sie hin, betrachten es als ein Wunder, freuen sich darüber ohne Ende, und lachten über uns, die wir in der Begeisterung über ihre große Natur uns oft fast zu Asche verbrennen ließen.

„Schloß Borelly, Eygalades müssen Sie sehen, wenn Sie unsere Gegend in der höchsten Schönheit kennen lernen wollen," war das ewige Lied unserer Marseiller Freunde; auch ruheten sie nicht, bis sie uns hingebracht hatten. Beyde Orte sind in nicht sehr weiter Entfernung von der Stadt; wir kamen zuerst nach Eygalades, und fanden zu unserm Erstaunen eine ganz Deutsche Gegend. Eine kleine, grüne Wiese, durch welche sich ein lustiges Strömchen windet, ein kleines Weitzenfeld, dessen Ähren aber schon jetzt, im Anfange des Monaths May, so groß waren, daß wir es kaum dafür erkannten, und einige herrliche Platanenbäume von ausgezeichneter Größe und Schönheit, darneben ein recht hübsches Landhaus, um das wir uns aber weiter nicht bekümmerten.

Im Schlosse Borelly fanden wir es ungefähr eben so; das Gebäude ist viel weitläufiger und in größerm, vornehmern Style erbaut, nach Art aller Französischen Schlösser auf dem Lande. Es enthält sogar eine, der Zahl nach ziemlich ansehnliche, Gemählde-Sammlung, durch welche wir aber von dem uns herumführenden Bedienten dermaßen gejagt wurden, daß wir wenig davon sahen. Der Schloßgarten ist unbedeutend; desto reitzender ein von Weiden und Erlen dunkel beschatteter Fußpfad, der längs dem kleinen Flusse Huveaune hinführt, bis dahin, wo dieser in's Meer fällt, welches beym Austritte aus dem Schatten der Bäume plötzlich in aller seiner Herrlichkeit vor uns liegt, ohne daß man es früher erblickt. Das Schloß Borelly gewährt übrigens gar keine Aussicht; hohe Felsen umgeben es von der einen Seite, an der andern ist die Gegend zu flach, um weit sehen zu können; aber die frische Kühlung der hohen, schattenden Bäume, die von silberhellem Wasser durchströmten Grasplätze erheben es in den Augen der Marseiller zu einem paradiesischen Aufenthalt, und wir stimmten ihnen gern an diesem heißen Tage bey. Einen Sommer hier zu verleben, muß freylich etwas Köstliches seyn.

Das Leben in Marseille.

Man lebt in Marseille weit theurer als in Montpellier und andern Städten des südlichen Frankreichs, wahrscheinlich wegen der größern auf Einem Puncte hier versammelten Anzahl von Menschen; denn das Land umher ist reich an Allem, was man zum Leben eigentlich bedarf. Wir nehmen das Brot aus, da auf diesem felsigen Boden kein Weitzen fortkommt. Dieser muß aus der Ferne herbeygeschafft werden, was indessen durch die Schifffahrt wieder sehr erleichtert wird. Gemüse ist das ganze Jahr hindurch im Überflusse zu haben, besonders mehrere Arten Blumenkohl, die in Deutschland nicht wachsen, und ganz vortreffliche Artischocken. Die köstlichsten Früchte stehen überall zum Verkaufe; die Marseiller Feigen sind berühmt; aber auch alle andern Gattungen des ausgesuchtesten Obstes, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel und Mandeln bringt das Land im Überflusse. Kastanien wachsen nicht viel hier, aber sie werden aus benachbarten Provinzen und Ländern in solcher Menge eingeführt, daß sie beym Volke die Stelle der Kartoffeln vertreten. Hieres und die Spanischen und Italiänischen Küsten schicken Orangen, Citronen und Arbusen; die Levante Datteln, Pistaziennüsse und viele andere Früchte; alle werden zu unglaublich wohlfeilen Preisen verkauft, und es ist eine wahre Freude, sie überall in großen Körben, mahlerisch gruppirt, in der höchsten Vollkommenheit zu erblicken. Bey der Nachbarschaft des Meeres fehlt es auch nicht an vortrefflichen Fischen aller Art; sie sind im Überflusse vorhanden; so auch Austern, Muscheln und alle Gattungen eßbarer Schalthiere. Die wunderbare Form, die glänzenden Schalen vieler dieser uns bis jetzt unbekannt gebliebenen Thiere, die uns einst sammt und sonders am Tische eines Freundes vorgestellt wurden, machten die ganze Tafel einem Conchylien-Cabinette ähnlich; aber die unscheinbare Auster behielt doch den Preis. Einige Mollusken-Arten, die auch gegessen werden, mochten wir gar nicht berühren, so sehr sie uns auch angepriesen wurden; sie sehen gar zu widerwärtig aus; desto besser aber behagten uns die Krabben, die Taschenkrebse und die riesengroßen Hummer.

An wildem und zahmem Geflügel aller Art ist ebenfalls kein Mangel; aber Rindfleisch ist selten zu haben, noch seltener Kalbfleisch, weil diese Thiere in der Nähe von Marseille kein Futter finden. Man muß sich mit dem Fleische von jungen Ziegen, Lämmern und Hammeln begnügen, welche aber auf den mit würzigen Kräutern bewachsenen Felsen trefflich gedeihen. Viele Menschen in Marseille haben vielleicht in ihrem Leben keine Kuh gesehen, und in der Nähe der

Stadt leben kaum zehn dieser nützlichen Thiere, die als eine Seltenheit mit großen Kosten erhalten werden müssen, da es keine Wiesen gibt. Eine Schweizerinn, die Gattinn eines Marseiller Kaufmannes, beschenkte uns zuweilen mit frischem Rahm und Butter von den zwey Kühen, die sie auf ihrer Bastide mit großer Mühe hielt; sonst hätten wir beydes ganz entbehren müssen. Die Marseiller kennen nur die Milch von Ziegen und Schafen; es wird auch Butter davon bereitet, die aber sehr widrig riecht und ekelhaft weiß ist. Man macht fast gar keinen Gebrauch davon; die Speisen werden alle mit dem hier im Überflüsse vorhandenen trefflichen Olivenöhle bereitet. Sie schmecken deßhalb nicht schlechter, und wir gewöhnten uns sehr bald daran; zum Braten, Backen, zur Bereitung des Gemüses und der Fische fanden wir das Öhl sogar vortrefflich.

Große Kleiderpracht wird in Marseille nicht getrieben, obgleich die Damen sich sehr geschmackvoll und vortheilhaft anzuziehen wissen. Der Hitze wegen werden viele leichte, seidene Zeuge getragen, die als Producte des Landes nicht theuer sind; viele Verzierungen daran würde die Wärme des Klima's beschwerlich machen, da man sich oft umkleiden muß, und durchaus nichts Beengendes ertragen kann. Der Orient liefert schöne Shawls und leichte gedruckte Musseline, die man sehr schätzt; Italien die feinen Strohhüte, und damit ist gewöhnlich der ganze Putz vollendet. Auch die Männer tragen im Sommer seidene Kleider und leichte, überzogene Strohhüte.

Bey der Einrichtung der Häuser strebt man vor allem nach möglichster Kühlung. Tische und ähnliche Möbeln haben gewöhnlich marmorne Platten; die Stühle sind häufig von geflochtenem Rohre, die Fußböden der sehr hohen, geräumigen Zimmer mit zierlich glasurten Backsteinen belegt; seltener mit Marmor oder Stein, weil diese in der Wärme oft feucht werden. Die Treppen bestehen alle aus Stein, mit eisernen Geländern versehen, und die bis auf den Fußboden hinabreichenden Fenster haben außer den innern Jalousien noch von außen angebrachte, leinene Schirme, um jeden Sonnenstrahl so viel möglich abzuhalten. Die breiten, mit Matratzen belegten Bettgestelle sind immer mit leichten Vorhängen versehen, zum Schutze gegen Mücken und ähnliche Ruhestörer. Diese sind hier sehr grimmig und blutdürstig; auch schleichen sich zuweilen Scorpione ein; doch hält man gegen diese gefährlichen Feinde strenge Wache, eben so gegen die Schlangen, die wohl zuweilen in den Bastiden sich einfinden, aber doch nicht sehr giftiger Art sind. Überhaupt bringt hier die Sonne allerhand wunderbares Gewürme hervor; es ist ein ewiges Rauschen und Zischen und Rascheln in den Kräutern und Gebüschen, besonders während der Mittagszeit; ungeheuer große Eidech-

sen fahren oft plötzlich hervor und erschrecken durch ihre Ungestalt, und ewig zirpen die Cicaden und [illegible] wie mit silbernen Glöckchen.

Eine eigene Equipage ist in Marseille ein fast unbekannter Luxus; kaum mögen in der ganzen Stadt deren zwanzig gezählt werden können. Kein einziger der vielen angesehenen, reichen Kaufleute hält sich Wagen und Pferde, und außer denen des Präfecten, der dort den kleinen Kaiser spielte, und einiger reichen Russischen Familien, die sich eben in Marseille aufhielten, haben wir während der ganzen Zeit, die wir dort zubrachten, keine gesehen. Selbst die wenigen Fiakers, die an einigen Plätzen halten, stehen ewig müßig da; denn es geht sich so angenehm auf den bequemen Steinplatten der reinlichen Straßen, daß niemand fahren mag. Auch den gewöhnlich sehr kurzen Weg zu den Bastiden legt man gern zu Fuß zurück, da kein Regen im Sommer das Gehen unangenehm macht, und man ohnehin nur Abends und in den ganz frühen Morgenstunden sich hinauswagt. Bey vielen Bastiden wäre es sogar, ihrer Lage wegen, unmöglich, bis an die Thür derselben zu fahren. Zu weiten Landpartien nimmt die Hitze allen Muth; auch kann man recht gute Pferde und Wagen billig zur Miethe haben, wenn man in einzelnen seltenen Fällen ihrer bedarf.

Zum geselligen Leben wäre in Marseille eine Equipage sehr überflüssig; denn es gibt dort eigentlich keine Gesellschaft. Alle die vielen angesehenen Kaufleute, welche diese, dem Handel so günstig gelegene Stadt bewohnen, so wie auch alle andere bedeutende Familien, leben für sich allein. Höchstens beschränkt sich ihr Umgang auf zehn oder zwölf Personen, die zuweilen des Abends einander auf eine Stunde besuchen. Das im übrigen Frankreich übliche Visitengeben findet in Marseille nur bey sehr seltenen Anlässen Statt; Gesellschaften zu Mittag oder zu Abend, Thees, Soirees wie in Paris, in Bordeaux und im übrigen Frankreich, existiren gar nicht; nur der damahlige Präfect machte hiervon eine Ausnahme, und lud seine Erwählten zuweilen zu sich ein. Als Fremde hatten wir mancherley Empfehlungen an angesehene Familien, wurden von allen freundlich empfangen, und mehrere Mahle bald in der Stadt, bald auf der Bastide von ihnen eingeladen; aber immer fanden wir sie allein, höchstens mit ein paar Hausfreunden, oder Fremden, wie wir, und sahen aus allem, daß dieß die allgemeine Lebensweise sey. Unsere Abende brachten wir deßhalb nicht minder angenehm im Hause der früher erwähnten Dame aus Neapel zu, und fanden bey dieser liebenswürdigen Frau immer einen zwar sehr kleinen, aber desto anziehendern Kreis ihrer gewählten Freunde. Ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent, ihre Portefeuilles, angefüllt mit Zeichnungen von

ihr selbst, auf ihren vielen Reisen geistvoll entworfen, das immer lebendige Gespräch, gaben den Stunden Flügel, und es fiel uns nie dabey ein, größere Gesellschaften herbeyzuwünschen.

Nicht Vorliebe für stilles, häusliches Glück ist der Grund dieses Mangels an Geselligkeit in Marseille, sondern der größte Hang zu rauschenden Vergnügen und zum niedrigst ausschweifenden Leben. Hohes Spiel, wilder Tanz und die auf's höchste getriebene Sittenlosigkeit sind Freuden, welche den Männern jede Gesellschaft verleiden, die ihnen den mindesten Zwang auferlegt. Die wenigen, welche hierin eine Ausnahme machen, sind größten Theils Ausländer, und leben mit den Ihrigen ganz in der Stille, wie sie es müssen, wenn sie nicht mit dem Strome fortwollen.

Jeder Mann, verheirathet oder nicht, unterhält eine Geliebte, in deren Wohnung er alle Stunden zubringt, welche Geschäfte oder anderweitige Vergnügungen ihm frey lassen. Dieses ist so allgemein anerkannte Sitte, oder vielmehr Unsitte, daß es niemanden einfällt, ein Geheimniß daraus zu machen. Seit wenig Wochen verheirathete Männer und ältere Hausväter führen ihre so genannte Freundinn öffentlich in's Theater, und bleiben bey ihr, oft der Loge gegenüber, in welcher ihre Frauen, ihre erwachsenen Söhne und Töchter sich befinden, als wenn es so seyn müßte; und die Frau, welche es wagte, die mindeste Unzufriedenheit darüber zu äußern, würde, selbst unter den andern Frauen, sich lächerlich machen. Nirgends tritt das Laster öffentlicher und ohne Scheu auf, als in Marseille; die Stadt wimmelt von ganz berüchtigten Mädchen aller Classen; man begegnet ihnen bey jedem Schritte; im Theater, in Concerten, auf Bällen kann es die unbescholtenste Frau nicht vermeiden, in ihrer Gesellschaft zu seyn, und ihre Töchter mit ihnen in Einer Reihe zu sehen; ja sie muß es anhören, wie ihre Söhne und ihr Mann mit solchen Bekanntschaften großthun. Viele von diesen Mädchen machen ein Haus, und sehen alle Abende große Männergesellschaften bey sich, in welchen Hazardspiele die Hauptunterhaltung ausmachen.

Das Spiel zerstört vollends jedes angenehme häusliche Verhältniß; in allen Straßen sind mehrere von der Regierung privilegirte Spielhäuser, die jährlich oft zwanzig bis dreyßig tausend Franken Pacht geben. Man kann daraus schließen, wie besucht sie sind, und welche große Summen dort umgesetzt werden. Selten gehen Frauen hin, die nicht zu der ganz verrufenen Classe gehören; außer im Carnaval, und dann nur maskirt; aber manche setzen sich doch auch darüber hinaus, und besuchen diese Orte öffentlich und zu jeder Zeit.

Daß bey dieser ausschweifenden, alle Rücksichten vernachlässigenden Lebensweise der Männer auch nicht alle Frauen makellos bleiben,

läßt sich denken, um so mehr, da sie von der frühesten Kindheit an sehr schlechte Beyspiele sehen, und niemand hier die strengen Gesetze des Anstandes kennt, die in andern Französischen Städten wenigstens den Schein der Tugend erhalten, welchen hier niemand achtet. Verworfene Geschöpfe, die man in Paris oder Bordeaux in keiner guten Gesellschaft dulden würde, erscheinen hier überall; und gelingt es einer von ihnen, einen ihrer Anbether so zu fesseln, daß er sie heirathet, so tritt sie, ohne Widerspruch in die Reihe der unbescholtensten Frauen, und genießt mit diesen in der Gesellschaft gleiche Ehre.

Die Folgen dieses zügellosen Lebens erblickt man sowohl in den höhern als geringern Classen, und begegnet bey jedem Schritte fürchterlich entstellten Gesichtern, welche die Geschichte ihres Lebens zur Schau tragen, ohne sich übrigens sonderlich darum zu kümmern.

Unter solchen Umständen bleibt also denen, welche sich diesem sittenlosen Leben nicht hingeben wollen, keine Wahl, als still in ihrem Hause oder ihrer Bastide zu leben, und kein Vergnügen außer demselben, als der Besuch des Theaters.

Das große Schauspielhaus in der Straße Beauvau ist ein schönes Gebäude, obgleich die Säulen an der Façade desselben im Verhältnisse mit ihrer Höhe etwas zu stark sind. Auf dem großen, freyen Platze, in dessen Mitte es steht, nimmt es sich dennoch recht imposant aus. Die innere Einrichtung desselben ist lobenswerth in jeder Hinsicht; die Bühne sehr geräumig und die Decorationen sind vortrefflich. Die Schauspieler entfernten sich freylich nur wenig von der goldenen Regel des Mittelmäßigen; aber man hoffte auf Verbesserung derselben, wie überall. Im Grunde bekümmert sich aber auch das Marseiller Publicum wenig um das, was auf der Bühne gesprochen wird; ihm ist der Tanz die Hauptsache; auch fanden wir hier das Ballet in einer Vollkommenheit, wie nirgends außer Paris. Mehrere der ersten Tänzer waren ehemahls mit bedeutendem Gehalte bey der Italiänischen Oper in London engagirt, und die Ausführung des großen berühmten Balletts, Psyche, setzte uns durch seine Vortrefflichkeit in Erstaunen, obgleich wir das nähmliche Ballett mit ganz erneuter Pracht in Paris hatten geben sehen, wo Madame Gardel, Clotilde und Duport die Hauptrollen hatten.

Der für die Zuschauer bestimmte Theil des Theaters bildet einen großen Halbzirkel, so daß man nirgends zu weit von der Bühne entfernt ist, um Alles zu hören, und zugleich die ganze Versammlung übersieht. Die Logen sind alle von Abonnenten eingenommen; Fremden und Nicht-Abonnenten bleibt eine weite, offene Gallerie, die, etwas niedriger als der erste Rang Logen, sich an diese lehnt, und vor ihnen rings um das ganze Haus herläuft. Dort sieht und hört

man freylich am besten, aber in sehr schlechter Gesellschaft; letztere scheint sich indessen, nach einer Art stillschweigender Convenienz, gewöhnlich zur linken Seite des Theaters zu halten. Da jeder Abonnent seine Loge, wie er will, decorirt, so erhalten diese ein buntscheckiges, die Harmonie des Ganzen störendes Ansehen; denn jede ist mit einer andern Farbe tapezirt; einige sind offen, andere haben Vorhänge, andere Gitter, andere Rouleaux von Gaze; manche sehen wie aufgeputzte Gardinenbetten aus, andere wie Schiffs-Cajüten. Hinter der Musik im Orchester nehmen viele Frauenzimmer mit ihren Führern Platz; im Parterre aber sieht man, wie überall in Frankreich, nur Männer. Von der baldigen Eröffnung des sehr hübschen, in der Altstadt neu erbauten Theaters hoffte man viel Schönes. Außer diesen beyden großen Schauspielhäusern existiren auch noch drey oder vier kleinere in Marseille. In das größte derselben, au Pavillon, wagten wir uns einmahl hinein; aber sowohl die Vorstellung als die Gesellschaft, die wir dort fanden, bewogen uns, noch vor Ende des Stückes wieder hinauszugehen, und benahmen uns den Muth, auch die übrigen kleinen Tempel Thaliens zu besuchen.

So wenig Reitz das gesellige Leben in Marseille auch biethen mag, der Aufenthalt in der schönen Stadt machte uns dennoch viel Freude. Überall ist frohes, munteres Leben zu schauen, dessen Details man nur vermeiden muß, um sich an der Außenseite desselben erfreuen zu können. Abends ist es ein Wogen und Leben in den Straßen; viele Leute sitzen vor den Häusern; die Läden sind erleuchtet; überhaupt wird das Leben im Süden weit öffentlicher betrieben als bey uns. Man ißt und trinkt im Freyen; man geht in den Straßen spazieren, ohne Furcht damit etwas Unschickliches zu begehen; und manche Handwerker arbeiten in offenen Läden dicht an der Straße.

Die Menschen sehen in Marseille ganz anders aus als in der Gascogne; so häßlich das Volk dort ist, so schön ist es hier. In allen Classen bemerkten wir im Durchschnitte große, herrliche Gestalten mit ausdrucksvollen, regelmäßigen Gesichtern, schwarzen, blitzenden Augen, und weit weniger braun von Farbe, als man es in diesem Klima vermuthen sollte. Unter den Frauen der höhern Stände sahen wir sogar viele blendend weiße Blondinen mit goldenen Locken und schwarzen Augen; überhaupt viele auffallend schöne Weiber, denen die dem Süden eigene Lebhaftigkeit etwas unwiderstehlich Reitzendes gibt. Diese Lebhaftigkeit des Volkes in Sprache und Bewegung ist hier nicht minder groß als in der Gascogne, nur weniger unangenehm; die Leute sehen nicht immer aus, als ob sie einander todtschlagen, eher, als ob sie mit einander tanzen wollten. Der volle, schöne Klang des Provençalischen Dialektes trägt auch viel dazu bey, ihr

Felsen hat nur eine Art von geistigem Leben; nichts ist grün; die Olivenbäume, welche zwischen den Steinklüften wachsen, der Lavendel und ähnliche Kräuter, die überall sprossen, sehen alle grau aus; aber ein süß berauschender Duft steigt aus ihnen empor, die Felsen glühen im Abendscheine, und tausend Cicaden klingeln ihr einfaches Lied unaufhörlich.

Wir übernachteten in dem, tief im Grunde liegenden, von Felsen umgebenen Städtchen Cuges. Ringsum bedeckt wildwachsendes Kaperngesträuche die Felsenwände. Diese klimmende Pflanze wird dadurch zum Hauptnahrungszweige der Einwohner, welche die eben sich zeigenden Blüthenknospen mit großer Sorgfalt sammeln, sie auf der Stelle in Essig einmachen, und dann zur Versendung in alle Welt verkaufen. Ein sehr angenehmer Duft, fast wie von Cedernholz, kam uns beym Einfahren in den Ort entgegen, dessen Ursache wir bald in dem Kaminfeuer entdeckten, welches unsere Engländerinn, nach ihrer Landessitte, im Gasthofe anmachen hieß, um die Luft im Zimmer zu trocknen. Die Leute brennen nähmlich in Cuges nur Rosmarinholz. Diese bey uns so zarte Pflanze wächst hier in ihrer Heimath zu einem Strauche von ansehnlicher Größe heran, mit mehr als armsdicken Zweigen, und die Wurzeln davon, welche man vorzüglich gern brennt, sind noch weit stärker.

Hinter Cuges führt der Weg eine sehr steile Anhöhe hinauf. Zwar ist er breit genug; dennoch grausete uns vor dem Abgrunde, der seitwärts schwarz und fürchterlich den Reisenden angähnt. Oben empfing uns ein wunderschönes Thal, von noch höhern Felsen umgeben, durchrauscht von einem wilden, schäumenden Bergstrome, zu welchem mehrere silberhelle Quellen von den Felsengipfeln pfeilschnell hinabeilen. Reben, Mandeln, Olivenbäume und Maulbeerbäume wachsen zwischen dem Gesteine üppig hervor; an einigen Stellen erheben die mahlerischen Felsen ihre zackigen Häupter hoch gen Himmel, und stehen schroff und zürnend da; aber wo nur irgend ein fruchtbares Plätzchen sich zeigt, hat auch der fleißige Mensch gebaut, und die Mischung von Cultur und widerstrebender Natur in diesem Thale gibt der Gegend einen unnennbaren Reitz. Der steinige Weg zwang uns, viel zu Fuße zu gehen. Miß Lucy war damit besonders zufrieden; denn hier und nirgends anders wollte sie durchaus den Schauplatz von Yorick's empfindsamen Abenteuern entdecken, vor allem den Berg, auf welchem er eine Pachters-Familie zum Abendgebethe tanzen sah. Leider war keine Spur von dem allen zu finden; gar nichts, das nur von ferne einen sentimentalen Anstrich hatte, wollte uns begegnen; und zu

und ist dann zum Verkaufe und zum Versenden bereit. Die schwerste Arbeit dabey ist, die Wedasche vor dem Gebrauche in kleine Stücke zu zerschlagen. Diese gleicht einem lockern, schwärzlichen Steine, und wird in Spanien aus einer dort häufig wachsenden Pflanze gebrannt. Die Marseiller Seife versendet man überall hin in sehr großen Quantitäten; es gibt deren weiße und blaue; erstere ist die beste; aber die blaue, zu welcher mehr Wedasche kommt, wird theurer bezahlt, weil der Absatz davon bedeutender ist, da sie besonders zum Waschen gröberer Leinwand für vortrefflich gilt.

Auch die Korallenschleiferey der Herren Megi, Garambois und Margirenne besuchten wir. Sie ist die einzige in Frankreich. In Italien sind auch einige, vielleicht auch in Spanien; und die Seltenheit solcher Fabriken ist wohl die Ursache der Kostbarkeit dieses in seiner Vollkommenheit so glänzenden Schmuckes; denn die Korallen selbst werden in großer Menge aus den Tiefen des Meeres heraufgebracht. Die, welche man in Marseille verarbeitet, kommen größten Theils von den Provençalischen Küsten, viele auch von den Afrikanischen und Spanischen. Die schönsten und merkwürdigsten Zweige dieses wunderbaren Geschenkes Aphroditens hatten die Eigner in einem kleinen Cabinette gesammelt und auf Sockeln gestellt; es waren Stücke von ungeheurer Größe und wunderschöner Farbe darunter, die jedem Conchylien-Cabinette zur größten Zierde dienen würden. Die Korallenzweige reiniget man zuerst mit einer Feile, und befreyet sie von ihrer Rinde; dann werden sie in kleine Stücke zertheilt, und der Farbe und Schönheit nach sortirt, dann gebohrt; darauf gibt man ihnen auf einem Schleifsteine die gehörige Rundung; nur die allerschönsten werden zuletzt wie Diamanten in Facetten geschliffen. Die Preise einer solchen Korallenschnur sind sehr verschieden. Bloß gebrochene, von der Rinde befreyte und durchbohrte Stücke Korallen werden in langen Schnüren aufgereihet, und nach den von Negern bewohnten Küsten zum Schmucke für diese pechschwarzen Herren und Damen gesendet. Der Handel mit dieser geringern Sorte ist der bedeutendste, obgleich jede einzelne Schnur sehr wohlfeil verkauft wird. Rund geschliffene Korallen, wie sie gewöhnlich in allen Europäischen Ländern, besonders vom Volke getragen werden, sind weit theurer. Von diesen gehen viele nach Rußland; auch gibt es deren eine Gattung von ganz blaßrother Farbe, die in China sehr beliebt ist. Die schönsten Korallen werden brillantirt, und sind am theuersten, besonders wenn sie eine recht dunkelrothe Farbe haben. Eine gar nicht lange Schnur dieser Art kostet in der Fabrik selbst wenigstens hundert und fünfzig Franken; oft weit mehr, wenn die Korallen von ungewöhnlicher Größe sind; denn das Schleifen ist sehr mühsam, und

Stücke von der zu dieser Gattung erforderlichen Schönheit werden nicht häufig gefunden. Seitdem dieser Schmuck von neuem Mode ward, ist er auch im Preise gestiegen.

Es gibt noch viele Fabriken anderer Art in Marseille, besonders Zucker-Raffinerien; die wir aber nicht besuchten, weil man sie überall findet. Nur eine fiel uns noch ihrer Seltenheit wegen auf, in welcher man scharlachrothe, gestrickte, kalottenartige Mützen verfertiget, die besonders nach der Levante und selbst nach Indien in großer Menge verschickt werden.

Reise nach Toulon.

Nach Toulon, nach Hieres, in's schöne Land, wo die Citronen blühen, mußten wir, in dieser Nähe desselben, doch eine Wallfahrt unternehmen. Eine junge, im nähmlichen Hause wohnende Engländerinn hörte von diesem unserm Vorsatze, und bath, uns begleiten zu dürfen. Da sie in ihrem eigenen Wagen mitfahren wollte, so willigten wir gern ein. Sie war ein zartes, kränkelndes Wesen, wie so viele ihrer Landsmänninnen, unbehülflich in dem fremden Lande, und voll nationeller Eigenheiten und Gewohnheiten, die sie nicht ablegen konnte, und die ihr unter diesen damit unbekannten Menschen jeden Schritt erschwerten. Während des Krieges war sie, ihrer zerrütteten Gesundheit wegen, mit ihrem Vater, einem Parlaments-Gliede, und ihrer Schwester nach Frankreich gekommen. Bey dem unerwartet schnell ausgebrochenen Kriege wurde diese Familie, wie alle damahls in Frankreich anwesende Engländer, auf höchst widerrechtliche Weise für kriegsgefangen erklärt, der Vater nach Verdün geschleppt, und die arme kranke Lucy blieb, des wärmern Klima's wegen, bey ihrer Schwester in Toulouse, die sich indessen dort mit einem angesehenen Manne verheurathet hatte. Mit hohem Erröthen, fast weinend über das Gefühl der in ihren Augen damit verknüpften Schande, gestand uns Lucy das Unglück, einen Franzosen zum Schwager zu haben, so daß wir nicht wußten, ob wir mit ihr darüber weinen oder über den komisch-ernsten Ausdruck ihres gekränkten Patriotismus lachen sollten. Jetzt war sie auf dem Wege nach Verdün zu ihrem Vater, und glaubte nur einen ganz kleinen Umweg zu machen, indem sie von Toulouse über Marseille, Toulon und Hieres nach Verdün reisete. Denn obgleich alle Englischen Damen in ihren Pensionen Geographie lernen, so haben sie doch keinen Begriff von der Größe der Welt, besonders des festen Landes, indem sie immer ihre kleine Insel, die ihnen das Größte dünkt, zum Maßstabe nehmen.

Da stand nun das wirklich liebenswürdige junge Mädchen ganz allein in der wildfremden Stadt, mit einem Englischen Kutscher, ein paar Englischen Pferden, und einer Französischen femme de chambre von der schlimmsten Art, die sie ganz treuherzig unter Weges in einem Gasthofe angenommen hatte, weil die von ihrer Schwester ihr mitgegebene Engländerinn wieder umgekehrt war, da sie der Provence keinen Geschmack abgewinnen konnte. Der Kutscher behauptete, seine Pferde wären die klügsten Personen im ganzen Lande, weil sie doch wenigstens Englisch verständen, und Miß Lucy hätte bald aus dem nähmlichen Grunde dasselbe von uns behauptet; wenigstens erschienen wir ihr höchst tröstlich in dieser peinlichen Lage.

An einem sehr schönen Morgen machten wir uns also in zwey Wagen auf den Weg. Miß Lucy, mit Yorick's empfindsamen Reisen in der Hand, die ihr unter Weges zum Leitsterne dienen sollten, behauptete: sie müßte überall hin, wo Yorick gewesen wäre, an dessen strenger Wahrheit in Beschreibung des Landes sie nicht den mindesten Zweifel dulden wollte. Wir durchfuhren die mit Bastiden besäete Umgegend von Marseille, und kamen bald an's Ufer des Huveaune, der jetzt still und silbern unter grünen Bäumen dahin floß, oft aber zum reißenden Bergstrome wird, und großen Unfug anrichtet. Bey la Renarde, einer der schönsten Bastiden, stiegen wir aus. Hier ist eines der lieblichsten Fleckchen auf Gottes Erdboden, wo man gleich hätte Hütten bauen mögen. Das artige Wohnhaus liegt auf einer kleinen Höhe, an deren Fuß der Strom durch ein liebliches grünes Thal voll herrlicher Bäume sich windet, und zuletzt, wild brausend, vom Felsen in die Tiefe stürzt. Hohe, theils nackte, theils mit Cypressen und Fichten bewachsene Felsen, schützen den freundlichen Ort gegen die sengenden Strahlen der Sonne und den alles Leben aussaugenden Mistral; daher grünt und blüht hier Alles in unbeschreiblicher Pracht. Nur ein bescheidener Küchengarten liegt dem Wohnhause zur Seite, und die Französische Gartenkunst thut unstreitig sehr wohl daran, hier keine Verschönerung zu wagen.

Hinter la Renarde wird die Gegend wilder; zuletzt ziehen sich die steilen Felsen um eine enge Kluft zusammen, durch die der Weg sich windet. Lucy war außer sich vor Freude über den schönen Gräuel (beautiful horror), und recitirte eine Menge Beschreibungen ähnlicher Gegenden, von Thompson, Shakespeare und allen möglichen Englischen Dichtern, die jeder gebildete Engländer bey solchen Gelegenheiten zur Hand hat. So traurig die Natur hier eigentlich ist, so besitzt sie für Nordländer in der That einen ganz eigenen Reitz. Die Vegetation zwischen den wunderbar gezackten

Felsen hat nur eine Art von geistigem Leben; nichts ist grün; die Olivenbäume, welche zwischen den Steinklüften wachsen, der Lavendel und ähnliche Kräuter, die überall sprossen, sehen alle grau aus; aber ein süß berauschender Duft steigt aus ihnen empor, die Felsen glühen im Abendscheine, und tausend Cicaden klingeln ihr einfaches Lied unaufhörlich.

Wir übernachteten in dem, tief im Grunde liegenden, von Felsen umgebenen Städtchen Cuges. Ringsum bedeckt wildwachsendes Kaperngesträuche die Felsenwände. Diese klimmende Pflanze wird dadurch zum Hauptnahrungszweige der Einwohner, welche die eben sich zeigenden Blüthenknospen mit großer Sorgfalt sammeln, sie auf der Stelle in Essig einmachen, und dann zur Versendung in alle Welt verkaufen. Ein sehr angenehmer Duft, fast wie von Cedernholz, kam uns beym Einfahren in den Ort entgegen, dessen Ursache wir bald in dem Kaminfeuer entdeckten, welches unsere Engländerinn, nach ihrer Landessitte, im Gasthofe anmachen hieß, um die Luft im Zimmer zu trocknen. Die Leute brennen nähmlich in Cuges nur Rosmarinholz. Diese bey uns so zarte Pflanze wächst hier in ihrer Heimath zu einem Strauche von ansehnlicher Größe heran, mit mehr als armsdicken Zweigen, und die Wurzeln davon, welche man vorzüglich gern brennt, sind noch weit stärker.

Hinter Cuges führt der Weg eine sehr steile Anhöhe hinauf. Zwar ist er breit genug; dennoch grausete uns vor dem Abgrunde, der seitwärts schwarz und fürchterlich den Reisenden angähnt. Oben empfing uns ein wunderschönes Thal, von noch höhern Felsen umgeben, durchrauscht von einem wilden, schäumenden Bergstrome, zu welchem mehrere silberhelle Quellen von den Felsengipfeln pfeilschnell hinabeilen. Reben, Mandeln, Olivenbäume und Maulbeerbäume wachsen zwischen dem Gesteine üppig hervor; an einigen Stellen erheben die mahlerischen Felsen ihre zackigen Häupter hoch gen Himmel, und stehen schroff und zürnend da; aber wo nur irgend ein fruchtbares Plätzchen sich zeigt, hat auch der fleißige Mensch gebaut, und die Mischung von Cultur und widerstrebender Natur in diesem Thale gibt der Gegend einen unnennbaren Reitz. Der steinige Weg zwang uns, viel zu Fuße zu gehen. Miß Lucy war damit besonders zufrieden; denn hier und nirgends anders wollte sie durchaus den Schauplatz von Yorick's empfindsamen Abenteuern entdecken, vor allem den Berg, auf welchem er eine Pachters-Familie zum Abendgebethe tanzen sah. Leider war keine Spur von dem allen zu finden; gar nichts, das nur von ferne einen sentimentalen Anstrich hatte, wollte uns begegnen; und zu

Miß Lucy's Herzeleid ging in dieser poetischen Gegend alles ganz prosaisch seinen Gang.

Allmählich ziehen sich die Felsen von beyden Seiten zusammen, so daß der Strom und der Weg das immer enger werdende Thal einnehmen; die Olivenbäume und alle Cultur verschwinden; die Felsen erheben sich höher in immer kühnern Formen, und wir betreten das wilde Thal von Oliulles, in welchem in frühern Zeiten und auch während der Revolution große Räuberbanden hauseten. Im wild verworrenen Labyrinthe dieser Grausen erregenden Klüfte ward es ihnen leicht, Verfolgern zu entgehen oder sich gegen sie zu vertheidigen; und selbst jetzt noch betritt der einsame Wanderer diese Gegend nur mit Schauern, als eine der unsichersten. Alles Leben verstummt hier in der wildesten Einöde; kein Vogel singt; selbst die Cicaden meiden den Ort, wo auch kein einziger Halm dem harten Steine entkeimt. Wild brauset der Strom neben dem steil in die fürchterliche Tiefe hinabführenden Wege, der sich durch enge Klüfte krümmt; drohend blicken die unersteiglichen Felsen auf ihn herab, oft neigen sie sich gegen einander über den Weg hin, einem ungeheuren Gewölbe ähnlich, durch dessen Spalte nur ein schmaler Streif des Himmels sichtbar wird; oft treten sie so vor, daß wir nicht begreifen konnten, wo wir hergekommen waren und wo wir wieder hinaus wollten. Seitwärts blickt man in noch engere Thäler, in finstere Höhlen und schwarze, furchtbare Abgründe und Steinklüfte. Alles ist öde, verworren, wie bestimmt zum Schauplatze dunkler Thaten, die das Licht der Sonne scheuen. Große Felsenblöcke liegen überall zerstreut umher, als wären sie in grauer Vorzeit von Riesenhänden herumgeschleudert. Im heißen Sommer, wenn die Strahlen der Sonne von diesen Felsenwänden zurückprallen, verschmachten Menschen und Thiere in der glühenden Hitze, und oft verunglücken sie, wenn bey Gewitterregen der Strom wild anschwillt und plötzlich das ganze Thal überschwemmt.

Eine gute Stunde lang durchzogen wir diese steinerne Wüste, bis sich wieder die ersten Olivenbäume zeigten, als freundliche Bothen des wiedererstehenden Lebens der Natur. Wir erblickten von ferne das Dörfchen Oliulles in dem immer weiter und freundlicher werdenden Thale. Wir kamen näher, und sahen mit unaussprechlicher Freude die ersten Orangenbäume in den Bauerngärten, sich beugend unter der Last der goldenen Früchte und dabey mit Blüthen besäet. So plötzlich waren wir aus dem, dem Eingange der Hölle ähnlichen, Felsenschlunde in das Elysium ähnliche Land unserer schönsten Träume versetzt, so daß uns Alles wie Feenzauber erschien. Zu-

belnd vor Freude legten wir den uns jetzt zu kurz dünkenden Weg von Oliulles bis Toulon zurück, durch eine paradiesische, in der üppigsten Vegetation blühende und grünende Ebene, von vielen hundert Bastiden der Einwohner von Toulon belebt, bis zu dieser Stadt, wo wir im Malthesex-Kreuz ein sehr gutes Absteige-Quartier fanden.

Toulon.

Die Stadt Toulon ist nicht groß, wenn man das berühmte Arsenal nicht dazu rechnet, das mehr Raum einnimmt als sie. Der ältere Theil derselben ist eng, schmutzig und winkelicht, nicht so der neuere. In diesem führt eine lange, breite, durchgängig mit schönen, großen Häusern besetzte Straße zu dem für die Kauffahrdeyschiffe bestimmten Hafen der Stadt; der der Kriegsschiffe liegt beym Arsenal. Den erstern haben mit unsäglichem Aufwande an Kraft und Geld Menschenhände ausgegraben, und müssen jährlich daran arbeiten, ihn im Stande zu erhalten. Er ist weit kleiner als der von Marseille, aber breite Quai's umgeben auch ihn; das fröhliche Leben auf diesem, der Anblick der vielen verschiedenen Schiffe, und über ihn hinaus die Aussicht auf das Meer, machen ihn zum interessantesten Puncte in der Stadt und zum Lieblingsspaziergange der Einwohner. Das Rathhaus, ein großes, ansehnliches Gebäude, schmückt den Quai; zwey kolossale Karyatiden, die den Balkon desselben unterstützen, sind von Puget gearbeitet; sie werden gewöhnlich, besonders von den Franzosen, als Meisterwerke bewundert, und sind auch in der That vortrefflich in der Ausführung, erregten uns aber ein peinliches Gefühl beym Anschauen; denn der Ausdruck der beyden Riesen ist von so gemeiner Natur, daß man immer fürchten muß, sie werden die schwere Steinlast fallen lassen, die sie mit der mühseligsten Anstrengung aller Kräfte zu tragen scheinen. Nahe am Rathhause steht die sehr hübsche, mit Säulen geschmückte Wohnung, die Puget hier sich selbst erbaute. Außer diesen sind wenig besonders merkwürdige oder schöne Gebäude in der Stadt; der weitläufige stattliche Pallast, welchen ehemahls der Erzbischof bewohnte, steht verödet da; und der großen, halb in christlichem, halb in heidnischem Style erbauten Kathedral-Kirche konnten wir auch nicht viel Geschmack abgewinnen.

Eine Miniatur-Copie vom Cours in Marseille wird leider in Toulon zum Trödelmarkte mißbraucht, aber doch Abends von der eleganten Welt als Spaziergang benutzt, so wie auch die schönen Wälle, welche die Stadt umgeben. Ein großer viereckiger, mit Bäumen besetzter Platz heißt das Champ de bataille, weil er zum Exercier-

Platze dienen muß. Er ist an zwey Seiten mit großen ansehnlichen Häusern umgeben, an der dritten beschränkt ihn eine hohe Mauer, die den Bezirk des Arsenals einschließt; die vierte nimmt ein großes, nicht im besten Geschmacke, aber doch reich verziertes Gebäude ein, welches damahls vom Präfecten bewohnt ward. So wie in Marseille, tragen auch hier Canäle mit frischem Wasser zur Reinlichkeit der Straßen bey. Die Stadt schien uns sehr volkreich zu seyn; überall war ein lustiges Gewimmel fröhlicher, wohlgebildeter Menschen, durch welches aber die Ketten schwer belasteter, unglücklicher Galeeren-Sclaven schauderhaft klirrten, die eben von der sauren Arbeit am Hafen in ihre schreckliche Heimath zurückkehrten.

Die nächsten Umgebungen von Toulon sind wunderschön. Hohe, kahle Felsen schützen die Stadt an der Nordseite; deßhalb ist hier das Klima noch wärmer als in Marseille, und die südliche Pracht der Vegetation üppiger und reicher. Viele Sträuche und ganz südliche Pflanzen, die selbst in der Gegend von Marseille nicht ganz einheimisch werden, gedeihen hier auf's beste; doch sieht man nur wenige Orangenbäume als Seltenheit in einzelnen Gärten im freyen Lande wachsen, nicht, wie bey Oliulles, in allen Bauerngärten; vielleicht weil das Erdreich ihnen nicht günstig ist. Dattelpalmen, sagt man, würden hier sehr wohl gedeihen, wenn man sie nur pflanzte; aber bey dieser Freygebigkeit der Natur werden die Menschen zu träge, um ihr noch mehr abzugewinnen. Wie die Bewohner von Marseille, so haben auch die von Toulon alle ihre Bastiden in der Nähe der Stadt.

Das Arsenal von Toulon.

Die Umgebungen des Arsenals, die Flotte, die überall rege Thätigkeit, selbst die Galeeren machen es zu einem der interessantesten Puncte unserer Reise. Doch wären wir schwerlich zum Anblicke desselben gelangt, wenn unsere Freunde in Marseille uns nicht mit Adressen an Herrn Bastionelli versehen hätten. Dieser bey den dortigen hydraulischen Arbeiten angestellte Neapolitaner, wußte sehr gefällig alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich uns entgegen stellten; da doch sonst, selbst in Friedenszeiten, Fremde um eine besondere Erlaubniß nachsuchen müssen, um den Bezirk des Arsenals betreten zu dürfen, welche nicht immer leicht ertheilt wird, und vollends im Kriege sehr schwer zu erhalten ist.

Ein mit Säulen, Statuen und Basreliefs reich verziertes Portal öffnete uns, unter Herrn Bastionelli's Schutz, den Eingang in diese Wohnung immer reger Arbeitsamkeit, tiefen Jammers und ent-

Bindfaden und zum stärksten Ankertaue, welches selbst nichts anders ist, als eine große Anzahl Bindfaden, die, zu einem Ganzen vereiniget, Kraft haben, den mächtigsten Elementen zu widerstehen. Nahe an der Seilerbahn werden in einem großen Gebäude Segel gewoben, zusammengenäht und ausgebessert; weiter hin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier eines dem andern die Hand; alles wird vorbereitet, und nichts vergessen, was zum Ganzen gehört. Wir haben bey weitem nicht aller der Anstalten gedacht, welche sich in diesem Arsenale befinden, und nur der hauptsächlichsten erwähnt, um nicht durch eine zu genaue Beschreibung ermüdend zu werden.

In allen den verschiedenen Werkstätten müssen die Galeeren-Sclaven Handreichung thun und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, oft sogar an die Stelle von Lastthieren treten. Der Anblick dieser mit Ketten belasteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns die Freude an dem der wohlberechneten Kräfte, die hier vereint zu einem großen Ganzen streben, besonders da man uns sagte, daß nur vorzüglich Begünstigten das Glück würde, hier unter der schweren Arbeit fast zu erliegen, und daß das Los von tausend Andern noch unendlich härter sey.

Die eigentlichen Zeughäuser, in welchen Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden, besuchten wir nicht; theils weil wir dergleichen schon oft in großer Vollkommenheit sahen, theils weil diese wirklich wenig Sehenswerthes aufzuzeigen haben. Sie stehen fast leer; denn was die Engländer bey ihrem Besuche an brauchbaren Waffen übrig ließen, wurde in den langen Kriegen zur Ausrüstung der Armeen verwendet. Aber in das Modellhaus führte uns Herr Bastionelli, und erklärte uns mit großer Sachkenntniß die vielen, recht künstlich ausgeführten Modelle einiger durch ihren Bau sich auszeichnenden Schiffe, großer Schleusen und anderer hydraulischen Werke. Das merkwürdigste darunter ist das von dem großen Bassin im Hafen. Im letztern kann man durch Ableiten des Wassers die größten Linienschiffe ganz auf's Trockene legen, und bequem ausbessern, wenn sie beschädiget sind. Ganz neu erbaute Schiffe werden ebenfalls vermittelst dieser Anstalt in das für sie bestimmte Element gebracht, ohne daß man nöthig hat, sie auf die gewöhnliche, besonders bey großen Schiffen höchst gefahrvolle Weise dadurch vom Stapel laufen zu lassen, daß man den letzten stützenden Balken weghaut. Hier kommt das Meer zum Schiffe, hebt es sanft auf und trägt es fort, statt daß sonst das Schiff mit einem gewaltsamen Stoß, der durch Reibung die hölzerne Unterlage in Flammen setzt, zum Meere hinabgleiten mußte. Ein großer hölzerner Kasten von

Nägel gemacht, deren ein Schiff bedarf; riesengroße, die das Steuerruder befestigen, und ganz kleine, an die der Schiffer seine Seekarten und seinen Kalender hängt. Bey der ewig schwankenden Bewegung der Schiffe muß jedes Ding befestiget werden, wenn nicht alles durch einander fallen und die größte Unordnung entstehen soll; die Menge der Nägel, welche also ein Linienschiff, außer denen zum Baue nothwendigen, noch braucht, ist daher fast unzählbar.

Neben der Nagelschmiede arbeitet der Messerschmied, der jedem Matrosen sein Messer schaffen muß; nicht weit von diesem sahen wir die ungeheure Schmiede, in welcher die Anker und alles größere Eisenwerk zum Schiffbaue geschmiedet werden. Vier und zwanzig große Öfen sprühen darin Feuer; lange Reihen von Ambossen stöhnen unter den gewaltigen Hammerschlägen rüstiger Cyklopen, deren schwarz berußte Riesengestalt in der Flammenbeleuchtung recht gut zu Fouqué's gewaltigen Schmieden des Nordens passen würde.

In einer andern Werkstatt werden die Kupferplatten gehämmert, mit denen man den Kiel der Linienschiffe belegt, um sie dauerhafter zu machen, und gegen die Beschädigungen der Seewürmer zu sichern, die das Holz zernagen. Auch den Blechschläger besuchten wir, und bewunderten die Geschicklichkeit, mit der er unendlich viele Dinge aus Blech verfertiget, die wir in unsern Häusern von Porzellan oder Steingut zu besitzen gewohnt sind; was aber freylich auf einem Schiffe, der Zerbrechlichkeit wegen, nicht angeht.

Ein neues Gebäude zur Richtung der Mastbäume ward eben vollendet, um das alte zu ersetzen, welches die Engländer bey ihrem Besuche in Toulon verbrannten. Solch ein großer Mast besteht nicht aus einem einzigen Baume, wie wir geglaubt hatten; denn ganz gesunde Bäume von der Größe und Dicke, wie sie dazu erforderlich wären, gibt es in der Welt nur wenige. Daher wird ein Mastbaum sehr mühsam der Länge nach aus künstlich dazu behauenen, in einander passenden, Stücken Holz zusammengesetzt, welche große eiserne Ringe fest verbinden. Man behauptet, daß ein solcher Mast dem Sturme weit besser widersteht, und nicht so leicht bricht, als wenn er aus einem einzigen Stück bestände.

Die Seilerbahn ist eines der merkwürdigsten Gebäude der ganzen Anstalt, und nie sahen wir eines, das wir damit vergleichen könnten. Man denke sich einen unabsehbaren, über neunzehn hundert Fuß langen, gewölbten Saal, durch Pfeiler in drey gleich breite Gänge getheilt, welche die, die Decke unterstützenden, Bogen tragen. Zu einer Illumination, zu einem großen Volksfeste, läßt sich kein herrlicheres Locale erdenken. Gemessenen Schrittes wandelt eine ganze Armee Seiler darin auf und ab, und dreht den Hanf zum feinsten

Bindfaden und zum stärksten Ankertaue, welches selbst nichts anders ist, als eine große Anzahl Bindfaden, die, zu einem Ganzen vereiniget, Kraft haben, den mächtigsten Elementen zu widerstehen. Nahe an der Seilerbahn werden in einem großen Gebäude Segel gewoben, zusammengenäht und ausgebessert; weiter hin treiben eine Menge Faßbinder ihre lärmende Handthierung; überall reicht hier eines dem andern die Hand; alles wird vorbereitet, und nichts vergessen, was zum Ganzen gehört. Wir haben bey weitem nicht aller der Anstalten gedacht, welche sich in diesem Arsenale befinden, und nur der hauptsächlichsten erwähnt, um nicht durch eine zu genaue Beschreibung ermüdend zu werden.

In allen den verschiedenen Werkstätten müssen die Galeeren-Sclaven Handreichung thun und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, oft sogar an die Stelle von Lastthieren treten. Der Anblick dieser mit Ketten belasteten Unglücklichen, die wir überall antrafen, verleidete uns die Freude an dem der wohlberechneten Kräfte, die hier vereint zu einem großen Ganzen streben, besonders da man uns sagte, daß nur vorzüglich Begünstigten das Glück würde, hier unter der schweren Arbeit fast zu erliegen, und daß das Los von tausend Andern noch unendlich härter sey.

Die eigentlichen Zeughäuser, in welchen Kanonen und Waffen aller Art aufbewahrt werden, besuchten wir nicht; theils weil wir dergleichen schon oft in großer Vollkommenheit sahen, theils weil diese wirklich wenig Sehenswerthes aufzuzeigen haben. Sie stehen fast leer; denn was die Engländer bey ihrem Besuche an brauchbaren Waffen übrig ließen, wurde in den langen Kriegen zur Ausrüstung der Armeen verwendet. Aber in das Modellhaus führte uns Herr Bastionelli, und erklärte uns mit großer Sachkenntniß die vielen, recht künstlich ausgeführten Modelle einiger durch ihren Bau sich auszeichnenden Schiffe, großer Schleusen und anderer hydraulischen Werke. Das merkwürdigste darunter ist das von dem großen Bassin im Hafen. Im letztern kann man durch Ableiten des Wassers die größten Linienschiffe ganz auf's Trockene legen, und bequem ausbessern, wenn sie beschädiget sind. Ganz neu erbaute Schiffe werden ebenfalls vermittelst dieser Anstalt in das für sie bestimmte Element gebracht, ohne daß man nöthig hat, sie auf die gewöhnliche, besonders bey großen Schiffen höchst gefahrvolle Weise dadurch vom Stapel laufen zu lassen, daß man den letzten stützenden Balken weghaut. Hier kommt das Meer zum Schiffe, hebt es sanft auf und trägt es fort, statt daß sonst das Schiff mit einem gewaltsamen Stoß, der durch Reibung die hölzerne Unterlage in Flammen setzt, zum Meere hinabgleiten mußte. Ein großer hölzerner Kasten von

der Größe des, selbst einem kleinen Hafen gleichenden Bassins mußte erst vermittelst ungeheurer Steinlasten tief in den Meeresgrund versenkt werden; auf diesen so künstlich gelegten festen Grund baute man hernach alle die Schleusen, Pumpen und Leitungen, durch die das Wasser ein- und ausgelassen wird. Es war ein Riesenunternehmen; aber der Mensch kann Alles, und macht sich zum Herrn einer Welt, wenn er nur Viele zu einem Zwecke zu verbinden weiß. Und doch ist dieser mächtige Herrscher höchst beschränkt, wenn er allein steht, und sein Daseyn umfaßt eine Spanne; aber Jahrhunderte nach ihm bleibt noch das Leblose, was er schuf, während er selbst in wenig Tagen spurlos verschwindet.

Wir fuhren in einem Boote durch den zum Hafen führenden Canal; das Meer tobte draußen, wild aufgeregt; im Hafen war es still. Mehrere große Linienschiffe lagen am Ufer vor Anker. Nie zuvor ergriff uns solche staunende Bewunderung bey Betrachtung dieser schwimmenden, aus Holz zusammengethürmten Berge, als hier auf dem ruhigen Wasser, wo wir ihre Riesengröße mit den Gebäuden des ganz nahen Landes vergleichen konnten. Aus unserm kleinen Boote blickten wir schwindelnd zu ihrer gewaltigen Höhe hinauf, und selbst da, als wir früher in andern Gegenden ein solches Schiff auf der Rhede bestiegen, und überall darauf herumwanderten, war der Begriff seines Umfanges uns nicht so lebendig geworden.

Auch die Galeeren liegen dicht am Ufer im Hafen; sie sind eigentlich unbrauchbar gewordene Kriegsschiffe, ohne Mastbäume, mit roth angestrichenen, hölzernen Dächern bedeckt; jedes derselben dient fünf hundert Gefangenen zur traurigen Wohnung. Die, welche hier nicht Platz finden, werden in großen, dunkeln und feuchten Kerkern eingesperrt, welche noch fürchterlicher seyn sollen als die Galeeren. Den leise geäußerten Wunsch, eine dieser Galeeren zu besuchen, schlug Herr Bastionelli gleich durch die Versicherung nieder, daß wir den Anblick sowohl als die verpestete Luft kaum secundenlang ertragen, und dennoch das Bild davon nie wieder vergessen würden. Männer, die im Kriege und in Lazarethen das Schrecklichste muthig betrachten lernten, beben dennoch vor diesem höchsten Jammer versunkener Menschheit schaudernd zurück, und die, welche ihr Beruf zuweilen die Gefangenen zu besuchen zwingt, betreten immer mit bleichem Entsetzen die unheilvollen Schwellen.

Eben schlug die Glocke, welche die Gefangenen nach dem mühseligen Tagewerke zum betäubenden Schlafe in ihr schreckliches Nachtlager ruft. Von allen Seiten rasselten sie in ihren schweren Ketten herbey, immer zwey und zwey zusammengeschmiedet. Der Anblick

war kaum auszuhalten; aber wir konnten ihm nicht entgehen, wenn wir uns nicht mitten durch die fürchterlichen Reihen der Elenden drängen wollten. Alle sind in grobe, rothbraune Kleider gehüllt, die an Vielen als halb vermoderte Lumpen herumflattern. Auf den ganz kahl geschornen Köpfen tragen sie glatt anschließende rothe Kappen. An vielen bemerkten wir wild verzerrte Gesichter, wahre Teufelslarven, mit dem vollen Ausdrucke der tiefsten Verworfenheit, wilder Mordlust und grimmiger Verzweiflung. Andere schienen durch das lange Elend zu dumpfer Thierheit herabgesunken; Vielen sah man den herzzerreißenden Gram an, das Gefühl der entsetzlichen Schande. Die Schrecklichsten waren uns die, welche mit frecher Lustigkeit ihre innere Wuth in wilden Liedern und noch entsetzlicherm Lachen austobten. So sahen wir Einen, dem eben die Fessel an den Fuß geschmiedet wurde; er pfiff und sang und lachte dazu so schallend laut, in so grausenden Tönen, daß es uns das Haar emporsträubte. Mit inniger Wehmuth sahen wir Menschen von noch nicht zwanzig Jahren mit dem Gepräge vergangener besserer Tage an greise Verbrecher geschmiedet, aus deren versteinerten Zügen die tiefste Verworfenheit sprach.

Wie entsetzlich muß die Nacht für die Bessern seyn, in der alle die Verbrecher, welche nichts als dieses elende Leben zu verlieren haben, sich schamlos ihrer Unthaten rühmen, laut und frech dem Geschicke und jedem bessern Gefühle Hohn sprechen, ohne die Peitsche zu achten, die Alle schonungslos trifft, wenn der Lärm zu arg wird.

Unbegreiflich ist es, wie so Manche, die auf Lebenszeit oder doch auf zwanzig, dreyßig Jahre hierher verurtheilt wurden, bey dem Mangel an Allem, dennoch ein Greisenalter erreichen; noch unbegreiflicher, daß nicht Alle in den ersten Monathen ihrer Gefangenschaft der unglaublich harten Lebensweise erliegen. Ihre Nahrung ist trockenes Brot und Wasser; nur zum Frühstück erhalten sie eine elende Wassersuppe, mit einigen gekochten Bohnen darin. Die, welche Arbeiten thun müssen, denen jede menschliche Kraft erliegt, erhalten täglich ein Bierglas voll Wein zur Stärkung, und einigen Auserwählten von besonderm Fleiß und auszeichnender Geschicklichkeit gibt man auch wohl ein paar Sous den Tag, mit denen sie ihr jammervolles Daseyn sich erleichtern können. Ihr Lager sind hölzerne Bänke, auf denen sie sich nicht ausstrecken können; ihre Kleider tragen sie, bis diese in Fetzen herabfallen. Die größten Verbrecher sind an ihre Bänke neben einander geschmiedet, die ihnen zum Sitze, zur Lagerstatt, zur Aufbewahrung ersparter Bissen dienen, und von denen sie sich nur wenige Schritte entfernen können, so weit es

nähmlich die nicht lange Kette erlaubt. Im Kerker müssen sie arbeiten, verlassen ihn nie, athmen nie reine Luft, sehen die Sonne nie, und leben doch oft viele, lange Jahre hindurch. Die minder Schuldigen sind die, welche wir in den Werkstätten des Arsenals die schwersten Arbeiten thun sahen; die Glücklichsten werden zuweilen in die Stadt geschickt, wenn es dort etwas zu thun gibt, was niemand anders unternehmen mag; über Allen aber schwebt immer der Stock der Aufseher, und fällt beym kleinsten Versehen in unbarmherzigen Schlägen auf sie nieder. So sahen wir sie zählen wie eine Herde Vieh, und eintreiben zu ihrem entsetzlichen Nachtlager, sechs tausend Menschen; denn so groß ist die Anzahl der jammerbelasteten Elenden, die hier zum Theile in verzweifelnder Wuth ihre Tage verleben, um am Abende eine noch weit schrecklichere Nacht einbrechen zu sehen. Um keinen Preis der Welt möchten wir in dieser grausenvollen Nachbarschaft in Toulon leben, obgleich die Natur ihr reichstes Füllhorn hier ausschüttete. Wenn nun einmahl Flammen das Arsenal ergriffen, die Riegel, die Ketten sprengten, und nun die Einwohner der Stadt der Wuth dieser sechs tausend Verzweifelnden preis gegeben wären! Der Gedanke ist einer der fürchterlichsten, und doch bey weitem nicht außer dem Gebiethe der Möglichkeit.

Beym Ausgange aus dem Arsenale kamen wir noch bey dem Bassin vorbey, dessen Modell uns früher gezeigt ward; wir sahen die Schleuse, durch die es hoch genug angefüllt wird, um Linienschiffe zu tragen, und die große Anzahl Pumpen, vermittelst welcher es die Galeeren-Sclaven wieder leeren müssen, wenn das beschädigte Schiff hineingelassen ist. Es lag eben eines da, an welchem gearbeitet ward. Ganz außer seinem Elemente war seine Größe noch weit auffallender als im Hafen.

Zum Umfallen ermüdet, kehrten wir in unser Malthefer-Kreuz zurück, und hielten noch den Abend großen Rath wegen der morgenden Reise nach Hieres. Der Weg dahin beträgt nur zwey Deutsche Meilen, wurde uns aber als einer der fürchterlichsten beschrieben; besonders an einer Stelle desselben, welche die Fuhrleute pièce de toile nennen, sollte es fast unmöglich seyn, ohne Halsbrechen davon zu kommen. Wir waren mit unserm Entschlusse in dieser großen Gefahr bald fertig; denn wir wollten fahren, wo der Weg erträglich wäre, und an bösen Stellen aussteigen, im Nothfalle auch wohl die ganz kleine Strecke zu Fuße zurücklegen; aber unsere Engländerinn befand sich in großer Noth. Sie behauptete in vollem Ernste, daß Angst und Schrecken sie im Wagen wahnsinnig machen würden, und zum Gehen war ihr der Weg zu weit. Endlich kam einer von uns auf den luminösen Gedanken, ihr das Reiten vorzuschlagen,

was sie denn mit großer Freude ergriff. Ein gutes Reitpferd ward schon bestellt, als es ihr auf einmahl einfiel, daß sie gar nicht reiten könne, und so waren wir wieder in der vorigen Verlegenheit. Bescheiden und halb ängstlich wagte es nun der Wirth, ihr einen Esel vorzuschlagen; das war das Rechte; Miß Lucy war vor Vergnügen über diesen Vorschlag außer sich, und bath, ihr ja gleich ein solches von ihrem verehrten Yorick so hochgeschätztes Thier zu besorgen. Aber der Esel, der des Glückes theilhaftig werden sollte, die schöne Bürde zu tragen, mußte auch die Krone seines Geschlechtes seyn, das ward dabey ausbedungen; sanftmüthig, von gutem Betragen, vernünftigen Sitten und hauptsächlich mit einem bequemen Damensattel nach Englischer Weise versehen. Der Wirth machte bey jeder neuen ihm genannten Esels-Qualität einen tiefen Bückling, und verpfändete sein Ehrenwort, die ganze Stadt Toulon noch diesen Abend zu durchstöbern, um diesen Phönix unter den Eseln aufzufinden, und damit wurden wir denn Alle beruhiget. Miß Lucy war vor Freude außer sich, wenn sie an ihren morgenden Ritterzug dachte; als wir aber am andern Morgen früh um fünf Uhr in den Hof traten, um beym herrlichsten Wetter abzufahren, sahen wir mit Erstaunen auch ihren Wagen angespannt. Ihr war besserer Rath über Nacht gekommen, die Furcht vor dem Tollwerden war von ihr gewichen; sie hatte beschlossen, wie andere Leute zu fahren, und alle Gedanken an den Esel aufgegeben, der indessen völlig gerüstet zu ihrem Befehle dastand. Unterweges aber ergriff sie auf's neue die Reue, da wir ungefähr in der Mitte des Weges einer, wahrscheinlich kranken, Dame begegneten, die in einer ordentlichen Portechaise von Menschen getragen ward. Schmerzlich bedauerte Lucy, nicht auf diesen Einfall gekommen zu seyn, und wenig fehlte, so wäre sie wieder umgekehrt, um in Toulon eine Sänfte zu nehmen.

Hières.

Unser Weg führte uns zuerst über eine weite, herrlich angebaute Ebene; die Felsen von Toulon blieben seitwärts liegen. Der Weg ist zwar mit Steinen besäet, die uns manchen unangenehmen Rippenstoß versetzten, hin und wieder auch voll tiefer Löcher, wo der Fuhrmann Vorsicht brauchen mußte, aber durchaus nicht so gefährlich, als er uns beschrieben war, und auf keinen Fall dem zu vergleichen, den wir zwischen Paris und Bordeaux zu unserer eigenen Verwunderung glücklich überstanden. Selbst die so gräßlich beschriebene pièce de toile ist nur ein großer, etwas sumpfiger Fleck, auf welchem freylich ein Wagen umwerfen könnte, wenn der Fuhrmann

sich nicht in Acht nimmt, den man aber mit wenigen Schritten zu Fuße umgeht. Näher an Hieres wird das ganze Land ein köstlicher Garten; Goldlack, Tazetten, Narcissen, tausend wunderschöne Blumen, die wir sorgsam pflegen müssen, bedecken die Wiesen und Felder, Balsamduft von Lavendel und unendlich vielen Kräutern erfüllt die Luft, überall glänzen die Hecken von wilden, einfachen Granaten, blühenden Centifolien, Myrthen, Oleander, Laurus, Tinus, Aloen und den schönsten Jasmin-Arten. Breitblätterige Feigenbäume, hohe Granatbäume, Mandeln, Pinien, Cypressen, Lorbeerbäume, alle Arten der edelsten Obstbäume beschatten die Landstraßen. Auch beym besten Wege wäre es unmöglich, die Pracht nur aus den Wagenfenstern anzuschauen. Kurz vor der Stadt öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer, und über alle Gartenmauern ragen mit Früchten beladene Orangenbäume hervor.

Hieres selbst liegt auf einem steilen Felsen, und ist ein enges, schmutziges Nest; aber am Abhange des Berges sind sehr artige Wohnungen zur Aufnahme der Fremden erbaut. Wir fanden unter letztern einen sehr gut eingerichteten Gasthof; er heißt auch l'Hôtel des Ambassadeurs, wie der in Marseille; die Wirthinn führte uns eine Treppe hoch in ein Zimmer mit verschlossenen Jalousien, und da sie diese öffnete, standen wir Alle sprachlos da vor überraschendem Entzücken. Der Abhang des Berges, auf dem das Haus steht, senkt sich sanft hinab bis an's Gestade des Meeres, welches weit ausgebreitet vor uns lag, gekräuselt von kleinen blüthenweißen Wellen. Gerade vor uns erhoben sich aus der Fluth, schwimmenden Gärten gleich, die drey mit Wäldern gekrönten Hierischen Inseln, etwas entfernt seitwärts hohe Felsen, einen Wald von Olivenbäumen schirmend, der zu ihren Füßen liegt. Nie sahen wir diese Bäume so frisch und groß; der Wind durchwühlte ihre mächtigen Zweige, und funkelnd blitzte die weiße Seite der Blätter durch das blauliche Grün. Orangen- und Citronenbäume bedecken den ganzen Abhang des Ufers, vom Hause an, so weit das Auge reicht; berauschend stieg der Blüthenduft zu uns herauf, und tausend Nachtigallen flöteten im dunkeln, glänzenden Laube der von der Last schöner Früchte tief gesenkten Zweige.

So ist es in diesem glücklichen Lande das ganze Jahr hindurch; ewig herrschen hier Frühling und Herbst im herrlichsten Vereine; die Bäume blühen immer und tragen zugleich Früchte, und kein Winter entlaubt ihre Zweige. Alte Leute erzählen ihren Kindern von Schnee und Eis als einer seltenen, furchtbaren Natur-Erscheinung, die etwa alle dreyßig Jahre ein Mahl auf kurze Zeit die Einwohner erschreckt. Im Sommer mildert die Nähe des Meeres die drückende Hitze, doch

soll die Luft dann weniger gesund seyn, weil nahe Sümpfe sie mit ihrer schädlichen Ausdünstung verderben, ohne daß man es spürt; aber im Frühlinge, im Herbste, besonders im Winter ist sie die reinste und mildeste in der Welt. Ihren wohlthätigen Einfluß bewiesen uns augenscheinlich die vielen schönen, blühenden Gestalten unter den Einwohnern; die Mädchen besonders waren auch recht reinlich und zierlich gekleidet. Der ihnen Vortheil bringende Umgang mit Fremden hat die eigentlichen Bewohner von Hieres sehr humanisirt; doch ist besonders dem Landvolke dieser Gegenden nicht zu trauen. Man sagt, sie seyen wild, falsch und raubsüchtig; beym kleinsten Anlasse wallt ihr schnell rollendes Blut im heftigsten Zorne auf, und verleitet sie oft zu Unthaten, die sie nicht leicht bereuen, und dann, um den Folgen zu entgehen, zur Flucht in die nahen Felsen, besonders in das zum Räuberhandwerke so wohlgeeignete Thal von Olioulles, wo sie dann oft in Gesellschaft morden und rauben, bis die Hand der Gerechtigkeit sie erfassen kann.

Jeder Einwohner von Hieres hat seinen Orangengarten. Nicht nur die Früchte, auch die Blüthen desselben, werden in großen Quantitäten zu wohlriechenden Essenzen und Confituren verkauft; denn, die das ganze Jahr hindurch blühenden Bäume können kaum den vierten Theil ihrer Blüthen bis zur Frucht bringen; auch von diesen fallen viele in unvollkommenem Zustande ab, und werden ebenfalls in Zucker eingemacht. Die vollkommen reifen Früchte müssen immer einige Tage liegen, ehe sie ganz süß werden; zum Verschicken in ferne Länder pflückt man sie, wenn sie eben anfangen sich gelb zu färben, besonders im Herbste; sie reifen unter Weges. Der Besitz eines solchen Gartens ist sehr einträglich, und erfordert dabey wenig Mühe. Zwey oder drey Mahl im Jahre wird das Erdreich ein wenig aufgelockert; dieß und das Begießen der Bäume ist die ganze dabey nöthige Arbeit. Freylich hat letzteres bey dem Mangel an frischem Wasser einige Schwierigkeit. Die Eigner der beyden größten Gärten haben die auf einem nahen Felsen entspringende Quelle in ihre Gärten geleitet; um jeden Baum sind kleine Wasserleitungen geführt, die jeden Abend angelassen werden, und die allen Bäumen in wenigen Minuten die nöthige Feuchtigkeit geben. Dieß ist sehr bequem, aber bey der großen Menge von Bäumen auch nothwendig; wer deren weniger hat, hilft sich mit Begießen, so gut er kann. Wir besuchten beyde berühmte Gärten; zuerst den des Herrn Fille, als den bedeutendsten, wegen der Menge Orangenbäume, die er enthält, und deren Anzahl man uns auf zwanzig tausend angab. Sie bringen ihm, wie man sagt, jährlich sechzig tausend Franken ein; obgleich das Hundert der Früchte nur mit etwa vier bis fünf Groschen bezahlt wird. Unmöglich ist es,

die unendliche Pracht und Schönheit dieses Orangenhaines zu beschreiben, den Duft der von Millionen Bienen umschwirrten Blüthen, den Glanz der goldenen Früchte, deren Last die Zweige kaum tragen, in denen Hunderte von Nachtigallen unaufhörlich laut schmetterten, als wollten sie die Herrlichkeit, die sie umgab, aller Welt verkünden. Kein Schatten irgend eines Waldes gleicht der dichten Dämmerung dieses in alle Nüancen von Grün spielenden, glänzenden Laubes; immer sprossen junge Blätter neben den ältern, Knospen neben völlig entfaltesten Blüthen, kleine grüne Früchte neben ganz goldenen, an Farbe und Größe bey weitem die übertreffend, welche halb unreif für uns arme Nordländer gepflückt werden. Die Bäume stehen alle neben einander, in ziemlich dichte Reihen gepflanzt; ihre Zweige verschlingen sich und bilden ein fast undurchdringliches Dickicht, durch welches man nur auf den schmalen Fußsteigen sich winden kann.

Im natürlichen Zustande hat der Orangenbaum eine ganz andere Gestalt als in unsern Orangerien. Ihm fehlt der hohe Stamm; die Zweige wachsen nur wenige Fuß über die Erde heraus, sie breiten sich gewaltig aus, und erreichen eine bedeutende Höhe, ungefähr wie ein mittelmäßiger Apfelbaum. Unten am Stamme sind die Bäume von großem Umfange, und die starken, gewaltsam in's Weite strebenden Zweige geben ihnen ein schönes, kräftiges Ansehen. Ein sehr hübsches, einfaches Landhaus, die beneidenswerthe Wohnung des Herrn Fille, liegt mitten in diesem Götterhaine. Mit den seltensten Blumen geschmückt, breitet sich ein wunderschönes Parterre vor dem Eingange desselben aus. Der Menge von Heliotropen und Tuberosen mögen wir kaum erwähnen; die findet man bey jeder Bauernhütte; aber neben ihnen funkelten hier die Amarillis im Purpurkleide, und die köstlichsten Liliaceen in bunter Farbenpracht. Die Yucca gloriosa, die Fuchsia coccinea, die Datura arborea, und viele andere von unsern Treibhausblumen stehen hier immer in der mütterlichen Erde im Freyen, beschattet von der Mimosa Farnesiana, dem Jasminum sambac, die wir kaum erkannt hätten, so üppig grünten und blüheten sie. Die auserlesensten Bäume umgeben dieses Blumenland und das Haus, besonders herrliche, gefüllte Granatbäume. Staunend betrachteten wir die Citronen, die Orangen, die Pompelmusen von einer nie zuvor gesehenen Größe, und noch viele uns bis jetzt unbekannt gebliebene Arten der Hesperiden-Früchte, unter deren Gewichte die schlanken Zweige sich tief beugten. Muntere goldene und silberne Fischchen plätscherten in einem kleinen krystallhellen Wasserbecken, mitten unter den Blumen, und vollendeten den Feenzauber um uns her. Miß Lucy vergaß hier zum ersten Mahl ihren Yorick und alle Citationen ihrer Dichter; sie hüpfte unter den Blumen herum wie

ein fröhliches Kind, und wurde uns in dieser natürlichen Art sich zu freuen, um vieles lieber.

Im zweyten Garten kam uns Herr Beauregard, der Eigner davon, selbst entgegen, um uns in seinem Paradiese herumzuführen; ein schlanker, freundlicher Greis, dem achtzig Jahre die Locken bleichten, aber seine hohe Gestalt nicht beugen konnten. Unser Entzücken über Alles was wir sahen, schien ihm große Freude zu gewähren, und recht väterlich sorgsam bemühete er sich, uns auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen. Sein Garten schien uns noch größer als der des Herrn Fille; aber die Orangenbäume nehmen nur ungefähr zwey Drittel des Raumes ein; die edelsten Fruchtbäume und viele andere aus dem Auslande, die aber hier einheimisch würden, wachsen in üppiger Pracht im übrigen Theile des Gartens. Ein großer Mahagony-Baum und eine prächtige, hoch hinauf in den dunkelblauen Äther strebende Dattelpalme zogen, als zuvor nie gesehen, besonders uns an. Keine Zeichnung, kein Gemählde gibt nur eine Idee von dem Eindrucke, welchen die hohe, dem Süden so ganz eigen angehörende Gestalt der Palme in der Wirklichkeit macht. Traurig ist es, daß man in diesem schönen Lande nicht mehrere pflanzt; sie gedeihen herrlich, und lohnen jedes Jahr zwey Mahl mit ihrer süßen Frucht. Herr Beauregard besaß sonst zwey dieser edlen Bäume; sie standen dicht neben einander; aber der eine davon ist abgestorben, und seitdem bringt der zweyte keine reifen Früchte mehr, mit denen er sonst, ehe er einsam stand, im Überflusse seinen Pfleger lohnte.

Außer den seltensten Früchten baut Herr Beauregard auch die herrlichsten Blumen und unglaublich viel Gemüse von allen Gattungen. Er sagte uns selbst, daß er jährlich allein aus den Artischocken über tausend Franken löse, obgleich dieses Gemüse hier sehr wohlfeil ist. Es war für uns etwas rührend Erfreuliches im Anblicke dieses Greises, der hier unter mächtigen Bäumen wandelte, die er selbst gepflanzt hatte, und der mit so inniger Liebe an seiner Schöpfung hing. Ungern verließen wir ihn; jetzt ruht er wohl schon unter seinen Blumen, nach einem langen, glücklich thätigen Leben. Leicht sey ihm die Erde, die er schmückte!

Irre geführt durch die Berichte einiger Reisenden, wollten wir zu den Hierischen Inseln hinüberschiffen, und hofften dort auf neue Orangenhaine; doch gaben wir den Plan auf, da alle Welt in Hieres uns versicherte, daß wir dort nur wilde, waldbewachsene Felsen, aber durchaus keine Cultur, noch weniger einen Orangenbaum finden würden. Uns genügte also an dem unbeschreiblich schönen Anblicke dieser Inseln vom festen Lande aus. Die größte derselben heißt Porquerolles; eine kleine Citadelle steht darauf; übrigens ist sie durch-

aus mit wildem Gehölze bewachsen, besonders mit immer grünen Eichen und Korkbäumen; einige arme Fischer-Familien sind ihre einzigen Bewohner. Die von den Inseln, welche in der Mitte liegt, heißt Portcros; auch diese hat eine Citadelle, ist fruchtbarer, aber noch weniger bewohnt, als Porquerolles. Die dritte Insel liegt vom Lande am entferntesten; sie ist ganz öde und unbewohnt, nur die Algierer Schiffer landen zuweilen auf ihr, um sich mit frischem Wasser an einer kleinen Quelle zu versehen, die dort dem Felsen entquillt.

So hatten wir also den schönsten und weitesten Punct unserer Reise erreicht, wir hatten Hieres gesehen. Erde und Himmel, Luft und Meer machen es zum Paradiese der Welt, und doch läßt sich so wenig davon sagen, wie von allem wahrhaft Schönen und Großen; man muß es gesehen haben, um es sich denken zu können oder auch nur daran zu glauben. Gibt es einen Aufenthalt auf Erden, wo der Anblick der Natur ein durch bittere Erfahrungen zerrüttetes Gemüth heilen, wo milde Luft eine zerstörte Brust wieder stärken kann, so ist es Hieres. Dieser ewige Frühling, dieser reine, dunkelblaue Äther, diese Sonne, diese Düfte, diese Nachtigallenlieder müssen den zerrüttetsten Nerven wieder Spannkraft geben; in diesen Orangenhainen muß jeder herbe Schmerz zur süßen Wehmuth werden, wenn es auf dieser Welt noch irgend möglich ist.

Der Ort ist zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, deren in Friedenszeiten sich immer viele einfinden; dann gibt es auch Bälle, Concerte, Gesellschaften wie überall. Kranke, wie wir sie meynten, würden wohl wenig Freude daran finden; uns selbst, in der Fülle der Gesundheit, schien der Gedanke unerträglich, das unruhige Treiben der großen Welt oder vollends eines Brunnenortes hier im schönsten Tempel der Natur sehen zu müssen, wo jeder Schritt, jeder Blick den Geist erhebt, und Genüsse biethet, die sich mit jenem lärmenden Wesen nicht vereinen können.

Mit Tagesanbruch machten wir uns, den Morgen nach unserer Rückkunft in Toulon, auf den Weg, um noch den Abend Marseille zu erreichen. Miß Lucy hatte in Hieres diesen Plan vortrefflich gefunden; aber so wie sie die Orangenhaine nicht mehr sah, kehrte sie auch wieder zu ihrem gewohnten Wesen zurück. Sie ließ uns sagen, sie müßte durchaus bis 10 Uhr im Bette bleiben, und dann noch hartgekochte Eyer essen, ehe sie sich neuen Ermüdungen aussetzen könne; daher möchten wir ihr nur jemanden zum Schutze da lassen, und selbst für uns nach unserm Willen handeln. Das thaten wir denn auch, und sahen sie wirklich erst den andern Abend in Marseille anlangen. Die armen Pferde hatten am meisten dabey

Maulbeerbäume, die warme, südliche Luft und der dunkelblaue, reine Himmel erinnerten uns daran, daß wir nicht in Deutschland waren; denn viele, am Ufer lustiger Bäche üppig wachsende, himmelhohe Buchen, Linden, Pappeln und flüsternde Weidenbäume begrüßten uns recht heimathlich, wie mitten im Vaterlande. Wir kamen durch den kleinen, ganz unscheinbaren Flecken Noves, in welchem dem göttlichen Sänger Petrarca die Sonne seines Dichterlebens aufging; denn hier ward Laura geboren. In der Ferne erheben sich die düstern Kalkfelsen des durch seine Lieder und seine Liebesklagen berühmt gewordenen Vaucluse. Näher um Avignon wird die Gegend immer lieblicher; nicht fern von der Stadt mußten wir in einer Fähre über die Durance setzen. Sie ist nicht breit; aber ein tückischer, reißender Bergstrom, der oft, wenn der Schnee in den Piemontesischen Alpen schmilzt, viel Unheil anrichtet, das Land umher überschwemmt, und durch sein fürchterliches Toben oft viele Tage lang die Überfahrt gefährlich macht. Jetzt war er ziemlich artig, aber doch dabey unbändig genug, so daß wir herzlich froh waren, wie wir aus unserm mächtig hin- und herschwankenden Schifflein am andern Ufer ausstiegen.

Der erste Anblick von Avignon entzückte uns; wir fuhren durch den Cours; eine sehr reitzende Promenade, die zwischen dem Ufer der Rhone und der Außenseite der nicht bedeutenden, aber zierlich gehaltenen Wälle rings um die Stadt führt. Es war Sonntag Nachmittags; die Einwohner von Avignon erfüllten die Pflicht jedes rechtlichen Franzosen an diesem Tage, und spazierten im besten Putze gar gemüthlich im Schatten der dreyfachen Reihen hoher Platanen. Lustig hin- und herkreuzende Boote belebten die silberne Fläche des breiten Stromes, den hier drey große waldige Inseln verschönern; ferne blaue Berge kränzen den Horizont des entgegengesetzten reichen Ufers.

Lange erfreuten wir uns des ungemein reitzenden Anblickes; denn unser Postillon fuhr uns fast um die ganze Stadt herum; desto abschreckender aber erschien uns diese, als wir durch ein dunkels Thor hineinfuhren. Schmutziger, enger und düsterer kann keine erdacht werden. Zwar erblickten wir hin und wieder einige große pallastähnliche Gebäude, Überbleibsel aus den Zeiten, wo die Päpste in Avignon residirten; aber sie sehen verfallen und unbewohnt aus, von elenden dunkeln Häusern umgeben. Auch der ehemahlige päpstliche Pallast ist jetzt nicht viel mehr als eine große Ruine, deren viele Thürmchen, große Portale und mit zackigen Zinnen gekrönte Mauern sich indessen recht mahlerisch ausnehmen. Überhaupt trägt alles in Avignon ein unheimliches, zerstörtes Ansehen. Die wilden Gesichts-

Thür, währte aber im Hause noch lange fort; alle Thüren wurden geöffnet, selbst die der unbewohnten Zimmer über uns, nur wir, Miß Lucy und eine kranke Deutsche Dame blieben von allen im Hause Wohnenden allein verschont, weil der Wirth sich verbürgt hatte, daß wir am Morgen noch dort zu finden seyn würden.

Beym Frühstück erfuhren wir denn, daß zur nähmlichen Stunde in allen Gasthöfen der Stadt eine allgemeine Haussuchung von Polizey wegen vorgenommen worden war. Gott weiß, wen die Herren suchten und auch wohl fanden; denn alle Diligencen nach Paris waren an diesem Tage wieder mit Gefangenen und ihren Wächtern besetzt. Aus dem Gasthofe uns gegenüber wurden mehrere Fremde mitgenommen; aus unserm wollte man doch auch nicht ganz leer gehen, und bemächtigte sich daher eines ganz frisch ausgeflogenen jungen Straßburgers, der bey der Ankunft vergessen hatte, seinen Paß der Polizey zu präsentiren, und es sich nun dafür gefallen lassen mußte, den Rest der Nacht auf der Hauptwache zu verschlafen. Doch wurde er in Marseille zurückgelassen, und der Wirth hoffte, ihm seine Freyheit bald wieder auszuwirken. Zu uns kam die Polizey, so wie wir außer dem Bette waren; stillschweigend legten wir ihr unsern Paß hin, stillschweigend sah sie ihn an, und ging wieder; nach andern Papieren ward weder bey uns noch den übrigen Fremden gefragt. Diese an sich unbedeutende Begebenheit trug aber doch dazu bey, uns den Abschied von Marseille zu erleichtern, und machte auch auf die übrigen Fremden einen so unangenehmen Eindruck, daß die meisten bald abreiseten, wie wir.

Reise von Marseille nach Lyon.

Bis Orgon blieb der Weg der nähmliche, den wir gekommen waren; hinter Orgon wird das Land ebener, die Felsen weichen zurück, die Olivenbäume verschwinden allmählich, und große Maulbeerbäume nehmen ihre Stelle ein. Diese sind sehr schön, und würden herrlichen Schatten gewähren, wenn man sie nicht ihrer jungen Blätter beraubte, um Seidenwürmer damit zu ernähren, die hier in unendlicher Anzahl gepflegt werden. So sind sie oft ganz kahl und traurig anzusehen, ein Bild des Winters mitten im Sommer, und es nimmt sich sonderbar aus, wenn Bäume der nähmlichen Gattung, zum Theile frisch belaubt, zum Theile mit ganz entblätterten Zweigen, dicht neben einander stehen. Weiter hin kamen wir durch ein höchst fruchtbares, bebautes Land, in welchem Wein und Korn im Überflusse wächst. Nur die Cypressen, die Feigen und

Maulbeerbäume, die warme, südliche Luft und der dunkelblaue, reine Himmel erinnerten uns daran, daß wir nicht in Deutschland waren; denn viele, am Ufer lustiger Bäche üppig wachsende, himmelhohe Buchen, Linden, Pappeln und flüsternde Weidenbäume begrüßten uns recht heimathlich, wie mitten im Vaterlande. Wir kamen durch den kleinen, ganz unscheinbaren Flecken Noves, in welchem dem göttlichen Sänger Petrarca die Sonne seines Dichterlebens aufging; denn hier ward Laura geboren. In der Ferne erheben sich die düstern Kalkfelsen des durch seine Lieder und seine Liebesklagen berühmt gewordenen Vaucluse. Näher um Avignon wird die Gegend immer lieblicher; nicht fern von der Stadt mußten wir in einer Fähre über die Durance setzen. Sie ist nicht breit; aber ein tückischer, reißender Bergstrom, der oft, wenn der Schnee in den Piemontesischen Alpen schmilzt, viel Unheil anrichtet, das Land umher überschwemmt, und durch sein fürchterliches Toben oft viele Tage lang die Überfahrt gefährlich macht. Jetzt war er ziemlich artig, aber doch dabey unbändig genug, so daß wir herzlich froh waren, wie wir aus unserm mächtig hin- und herschwankenden Schifflein am andern Ufer ausstiegen.

Der erste Anblick von Avignon entzückte uns; wir fuhren durch den Cours; eine sehr reitzende Promenade, die zwischen dem Ufer der Rhone und der Außenseite der nicht bedeutenden, aber zierlich gehaltenen Wälle rings um die Stadt führt. Es war Sonntag Nachmittags; die Einwohner von Avignon erfüllten die Pflicht jedes rechtlichen Franzosen an diesem Tage, und spazierten im besten Putze gar gemüthlich im Schatten der dreyfachen Reihen hoher Platanen. Lustig hin- und herkreuzende Boote belebten die silberne Fläche des breiten Stromes, den hier drey große waldige Inseln verschönern; ferne blaue Berge kränzen den Horizont des entgegengesetzten reichen Ufers.

Lange erfreuten wir uns des ungemein reitzenden Anblickes; denn unser Postillon fuhr uns fast um die ganze Stadt herum; desto abschreckender aber erschien uns diese, als wir durch ein dunkels Thor hineinfuhren. Schmutziger, enger und düsterer kann keine erdacht werden. Zwar erblickten wir hin und wieder einige große pallastähnliche Gebäude, Überbleibsel aus den Zeiten, wo die Päpste in Avignon residirten; aber sie sehen verfallen und unbewohnt aus, von elenden dunkeln Häusern umgeben. Auch der ehemahlige päpstliche Pallast ist jetzt nicht viel mehr als eine große Ruine, deren viele Thürmchen, große Portale und mit zackigen Zinnen gekrönte Mauern sich indessen recht mahlerisch ausnehmen. Überhaupt trägt alles in Avignon ein unheimliches, zerstörtes Ansehen. Die wilden Gesichts-

züge des Volkes, seine heftige, einem ewigen Zürnen ähnliche Sprache und Geberde haben etwas unbeschreiblich Widerwärtiges. Alles erinnert nur zu lebhaft daran, welch ein Schauplatz jeder möglichen Laster und Gräuelthaten diese Stadt sowohl früher zu den Zeiten der Päpste, als später während der Revolution war. In den letzten furchtbaren Schreckenstagen derselben stieg die Wuth des Volkes hier auf's höchste; alle Einwohner schienen in blutdürstige Tieger verwandelt, und mordeten und raubten ohne Scheu und Schonung selbst das dem Menschen Heiligste.

Nichts konnte uns sonach zu einem längern Aufenthalte in Avignon reitzen, als nur nöthig war, um auszuruhen. Doch überlegten wir den Abend, ob wir nicht am folgenden Morgen zur Quelle von Vaucluse wallfahrten wollten. Reisende, die dort gewesen waren, versicherten uns, daß nur Petrarca's Nahme der Gegend einigen Reitz verleihen könne; der Wasserfall sey als solcher unbedeutend, besonders in dieser trockenen Jahreszeit, und das Thal gleiche vollkommen der öden Steinwüste von Oliulles. Unser Gastwirth, den wir zu Rathe zogen, machte eine höchst abschreckende Beschreibung von dem entsetzlichen, in fünf Stunden kaum zu fahrenden Wege; dennoch versprach er, uns am folgenden frühen Morgen einen guten Wagen mit zwey Pferden zu verschaffen, weil wir mit dem unsrigen dort nicht fahren könnten. Wir nahmen seinen Vorschlag an, und sahen am andern Tage nach langem Warten einen elenden zweyräderigen Karren ankommen, dem man die Ehre anthat, ein Cabriolet zu nennen, bespannt mit einem blinden Karrengaule und einem lebenssatten Maulesel; der Führer, ein großer, sehr wild aussehender Kerl, wollte zu Fuße nebenher gehen. Nur zwey von uns hätten auf dem schönen Fuhrwerke zur Noth Platz gehabt; und gerade den beyden, die des Schutzes am bedürftigsten waren, lag am meisten daran, den Quell von Vaucluse zu sehen. So ganz allein, ohne einen Bedienten mitnehmen zu können, uns diesem Menschen, dessen Sprache wir nicht verstanden, anzuvertrauen, zehn Stunden lang von dem elenden Gespanne uns durch eine wilde Gegend schleppen zu lassen, deren Einwohner allgemein für Räuber gelten, und dabey vor der Nacht nicht wieder zurückkommen zu können, vielleicht gar erst am andern Tage, schien uns dennoch nicht rathsam. Über das Hin- und Herreden war wieder viel Zeit verstrichen; ein anderes Fuhrwerk war, den Versicherungen des Wirthes zu Folge, nicht zu haben. Alles dieses bewog uns, obgleich mit schwerem Herzen, den ganzen Plan aufzugeben, und so verließen wir Avignon, ohne die Quelle von Vaucluse gesehen zu haben, nachdem wir noch die Stadt in nähern Augenschein genommen hatten.

An den schönen Ufern der Rhone vergaßen wir bald unsere getäuschte Erwartung. In Sorgue, dem ersten Orte, wo wir die Pferde wechselten, trat ein Mann an unsern Wagen, um uns seine Dienste anzubiethen, welcher jetzt bey der neuen Mode des um die Wette Gehens in England reich werden könnte; denn als Bothengänger gibt es in Hinsicht auf Schnelligkeit und Ausdauer vielleicht nicht seines Gleichen. Er überreichte uns seine gedruckte Adresse, die ihn als einen bekannten Einwohner von Avignon bezeichnete, und viele Zeugnisse seiner Treue und Ehrlichkeit, von bekannten und bedeutenden Männern unterzeichnet, die sich seiner bedient und ihm ansehnliche Summen anvertraut hatten. Es war ein langer, hagerer Mann von sehr rechtlichem Ansehen, der in gutem Französisch recht vernünftig sprach. Wir bedauerten, ihn nicht am Morgen bey uns gehabt zu haben; denn unter seinem Schutze hätten wir das gefahrvolle Abenteuer von Vaucluse wohl bestanden. Seine Schnelligkeit übertrifft auf die Dauer bey weitem die eines Pferdes; denn von Avignon bis Marseille, ja bis Toulon, geht er in vier und zwanzig Stunden; bis Montpellier in zwey, bis Paris in sechs Tagen; und überall ist er bekannt. Sein Sohn, damahls ein Knabe von neun Jahren, ging sogar schon zwey Deutsche Meilen in einer Stunde; so sehr kann frühe Gewöhnung jede körperliche Kraft stärken und ausbilden. Mit mehr als tausend Louisd'oren in Gold belastet dieser Bothe sich nie, weil er dann noch einen Carabiner und Pistolen mitnimmt, um sich im Nothfalle seiner Haut zu wehren; auch zieht er sich dann ganz schlecht an, um der Aufmerksamkeit der Räuber zu entgehen, von denen, seiner Aussage nach, diese Gegenden nicht frey sind.

Zwischen Sorgue und Courtezon bedeckt eine ungeheure Menge von Maulbeerbäumen das ganze Land; dazwischen erblickten wir wieder unsere lieben Olivenbäume, und athmeten balsamischen Kräuterduft der Provençe. Eine am Wagen nöthig gewordene Reparatur hielt uns in Courtezon eine kleine Stunde auf, während der wir uns auf einer wunderschönen Wiese im Schatten großer Maulbeerbäume ergingen. Eine freundliche Frau, die auch gut Französisch sprach, redete uns an; sie trug ein allerliebstes Mädchen von zwey Jahren auf dem Arme, und einige zwanzig Kinder, die ihrer Obhuth vertraut schienen, spielten lustig um sie her im blumigen Grase. Allen diesen Kindern waren eben die Schutzblattern eingeimpft, und das geschieht alle Jahre in der ganzen Gegend auf Befehl der Regierung; hier, wo noch vor wenig Jahren der Aberglaube in dieser wohlthätigen Vorsichtsmaßregel einen Eingriff in die Rechte Gottes sah, und eine Todsünde damit zu begehen glaubte. Die Frau erzählte

uns viel von der Pflege der Seidenwürmer, wie viel Sorgfalt diese erfordert, wie sorgsam die Blätter gewählt werden müssen, daß sie nicht zu alt, nicht zu jung und ja nicht feucht oder welk sind; aber auch von der Einträglichkeit des Seidenbaues, der die Bewohner dieser Gegend, die sich hauptsächlich damit beschäftigen, alle wohlhabend macht. »Touchés là,« sagte die Frau, da der Wagen fertig war, und schüttelte uns recht treuherzig die Hand; wir erwiederten gern diese echt Deutsche Begrüßung, und rollten dann fröhlich fort durch ganze Wälder von Maulbeerbäumen, bis wir zum Städtchen Orange gelangten.

Orange.

Unter dem Nahmen Arausia war dieser Ort einst zu den Zeiten der Römischen Herrschaft eine beträchtliche, schöne Stadt; jetzt ist er ein so schmutziges, winkeliges Nest, als nur irgend ein Städtchen im südlichen Frankreich es seyn kann. Doch finden sich darin noch hin und wieder Spuren antiker Herrlichkeit in verstümmelten Inschriften, Basreliefs und Ornamenten an Mauern und Häusern, die, ohne Wahl, ohne einige Rücksicht auf ihren Werth und ihre Bedeutung, gleich gewöhnlichen Mauersteinen, bey Erbauung derselben benutzt wurden. Die Überreste eines Römischen Theaters verbergen jetzt zum Theile die dunkeln Mauern eines Gefängnisses für gemeine Verbrecher, theils liegen sie versteckt zwischen ekelhaft schmutzigen Hütten. Nur große Vorliebe für die Geschichte der Kunst könnte einen Antiquar bewegen, sich in diese widerlichen Labyrinthe ihretwegen zu wagen. Wir entsagten ihrem Anblicke, und begnügten uns mit dem des einzigen Wohlerhaltenen, des Triumphbogens des Marius, der sich ganz nahe vor der Stadt auf einer Ebene stolz erhebt, und, obgleich hin und wieder verfallen und dem Untergange sich nahend, dennoch einen höchst imposanten Effect schon aus der Ferne macht.

Das ganze Prachtgebäude ist sechs und sechzig Fuß lang, sechszig Fuß hoch, und bildet drey dicht neben einander stehende Bogen, von denen der mittlere beträchtlich größer ist als die beyden ihm zur Seite. Das Innere des Gewölbes bedecken bey allen dreyen, in höchst zierlichen Mustern, zusammengesetzte Rosetten von Bildhauerarbeit, und Gewinde von Epheu, Trauben, Blumen und Früchten umfassen die Öffnungen der Bogen; alles daran ist mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet und höchst vollendet. Die der Stadt zugekehrte Seite des Gebäudes hat am wenigsten von der Zeit und der Witterung gelitten; vier Korinthische Säulen schmücken sie, zwey

davon an den Ecken, und zwey in dem Zwischenraume, welcher den größern Bogen von den kleinern trennt. Diese beyden Säulen unterstützen einen dreyeckigen Giebel, welcher sich über dem mittlern Bogen erhebt. Eine mit einem schönen Gesimse und einem Basrelief reich geschmückte Attika ragt über den Giebel, und krönt das ganze Gebäude. Das Basrelief über dem mittleren Bogen stellt ein sehr wildes Gefecht zwischen Reitern und Fußvolk vor; an der einen Seite desselben sind einige alte Opfergeräthe abgebildet, die Mauer an der andern Seite ist ganz eingefallen. Über den beyden kleinern Bogen, unter der Attika neben dem Giebel, sind aus Schiffsschnäbeln, Ankern, Dreyzacken, Rudern und andern die Schifffahrt bezeichnenden Attributen zusammengesetzte Trophäen angebracht, und darunter, dicht über dem Bogen zwischen den Säulen, andere Trophäen von Fahnen, Helmen, Schilden und Schwertern.

Die der Stadt abgewendete Seite des Gebäudes gleicht ganz der eben beschriebenen, nur haben Wind und Wetter sie weit mehr zerstört. Von den vier Korinthischen Säulen stehen nur noch zwey, und die Basreliefs sind zum Theile ganz vernichtet, zum Theile fast unkenntlich geworden. Das große Basrelief in der Mitte ist ziemlich wohl erhalten; es stellt, wie das auf der andern Seite, ein Gefecht vor. Von der einen Trophäe neben dem Giebel sind nur wenige Spuren noch sichtbar; die darunter über dem einen kleinen Bogen fehlt ganz; hingegen ist die über dem zweyten beynahe unverletzt geblieben. Auf einem der Schilde, die mit mehreren Waffenstücken sie bilden, lasen wir das Wort »Mario« ganz deutlich; auch auf noch mehreren Schilden in den Trophäen sind Nahmen eingegraben, die aber so verwittert dastehen, daß es uns unmöglich war, sie zu erkennen.

Die Verzierungen der einen schmalen Seite des Gebäudes sind gänzlich zerstört, die andere schmücken vier kannelirte Korinthische Säulen, und theilen sie in drey gleich große Zwischenräume; in jedem derselben sind Trophäen von Fahnen, Kürassen, Schilden, Helmen und andern Waffenstücken angebracht, und unter jeder von diesen zwey fast unkenntlich gewordene Figuren, die uns wie gebundene Kriegsgefangene vorkamen. Auf einem Fries über den Säulen ist eine Reihe neben einander stehender Fechter abgebildet. Über die beyden mittelsten Säulen erhebt sich ebenfalls ein dreyeckiger Giebel; in dessen Mitte befindet sich ein halber Kreis, in welchem eine Figur sichtbar ist, die uns wie ein altes Heiligenbild erschien, wahrscheinlich also neueren Ursprunges ist als das übrige Gebäude. Auf jeder Seite des Halbkreises, noch innerhalb des Giebelraumes, ist ein fast unkenntlich gewordenes Füllhorn angebracht, und zwey Nereiden

lehnen sich an die oben spitz zusammenlaufenden Seiten des Dreyeckes, so er bildet; die über ihn sich erhebende Attika schmückt ein zierliches Fries.

Nach langem und vielem Streiten sind die Alterthumskenner übereingekommen, dem Marius die Ehre dieses Triumphbogens zuzuschreiben, weil er in dieser Gegend einen großen Sieg über die Cimbrer und Teutonen erfochten hat.

Mag der Held auch übrigens ein anderer gewesen seyn, dessen Andenken dieses Prachtgebäude verewigen soll, uns genügte die hohe Schönheit seines Anblickes, ohne weiteres Grübeln über die Geschichte desselben; und doch fuhren wir mit Schaudern zurück, als wir vernahmen, daß gerade an dieser Stelle das Blut vieler hundert Unglücklicher vor wenigen Jahren vergossen ward. Mit ausgesuchter Grausamkeit hatten die Tieger von Avignon die Guillotine neben diesem Bogen errichtet; die angesehensten, achtungswerthesten Einwohner jener Stadt wurden den langen Weg hierher unter bitterer Verhöhnung geschleppt, und fanden nur Ruhe unter dem mörderischen Beile. So bezeichnen die schrecklichsten Unthaten fast jeden Schritt in diesem, vom Himmel mit Allem, was der Mensch zum ruhigen Glücke bedarf, reich ausgestatteten Lande.

Rasch ging es nun vorwärts, längs den schönen Ufern der Rhone, durch ein sehr cultivirtes Land. Im Städtchen Donzère begegneten wir einer Procession.

Die Nacht blieben wir in dem ziemlich großen Landstädtchen Montelimart. Die Lage dieses Ortes ist himmlisch schön; dicht vor den Mauern desselben vereinen sich zwey kleine Flüsse, und strömen dann, lustig eilend, der mächtigen Rhone zu. Auch am folgenden Morgen kamen wir durch ein herrliches Land; denn die Dauphiné ist eine der schönsten Provinzen Frankreichs; nirgends sahen wir reichere Kornfelder und eine üppigere Vegetation. Allmählich verschwinden die Oliven- und Feigenbäume der Provençe, auch die Maulbeerbäume werden seltener; aber unzählige große Wallnußbäume treten an ihre Stelle, aus deren Früchten man sehr gutes Öhl preßt, welches in diesen Gegenden, wie das Olivenöhl in der Provençe, im Haushalte allgemein benutzt wird. Die schneebedeckten Häupter ferner, hoher Gebirge leuchteten zu uns vom fernsten Horizont herüber, die Luft war Wohlgeruch, und tausend Nachtigallenlieder ertönten freudig aus jedem Busche, jedem Baume, denen wir vorüberkamen.

Wir sahen manches freundliche Dorf, manches artige Städt-

chen an diesem Tage. Alle sind weit reinlicher und heller als im eigentlichen Süden von Frankreich. Häuser und Mauern baut man in diesen Gegenden häufig von Pisai; so nennt man hier die aus gestampfter Erde geformten Quadern. Schon in dem nahe an Paris gelegenen Charenton hatten wir Gelegenheit gehabt, diese Bauart näher kennen zu lernen. Die zu diesem Zwecke von Natur dienliche oder durch Kunst dazu bereitete Erde wird beynahe trocken in hölzernen Formen von der Größe beträchtlicher Quadersteine festgestampft. In einem Tage trocknen diese künstlichen Steine genug, so daß man sie, von der Form befreyt, umwenden kann; in ein paar Tagen sind sie ganz hart, und können, wie andere Steine, mit Mörtel vermauert werden. Nur den Grund solcher Gebäude baut man auf gewöhnliche Weise aus Ziegeln oder Steinen; mit Kalk beworfen sahen sie wie andere Häuser aus; auch kann man darauf mit Leimfarben mahlen, wie auf jede andere Mauer. Die Wände in den Zimmern erscheinen ungewöhnlich stark, das gibt einen kleinen Übelstand; übrigens aber sind diese Häuser sehr trocken und warm; man kann sie zwey, auch wohl drey Stockwerk hoch bauen, und sie kosten nur etwa den achten Theil dessen, was ein auf gewöhnliche Art aufgeführtes Gebäude von der nähmlichen Größe kosten würde. Zur Umfassung von Gärten, Weinbergen und andern großen Plätzen, die einer Ringmauer bedürfen, ist diese Art von Mauern, als zweckmäßig und wohlfeil, besonders zu empfehlen. In Charenton machte man aus der Bereitung der dazu brauchbaren Erde ein Geheimniß; in der Dauphiné aber würde man sie leicht erfahren, da dort der größte Theil der neuern Gebäude aus Pisai aufgeführt wird.

In der ziemlich beträchtlichen Fabrikstadt Valence fanden wir unsere Miß Lucy wieder; zwar war sie ein paar Tage früher als wir von Marseille weggereiset, aber mit eigenen Pferden geht die Reise weit langsamer als mit Französischer Extrapost, besonders wenn man nicht früh aufstehen kann. Wir freuten uns gegenseitig über dieses Wiedersehen, und nahmen Abrede, in Lyon wieder zusammenzutreffen. Nicht weit hinter Valence setzten wir in einer Fähre über die Isère. Sie ist, wie die Durance, nicht breit, aber ein wilder, tückischer Bergstrom, der oft weit umher das Land durch Überschwemmungen verwüstet. Dennoch sind die Umgebungen dieses Gewässers höchst reitzend und mannigfaltig, sowohl in der Nähe als in der Ferne, aus welcher hohe, blaue Berge auf die das Ufer gränzenden Rebenhügel und blühenden Gärten herüberblicken.

Nicht lange währte es, so waren wir wieder ganz nahe der uns so lieb gewordenen Rhone. Wir kamen durch das freundliche, von ihren Wellen bespühlte Städtchen Tain; es liegt zwischen dem

Strome und hohen mahlerischen Felsen, die sich dicht dahinter erheben, wie eingeklemmt, mitten in Reben und Blüthen. Am andern Ende des Städtchens windet sich der Weg durch ein wunderschönes Thal, immer längs dem Strome, bis St. Vallier; die Felsenreihe, an deren Fuß es hinführt, heißt mit Recht Côte rôtie; den ganzen Tag erglüht sie im Strahle der Sonne, die hier den berühmten Emeritage-Wein kocht, und ihm seine, ihn vor allen Französischen Weinen auszeichnende, feurige Kraft gibt; auch ranken sich die Reben in üppigem Gedeihen bis zu den höchsten Felsengipfeln hinauf.

St. Vallier liegt fast noch schöner als Tain. Wir blieben die Nacht im Posthause, und weilten in dem dazu gehörigen kleinen Garten, bis uns tiefere Dunkelheit und das Geschnatter einiger Komödiantinnen, die eben mit ihren Verehrern auf der Diligence angelangt waren, daraus vertrieben. Alle Nachtigallen der ganzen Gegend schienen auf diesem lieblichen Flecke versammelt; dumpf brausete der Strom in ihre Lieder, und die milde Abendluft wehete uns den Duft aller Blüthen und Kräuter zu, welche die mahlerischen, einem Garten gleich angebauten Felsenufer begränzen.

Am andern Morgen langten wir ziemlich früh in Vienne an. Die Rhone blieb uns auf dem Wege dahin immer zur Seite, und durchströmt ein paradiesisches Land. Gegen Vienne zu erheben sich höhere Felsen, wir mußten über Berg und Thal; aber Getreidefelder, herrliche Bäume, blühende Wiesen und Gärten kleiden die fruchtbaren Felsen bis hoch zum Gipfel hinauf; überall ist das Land angebaut, wie in England oder den schönsten Gegenden des fruchtbaren Holsteins.

Vienne.

Diese zu den Zeiten der Römer bedeutende Stadt, deren Ursprung sich in das graueste Alterthum verliert, ist jetzt ein enges, schmutziges Nest, ein wahrer Knäuel von dunkeln, verworren durch einander sich windenden, schmalen Straßen; doch bringen viele Tuch-Fabriken, Drahtziehereyen, Seidenspinnereyen und Kupferhämmer einiges Leben und anscheinenden Wohlstand unter die Bewohner. Ein kleiner Bergstrom, die Gère, setzt viele hundert dazu gehöriger Räder in Bewegung; theils in der Stadt selbst, theils dicht vor ihren Thoren. Die Gère entspringt auf einem nahen Felsen, in dessen Abhang mehrere künstlich angelegte Cascaden sie zu verweilen und dem Menschen bey seiner Arbeit zu helfen zwingen. Nach so vollbrachtem Tagewerke eilt sie dann der an den Mauern der Stadt vorüberströmenden Rhone zu, die sich nicht zwingen läßt, und

fest, mit ihr vereint, den fröhlichen Lauf weiter fort. In Vienne bemerkten wir wieder viele aus Pisai erbaute, recht hübsche Häuser; doch sind alle im Verhältnisse niedriger als die sonst in Frankreich gewöhnlichen Häuserkolosse von sieben bis acht Stockwerken; es scheint, als ob man es nicht wage, viel höher als etwa dreyßig Fuß aus Pisai zu bauen.

Wie Nismes, könnte auch Vienne auf viele wohlerhaltene Denkmähler vergangener Pracht und Herrlichkeit stolz seyn, wenn nicht die Barbarey späterer Jahrhunderte hier noch vernichtender gewaltet hätte. Schon beym Hereinfahren zog ein altes Römisches Grabmahl unsere Aufmerksamkeit an, nicht unähnlich dem von St. Remi. Auf einer Wiese, ganz nahe vor der Stadt, erhebt es sich in Pyramidalform, etwa gegen siebenzig Fuß hoch. Das Fußgestell bildet ein großes viereckiges Gebäude, an den Ecken mit vier angelehnten Säulen geschmückt; die Seitenwände desselben haben große bogenförmige Öffnungen, wie Thore, die den freyen Eingang in das Gebäude verstatten, so daß man darin unter dem platten Dache, womit es bedeckt ist, wie in einem kleinen offenen Tempel, herumgehen kann. Auf diesem platten Dache steht die aus Quadersteinen erbaute Pyramide; merkwürdig schien es uns, daß sie ganz allein auf der Bedachung des eben beschriebenen Piedestals ruhet, ohne die Seitenwände desselben zu berühren, weil ihre Basis nach allen Seiten beträchtlich kleiner ist als das Viereck, welches jenes bildet. Keine Inschrift, kein Bildwerk ziert dieses Monument; aber die schlank in den blauen Äther sich erhebende, edle, schmucklose Gestalt desselben macht, bey aller Einfachheit, einen sehr imposanten und schönen Effect. Leider bemerkt man bey genauerer Betrachtung viele Spuren früher und später daran verübter Gewaltthat. In den Zeiten der Revolution ließ das entartete Volk auch an dieser Pyramide seinen zerstörenden Muthwillen aus, und beynahe wäre sie gänzlich vom Eigner des Feldes, auf welchem sie steht, vernichtet worden; zum Glück verhinderte ihn noch ein Verboth der Polizey bey Zeiten daran, diesen Vorsatz auszuführen.

Wem zu Ehren diese Pyramide errichtet ward, ist schwer auszumitteln, da keine Spur einer Inschrift hier zum Leitfaden dient. Alterthumskenner weihen sie dem Kaiser Augustus; das Volk aber nennt sie l'Aiguille, die Nadel, und glaubt steif und fest, Pontius Pilatus liege darunter begraben. Dieser alte Landpfleger spukt in diesen Gegenden noch immer herum, und spielt eine große Rolle in den hiesigen Volkssagen. Nahe an Vienne stehen am Ufer der Rhone noch die Trümmer eines alten, wahrscheinlich von den Römern erbauten Thurmes, den das Volk auch den Pilatus-Thurm

nennt, weil, wie behauptet wird, der Kaiser Caligula den Pilatus dort einsperren ließ; aus Verzweiflung erhenkte sich dieser im Thurme, sein Körper ward in die Rhone geworfen, und diese wirbelt und schäumt noch immer an der Stelle, wo dieß geschah, obgleich der Todte wieder herausgezogen und von einem hohen, nahen Berge, der auch seinen Nahmen trägt, in einen tiefen Abgrund gestürzt ward, wo er noch immer in furchtbarer Geistergestalt umhergeht. Viele aber glauben, er sey unter der Aiguille ehrenvoll begraben, finde indessen doch keine Ruhe.

In allen Straßen der Stadt sind noch alte Inschriften, Überbleibsel antiker Grabmähler, Trümmer von Säulen und Basreliefs in den Mauern dunkler, schmutziger Gebäude und Ställe. Schlechte steinerne Bänke vor elenden Hütten werden von schönen antiken Capitälern getragen; überall ist die gegenwärtige Zeit mit der längstvergangenen im grellsten Contraste. In einer der schmutzigsten Straßen steht ein alter Triumphbogen eingemauert, an dessen innerer Wölbung noch Spuren zerstörter Ornamente von Bildhauerarbeit sichtbar sind. Die Trümmer eines großen Amphitheaters liegen jetzt fast ganz zerstört mitten in Weinbergen dicht an der Stadt, und auf einem hohen Berge sieht man alte Mauern, welche, der Sage nach, einst zu einem Römischen Castelle gehörten. Die sehr große Hitze des Tages verhinderte uns, diesen Berg zu ersteigen; die Aussicht oben wird aber als entzückend schön gepriesen, und ist es gewiß auch.

Ein Tempel des Augustus ist das einzige leidlich erhaltene antike Gebäude in Vienne; so viel man noch davon urtheilen kann, muß er der Maison carrée in Nismes sehr ähnlich gewesen seyn. Er bildet, wie jenes, ein längliches Viereck, und Säulen Korinthischer Ordnung umgeben ihn an allen Seiten. Mehrere von diesen sind noch beynahe unverletzt, und zeichnen sich durch trefflich gearbeitete Capitäler aus; nur die Riesen in den Säulenschäften, welche ihnen ein so elegantes Ansehen geben, sind fast durchgängig muthwilliger Weise zerstört. Der Tempel war in seiner ursprünglichen Schönheit ringsum offen, bis auf die schmälere Hinterwand; die schlanken Säulen trugen das mit einem Giebel und trefflich gearbeiteten zierlichen Gesimsen und Friesen geschmückte Dach. Mönchische Unwissenheit führte Mauern zwischen den Säulen auf, und machte aus dem Göttertempel einen geschmacklosen viereckigen Kasten, um ihn als Capelle der Verehrung irgend eines Heiligen zu weihen. Durch dieses, allen Kunstsinn empörende Verfahren sind die Säulen weit über die Hälfte in dicken Mauern versteckt; kaum daß man noch errathen kann, was der Tempel ehemahls gewesen seyn muß.

Wir bekennen, es ward uns beym Anblicke dieser, in einem barbarischen Zeitalter vom Aberglauben verübten Versündigung gegen das Schöne, ganz heidnisch zu Muthe, und Schiller's Götter Griechenlands wollten uns gar nicht aus dem Sinne. Der Tempel ist übrigens keine Capelle mehr, aber etwas noch Ärgeres, eine Gerichtsstube.

Nur von einem Miethbedienten begleitet, gingen wir, das Museum zu besehen, und fanden einen sehr unterrichteten Mann an dem Aufseher desselben, der zugleich Lehrer der Zeichenkunst in einer damit verbundenen öffentlichen Erziehungs-Anstalt ist. Obgleich wir ohne alle Empfehlung zu ihm kamen, empfing er uns dennoch sehr freundlich, und zeigte uns mit unermüdeter Gefälligkeit sowohl die im Museum als in seiner eigenen Wohnung aufbewahrten beträchtlichen Sammlungen von Alterthümern. Von Geburt ist er ein Deutscher, mit Nahmen Schneyder, hat aber während seines vieljährigen Aufenthaltes in Frankreich die Leichtigkeit verloren, sich in seiner Muttersprache gut auszudrücken, oder auch sie schnell im Gespräche zu verstehen. Seit einer langen Reihe von Jahren macht er es sich zum Hauptgeschäfte, alles zusammenzutragen und zu retten, was er von Überresten alter Kunst in Vienne und der umliegenden Gegend habhaft werden kann. In den nahen Weinbergen, besonders in dem, der das alte Amphitheater umschließt, auch in Feldern und Gärten finden die Landleute täglich, mitunter recht schöne Fragmente von Statuen, Basreliefs und Säulen; sobald sie etwas tief graben, auch Mosaik-Pflaster, Lampen, Münzen, Urnen, architectonische Verzierungen, und kleine Hausgeräthe und Schmuck der Alten. Herr Schneyder hat die Leute so zu gewinnen gewußt, daß sie ihm von jedem Funde dieser Art sogleich Nachricht geben; kann er ihn dann für Geld und gute Worte habhaft werden, so versäumt er die Gelegenheit nicht; was sich nicht transportiren läßt, zeichnet er wenigstens ab, und erwirbt sich so ganz in der Stille ein unsterbliches Verdienst um die Alterthumskunde. Die Freude daran ist die einzige seines Lebens, und auch die einzige Belohnung seiner unbeschreiblichen Mühe und Geduld. Seine Bekanntschaft machte uns großes Vergnügen; glückliche Menschen zu sehen, ist der erfreulichste Anblick; und es gibt vielleicht in der Welt keine glücklicheren, als diese Sammler; besonders wenn sie an einem Orte, wie Vienne, leben, wo ihnen täglich neue Ausbeute wird, die ohne sie spurlos verschwände. Es wäre sehr zu wünschen, daß in allen den vielen, in dieser Hinsicht merkwürdigen Städten des südlichen Frankreichs solche Herren Schneyder lebten; noch besser, wenn alle die zerstörenden Jahrhunderte hindurch dort immer solche Männer gelebt hätten.

Die Sammlung, welche Herr Schneyder auf diese Weise zusammengebracht hat, ist unglaublich groß, wenn man den kleinen Kreis betrachtet, auf den er sich beschränken mußte; leider aber besteht sie fast nur aus Fragmenten. Mehrere große Stücke antiker Fußböden von Mosaik zogen uns besonders an, da sie historische Darstellungen enthalten, wie wir sie bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Die fast unzählbaren Zeichnungen, welche Herr Schneyder in großen Mappen aufbewahrt, sind alle von seiner eigenen Hand bis in's kleinste Detail höchst sauber und zierlich ausgeführt. Was sich an Mauern, in Häusern, in Kirchen, in Ställen, ja in den abgelegensten Winkeln in und um Vienne von Römischen Alterthümern noch erhalten hat, griff er mit kunstreicher Hand auf, und bewahrte wenigstens den Schatten davon vor gänzlichem Untergange. Nur sah er dabey zu viel in die Vergangenheit, und suchte die Zerstörungen der Zeit durch seine Fantasie zu ersetzen. Wohl mag Alles noch weit herrlicher gewesen seyn, als er es darstellt; aber im gegenwärtigen Zustande hätten wir viele seiner Originale in der Zeichnung nicht wieder erkannt. Die Barbarey des Fanatismus, die hier so viel Schönes theils vernichtete, theils durch mißverstandene Heiligung entheiligte, ist sein größter Kummer. Schmerzlich beklagte er eine schöne Säule von verde antico, die vernichtet ward, um den Altar einer Kirche mit dem kostbaren Material zu bekleiden; dann ein prächtig gearbeitetes Capital einer Korinthischen Säule, das jetzt, ausgehöhlt, zum Taufbecken dienen muß, und unzählige Inschriften und Basreliefs, die von den Marmortafeln heruntergehauen wurden, damit diese hernach zu Leichensteinen verbraucht werden könnten.

Bey einer armen Bauersfrau, nahe an der Stadt, zu welcher Herr Schneyder uns wies, sahen wir die lieblichste Kindergruppe von Marmor, die man sich nur erdenken kann, und dazu bis auf einige unbedeutende Kleinigkeiten ganz vollkommen wohl erhalten; was um so mehr zu bewundern ist, da die Frau sie vor etwa anderthalb Jahren beym Graben in ihrem Weinberge kaum zwey Fuß tief unter der Erde fand. Sehr bereitwillig hohlte sie ihre Engelein, wie sie sie nannte, aus ihrem Kasten hervor, wo sie, in grünen Flor gewickelt, auf ihren Sonntagskleidern recht weich gebettet lagen. Die Gruppe stellt ein paar Knaben von ein- bis zweyjährigem Alter, fast in Lebensgröße, vor; der ältere hält mit der linken Hand einen Vogel, fest an die Brust gedrückt, und wehrt mit vorgehaltenem Arme den kleinen Bruder ab, der ihm den Vogel entreißen will, und, da er dessen nicht habhaft werden kann, ihn in kindischem Grimme in den Arm beißt. Der ältere Knabe scheint bey dem Bisse des schwachen Säuglings keinen Schmerz zu fühlen, sondern sieht, halb lächelnd,

dem ohnmächtigen Zürnen zu; die Körperchen, die Köpfchen, Ausdruck und Stellung kann man sich nicht lieblich genug vorstellen. Ein Baumstamm steht jedem der Kinder zur Seite; neben dem ältern windet eine Schlange sich daran hinauf, neben dem kleinern kriecht eine Eidechse in die Höhe, welche nach einem Schmetterlinge schnappt. Nur der eine Flügel des Vogels und ein Finger des kleinern Knaben fehlen diesem unbeschreiblich reitzenden, antiken Kunstwerke; übrigens ist es ganz unversehrt.

Mehrere, welche diese Gruppen sahen, haben allerley Allegorien darin finden wollen; Herr Schneyder hält sie, wahrscheinlich mit Recht, für Porträts zweyer Kinder irgend eines reichen, vornehmen Römers, der sie vielleicht zufällig in dieser Stellung sah, und sie so von einer Meisterhand abbilden ließ; die Schlange, die Eidechse, den Schmetterling, erklärt er für unbedeutende willkührliche Verzierungen des Künstlers. Die Eignerinn dieser Gruppe sah mit einigem Wohlbehagen unserer Freude darüber zu; dann küßte sie ihre Engelein, wickelte sie wieder in den grünen Schleyer, und legte sie sorgsam in ihr Bett. Arm, wie sie ist, will sie sie jetzt doch nicht verkaufen, obgleich der Präfect ihr eine, für sie bedeutende Summe dafür gebothen hat, um sie nach Paris in's Museum zu schicken. Wenn einmahl die Mylords Anglois mit großen Beuteln voll Guineen wieder in's Land kämen, dann, meynte sie, könnte sie sich vielleicht entschließen, ihre Engelein wegzugeben, obgleich es ihr sehr schwer fallen würde; sogar von Reisenden und auch von uns etwas für die Mühe des Vorzeigens anzunehmen, weigerte sie sich, und es kostete wirklich Überredung, sie dazu zu bewegen.

Nachdem wir uns in Vienne lang genug bey den Überresten des Heidenthumes aufgehalten hatten, besuchten wir auch die große alte Kirche St. Maurice, eine der schönsten in Frankreich. Schon die Höhe, auf welcher diese prächtige Kirche steht, gibt ihr ein imposantes und feyerliches Ansehen; acht und zwanzig breite, steinerne Stufen führen zu ihr hinauf. Die reichen Verzierungen des Portals, die Statuen, welche die Façade schmückten, wurden in der Revolution zerstört und verstümmelt, ohne daß der majestätisch große Eindruck des Ganzen darunter litt. Lange ward sie als Fourage-Magazin mißbraucht; jetzt war man eifrig damit beschäftiget, sie wenigstens im Innern wieder herzustellen, um sie auf's neue zum Gottesdienste weihen zu können. Die prächtigen gemahlten Fenster, einige Altäre, vieles schön gearbeitete, alte Schnitzwerk, und einige Monumente sind, wie durch ein Wunder, dem allgemein herrschenden Zerstörungsgeiste entgangen. Das marmorne Denkmahl, welches hier zu Anfange des vorigen Jahrhundertes dem Cardinal Armand de

Montmorin errichtet ward, gehört gewiß zu den besten plastischen Kunstwerken jener Zeit, und steht fast unverletzt da. Es ist die Arbeit des berühmten Renatus Michael Slodts, eines Sohnes des ebenfalls rühmlich bekannten Bildhauers Sebastian Slodts, der gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhundertes von Antwerpen, seiner Vaterstadt, nach Paris zog, wo er in Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden manches bedeutende Denkmahl seiner Kunst hinterließ.

Der Sohn übertraf indessen seinen Vater bey weitem. Er brachte eine lange Reihe von Jahren in Italien, nahmentlich in Rom zu, wo man ihn für einen der ersten Künstler seiner Zeit anerkannte. Dort steht noch, in der Peterskirche, die Statue des heiligen Bruno von seiner Hand. Er stellte den Heiligen in dem Momente dar, in welchem dieser die ihm angetragene Bischofswürde ausschlägt; und sein Werk wird noch immer, seines seltenen Kunstwerthes wegen, als ein Meisterstück jener Zeit betrachtet und bewundert. Slodts wußte mit echt Niederländischem Kunstfleiße, und dennoch fern von aller Ängstlichkeit, den Marmor mit unendlicher Sauberkeit zu behandeln, und ihm Geist und Wahrheit zu verleihen; er war ein trefflicher Zeichner; seine Gestalten, vor allem seine Gewänder, zeichnen durch ungesuchte Grazie und treues Nachahmen der Natur sich aus, und seine Zeitgenossen hielten ihn so hoch, daß sie ihn sogar den zweyten Michael Angelo nannten.

Auch dieses Denkmahl des Cardinals Armand von Montmorin vollendete der Meister noch während seines Aufenthaltes in Rom, von wo er aber bald darauf nach Paris sich wendete, um dort bis an das Ende seines Lebens zu bleiben. Der Cardinal ruht in halb liegender Stellung, im vollen priesterlichen Ornate; mit der Linken hält er die Rechte seines neben ihm stehenden Nachfolgers, der dieses Monument errichten ließ, mit der Rechten deutet er auf den Bischofsstab und die Mitra, welche beyde neben dem Sarkophage auf einem Kissen ruhen; ein Genius hält das Wapenschild des Nachfolgers; das des Hauses Montmorin ist an dem Sarkophage angebracht. Die Köpfe der beyden Cardinäle sind edel und ausdrucksvoll, besonders der des Sterbenden; die Ausführung des Ganzen höchst vollendet, vorzüglich in den gut gehaltenen Draperien. Die Spitzenkanten unten an den Chorröcken sind fast bis zur Täuschung fein gearbeitet.

Gegen Abend verließen wir Vienne, um die wenigen Meilen bis Lyon vollends zurückzulegen. Zuerst empfing uns ein von der Rhone durchströmtes Felsenthal; dann kamen wir reichen Kornfeldern, blumigen Wiesen und schönen Weinbergen vorüber, bald nahe, bald entfernter vom breiten, mit grünen, waldigen Inseln geschmückten Strome, bald über die Felsenreihen am Ufer, bald tief unten in

schattigen Thälern, bis wir noch vor gänzlichem Einbruche der Nacht die große, einst vor allen andern blühende Stadt erreichten, deren gänzliche Vernichtung in den Tagen der Schreckenszeit gesetzlich ausgesprochen war, und die jetzt anfing, sich vom überstandenen Elende langsam zu erhohlen.

Lyon.

Lyon ist eine der häßlichsten, der schönsten, der größten Städte in Frankreich, auch wohl in Europa, wenn man einige Residenzen abrechnet. Dicht vor ihren Mauern vereinigen sich zwey große schiffbare Ströme, und die günstige Lage bestimmt sie zur bedeutenden Handelsstadt. Die Saone strömt mitten durch die Stadt, und trennt den ältern Theil derselben von dem neuern, der auf einer Halbinsel oder vielmehr Erdzunge zwischen ihr und der Rhone erbaut ist. Diese begränzt die Stadt von der Mittagsseite; an dem andern Ufer derselben liegt eine später erbaute kleine Vorstadt. Mit schönen großen Gebäuden besetzte, breite Quai's schmücken die Ufer beyder Ströme, und bilden den schönsten und volkreichsten Theil der Stadt. Beyde wurden eben mit Reihen von jungen Bäumen besetzt, weil die, welche sonst hier reichen Schatten gaben, in der Revolution gefällt wurden.

Die Straßen mitten in der Stadt sind beynahe alle sehr eng, schmal, winkelicht und krumm; doch sieht man in ihnen viele schöne, oft sieben bis acht Stockwerk hohe Häuser; auch gibt es hier mehrere freye Plätze, zum Theile mit ansehnlichen Gebäuden umgeben; diese aber tragen besonders die Spuren, theils absichtlicher, theils in der fürchterlichen Belagerung der Stadt entstandener Verwüstung.

Wir wohnten im Hôtel de l'Europe, am großen Platze Bellecour, dem schönsten der Stadt, der zugleich ein Lieblingsspaziergang der Einwohner war, als die vielen Reihen prächtiger Bäume hier noch standen, die eben in der Revolution fielen, und an deren Stelle man jetzt anfing neue zu pflanzen. Mehr als zwanzig, vor wenigen Jahren noch große, prächtige Häuser lagen jetzt hier völlig zerstört als Schutthaufen da; sie wurden in der Schreckenszeit demolirt, als die Majestät des Volkes, Lyon spurlos zu vertilgen, förmlich decretirte, weil diese Stadt allein dem Schwarme der wüthenden Republikaner widerstand, und der alten Ordnung so wie dem Könige treu bleiben wollte. Jetzt fing man an, auf Befehl des Kaisers, die Häuser ganz langsam wieder aufzubauen, die in wenig Tagen vernichtet worden waren. Auch im übrigen Theile der Stadt, besonders

an großen Plätzen, ist die Anzahl der auf diese Weise niedergerissenen Häuser nicht klein, aber noch größer die Zerstörung, welche die Kugeln der Carmagnolen während der Belagerung anrichteten; überall findet man noch traurige Spuren davon, besonders an dem Quai längs der Rhone. Hier liegt das sehr große, prächtige Hôtel Dieu; es gleicht von außen mehr einem fürstlichen Pallaste als einem Hospitale. Zwey tausend Kranke und schwache Arme werden in dieser der Wohlthätigkeit geweihten Anstalt größten Theils von barmherzigen Schwestern verpflegt; aber leider stimmt die innere Einrichtung derselben nicht zu dem prachtvollen Äußern, und macht noch manche Verbesserung wünschenswerth. Auf Erhaltung der Reinigkeit der Luft wird wenig darin gesehen; hundertweise liegen die Kranken in großen Sälen zusammen, oft zwey in Einem Bette, Sterbende und Genesende, und jeder muß neben seinem eigenen Jammer auch noch den der Andern ertragen.

Auf dieses Gebäude richteten die Republikaner mit tiegerartiger Grausamkeit recht absichtlich ihre mörderischen Feuerschlünde, und beschossen es mit glühenden Kugeln; die schöne Façade trägt noch die Spuren davon. Sie wollten die Verwundeten, die hier hereingebracht wurden, vollends tödten, und leider wurden auch viele das Opfer ihres unersättlichen Blutdurstes.

Eine lange, mit schönen Pappeln besetzte Allee endet den Quai, und geht längs der Erdzunge bis zu dem schönsten und interessantesten Puncte in Lyon, da, wo die Saone sich mit der Rhone vereiniget. Die große Wassermasse beyder Ströme, der Anblick der Stadt, die mit schönen Landhäusern geschmückten hohen mahlerischen Felsenufer der Saone, die reich bebauten, hier flächern Ufer der Rhone, die Vorstadt auf diesen: alles bildet hier eine entzückend-mannigfaltige Aussicht, die sich mit keiner andern vergleichen läßt.

Der jenseits der Saone auf einer beträchtlichen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt verdankt seine erste Entstehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten; eine reiche herrlich blühende Pflanzstadt zu einer Zeit, wo das jetzige Paris noch als Lutetia in seinen Sümpfen halb begraben lag. Sehr zerstörte Trümmer eines Aquäducts in der Nähe, Grundmauern eines Theaters, einiger Palläste und Tempel zeigen dem Alterthumskenner noch Spuren versunkener Herrlichkeit, können aber auch nur ihn interessiren; denn kaum läßt sich aus hin und wieder, zwischen elenden Hütten verstecktem, altem Gemäuer die ehemahlige Gestalt der einst hier stehenden Gebäude einiger Maßen errathen. Der Weg zu ihnen ist höchst beschwerlich, und ihr Anblick im jetzigen Zustande nicht loh-

nend für den, welcher, ohne andern Zweck als den der Schaulust, sie aufsucht.

Jetzt ist dieser unbeschreiblich schmutzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz seiner ärmsten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikstädten, stieg das Elend und die Anzahl der Armen zu großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für sie thut. An öffentlichen Anstalten zu ihrer Verpflegung mangelt es auch nicht; auch für Findelkinder und Waisen ist gesorgt; doch kann dem Übel dadurch nicht gesteuert werden; denn die immer kümmerliche Existenz dieser sehr fleißigen, arbeitsamen Menschen hängt hier mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaues ab, und vor allem von den ewig schwankenden Gesetzen der Mode. Letztere waren ihnen seit längerer Zeit bey der allgemeinern Einführung baumwollener Zeuge nicht günstig, und das Unheil, welches die Revolution stiftete, zerstörte in Frankreich vollends allen bürgerlichen Wohlstand. Neues Erblühen des Handels und der Gewerbe können nur allmählich die Wunden alle heilen, die eine lange Reihe unglücklicher Jahre schlug. Napoleon suchte freylich durch große Bestellungen für seine ungemessene Prachtliebe die Fabriken wieder zu beleben; aber auch diese konnten doch verhältnißmäßig nur Wenigen Brot und Beschäftigung geben.

Die wohlthätigen Stiftungen, einige Kirchen und öffentliche Gebäude ausgenommen, findet der Fremde in Lyon wenig sogenannte Sehenswürdigkeiten. Bedeutende Kunstsammlungen existiren hier nicht; die Stadt-Bibliothek war sonst, als die zahlreichste in Frankreich, nächst der in Paris, sehr merkwürdig; aber die Carmagnolen quartirten nach der Einnahme der Stadt eine große Anzahl Soldaten in dem Gebäude ein, welche sechs Monathe hindurch die Bücher zum Einheitzen benutzten. In welchem Zustande also diese Büchersammlung jetzt ist, läßt sich denken.

Das dermahlige Lyceum war sonst ein großes, prächtiges Jesuiten-Kloster, liegt am Quai der Rhone, hat aber auch während der Belagerung viel gelitten. Die Aussicht aus den Fenstern desselben auf den Strom und den gewühlvollen Quai ist wunderschön, am schönsten aber von der Terrasse, welche das Lyceum mit dem dazu gehörigen Bibliotheks-Gebäude verbindet. Die reiche Façade des Rathhauses, eines der schönsten Gebäude in Lyon, steht jetzt ebenfalls verwüstet da, und zeigt nur noch Spuren ihrer ehemahligen Schönheit; denn die sie schmückenden Statuen und Verzierungen wurden alle heruntergerissen oder verstümmelt. Der Hof eines nahe am Rathhause liegenden ehemahligen Nonnenklosters ist jetzt als Börse der Versammlungsort der Kaufleute. Ob die frommen Schwe-

stern, die sonst hier hauseten, es im Grabe ruhig ansehen, daß so viel Männer an dem heiligen Orte jetzt Handel und Wandel treiben, und nicht zuweilen gespenstisch dazwischen fahren, wissen wir nicht; wohl aber, daß der große Raum und die ihn umgebenden, oben bedeckten Säulengänge ihrer jetzigen Bestimmung recht angemessen sind.

Die nahe an der Börse auf einer Anhöhe erbaute große, alte Johanniskirche besuchten wir auch. Das Äußere derselben ist schmuckloser und weniger imposant, als das der Moritzkirche in Vienne, aber der Eintritt in das Innere machte auf uns einen höchst feyerlichen Eindruck. Ein röthliches Dämmerlicht erfüllte das hohe, wunderbar in einander verschlungene Gewölbe; die hohen, gemahlten Fenster erglänzten wie farbige Juwelen im Strahle der gemildert durch sie hindurchschimmernden Sonne, und bildeten wunderbare Reflexe anf den kühn emporstrebenden Pfeilern, welche das Gewölbe unterstützen. Überall herrschte feyerliche Stille in dem großen, der Andacht geweihten Tempel.

Ein sehr künstliches Uhrwerk in dieser Kirche war sonst berühmt; es zeigte nicht nur Tage, Stunden, Minuten und Secunden, auch die hohen Festtage, den Mondwechsel, die Jahreszahl und Alles, was auf die Zeit Bezug hat, in der man eben lebt. Die Dreyfaltigkeit, die heilige Jungfrau, alle Apostel, viele Heilige, selbst der Hahn des Petrus spazierten zu bestimmten Stunden heraus und hinein, und machten allerhand Künste. In der Belagerung ward auch dieses Kunststück verdorben, und wird wohl schwerlich wieder in den vorigen Zustand versetzt werden können.

Vom Thurme der Kirche, den wir bestiegen, überblickten wir die ganze große Stadt zu unsern Füßen, und ihre, von zwey großen Flüssen durchströmte, wunderschöne Umgegend. Am fernen Horizont schimmerten die schneebedeckten hohen Alpen der Schweiz und Savoyens uns entgegen; ein weißliches, glänzendes Wölkchen in der fernsten Ferne ward uns als der Montblanc bezeichnet, den wir hier voll froher Erwartung zum ersten Mahl begrüßten.

Lyon's Umgebungen.

Miß Lucy hatte sich, ihrem Versprechen gemäß, wenige Tage nach unserer Ankunft wieder bey uns eingefunden, und war uns eine recht liebe Begleiterinn bey allen unsern kleinen Excursionen; indem Yorick hier wenig zur Sprache kommen konnte, und auch weder von frühem Aufstehen noch bösen Wegen die Rede war. Die von England so ganz verschiedene und doch so schöne Gegend um Lyon entzückte sie besonders; auch ist deren erster Anblick wahrhaft bezau-

bern, besonders an den Ufern der Saone. Hohe, dicht an einander gereihte Felsen umgeben hier den Strom an beyden Seiten, und freundliche, mitunter sehr ansehnliche Landsitze der reichen Bewohner Lyons liegen in langen Reihen am Abhange der bis oben hinauf mit Reben und Gesträuch bedeckten Berge, aus deren reichem Blätterschmucke nur an einzelnen Stellen eine Felsenspitze schroff und kahl in mahlerisch gezackter Form emporsteigt. Still und silbern fließt der breite, von Booten lebendige Strom, und nur die sehr schöne Chäussée trennt ihn von den Gärten, welche die Landhäuser an beyden Ufern rings umgeben.

Wie ein Smaragd in Silber gefaßt, liegt, nicht sehr entfernt von der Stadt, die Insel Barbe mitten in der sich an dieser Stelle sehr ausbreitenden Saone. Sie ist der Lieblingsort der Lyonaiser, welche keine eigenen Landhäuser besitzen, das heißt, fast Aller aus dem Mittelstande; denn hier hat nicht jeder Schuster oder Schneider seine Bastide, wie in Marseille. Sonntags und an den Feyertagen wimmelt es auf dieser Insel von fröhlichen Menschen, die dort Alles finden, was besonders dem Franzosen zum Leben unentbehrlich ist; dahin gehört ein hübscher Garten an dem wohleingerichteten Gasthofe, vorzüglich Musik, Tanz, Erfrischungen, und vor Allem Gelegenheit zu schwatzen, zu sehen und gesehen zu werden.

Das Landhaus und der Garten, welche man für die schönsten um Lyon hält, gehören einem sehr angesehenen Kaufmanne, dem wir adressirt waren. Der Eigner hatte die Güte, uns selbst in seiner schönen Besitzung herumzuführen; dabey erwähnte er wiederhohlt und mit großem Behagen, daß das Haus genau nach dem Plane des Schlosses zu Versailles erbaut, und dabey hier auf jeden dortigen Fuß ein Zoll gerechnet sey. Einem Franzosen ist bekanntlich Versailles das erste Wunder der Welt; wir aber konnten nur die Idee etwas wunderlich finden, ein solches großes Modell zum bürgerlichen Wohnhause zu machen. Unerachtet des sehr verkleinerten Maßstabes hat dieses Gebäude noch immer ein schloßartiges, grandioses Ansehen, aber ihm mangelt die zierliche, häusliche Bequemlichkeit, die bey einem ländlichen Aufenthalte uns vor allem wünschenswerth erscheint, und welche den kleinern Englischen Landhäusern einen so unbeschreiblichen Reitz gibt. Ein hübsches Blumen-Parterre vor dem Hause mit zwey ziemlich hohen Springbrunnen, und an beyden Seiten mit schattenden Alleen umgeben, kam uns zwar auch ein wenig à la Modes de Versailles vor, ist aber doch recht angenehm. Auch sind hier ein paar Cascaden, die indessen nur bey festlichen Gelegenheiten angelassen werden, und dann, vom Felsen herabströmend, sich recht hübsch machen. Dicht hinter dem Hause erhebt sich ein stei-

ter, mit Bäumen und Gesträuch bewachsener Fels; mannigfaltige, oft etwas unbequeme Fußwege schlängeln sich dort durch die dichten Schatten, und gewähren an einzelnen Stellen sehr reitzende Aussichten auf den Strom, auf das entgegengesetzte Ufer und auf die Insel Barba. Diesem Theile der Anlage erzeigt man die Ehre, ihn einen Englischen Park zu nennen; denn die Franzosen haben, wie auch hin und wieder die Deutschen, gar sonderbare Begriffe von dem, was ein solcher Park eigentlich ist.

Die übrigen Landsitze um Lyon sind, bey weniger Prätension, von minder vornehmem Ansehen; mitunter aber auch recht groß und schön. Alle haben eine herrliche Lage und köstliche Umgebungen, aus denen sich viel Schönes machen ließe; doch konnten wir nun einmahl den kleinern Französischen Gärten im neuern Style wenig Geschmack abgewinnen, da wir die Englischen kannten, wo man bey beschränktem Raume es selten versucht, etwas Großes machen zu wollen, sondern sich mit einem einfachen, mit Blumen geschmückten Grasplatze, und einigen, von blühendem Gesträuche umgebenen, schattenden Baumgruppen gern begnügt.

Die großen alt-Französischen Gartenanlagen, welche in alterthümlicher Pracht die königlichen Schlösser umgeben, sind in ihrer Art wahrhaft schön und imponirend, so lange sie bleiben, was sie seyn sollen, eine Fortsetzung der großen Gallerien und Säle des Pallastes, wo sich der stattlich geschmückte Hof im Freyen ergehen kann. So wie sich dieses Volk aber der Natur nähern will, wird es kleinlich und manierirt, und in seinen ländlich seyn sollenden Gärten mußten wir immer bey jedem Schritte an die in Rosa-Atlas gekleideten, zierliche Schäferstäbe in den Händen haltenden, Schäfer und Schäferinnen seiner Bühnen und seiner Idyllen denken, als die einzige zu diesen Landschaften passende Staffage.

So reitzend uns die Lage aller dieser Landhäuser an der Saone auf den ersten Anblick erschien, so fühlten wir doch, daß diese Gegend uns auf die Länge zu einförmig erscheinen würde. Den Aussichten mangelt nähmlich alle Ferne, aller Mittelgrund; man sieht ewig nur den Strom, die Insel, das gegenüberliegende, freylich herrlich bebaute Ufer und seine waldbekrönten Felsen. Wer nicht wie eine Gemse klettern kann oder mag, ist einzig auf das lange, schmale Thal beschränkt, hat keinen andern Spaziergang, als den längs dem Ufer des Stromes auf der Heerstraße, und muß immer wieder umkehren, um denselben Weg zurückzugehen, den er hinwärts nahm. An den Ufern der Rhone ist es hier eben so; diese sind indessen weniger mit Gartenhäusern angebaut, weil sie weniger schön und flächer sind, und werden deßhalb seltener besucht.

Lyoner Fabriken.

Unzählige Bedürfnisse des Luxus und der Mode, die nirgends besser und wohlfeiler als in Lyon befriediget werden können, machen diese Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich ist es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; sie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidene Stoffe, Bänder, Stickereyen, die schönsten, die man sich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldene und silberne Tressen und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Petinet, Gaze und Sammt. Das lange Register von allem, was hier in den vielen Manufacturen entsteht, würde leicht ermüdend und doch nie vollständig werden, weil jeder Tag neue Erfindungen hervorbringt. Wir wünschten sehr, die Entstehung einiger Haupt-Fabrikate vom Anfange an zu sehen, aber das ist in Lyon unmöglich. Die nach Englischer Art eingerichteten Maschinen, auf welchen die Seide gesponnen wird, sind alle theils auf dem Lande, theils in kleinern Städten, und die Seide selbst wird daher schon zum Weben bereitet eingeführt. Die Arbeiter der Fabriken betreiben ihr Geschäft einzeln in ihren Wohnungen; das rohe Material wird ihnen vom Fabrikherrn geliefert, das Muster vorgeschrieben und die Arbeit nach dem Stabe bezahlt. Daher muß man einen in Lyon wohlbewanderten Führer haben, wie wir ihn auch glücklicher Weise gefunden hatten, der die einzelnen Wohnungen der vorzüglichsten Arbeiter kennt, wenn man nur etwas davon sehen will. Dennoch ist der Anblick bey weitem nicht so belehrend und interessant, als der, welchen die großen Fabriken in England gewähren, wo alle Arbeiter, in einem großen Gebäude versammelt, einander in die Hand arbeiten, und jeder Einzelne nur den Theil des Ganzen liefert, den er in größter Vollkommenheit hervorzubringen versteht.

Unangenehm ist es zwar, in den schmutzig-engen Straßen oft sieben bis acht Treppen hoch zu steigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Besuch oft störend erscheint; dennoch machten wir mehrere solche Besuche. Wir erstaunten bey jedem über die bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der hier das Schönste und anscheinend Schwierigste hervorgebracht wird, während uns die augenscheinlich große Armuth dieser fleißigen, durchgängig rechtlichen Menschen mit stiller Wehmuth ergriff. Nichts kann schneidender contrastiren, als ihre kümmerliche, fast nur auf das Unentbehrlichste beschränkte Existenz mit der Pracht der unter ihren Händen entstehenden, glänzenden Stoffe. Alles, womit wir unser Daseyn schmücken, entspringt leider in den Hütten

der Armen, oft unter Seufzern und bittern Thränen; wir denken in unserer Freude nicht daran, und dürfen es auch nicht, wenn wir nicht jeden Genuß uns zwecklos verbittern wollen; aber doch ist es uns gut, wenn wir in einzelnen Momenten daran erinnert werden, und das wurden wir hier. Die große Anzahl von Arbeitern, bey verhältnißmäßig wenig bedeutenden Bestellungen, hat den Preis ihrer Arbeit so herabgesetzt, daß sie mit aller Anstrengung kaum das Nothdürftigste erwerben können. So fanden wir eines Tages in einem reinlichen, aber ärmlichen Zimmer eine ganze Familie bey ihrem kargen Mittagsbrote vereint; nur die älteste Tochter, ein schönes blasses Mädchen von achtzehn Jahren, saß am Webestuhle und arbeitete emsig an einem reichen Stoffe mit wunderschönen Blumen, der in St. Cloud die Zimmer der Kaiserinn zu schmücken bestimmt war; sie webte, während ihr Vater aß, damit die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt würde, und der einzige Webestuhl, den sie besaßen, keine Minute ruhe; selbst in den Stunden des Schlafes wechselte sie so mit dem Vater; und doch sahen wir deutlich, daß dieser angestrengte Fleiß die noch aus der Mutter und ein paar kleinen Kindern bestehende Familie nur dürftig ernähre; obgleich dieser Arbeiter gewiß einer der vorzüglichsten war, da man ihm die Ausführung einer so bedeutenden Bestellung anvertraut hatte.

Also trafen wir es durchgehends bey mehreren ähnlichen Besuchen; überall Armuth, und dennoch knattert der Webestuhl in allen diesen Wohnungen beynahe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geschmackvollen Muster, welche auf ihm entstehen, übertreffen in dieser Hinsicht oft selbst die Zaubereyen des Pinsels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig; sie wirken Wunder mit ihrer Nadel; müssen aber leider fast immer diese mühsam erworbene Kunst mit dem frühern Verluste ihrer Sehkraft bezahlen.

Das Sammtweben interessirte uns besonders, weil wir es nie vorher gesehen hatten. Die andern Stoffe werden doch immer wie Leinwand gewoben; und das Hervorbringen der Muster hat die größte Ähnlichkeit mit dem Weben des damastenen Tischzeuges; anders ist es mit dem Sammt. Eine platte, messingene Nadel, oben mit einem feinen, fast unsichtbaren Einschnitte der Länge nach versehen, wird blitzschnell zwischen die doppelten Fäden des Einschlages geschoben, und dann mit einem Faden festgewebt; jedem Faden folgt eine Nadel, jeder Nadel ein Faden, bis der Webestuhl angefüllt ist. Mit einem eigenen, haarscharfen Instrumente von Stahl, das genau in den Einschnitt der Nadel paßt, schneidet der Weber zuletzt die, die Nadel bedeckenden Fäden, auf, und das geschieht mit so unbegreiflicher

Schnelle und Sicherheit, daß wir kaum mit den Augen folgen konnten. Beym ungerissenen Sammt werden die Nadeln nur herausgezogen, und das Schneiden unterbleibt.

Die übrigen Fabriken übergehen wir mit Stillschweigen, um nicht zu weitläufig zu erscheinen; alle beschäftigen mehrere tausend fleißige Hände; selbst das Erfinden und Ausmahlen der Muster ist ein Haupterwerb für Viele, die in besseren Verhältnissen vielleicht bedeutende Künstler geworden wären.

Die Bewohner von Lyon und ihr geselliges Leben.

Aus allem diesen geht hervor, daß das Lyoner Volk sehr arbeitsam und fleißig ist, und diese Tugend ist bey ihm der Quell vieler anderen, besonders im häuslichen Leben, die man im übrigen Frankreich weit seltener antrifft. Ihre treue Anhänglichkeit an den König, an ihren Glauben, an die Gesetze, mußten die Lyonaiser mit Strömen des edelsten Blutes, mit fast gänzlicher Zerstörung ihres ehemahligen Wohlstandes büßen; und daß nicht die ganze Stadt von der Erde vertilgt ward, rechnete man ihnen noch obendrein als unverdiente Gnade an. Acht tausend der geachtetsten Einwohner wurden nach dem endlichen Einrücken der Carmagnolen in dieser Stadt hingerichtet; die Frauen fielen unter dem Mordbeile der Guillotine; die Männer wurden in Masse dicht vor der Stadt erschossen, weil das Guillotiniren den Mördern zu langsam dünkte. Die Kanonen, mit denen man sie mordete, waren mit gehacktem Eisen geladen; nach mehreren Schüssen, als Alle niedergesunken waren, rief man den nur Verwundeten zu, sich aufzurichten, weil man sie begnadigen wolle; Viele folgten dem Rufe, und wurden im nähmlichen Momente von neuen Schüßen zu Boden gestreckt. Niemand durfte den Sterbenden nahen, Alle lagen hülflos verlassen, bis der Tod ihrer Qual ein Ende machte.

Der Sohn eines dieser Gemordeten erzählte uns diese grausenvolle Geschichte an dem Orte, wo sie geschah, auf einer großen Wiese vor dem Thore; er selbst war damahls noch nicht dem Knabenalter entwachsen gewesen; nur seine Jugend hatte ihn vor einem ähnlichen Schicksale bewahrt. Es lebt keine angesehene Familie in Lyon, die nicht an diesem verhängnißvollen Tage durch den Verlust naher Verwandten und Freunde in tiefe Trauer versetzt ward; der größte Theil dieser Schlachtopfer waren Hausväter, die sonst in Ehre und Ansehen lebten, alle ausgezeichnet rechtliche Männer aus dem Bürgerstande.

Unfern der Wiese, auf welcher die Väter langsam verbluteten,

fielen wenige Tage vorher ihre Söhne in einer Pappel-Allee, drey tausend blühende Jünglinge, fast alle aus den ersten Familien der Stadt, die sich muthig den eindringenden Tiegern entgegenstellten, und nicht wankten und wichen bis in den Tod. Sie waren die Glücklichen; sie starben mit dem Degen in der Hand im gerechten Kampfe, vor ihrer Ältern schmachvoller Ermordung, deren Anblick ihr ehrenvoller Tod ihnen ersparte.

Wenn wir alle diese blutigen Gräuel hier auf dem Schauplatze derselben von Augenzeugen erzählen hörten, von jungen Männern, deren Väter, deren Freunde und Verwandte zum Opfer wurden, so staunten wir, daß noch ein Mensch in Lyon fröhlich seyn oder gar lachen kann. Wir begriffen die Möglichkeit nicht, hier zu leben, davon sprechen zu können, ohne vor Schmerz zu vergehen. Die vielen Blumen auf der unseligen Wiese sahen wir, mit Blut befleckt, blühen; die hohen Pappeln flüsterten uns schauerlich wie Seufzer der unschuldig Gemordeten; aber der diesem Volke angeborne Leichtsinn weiß nichts von allem dem. Daß die Franzosen keine Sehnsucht kennen, ist eben so bekannt, als daß ihre arme Sprache kein Wort für dieses Gefühl hat; indessen, auch Erinnerung scheint ihnen zu mangeln; sie haben es nicht nöthig, ein unglückliches Geschick allmählich zu verschmerzen; sie vergessen es, so wie es überstanden ist. Das Geschichtliche davon bleibt ihnen zwar, aber der Eindruck davon verfliegt. Wie wäre es sonst möglich, daß wir hierher geführt wurden, als zu einer Merkwürdigkeit?!

Der Charakter der Bewohner von Lyon ist jedoch ernster, sittlicher, als es in Frankreich sonst gewöhnlich der Fall ist. Fast möchten wir sagen, sie haben etwas Deutsches in ihrer Art zu seyn, was wohl aus ihrem thätigen, arbeitsamen Leben entspringt, vielleicht auch mit der Nähe der Schweiz zusammenhängt. Sie tanzen, sie singen zwar auch, und während der Carnavalszeit geht es ebenfalls in Lyon unter Armen und Reichen gar lustig her; aber ihre Freude ist geregelter als in andern Französischen großen Städten, und artet seltener in niedere Ausschweifung aus. Der Luxus ist geringer, und die Alles verwüstende Spielsucht ein hier fast unbekanntes Laster, das wenig Gelegenheit zur Befriedigung findet. Der ehemahlige Wohlstand, welchen der sonst blühende Handel in dieser großen Stadt verbreitete, ist mit seiner Quelle in der Schreckens-Periode ganz gesunken. Zwar fängt man an, sich allmählich zu erhohlen, und die großen Manufacturen und Handelshäuser erheben ihre Häupter wieder; aber die ärmere Classe wird noch lange mühselig arbeiten müssen, ehe ihr die vergangenen guten Zeiten wiederkehren.

Den geselligen Ton in den Häusern bedeutender Kaufleute fan-

den wir sehr angenehm; es liegt etwas Herzliches, etwas Familienhaftes darin, das uns oft an unser Deutschland mahnte. In den Häusern herrscht Ordnung und Reinlichkeit, aber wenig Prunk, und Alles deutet darin auf freundliche, ruhige Häuslichkeit, auf trauliches Zusammenleben der Mitglieder der Familie unter sich, bey sehr zuvorkommender Gastlichkeit gegen Fremde. In Lyon fällt es niemanden ein, ein zweytes Paris daraus zu machen, obgleich die Stadt nicht minder groß und volkreich ist, als Bordeaux und Marseille. Kleidung und Sitte der Frauen sind bescheiden; den Tag über gehen die Männer ihren Geschäften nach, und später suchen sie Erhohlung im Kreise ihrer Familie und ihrer Freunde. Das Visitenwesen wird weniger eifrig betrieben; aber Abends um sieben oder acht Uhr versammeln sich gute Bekannte ungeladen, bald in diesem, bald in jenem Hause. Der ältere Theil der Gesellschaft spielt ein sehr niedriges Spiel, die jüngere Welt belustiget sich auf ihre Weise, oft mit Musik und Tanz; zuletzt wird ohne viele Umstände ein leichtes Abendessen aufgetragen, wie es eben vorhanden ist. Denn da man hier durchgängig zwischen zwey und drey Uhr zu Mittag ißt, so gibt es auch einen Nachmittag und Abend; und die gute, alte, fröhliche Sitte, mit einander zu Abend zu essen, ist in Lyon nicht, wie sonst fast überall, verschwunden.

Bey größern dazu eingeladenen Gesellschaften, deren es viele gibt, sind diese Abendessen recht gewählt und reichlich und ohne Überfluß; doch bleibt auch bey ihnen der Ton der Gesellschaft leicht und fröhlich. Hohes Spiel sahen wir nie, selten eine Bouilliotte, und nirgends hört man, wie in Bordeaux, das ewige Klappern der Würfel.

In's Theater, zu öffentlichen Concerten und Bällen darf jede rechtliche Frau ihre erwachsenen Töchter führen, ohne Furcht, sie in schlechte Gesellschaft zu bringen; denn das Laster wandelt hier nicht öffentlich mit frecher Stirn, wie in Marseille. Das Schauspielhaus ist weder von innen noch außen elegant, und steht in dieser Hinsicht weit hinter denen anderer großer Städte zurück, aber die Truppe gehört zu den besten in Frankreich; auch wird das Theater fleißig besucht, und wir wohnten mehreren Vorstellungen, besonders von Lustspielen bey, die bey vollem aufmerksamen Hause recht vorzüglich gut gegeben wurden. Ballette fehlten noch jetzt; doch sprach man davon, daß auch diese für die Zukunft eingerichtet werden sollten. Von kleinen Nebenschauspielhäusern vernahmen wir nichts; diese mußten also hier wenigstens nicht vorzüglich seyn; auch hat die minder begüterte Classe wohl schwerlich viel Zeit oder Geld darauf zu verwenden übrig.

Alle Gebräuche der katholischen Kirche werden von den Einwoh-

nern Lyon's strenge beobachtet, und niemand versäumt leicht die Messe. Wir sahen eine große Procession durch alle Straßen ziehen, von mehreren Tausenden der Einwohner begleitet, welche den Himmel um gedeihliches Wetter für die Seidenwürmer anflehte. Die vielen Priester, welche sie anführten, waren fast alle hochbejahrte Greise, die während der Schreckenszeit, welche ihnen den Tod drohte, von den Frommen mit eigener Lebensgefahr geborgen wurden.

Der Tag unsers Abschiedes von Lyon war auch der von Miß Lucy, die nun mit schnellern Schritten ihrem Vater in Verdün zuzueilen beschloß; und so wendeten wir uns auf verschiedenen Wegen von einander, wahrscheinlich für immer.

Reise von Lyon nach Genf.

Noch eine gute Strecke weit begleitete uns die Rhone durch eine entzückende Gegend; die hohen Alpen Savoyens und der Schweiz winkten uns aus der Ferne; jede Krümmung des breiten, wildbrausenden Stromes gewährte eine neue, lachende Aussicht, und so wie wir weiter kamen, schien uns immer die, welche eben vor uns lag, noch schöner als die, welche wir eben bewundernd verlassen hatten. Hinter der ersten Station verloren wir die Rhone aus dem Gesichte; aber die Gegend blieb sich gleich an mannigfaltigem Reichthume. Bald kamen wir an großen Kornfeldern vorbey, bald an Weingärten, an grünenden Höhen und großen schattenden Baumgruppen. In mannigfaltigen Krümmungen windet sich der nicht breite, silberklare Strom Ain durch ein blühendes Thal, das uns lebhaft an das schöne Thal Richmond bey London erinnerte. Die prächtigen Villen, die dort die Ufer der reichen Themse verschönern; fehlen hier freylich; aber deren Stelle ersetzen rebenumschattete Bauernhäuser und freundliche Dörfer, deren Bauart und Reinlichkeit schon die Nähe der Schweiz verkünden. Alles hat hier ein wohlhabendes, ländliches Ansehen.

Vier große Poststraßen stoßen in Pont d'Ain zusammen, daher wimmelt es in dem kleinen Orte immer von Fremden aus allen Gegenden. Das Posthaus ist hier der einzige gute Gasthof; auch dieß Mahl waren beynahe alle Zimmer darin besetzt, und wir mußten uns glücklich preisen, noch leidlich für die Nacht unterkommen zu können. Am folgenden Morgen fuhren wir schon um fünf Uhr ab. Wir hatten freylich nur noch zwölf Posten oder Deutsche Meilen vor uns, die man sonst auf den herrlichen Chausseen in acht oder zehn Stunden bequem zurücklegen kann; aber die vielen Berge sind hier dem schnellen Fahren nicht günstig. Gleich hinter Pont d'Ain geht es schon bergauf; und bald waren wir mitten im Gebirge, aber im schönsten,

freundlichsten der Welt. Selbst die höchsten Felsen schmückt das herrlichste Grün; jedes der Cultur fähige Fleckchen ist sorgfältig benutzt; und selbst in England sahen wir kein besser angebautes Land. Alle Nachtigallen aus Hieres schienen uns hierher gefolgt zu seyn; und die frische Morgenluft umwehte uns mit dem Dufte der blühenden Hecken und tausend würziger Bergkräuter.

Hinter Cerdon gelangten wir an den höchsten Berg, den wir für heute zu übersteigen hatten; er heißt Mont Cerdon, und gehört schon zu der großen Bergkette des Jura, welche Savoyen von Frankreich scheidet. Hin und wieder ist der Weg ziemlich steil; aber die breite, vortreffliche Kunststraße und die an diese Berge gewöhnten Pferde ließen keinen Gedanken an Gefahr aufkommen, obgleich der Abgrund zur Seite uns oft fürchterlich genug angähnte; denn in dieser sonst so schönen Straße fehlen die steinernen Brustwehren, welche man in England an jedem Abhange, und hin und wieder auch in der Provençe trifft. Wir kamen jetzt durch eine der romantisch-schönsten Gegenden, die wir kennen. Bald fuhren wir hoch auf den Bergen, dann tief unten in einem von Bergströmen durchrauschten Thale, dann am Ufer eines stillen Sees, immer im Schatten duftender Wälder, umgeben von mahlerischen, reich bewachsenen Felsen. Rosen blühen in den Gärtchen, welche die freundlichen Hütten des Landmannes umgeben; und von den Bergen schimmern Wiesen und Kornfelder in's Thal herab, die aus der Tiefe wie einzelne Gartenbeete sich ausnehmen. An einer der schönsten Stellen dieses romantischen Weges stehen auf zwey hohen, aus einer tief zwischen ihnen liegenden engen Kluft senkrecht steil emporsteigenden Felsengipfeln die grauen Ruinen zweyer uralten Schlösser einander gegenüber. Brausend und schäumend stürzt sich ein wilder Waldstrom dicht darneben hinunter in's tiefe Thal, und nur sein Tosen und das Singen der Vögel im Walde unterbricht die feyerliche Stille dieser herrlichen Einsamkeit.

Im kleinen Dörfchen Bellegarde, das mitten in einer wilden Felsengegend einsam liegt, verließen wir unsern Wagen, um uns zur perte du Rhône führen zu lassen, während die Pferde gewechselt wurden. Wir stiegen hinab in ein nahes, von hohen, waldigen Felsen eingeschlossenes, enges Thal. Unten in ihrem Felsenbette eingepreßt, brausete, zürnender als je, die hier sehr schmale, aber unergründlich tiefe Rhone. Bald standen wir an der Brücke, welche die mächtige Natur über sie aus Felsen wölbte. Donnernd stürzt der Fluß hinab in einen unsichtbaren Abgrund, dessen Tiefe noch niemand ermessen konnte, und verschwindet. Die Felsendecke, welche den Strom völlig verbirgt, indem sie sich über ihn wölbt, ist hohl und gedoppelt,

wie die Einwohner der Gegend behaupten. Man kann, freylich wohl mit Lebensgefahr, hinabsteigen, unter ihr, wie in einer Höhle, trockenen Fußes eine ziemliche Strecke fortgehen, und hört das Brausen der Rhone noch weit tiefer unter der Erde. Etwa fünfzig Schritte vom Falle dringt der Strom aus seinem dunkeln Gefängnisse wieder an das Sonnenlicht hervor, und setzt, noch immer wild aufgeregt, seinen stürmischen Lauf über große Felsenblöcke schäumend fort. Wir standen lange auf einer schwankenden hölzernen Brücke nahe am Falle, und sahen dem Tosen der widerstrebend in das Innere der Erde stürzenden Wassermasse zu. Die Wellen brechen sich an den Seitenwänden des Abgrundes, und sprühen schäumend hoch empor, als scheuten sie die furchtbare ewige Nacht da unten; sie überströmen beym Zurückprallen einen Theil der Felsendecke, die dadurch weit kleiner erscheint, als sie wirklich ist. Die Umgebungen dieses furchtbar schönen Schauspieles sind von hoher, romantischer Schönheit; aber die gar nicht zu befriedigende Zudringlichkeit einer Unzahl von Bettlern, die mit unerträglichem Geschreye allen Genuß zerstörten, vertrieb uns nur zu bald. Sie müssen eigene Wachen ausstellen, die sie von der Ankunft der Fremden gleich benachrichtigen; denn aus allen Klüften, über alle Felsenwege strömten sie herbey, und keine Gabe konnte uns von ihrer widrigen Gegenwart befreyen.

Von Bellegarde aus wird das Gebirge immer wilder. Das kleine pittoreske Fort d'Ecluse liegt hinter dem Städtchen Colonge auf einem steilen Felsen wie ein Schwalbennest. Dort mußten wir noch ein Mahl unsern Paß visiren lassen; während dieß geschah, ergetzten wir uns an der romantisch-wilden Umgegend, die wir von dieser Höhe übersehen konnten. Tief im Thale fließt die hier einem Mühlbache ähnliche Rhone; jenseits derselben beschränken die Savoyer Berge die Aussicht, und in der Ferne kränzen die schneeigen Gipfel des Jura den Horizont. Alles funkelte im Strahle der sinkenden Abendsonne wie in einem Goldmeere; der Anblick war in dieser Beleuchtung bezaubernd schön, und wir mußten in laute Bewunderung desselben ausbrechen. Ein kleiner, kaum zwanzigjähriger Unterofficier, der unser Entzücken belauschte, riß uns aus der Begeisterung, mit der Versicherung: Ecluse sey ein ganz erbärmliches Nest, in welchem er nächstens aus purer langer Weile verscheiden müsse; wir möchten uns nur einmahl ein paar Wochen darin aufhalten; „dann," meynte er, „würde unsere Bewunderung der schönen Gegend wohl von selbst sich geben." Wir lachten zwar über den tragi-komischen Eifer, bey welchem dem armen jungen Menschen fast die Thränen in die Augen traten; doch konnten wir nicht umhin, ihm Recht zu geben; wir wünschten ihm Geduld und baldige Ablösung, und fuhren

dann mit dem zum letzten Mahl in Frankreich unterzeichneten Passe weiter, auf jetzt ganz ebenem Wege.

Die Gebirge des Jura vermischten sich bald mit den Wolkengebilden, die sich nebelicht und grau erhoben; bald wich die Dämmerung der Nacht; in der Dunkelheit konnten wir es nur errathen, daß wir zwischen blüthenreichen Gärten hinfuhren, deren Balsamduft nach diesem heißen, ermüdenden Tage uns erquickend umwehete.

Genf.

Diese Stadt machte auf uns den angenehmsten Eindruck, als wir sie am folgenden Morgen bey hellem Sonnenlichte durchstreiften. Bey Reisenden, die aus Deutschland hierher gelangen, mag der Fall vielleicht umgekehrt seyn; doch uns, die wir von Frankreich kamen, wurde in Genf ganz heimathlich zu Muthe. Die allgemein übliche Sprache blieb zwar noch immer die Französische, obgleich wir in den Straßen auch mitunter Schweizer-Deutsch reden hörten; doch alles Übrige erinnerte uns recht freundlich an das lang entbehrte Vaterland; die Physiognomien der Einwohner, ihr Gang, ihre Art sich zu kleiden und sich zu bewegen, und vor allem die große Reinlichkeit der Häuser und Straßen, die hellen gewaschenen Fenster; eine Erscheinung, deren wir in Frankreich ganz ungewohnt worden waren.

Die Stadt Genf ist nicht groß, aber sie hat meistens gerade, ziemlich breite Straßen und viele recht ansehnliche, oft vier bis fünf Stockwerk hohe steinerne Häuser; nur werden letztere zum Theile durch ein über der Hausthür angebrachtes hölzernes Vordach entstellt. Auch die langen Reihen kleiner Krambuden konnten wir nicht schön finden, die man in Deutschen Städten wohl zur Zeit des Jahrmarktes sieht, die aber hier das ganze Jahr hindurch ihren Platz behaupten. Man findet sie dicht an einander gereiht in den schönsten, breitesten Straßen, den Häusern, zu welchen sie gehören, gegenüber, und die Straße selbst wird durch sie der Länge nach in zwey ungleiche Hälften getheilt.

Es schien uns überhaupt, als ob die Einwohner von Genf ihre hübsche Stadt absichtlich zu verunstalten suchten; denn in andern Straßen erblickten wir eine sehr seltsame Vorrichtung, die Fußgänger gegen den Regen zu schützen, die durchaus nicht zur Verschönerung beytrug. Den Regen scheinen die Schweizer überhaupt sehr zu fürchten; denn auf unserer weitern Reise durch ihr Land fanden wir überall die ernstlichsten Maßregeln gegen das Naßwerden getroffen. Alle Brücken haben hölzerne Bedachungen; in vielen Städten laufen

Bogengänge unter den Häusern hin, wo man gemächlich im Trocknen wandeln kann; und in Schwytz sahen wir sogar Gänsemädchen und Kühhirten, zwar barfuß, aber dennoch mit Regenschirmen versehen, hinter ihren Zöglingen einherschreiten.

In den Straßen von Genf, von welchen hier die Rede ist, war längs den obern Etagen der sehr hohen Häuser ein etwas gewölbtes, hölzernes Dach angebaut; starke Balken unterstützten es nach der Straße zu, und da keine dieser Stützen die Höhe der Häuser erreichen konnte, so waren wieder Querbalken angebracht, auf welchen jene ruhten. Diese wurden wieder durch andere aufrecht stehende Balken unterstützt, so daß das Ganze dadurch das Ansehen eines längs der Straße hinlaufenden plumpen Baugerüstes erhielt, das einen großen Übelstand verursachte. Der Raum unter dieser wunderlichen Bedeckung wurde als eine Art Markt zum Verkaufe von Obst, Gemüse und einer Menge kleiner Gegenstände benutzt; und der Verkehr schien sowohl von Seiten der Käufer als der Verkäufer sehr lebhaft betrieben zu werden.

Bey allen dem aber mangelt es hier nicht an Gebäuden und ganzen Reihen von Häusern, die auch größern Städten zum Schmucke dienen könnten. Der höchste Vorzug von Genf bleibt immer dessen unvergleichlich schöne Lage, hart am Ufer des Sees, in einer weiten, fruchtbaren, von herrlichen Bergen umreiheten Ebene.

Wir hörten einst sagen: der alte Ocean habe vor grauen Jahrtausenden im Sinne gehabt, sich mit der Schweiz zu vermählen, und ihr deßhalb nach Art großer Herren diesen See als sein Miniaturbild übersendet. Er muß damahls wenigstens sehr sanftmüthig gesinnt gewesen seyn, als er den Genfer-See sich zum Abbilde erkor; denn ruhiger, stiller läßt sich nichts erdenken, als diese weite, nur selten von kleinen hüpfenden Wellchen gekräuselte Spiegelfläche, auf welcher auch dem Furchtsamsten kein Gedanke von Gefahr anwandeln kann.

Vom Walliser-Lande kommend, wo sie entspringt, nimmt unsere alte Freundinn, die Rhone, ihren raschen Lauf gerade durch den Genfer-See hindurch; ihre wilden, tobenden Wellen mögen sich aber mit dieser ruhigen Fluth nicht vereinen; der Schiffer erkennt ihren eilenden Gang mitten im See, und auch dem Auge des am Ufer Stehenden bleibt er bemerkbar. Dicht vor Genf geht die Rhone, in zwey Arme getheilt, wieder aus dem freundlichen See heraus, setzt den reißend-eilenden Lauf durch die Stadt fort, um jenseits derselben tobend dem schönen Frankreich zuzuströmen, wo wir in ihrem tiefsten Fall und ihrer höchsten Glorie sie sahen, bis sie zuletzt mit der Saone vereint im mittelländischen Meere sich verliert.

Die Lage von Genf ist so glücklich gewählt, daß dessen Bewohner das Schöne dicht vor ihren Thoren finden, ohne es in ermüdender Ferne aufsuchen zu müssen. Nahe vor der Stadt, sogar im Bezirke derselben, biethen sich überall die herrlichsten Aussichten auf den See und auf die nahen und entferntern Gebirge dar; die köstlichsten Spaziergänge laden den Freund der Natur überall ein.

Viele Hundert fröhlicher Menschen sahen wir an einem heitern Sonntag Abends auf einer Wiese dicht vor einem der Thore versammelt. Zartes, kurzes Gras, schmückte die Wiese, gleich einem Teppich von grünem Sammt; rechts begränzte die lange Kette des nahen Jura-Gebirges drohend und finster den Blick, die höchsten Gipfel desselben bedeckte noch Schnee, im wunderbaren Contraste mit dem blühenden Frühlinge um uns her; doch in den wärmsten Sommermonathen muß auch er den glühenden Sonnenstrahlen weichen. Zur Linken der Wiese erheben der große und der kleine Mont Salève in nicht weiter Entfernung die mit Bäumen geschmückten Felsenscheitel; weiter zurück ragt die steile schneeige Spitze des Mole empor, und ganz in der Ferne ziehen am Horizont blau und dämmernd die Berge bey Colonge sich hin, an denen wir auch vorübergekommen waren. Bey ganz hellem Wetter erblickt man von dieser Wiese selbst den Montblanc und seine riesigen Nachbarn, wie sie aus ihrem ewigen Winter strahlend herüber glänzen; doch bleiben sie auch oft wochenlang von Nebel und Wolken dicht verschleyert, so daß man ihr Daseyn nicht ahnen kann, und dieses war leider auch an jenem übrigens sonnigen Tage der Fall.

Die ehemahligen Wälle der Stadt sind zum Theile zu reitzenden Spaziergängen umgeschaffen; so sahen wir auf einem etwas niedrig liegenden Platze eine Menge der schattigsten wilden Kastanienbäume, die eben in vollem Schmucke ihrer schönsten Blüthen prangten. Dieser Platz war ehemahls eine Bastey und wird auch noch so genannt; in der Mitte seiner dunkeln Schatten glänzt die kolossale Büste eines der unglücklichsten Menschen, des großen Rousseau, auf einem sehr hohen Piedestal. Sie besitzt, wie man behauptet, das Verdienst treffender Ähnlichkeit, und ward mitten in den Zeiten der Revolution, bey einem dazu veranstalteten allgemeinen Kinderfeste, dem Freunde und Beschützer der Jugend hier errichtet. Bis jetzt hatten wir nur Spuren gewaltsamer wilder Zerstörung, als den Denkmählern jener traurigen Tage, begegnet, und dieses war das erste, aus welchem ein freundlicherer Geist uns ansprach. Rousseau erschien uns dabey wie ein milder Genius, dessen Nahme selbst jenem verwilderten Haufen ein besseres Gefühl einzuflößen wußte. Vielleicht war unter der rohen Menge mancher Einzelne, der in seiner Kind-

heit den wohlthätigen Einfluß des Weisen von Genf an sich selbst erfahren haben mochte, und dessen eingedenk war, als nichts anders ihm mehr heilig und ehrwürdig blieb. Der Platz, auf welchem diese Büste steht, gewährt indessen keine Aussicht auf die Umgegend; im heißesten Sommer mögen seine dichten Schatten viel Angenehmes und Erquickliches haben; doch in dieser mildern Jahreszeit schien er uns sogar etwas feucht und dumpfig zu seyn.

Dicht an dieser Bastey erheben sich zwey viel höher liegende Terrassen, zum Theile mit schönen Häusern eingefaßt, die eine weite erfreuliche Aussicht über den See und die Gebirge biethen. An einer derselben liegt das recht hübsche Theater, dessen Façade wir aber nur von außen bewunderten; denn hier sich bey Lampenlicht in der Stickluft eines Schauspielhauses einzusperren, und den herrlichsten Sonnenuntergang draußen ungenossen zu lassen, schien uns bey der Kürze unsers Aufenthaltes in Genf eine unverzeihliche Versündigung an uns selbst und an der Natur.

Noch schöner als die Aussicht von diesen Terrassen ist die von der nahe am Theater liegenden Promenade la Treille. Unabsehbar lag hier vor unsern entzückten Augen die weite dunkelblaue Fläche des Sees, von keinem Lüftchen gekräuselt, umgeben von reichen, mit tausend Landhäusern besäeten Ufern, so still, so ruhig und ganz das Bild des reinsten Glückes auf Erden, in ländlicher Zurückgezogenheit, daß der Wunsch, hier auch einst seine Hütte bauen zu können, wenigstens momentan rege werden muß, wenn auch der eigenthümliche Gang jedes Lebens ihn nach und nach wieder zum Schweigen bringt.

Es kann in der Welt kaum ein reicher angebautes Fleckchen Erde geben, als die Ufer des ruhigen, silbernen Genfer-Sees es hier sind. Schon gleich am Thore von Genf reihen sich Gärten an Gärten, mit fruchtbaren Weinbergen untermischt. Aus allem leuchtet Wohlhabenheit und häusliches Glück auf das freudigste hervor, aus den wohlgebauten reinlichen Hütten des Landmannes wie aus den zum Theile sehr schönen Landhäusern, in welchen die Bürger von Genf während der bessern Jahreszeit sich in einem milden Klima der Anmuth ihrer herrlichen Natur erfreuen. Mehrere Dörfer, unter diesen auch das Dorf Coligny, bestehen fast nur aus solchen zierlichen Wohnungen. Nahe an letzterem führte man uns zu einem auf einer Wiese hart am See liegenden Ziehbrunnen, um bis nach Lausanne uns die weite Wasserfläche desselben von dort aus übersehen zu lassen.

Im Glanze der Abendsonne schimmerte diese Stadt, viele andere Städtchen und Dörfer neben tausenden vereinzelt liegenden

Häusern über den See hin uns entgegen. Diese Häuser glichen weißen, leuchtenden Puncten, auf einem Felde von Smaragd verstreut; so sehr verkleinerte sie uns die weite Ferne; aber der heitere Himmel und die Abendbeleuchtung ließen uns dennoch jeden einzelnen Gegenstand deutlich erkennen. Der Anblick über den See hin war unbeschreiblich schön, doch noch Höheres sollte uns dieses Mahl zu Theil werden; denn als wir von hier wieder nach Genf uns wendeten, erblickten wir plötzlich mit unaussprechlicher Freude den mächtigen Montblanc, von Rosenlicht umflossen, so nahe, so deutlich in dieser Beleuchtung, daß das getäuschte Auge auf dem reinen, ewigen Schnee beynahe Spuren menschlicher Tritte zu entdecken glaubte. Und doch waren wir noch viele Meilen weit von dem Fuße der hohen, göttergleichen Riesengestalt entfernt.

In einem Garten, näher an Genf, welcher ehemahls einem Bruder des berühmten Herrn von Necker gehört hatte, erfreuten wir uns nochmahls dieses unbeschreiblich majestätischen Anblickes, und zugleich einer andern, nicht minder reitzenden Ansicht des Sees: seiner uns gegenüberliegenden Ufer und der Stadt Genf, über welche der finstere Jura emporstieg. Der Garten selbst, zu welchem der jetzige freundliche Besitzer desselben den Fremden gern den Zutritt erlaubt, erschien uns wie ein kleines Paradies, so ländlich einfach er auch angelegt war. Denn die ausgesucht schöne Lage desselben am Ufer des Sees, im Angesichte des Montblanc, macht allen Schmuck überflüssig, den die Kunst ihm zu geben vermöchte, und erhebt ihn zu einem Kleinod von unschätzbarem Werthe, das keiner kostbaren Fassung bedarf, um zu glänzen.

Einen andern lieblichen Abend genossen wir in einem von Genf nicht weit entfernten Garten, welcher ehemahls dem berühmten Arzte Tronchin angehörte. Der jetzige Besitzer desselben hat mit vielem Geschmacke und bedeutendem Aufwande ihn zu einem der größten und schönsten in dieser Gegend umgewandelt; doch in Hinsicht auf seine Lage muß er jenem viel kleinern und einfachern weit nachstehen, obgleich dieser an jedem andern Orte für einen der schönsten anerkannt werden würde. So wie wir diesen Garten betraten, glaubten wir uns durch einen Zauberschlag plötzlich wieder nach England in einen der dortigen schönen Landsitze zurück versetzt, und zwar war die Täuschung um so vollkommener, da man im Garten selbst wenig vom See und von den Gebirgen gar nichts erblickt. Das von dem jetzigen Besitzer im Italiänischen Geschmacke erbaute große Wohnhaus, mit seinen doppelten Reihen auf Säulen ruhender Arkaden in der Fronte, gleicht völlig dem Landhause eines reichen oder vornehmen Britten, und auch der Garten paßt auf das vollkommenste zu dem Gebäude.

Er bildet, wie die Englischen, eine liebliche Landschaft im Kleinen, mit zierlich gehaltenen Kieswegen, die über sanfte, mit feinem, kurzem Grase bekleidete Anhöhen führen. Mahlerische Gruppen herrlicher alter Bäume, ein hübscher Teich, ein artiges Häuschen in diesem, zur Wohnung für die Schwäne, die das stille Wasser durchschiffen, ein lieblich sich schlängelnder Bach, der rings umher Leben und Frische verbreitet, vollenden das freundliche Bild, und verleihen diesem lieblichen Platze die vollkommenste Ähnlichkeit mit den gepriesensten Pleasure-Grounds jener Insel.

Daß wir es uns nicht versagten, auch auf der Silberfläche des Sees selbst uns in einem Nachen schaukeln zu lassen; daß die Ansichten der reichen Ufer desselben, von diesem Standpuncte aus gesehen, einen neuen eigenthümlichen Reitz gewinnen, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Doch alles dieses gehört zu den Dingen, bey deren Beschreibung man sich selbst nie genügen kann, viel weniger Andern. Die Erinnerung vermag zwar ein treues Bild der unaussprechlichen Heiterkeit und Anmuth dieser Gegenden treu zu bewahren, und wer ein Mahl sie sah, wird nie sie vergessen; doch Feder und Pinsel können mit befriedigendem Gelingen dieses Bild nicht außer uns darstellen. Es ist damit wie mit dem Leben eines wahrhaft Glücklichen, von dem sich, eben weil es so glücklich ist, wenig erzählen läßt.

Stiller Frieden, unaussprechliche Anmuth, reiche Fülle an Allem, was zu einer ruhigen, frohen Existenz gehört, charakterisiren diese Gegenden, wie eben auch ein solches Leben, und machen beyde zu dem, was sie sind. Der Genuß dieser Güter wird nie ermüden, wohl aber zu vieles Reden und Schreiben darüber; und wie sehr letzteres der Fall seyn kann, haben wir wohl Alle schon zur Genüge erfahren.

Es wäre zu anmaßend, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen, die obendrein auf so vielfache Weise in Anspruch genommen wurden, hier über das gesellige und häusliche Leben der Einwohner von Genf etwas Entscheidendes aussprechen zu wollen. Im Ganzen haben wir ein sehr freundliches Bild davon in unserm Gedächtnisse aufbewahrt. Unter der arbeitenden Bürger-Classe begegneten wir überall ruhigen, heitern Gesichtern; emsigem, aber nicht mühseligem Fleiße, und jener Mäßigkeit im Genusse nach gethaner Arbeit, die den glücklichen Mittelweg zwischen eitlem Prunken, schädlichem Übermaß und ängstlicher Beschränkung genau zu treffen weiß.

Der in dieser Stadt einheimische Kunstfleiß ist allbekannt. Nichts kann zierlicher und geschmackvoller seyn, als die Art, mit der man hier das Gold in tausendfältiger Form zum Schmucke ver-

arbeitet; nichts wohlfeiler als die Uhren, deren in Genf alle Jahre unzählige fabrikmäßig verfertiget werden. In allen Straßen sieht man die fleißigen Arbeiter vom Morgen bis zum Abende in ihren Läden damit beschäftiget; und es kam uns vor, als ob diese feinen Arbeiten auch auf die Feinheit der Sitten unter dem Volke einen nicht zu verkennenden Einfluß übten.

Die reichern und vornehmern Einwohner von Genf empfingen uns durchgängig mit freundlicher Zuvorkommenheit und jener gemüthlichen Höflichkeit, die so wohlthätig wirkt.

Sie sind es gewohnt, Reisende von allen Nationen, aus allen Ständen oft Jahre lang in ihrer Mitte wohnen zu sehen, und spielen dabey die Rolle eines freundlichen Hausherrn, der fremde Gäste gern bey sich aufnimmt, es ihnen in seinem Eigenthume wohl seyn läßt, ohne jedoch in der innern Einrichtung desselben um ihretwillen etwas abzuändern, alten, ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu entsagen, oder gar seine eigene Überzeugung vom Rechten und Schicklichen nach der ihrigen ummodeln zu wollen.

Seit wir den Montblanc aus der Ferne gesehen hatten, war der Wunsch, ihn in seiner undenkbaren Majestät und Größe in der Nähe zu bewundern, bis zum Unwiderstehlichen in uns aufgeregt, und bewog uns, unsern Aufenthalt in Genf um einige Tage abzukürzen, welche wir zu einer Reise nach Chamouny bedurften. Zwar ließ sich aus dem Munde von Freunden und Bekannten manche Stimme hören, welche von diesem Versuche abrieth; uns versicherte, daß es jetzt zu Ende des Monaths May noch um mehrere Wochen zu früh wäre, um diese Reise zu unternehmen; daß man dazu wenigstens die Mitte des Monaths Juny abwarten müsse; wir aber meynten, die Leute hätten gut reden, die das ganze Jahr hindurch in der Nähe jener hohen Wunder leben, und ihre Zeit zu einem Besuche derselben nach Belieben wählen können, während uns der Weg zu ihnen vielleicht auf ewig verschlossen bliebe, wenn wir diese Gelegenheit, ihnen zu nahen, uns entschlüpfen ließen. Wir dachten mit Reue an die Quelle von Vaucluse, die wir aus ähnlichen Rücksichten unbesucht gelassen hatten, beschlossen dieses Mahl wenigstens den Versuch zu wagen, und nahmen uns fest vor, nicht verdrießlich darüber zu werden, wenn unüberwindliche Schwierigkeiten sich uns entgegen stellen sollten, die uns zwängen, wieder umzukehren, ohne das gewünschte Ziel erreicht zu haben.

Reise nach Chamouny.

Froher, lauter Jubel der Natur begrüßte uns am sonnigsten, mildesten Frühlingsmorgen vor den Thoren von Genf. Die Lerche sang aus hoher, blauer Luft; ein Heer von Nachtigallen antwortete ihr aus Blüthenhecken; Bienen schwärmten in einem Meere von Duft; Käfer summten fröhlich im blumenreichen Grase; Alles schien sich mit uns freuen zu wollen, während wir im Schatten mächtiger Nußbäume durch diesen weiten, segensreichen Garten der Natur dem lange ersehnten Ziele zurollten. Vor allem ergetzten wir uns an der für uns ganz neuen Art, wie hier in der Ebene der Weinstock gepflanzt wird, die aber auch in der Lombardey üblich seyn soll. Man behauptet zwar, der auf diese Weise gewonnene Wein verlöre dadurch an Güte; doch nichts kann ergetzlicher für das Auge seyn, als diese Art, ihn anzubauen. Die Reben stehen nicht an kleinen Pfählen, kurz beschnitten, sorgsam aufgebunden und nahe an einander gepflanzt, wie am Rhein und in andern Weinländern. Ihre Ranken laufen festonartig von einem der hohen, weit aus einander gestellten Weinpfähle zu dem andern, und oft versieht auch ein Obstbaum die Stelle der letztern. Sie bilden die vollsten, herrlichsten Kränze; ein blumenreicher Wiesenteppich breitet sich unter ihnen hin; der ganze Raum, den sie einnehmen, sieht aus, als wäre er zu einem Feste geschmückt, und erwarte nur die Hirten und Schäferinnen, die zum fröhlichen Tanze sich versammeln sollen.

Bis Sallenche hatte man uns gerathen, unsern eigenen bequemen Reisewagen zu behalten; denn der Weg ist ziemlich eben und gut; lange führte er durch diese paradiesische Ebene, dann zog er zu einer bedeutenden Anhöhe sich hinauf, die in vielen andern Ländern schon für einen hohen Berg gelten würde. Von allen Seiten umgaben uns nun hohe, grüne Berge, alle auf das sorgfältigste angebaut, mit Wiesen, Kornfeldern und Gärten bis hoch hinauf im lieblichsten Wechsel bedeckt. In weiterer Entfernung hoben noch höhere Felsen das kahle, zum Theile noch mit Schnee bedeckte Haupt dem blauen Himmel zu; doch in unserer Nähe herrschte der Frühling in unaussprechlicher Anmuth.

Ohne es gewahr zu werden, kamen wir so über die Gränze der Französischen Schweiz hinaus. Die Felsen zogen sich näher zusammen, das Thal ward enger, der Weg führte fast in einem fort aufwärts, und wir erklimmten ihn im langsamsten Schneckenschritte; denn Posten gibt es hier nicht, und ein Schweizer Fuhrmann übereilt sich nicht leicht. Doch der Garten von Genf war noch nicht zu

Ende; Obstbäume beschatteten noch immer unsern Weg, und die Gegend war zu schön, als daß wir hätten wünschen können, sie in ungestümer Eile zu durchfliegen.

Endlich war Bonneville, das erste Savoyische Städtchen, erreicht, wo wir der Pferde wegen ein paar Stunden verweilen mußten. Die Leute im Gasthofe waren über unsere Ankunft eben so erstaunt, als verlegen über die Aufgabe, uns den Mittag bewirthen zu müssen. Im hohen Sommer wimmelt es von Reisenden aus allen Ecken von Europa; doch so früh im Jahre hatten sie noch niemanden erwartet, und gestanden ganz offen, durchaus nicht zu unserm Empfange eingerichtet zu seyn. Wir suchten sie indessen mit Versicherungen von der Mäßigkeit unserer Forderungen zu beruhigen; sie verhießen ihrerseits das Mögliche und Unmögliche für uns thun zu wollen; und nach zwey Stunden schieden wir in gegenseitiger Zufriedenheit von einander.

Hinter Bonneville zog sich das Thal immer enger zusammen. Die Felsen wurden höher; doch die nahen Berge und das Thal an ihrem Fuße blieben, wie auf dem ganzen Wege bisher, blühend in üppiger Frühlingspracht. Unsere geliebten Schottischen Berge, die höchsten, die wir bis dahin gekannt hatten, sanken vor den gewaltigen Felsenmassen, die immer näher und näher uns traten, gar sehr zusammen. Mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Gebirge leuchteten zwischen jenen öden, kahlen Felsen, deren braune Scheitel nur noch eine Krone vom Schnee trug, überall hervor. Niedrigere, mit Tannenwäldern geschmückte Berge drückten an jene Felsen sich an; das dunkle, nie welkende Grün ihrer Bäume schien mit dem eben so unvergänglichen Schnee wetteifern zu wollen, indem es den lieblichsten Contrast mit ihm bildete. Hart an den Tannen beginnen schon die Kornfelder, die herrlich grünen Wiesen in schwindelnder Höhe, so daß es unbegreiflich scheint, wie der Landmann dort hinauf gelangt, um seinen Acker zu bauen. Der ganze Abhang der Berge ist auf das sorgfältigste benutzt bis tief hinab, wo wir, immerfort im Schatten der Obstbäume, das Ufer der Arve bald erreichten, die in ungebändigter Wildheit dieses reiche Felsenthal durchbrauset.

Hoch am Gipfel der Berge sahen wir, eine Stunde hinter Bonneville, einen zweyten Waldstrom, den Giffre, über Felsenblöcke hinab der Arve zueilen, um mit ihr vereint tobend und schäumend durch diesen großen Park der Natur hinzuströmen, der alles weit hinter sich zurückläßt, was das Gold der Reichen und Großen jemahls mit Hülfe der Gärtnerkunst entstehen ließ, und dessen mahle-

rische Schönheit die von einer Felsenspitze herabdrohenden Ruinen des Schlosses Massel noch erhöhen.

Hinter dem kleinen Dörfchen Cluse eröffnete sich uns das Thal von Maglan; hier sahen wir den blühenden Frühling im siegreichen Kampfe mit dem Graus früherer Zerstörung. Ungeheure Felsenblöcke, zwischen denen der Weg sich hindurchwindet, liegen hier rings umher zerstreut; im Jahre 1776 waren sie von einem der höchsten benachbarten Berge mit gewaltigem Krachen in das Thal gestürzt; ähnliche Felsenmassen schwebten drohend über unsern Häuptern; doch sie hatten schon viele Jahre so dagehangen, und unser, von hoher Freude und Verwunderung erfülltes Gemüth hatte in diesem Augenblicke keinen Raum für bange Besorgniß.

Beym Eintritte in dieses Thal erblickten wir, in der Höhe von 1200 Fuß über demselben, den mahlerischen Eingang zu der Höhle von Balma, deren Inneres aber zu wenig Merkwürdiges enthält, um oft von Reisenden besucht zu werden. Noch an dem Dorfe Maglan eilten einige Bewohner desselben herbey, um mit lautem Rufen das Echo zu wecken, dessen Geisterstimme in seltener Klarheit und Deutlichkeit dieses einsame Thal durchhallt. Weiter hin kamen wir an den Nant d'Arpenas. Nant heißt hier zu Lande jeder bedeutende Felsbach, wie Ben jeder hohe Berg in Schottland. Von einer Höhe von 800 Fuß, folglich nur um hundert Fuß niedriger als der Staubbach, stürzt der Nant d'Arpenas hier ganz nahe am Wege, in einen Regen von Diamanten verwandelt, senkrecht herab, um, völlig zu Schaum aufgelöset, durch das Thal hinzubrausen. Unfern von diesem begegneten wir einem zweyten Wasserfalle von ganz eigenthümlicher Schönheit, dessen Nahmen wir aber nicht erfahren konnten, und der, so mächtig er jetzt auch schien, vielleicht in den heißern Sommermonathen versiegt.

So folgt auf dem an sich kurzen Wege von etwa acht Französischen Meilen, zwischen Bonneville und Sallenches, eine herrliche Erscheinung der andern. Vor uns mitten in aller Frühlingsherrlichkeit leuchtete der Montblanc gleich einer Erscheinung aus einer andern Welt, und um ihn her die höchsten Gletscher und Schneegebirge von Savoyen, über die er das königliche Haupt stolz erhebt. Er schien so nahe vor uns zu liegen, als ob wir in einer halben Stunde ihn erreichen könnten. Die allmählich sinkende Sonne kleidete ihn in bleiches Rosenroth, das allmählich zu dunklerem Purpur erglühte, und leichte, amethystenähnliche Sommerwölkchen umflatterten spielend seinen hoch über sie emporragenden Gipfel.

Uns war, als befänden wir uns in einem Zauberlande, bey

[illegible]

[illegible]

Am folgenden Morgen war es unser erstes Geschäft, die zu unserer ferneren Reise genommenen Anstalten zu [illegible]; denn von Sallenches aus [illegible] nur [illegible] Wagen [illegible] nen. Sie sehen ziemlich [illegible] aus, und wir [illegible] ein wenig bey ihrem Anblicke; denn so etwas war uns noch nicht vorgekommen. Mit einem Pferde und einem gewaltig großen Maulthiere vor einander bespannt, stand ein wunderliches Fuhrwerk bereit, dem man die Ehre anthat, es einen Char-à-banc zu nennen. Es bestand aus vier sehr niedrigen Rädern, über welche ein nicht sehr breites Brett gelegt war, lang genug, um in dem Raume zwischen den Rädern drey Personen aufzunehmen; auf dem, hinten über die Räder hervorragenden Ende desselben konnte allenfalls noch eine vierte aufhocken. Ein zweytes Brett diente zur Rücklehne, und ein drittes, ganz schmales, das vor dem Sitze in Ketten schwebte, zum Fußtritte; ein Stück von grober Sackleinwand, an vier Stangen befestiget, bildete eine Art Baldachin zum Schutze gegen die Sonne, und vollendete das prachtvolle Ansehen des Ganzen. Auf dem Pferde saß ein rüstiger Savoyarde als Postillon, bereit, über Stock und Stein mit uns davonzufahren; und ein etwas ältlicher Mann, in ein braunes, capuzenartiges Gewand gehüllt, mit einem langen Stecke bewaffnet, an dessen unterm Ende eine eiserne Picke angebracht war, präsentirte sich uns als bestellter Führer, dessen wir, nach des Wirthes Erklärung, unter Weges nöthig bedürfen würden. Er hieß Alexis,

wurde aber auch der Capuciner genannt, weil er vor der Revolution zu der Gesellschaft dieser ehrwürdigen Väter gehört hatte.

Dem ältern Theile unserer Reisegesellschaft kamen diese Anstalten doch so bedenklich und unbequem vor, daß er nach kurzem Berathen sich entschloß, mit unserm Wagen wieder nach Genf zurückzukehren; wir Jüngern aber blieben muthig dabey, das Weitergehen wenigstens zu versuchen. Wir konnten es ohne Bedenken; denn hier war es nicht wie in Avignon, wo die Unsicherheit der Gegend und das räuberartige Ansehen der Bewohner uns von der Fahrt nach Vaucluse zurückgeschreckt hatte. In keinem Lande ist für die Sicherheit der Reisenden besser gesorgt, als in der Schweiz und den Savoyischen Alpen. Überall finden sich bekannte Führer, die bis in die kleinsten Details der Gegend und des Weges kundig sind, und für die Reisenden, welche sich ihnen anvertrauen, alles thun, was man von guten, treuen, dabey rüstigen und gescheidten Männern erwarten kann. Ihre Sorgfalt ist unermüdlich, und sie finden im Sommer täglich Gelegenheit sie zu üben.

Fröhlichen Muthes traten wir auf unserm Char-à-banc jetzt die Reise an. Indem wir uns zurecht setzten, empfanden wir schon im Voraus alle die unbarmherzigen Stöße, die er uns auf dem mit Steinen besäeten Wege versetzen würde, den wir vor uns sahen; aber wir hatten uns geirrt; wahrscheinlich schützte uns davor das in der Schwebe hängende Bret, auf dem unsere Füße ruhten. Überdieß war es sehr tröstlich, daß der Wagen so nahe am Erdboden hinging, daß selbst ein Kind bey dem mindesten Anscheine von Gefahr von ihm hinunterspringen konnte.

So lange wir im Thale von Sallenches blieben, ging es vortrefflich auf ziemlich ebenem Wege; der Morgen war schön, die Sonne schien warm, ohne durch zu große Hitze drückend zu werden. Alexis ging neben unserm Fuhrwerke her, und die bestimmte und doch bescheidene Art gefiel uns wohl, mit der er über Alles, was uns unter Weges auffiel, Auskunft zu geben wußte.

Das freundliche Thal von Sallenches lag jetzt hinter uns, und Alexis führte uns einen Fußpfad, auf dem wir seitwärts zwischen hohen Felsen über grüne Matten hinaufstiegen, während unser Wagen unten weiter fuhr. Ein bezaubernd schöner Anblick überraschte uns, als wir endlich die Höhe erreicht hatten; wir standen von hohen, waldbewachsenen Bergen umgeben, über welche die hohen Schneegebirge emporragten, und vor uns stürzte von einer hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenwand, mit lautem Brausen über Felsentrümmer, ein wilder Bach, die Chêde, in einen Abgrund, aus dem

[illegible]

[illegible]

[illegible] über [illegible] Gewalt, daß das Auge ihrem rasenden Laufe nicht zu folgen vermochte.

Lange saßen wir auf einem Felsenblock und starrten in die [illegible] dem athmenden Wesen Zerstörung kündende Tiefe, bis uns fast die Sinne vergingen; dann führte Alexis einen sehr steilen, schwindel-

wurde aber auch der Capuciner genannt, weil er v
zu der Gesellschaft dieser ehrwürdigen Väter gehör

Dem ältern Theile unserer Reisegesellschaft k
ten doch so bedenklich und unbequem vor, daß er
rathen sich entschloß, mit unserm Wagen wieder
zukehren; wir Jüngern aber blieben muthig dabe
hen wenigstens zu versuchen. Wir konnten es ohne
hier war es nicht wie in Avignon, wo die Unsiche
und das räuberartige Ansehen der Bewohner uns v
Vaucluse zurückgeschreckt hatte. In keinem Lan
cherheit der Reisenden besser gesorgt, als in der
Savoyischen Alpen. Überall finden sich bekannte F
die kleinsten Details der Gegend und des Weges
für die Reisenden, welche sich ihnen anvertrauen,
man von guten, treuen, dabey rüstigen und geschei
warten kann. Ihre Sorgfalt ist unermüdlich, und si
mer täglich Gelegenheit sie zu üben.

Fröhlichen Muthes traten wir auf unserm Cl
die Reise an. Indem wir uns zurecht setzten, em
im Voraus alle die unbarmherzigen Stöße, die er
Steinen besäeten Wege versetzen würde, den wir
aber wir hatten uns geirrt; wahrscheinlich schützte u
der Schwebe hängende Bret, auf dem unsere Füß
dieß war es sehr tröstlich, daß der Wagen so nahe a
ging, daß selbst ein Kind bey dem mindesten Anschei
von ihm hinunterspringen konnte.

So lange wir im Thale von Sallenches blieben
trefflich auf ziemlich ebenem Wege; der Morgen n
Sonne schien warm, ohne durch zu große Hitze drück
Alexis ging neben unserm Fuhrwerke her, und die besti
bescheidene Art gefiel uns wohl, mit der er über Alles, w
Weges auffiel, Auskunft zu geben wußte.

Das freundliche Thal von Sallenches lag jetzt hin
Alexis führte uns einen Fußpfad, auf dem wir seitw
hohen Felsen über grüne Matten hinaufstiegen, währe
gen unten weiter fuhr. Ein bezaubernd schöner Anblic
uns, als wir endlich die Höhe erreicht hatten; wir stan
hen, waldbewachsenen Bergen umgeben, über welche die h
gebirge emporragten, und vor uns stürzte von einer
Tannen bewachsenen Felsenwand, mit lautem Brausen
trümmer, ein wilder Bach, die Chède, in einen Abgrund

Häusern über den See hin uns entgegen. Diese Häuser glichen weißen, leuchtenden Puncten, auf einem Felde von Smaragd verstreut, so sehr verkleinerte sie uns die weite Ferne; aber der heitere Himmel und die Abendbeleuchtung ließen uns dennoch jeden einzelnen Gegenstand deutlich erkennen. Der Anblick über den See hin war unbeschreiblich schön, doch noch Höheres sollte uns dieses Mahl zu Theil werden; denn als wir von hier wieder nach Genf uns wendeten, erblickten wir plötzlich mit unaussprechlicher Freude den mächtigen Montblanc, von Rosenlicht umflossen, so nahe, so deutlich in dieser Beleuchtung, daß das getäuschte Auge auf dem reinen, ewigen Schnee beynahe Spuren menschlicher Tritte zu entdecken glaubte. Und doch waren wir noch viele Meilen weit von dem Fuße der hohen, göttergleichen Riesengestalt entfernt.

In einem Garten, näher an Genf, welcher ehemahls einem Bruder des berühmten Herrn von Necker gehört hatte, erfreuten wir uns nochmahls dieses unbeschreiblich majestätischen Anblickes, und zugleich einer andern, nicht minder reitzenden Ansicht des Sees: seiner uns gegenüberliegenden Ufer und der Stadt Genf, über welche der finstere Jura emporstieg. Der Garten selbst, zu welchem der jetzige freundliche Besitzer desselben den Fremden gern den Zutritt erlaubt, erschien uns wie ein kleines Paradies, so ländlich einfach er auch angelegt war. Denn die ausgesucht schöne Lage desselben am Ufer des Sees, im Angesichte des Montblanc, macht allen Schmuck überflüssig, den die Kunst ihm zu geben vermöchte, und erhebt ihn zu einem Kleinod von unschätzbarem Werthe, das keiner kostbaren Fassung bedarf, um zu glänzen.

Einen andern lieblichen Abend genossen wir in einem von Genf nicht weit entfernten Garten, welcher ehemahls dem berühmten Arzte Tronchin angehörte. Der jetzige Besitzer desselben hat mit vielem Geschmacke und bedeutendem Aufwande ihn zu einem der größten und schönsten in dieser Gegend umgewandelt; doch in Hinsicht auf seine Lage muß er jenem viel kleinern und einfachern weit nachstehen, obgleich dieser an jedem andern Orte für einen der schönsten anerkannt werden würde. So wie wir diesen Garten betraten, glaubten wir uns durch einen Zauberschlag plötzlich wieder nach England in einen der dortigen schönen Landsitze zurück versetzt, und zwar war die Täuschung um so vollkommener, da man im Garten selbst wenig vom See und von den Gebirgen gar nichts erblickt. Das von dem jetzigen Besitzer im Italiänischen Geschmacke erbaute große Wohnhaus, mit seinen doppelten Reihen auf Säulen ruhender Arkaden in der Fronte, gleicht völlig dem Landhause eines reichen oder vornehmen Britten, und auch der Garten paßt auf das vollkommenste zu dem Gebäude.

Er bildet, wie die Englischen, eine liebliche Landschaft im Kleinen, mit zierlich gehaltenen Kieswegen, die über sanfte, mit feinem, kurzem Grase bekleidete Anhöhen führen. Mahlerische Gruppen herrlicher alter Bäume, ein hübscher Teich, ein artiges Häuschen in diesem, zur Wohnung für die Schwäne, die das stille Wasser durchschiffen, ein lieblich sich schlängelnder Bach, der rings umher Leben und Frische verbreitet, vollenden das freundliche Bild, und verleihen diesem lieblichen Platze die vollkommenste Ähnlichkeit mit den gepriesensten Pleasure-Grounds jener Insel.

Daß wir es uns nicht versagten, auch auf der Silberfläche des Sees selbst uns in einem Nachen schaukeln zu lassen; daß die Ansichten der reichen Ufer desselben, von diesem Standpuncte aus gesehen, einen neuen eigenthümlichen Reitz gewinnen, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Doch alles dieses gehört zu den Dingen, bey deren Beschreibung man sich selbst nie genügen kann, viel weniger Andern. Die Erinnerung vermag zwar ein treues Bild der unaussprechlichen Heiterkeit und Anmuth dieser Gegenden treu zu bewahren, und wer ein Mahl sie sah, wird nie sie vergessen; doch Feder und Pinsel können mit befriedigendem Gelingen dieses Bild nicht außer uns darstellen. Es ist damit wie mit dem Leben eines wahrhaft Glücklichen, von dem sich, eben weil es so glücklich ist, wenig erzählen läßt.

Stiller Frieden, unaussprechliche Anmuth, reiche Fülle an Allem, was zu einer ruhigen, frohen Existenz gehört, charakterisiren diese Gegenden, wie eben auch ein solches Leben, und machen beyde zu dem, was sie sind. Der Genuß dieser Güter wird nie ermüden, wohl aber zu vieles Reden und Schreiben darüber; und wie sehr letzteres der Fall seyn kann, haben wir wohl Alle schon zur Genüge erfahren.

Es wäre zu anmaßend, nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen, die obendrein auf so vielfache Weise in Anspruch genommen wurden, hier über das gesellige und häusliche Leben der Einwohner von Genf etwas Entscheidendes aussprechen zu wollen. Im Ganzen haben wir ein sehr freundliches Bild davon in unserm Gedächtnisse aufbewahrt. Unter der arbeitenden Bürger-Classe begegneten wir überall ruhigen, heitern Gesichtern; emsigem, aber nicht mühseligem Fleiße, und jener Mäßigkeit im Genusse nach gethaner Arbeit, die den glücklichen Mittelweg zwischen eitlem Prunken, schädlichem Übermaß und ängstlicher Beschränkung genau zu treffen weiß.

Der in dieser Stadt einheimische Kunstfleiß ist allbekannt. Nichts kann zierlicher und geschmackvoller seyn, als die Art, mit der man hier das Gold in tausendfältiger Form zum Schmucke ver-

arbeitet; nichts wohlfeiler als die Uhren, deren in Genf alle Jahre unzählige fabrikmäßig verfertiget werden. In allen Straßen sieht man die fleißigen Arbeiter vom Morgen bis zum Abende in ihren Läden damit beschäftiget; und es kam uns vor, als ob diese feinen Arbeiten auch auf die Feinheit der Sitten unter dem Volke einen nicht zu verkennenden Einfluß übten.

Die reichern und vornehmern Einwohner von Genf empfingen uns durchgängig mit freundlicher Zuvorkommenheit und jener gemüthlichen Höflichkeit, die so wohlthätig wirkt.

Sie sind es gewohnt, Reisende von allen Nationen, aus allen Ständen oft Jahre lang in ihrer Mitte wohnen zu sehen, und spielen dabey die Rolle eines freundlichen Hausherrn, der fremde Gäste gern bey sich aufnimmt, es ihnen in seinem Eigenthume wohl seyn läßt, ohne jedoch in der innern Einrichtung desselben um ihretwillen etwas abzuändern, alten, ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu entsagen, oder gar seine eigene Überzeugung vom Rechten und Schicklichen nach der ihrigen ummodeln zu wollen.

Seit wir den Montblanc aus der Ferne gesehen hatten, war der Wunsch, ihn in seiner undenkbaren Majestät und Größe in der Nähe zu bewundern, bis zum Unwiderstehlichen in uns aufgeregt, und bewog uns, unsern Aufenthalt in Genf um einige Tage abzukürzen, welche wir zu einer Reise nach Chamouny bedurften. Zwar ließ sich aus dem Munde von Freunden und Bekannten manche Stimme hören, welche von diesem Versuche abrieth; uns versicherte, daß es jetzt zu Ende des Monaths May noch um mehrere Wochen zu früh wäre, um diese Reise zu unternehmen; daß man dazu wenigstens die Mitte des Monaths Juny abwarten müsse; wir aber meynten, die Leute hätten gut reden, die das ganze Jahr hindurch in der Nähe jener hohen Wunder leben, und ihre Zeit zu einem Besuche derselben nach Belieben wählen können, während uns der Weg zu ihnen vielleicht auf ewig verschlossen bliebe, wenn wir diese Gelegenheit, ihnen zu nahen, uns entschlüpfen ließen. Wir dachten mit Reue an die Quelle von Vaucluse, die wir aus ähnlichen Rücksichten unbesucht gelassen hatten, beschlossen dieses Mahl wenigstens den Versuch zu wagen, und nahmen uns fest vor, nicht verdrießlich darüber zu werden, wenn unüberwindliche Schwierigkeiten sich uns entgegen stellen sollten, die uns zwängen, wieder umzukehren, ohne das gewünschte Ziel erreicht zu haben.

Reise nach Chamouny.

Froher, lauter Jubel der Natur begrüßte uns am sonnigsten, mildesten Frühlingsmorgen vor den Thoren von Genf. Die Lerche sang aus hoher, blauer Luft; ein Heer von Nachtigallen antwortete ihr aus Blüthenhecken; Bienen schwärmten in einem Meere von Duft; Käfer summten fröhlich im blumenreichen Grase; Alles schien sich mit uns freuen zu wollen, während wir im Schatten mächtiger Nußbäume durch diesen weiten, segensreichen Garten der Natur dem lange ersehnten Ziele zurollten. Vor allem ergetzten wir uns an der für uns ganz neuen Art, wie hier in der Ebene der Weinstock gepflanzt wird, die aber auch in der Lombardey üblich seyn soll. Man behauptet zwar, der auf diese Weise gewonnene Wein verlöre dadurch an Güte; doch nichts kann ergetzlicher für das Auge seyn, als diese Art, ihn anzubauen. Die Reben stehen nicht an kleinen Pfählen, kurz beschnitten, sorgsam aufgebunden und nahe an einander gepflanzt, wie am Rhein und in andern Weinländern. Ihre Ranken laufen festonartig von einem der hohen, weit aus einander gestellten Weinpfähle zu dem andern, und oft versieht auch ein Obstbaum die Stelle der letztern. Sie bilden die vollsten, herrlichsten Kränze; ein blumenreicher Wiesenteppich breitet sich unter ihnen hin; der ganze Raum, den sie einnehmen, sieht aus, als wäre er zu einem Feste geschmückt, und erwarte nur die Hirten und Schäferinnen, die zum fröhlichen Tanze sich versammeln sollen.

Bis Sallenche hatte man uns gerathen, unsern eigenen bequemen Reisewagen zu behalten; denn der Weg ist ziemlich eben und gut; lange führte er durch diese paradiesische Ebene, dann zog er zu einer bedeutenden Anhöhe sich hinauf, die in vielen andern Ländern schon für einen hohen Berg gelten würde. Von allen Seiten umgaben uns nun hohe, grüne Berge, alle auf das sorgfältigste angebaut, mit Wiesen, Kornfeldern und Gärten bis hoch hinauf im lieblichsten Wechsel bedeckt. In weiterer Entfernung hoben noch höhere Felsen das kahle, zum Theile noch mit Schnee bedeckte Haupt dem blauen Himmel zu; doch in unserer Nähe herrschte der Frühling in unaussprechlicher Anmuth.

Ohne es gewahr zu werden, kamen wir so über die Gränze der Französischen Schweiz hinaus. Die Felsen zogen sich näher zusammen, das Thal ward enger, der Weg führte fast in einem fort aufwärts, und wir erklimmten ihn im langsamsten Schneckenschritte; denn Posten gibt es hier nicht, und ein Schweizer Fuhrmann übereilt sich nicht leicht. Doch der Garten von Genf war noch nicht zu

Ende; Obstbäume beschatteten noch immer unsern Weg, und die Gegend war zu schön, als daß wir hätten wünschen können, sie in ungestümer Eile zu durchfliegen.

Endlich war Bonneville, das erste Savoyische Städtchen, erreicht, wo wir der Pferde wegen ein paar Stunden verweilen mußten. Die Leute im Gasthofe waren über unsere Ankunft eben so erstaunt, als verlegen über die Aufgabe, uns den Mittag bewirthen zu müssen. Im hohen Sommer wimmelt es von Reisenden aus allen Ecken von Europa; doch so früh im Jahre hatten sie noch niemanden erwartet, und gestanden ganz offen, durchaus nicht zu unserm Empfange eingerichtet zu seyn. Wir suchten sie indessen mit Versicherungen von der Mäßigkeit unserer Forderungen zu beruhigen; sie verhießen ihrerseits das Mögliche und Unmögliche für uns thun zu wollen; und nach zwey Stunden schieden wir in gegenseitiger Zufriedenheit von einander.

Hinter Bonneville zog sich das Thal immer enger zusammen. Die Felsen wurden höher; doch die nahen Berge und das Thal an ihrem Fuße blieben, wie auf dem ganzen Wege bisher, blühend in üppiger Frühlingspracht. Unsere geliebten Schottischen Berge, die höchsten, die wir bis dahin gekannt hatten, sanken vor den gewaltigen Felsenmassen, die immer näher und näher uns traten, gar sehr zusammen. Mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Gebirge leuchteten zwischen jenen öden, kahlen Felsen, deren braune Scheitel nur noch eine Krone vom Schnee trug, überall hervor. Niedrigere, mit Tannenwäldern geschmückte Berge drückten an jene Felsen sich an; das dunkle, nie welkende Grün ihrer Bäume schien mit dem eben so unvergänglichen Schnee wetteifern zu wollen, indem es den lieblichsten Contrast mit ihm bildete. Hart an den Tannen beginnen schon die Kornfelder, die herrlich grünen Wiesen in schwindelnder Höhe, so daß es unbegreiflich scheint, wie der Landmann dort hinauf gelangt, um seinen Acker zu bauen. Der ganze Abhang der Berge ist auf das sorgfältigste benutzt bis tief hinab, wo wir, immerfort im Schatten der Obstbäume, das Ufer der Arve bald erreichten, die in ungebändigter Wildheit dieses reiche Felsenthal durchbrauset.

Hoch am Gipfel der Berge sahen wir, eine Stunde hinter Bonneville, einen zweyten Waldstrom, den Giffre, über Felsenblöcke hinab der Arve zueilen, um mit ihr vereint tobend und schäumend durch diesen großen Park der Natur hinzuströmen, der alles weit hinter sich zurückläßt, was das Gold der Reichen und Großen jemahls mit Hülfe der Gärtnerkunst entstehen ließ, und dessen mahle-

rische Schönheit die von einer Felsenspitze herabdrohenden Ruinen des Schlosses Massel noch erhöhen.

Hinter dem kleinen Dörfchen Cluse eröffnete sich uns das Thal von Maglan; hier sahen wir den blühenden Frühling im siegreichen Kampfe mit dem Graus früherer Zerstörung. Ungeheure Felsenblöcke, zwischen denen der Weg sich hindurchwindet, liegen hier rings umher zerstreut; im Jahre 1776 waren sie von einem der höchsten benachbarten Berge mit gewaltigem Krachen in das Thal gestürzt; ähnliche Felsenmassen schwebten drohend über unsern Häuptern; doch sie hatten schon viele Jahre so dagehangen, und unser, von hoher Freude und Verwunderung erfülltes Gemüth hatte in diesem Augenblicke keinen Raum für bange Besorgniß.

Beym Eintritte in dieses Thal erblickten wir, in der Höhe von 1200 Fuß über demselben, den mahlerischen Eingang zu der Höhle von Balma, deren Inneres aber zu wenig Merkwürdiges enthält, um oft von Reisenden besucht zu werden. Noch an dem Dorfe Maglan eilten einige Bewohner desselben herbey, um mit lautem Rufen das Echo zu wecken, dessen Geisterstimme in seltener Klarheit und Deutlichkeit dieses einsame Thal durchhallt. Weiter hin kamen wir an den Nant d'Arpenas. Nant heißt hier zu Lande jeder bedeutende Felsbach, wie Ben jeder hohe Berg in Schottland. Von einer Höhe von 800 Fuß, folglich nur um hundert Fuß niedriger als der Staubbach, stürzt der Nant d'Arpenas hier ganz nahe am Wege, in einen Regen von Diamanten verwandelt, senkrecht herab, um, völlig zu Schaum aufgelöset, durch das Thal hinzubrausen. Unfern von diesem begegneten wir einem zweyten Wasserfalle von ganz eigenthümlicher Schönheit, dessen Nahmen wir aber nicht erfahren konnten, und der, so mächtig er jetzt auch schien, vielleicht in den heißern Sommermonathen versiegt.

So folgt auf dem an sich kurzen Wege von etwa acht Französischen Meilen, zwischen Bonneville und Sallenches, eine herrliche Erscheinung der andern. Vor uns mitten in aller Frühlingsherrlichkeit leuchtete der Montblanc gleich einer Erscheinung aus einer andern Welt, und um ihn her die höchsten Gletscher und Schneegebirge von Savoyen, über die er das königliche Haupt stolz erhebt. Er schien so nahe vor uns zu liegen, als ob wir in einer halben Stunde ihn erreichen könnten. Die allmählich sinkende Sonne kleidete ihn in bleiches Rosenroth, das allmählich zu dunklerem Purpur erglühte, und leichte, amethystenähnliche Sommerwölkchen umflatterten spielend seinen hoch über sie emporragenden Gipfel.

Uns war, als befänden wir uns in einem Zauberlande, bey

dieser nie geahnten Pracht der Natur. Schweigend saßen wir da, und hatten keine Worte, und fühlten keinen Wunsch, als den: Alle, die uns lieb sind, in diesem Augenblicke um uns versammeln zu können, damit auch sie mit uns der schönen Welt sich freuten, auf der es uns vergönnt ist, eine kurze Zeit zu leben und zu wandeln.

Nun lag das Städtchen Sallenches vor uns in seinem lieblichen Thale, von fruchtbaren Bergen umgeben, um welche jene hohen, in ewigen Schnee verhüllten Gestalten einen feyerlichen Halbkreis schließen. Eine kleine Viertelstunde von dem Städtchen stiegen wir in St. Martin ab, wo wir einen recht gut eingerichteten Gasthof und freundliche Wirthsleute fanden, die es über sich nahmen, für unsere fernere Reise nach Chamouny alles auf das beste einzurichten. Lange sahen wir noch den Montblanc im Rosenlichte glühen, als tiefe Nacht schon längst das Thal bedeckte, und später im Silberglanze des aufgehenden Mondes strahlen. Er leuchtete hell und schimmernd zu uns auf unsere Ruhestätte herüber, bis unser von den Herrlichkeiten des verflossenen Tages ermüdetes Auge sich ungern dem Schlummer hingab, der es schloß.

Am folgenden Morgen war es unser erstes Geschäft, die zu unserer fernern Reise getroffenen Anstalten zu betrachten; denn von Sallenches aus konnten wir unsers Wagens uns nicht weiter bedienen. Sie sahen ziemlich abenteuerlich aus, und wir stutzten ein wenig bey ihrem Anblicke; denn so etwas war uns noch nicht vorgekommen. Mit einem Pferde und einem gewaltig großen Maulthiere vor einander bespannt, stand ein wundersames Fuhrwerk bereit, dem man die Ehre anthat, es einen Char-à-banc zu nennen. Es bestand aus vier sehr niedrigen Rädern, über welche ein nicht sehr breites Bret gelegt war, lang genug, um in dem Raume zwischen den Rädern drey Personen aufzunehmen; auf dem, hinten über die Räder hervorragenden Ende desselben konnte allenfalls noch eine vierte aufhocken. Ein zweytes Bret diente zur Rücklehne, und ein drittes, ganz schmales, das vor dem Sitze in Ketten schwebte, zum Fußtritte; ein Stück von grober Sackleinwand, an vier Stangen befestiget, bildete eine Art Baldachin zum Schutze gegen die Sonne, und vollendete das prachtvolle Ansehen des Ganzen. Auf dem Pferde saß ein rüstiger Savoyarde als Postillon, bereit, über Stock und Stein mit uns davonzufahren; und ein etwas ältlicher Mann, in ein braunes, capuzenartiges Gewand gehüllt, mit einem langen Stocke bewaffnet, an dessen unterm Ende eine eiserne Pieke angebracht war, präsentirte sich uns als bestellter Führer, dessen wir, nach des Wirthes Erklärung, unter Weges nöthig bedürfen würden. Er hieß Alexis,

wurde aber auch der Capuciner genannt, weil er vor der Revolution zu der Gesellschaft dieser ehrwürdigen Väter gehört hatte.

Dem ältern Theile unserer Reisegesellschaft kamen diese Anstalten doch so bedenklich und unbequem vor, daß er nach kurzem Berathen sich entschloß, mit unserm Wagen wieder nach Genf zurückzukehren; wir Jüngern aber blieben muthig dabey, das Weitergehen wenigstens zu versuchen. Wir konnten es ohne Bedenken; denn hier war es nicht wie in Avignon, wo die Unsicherheit der Gegend und das räuberartige Ansehen der Bewohner uns von der Fahrt nach Vaucluse zurückgeschreckt hatte. In keinem Lande ist für die Sicherheit der Reisenden besser gesorgt, als in der Schweiz und den Savoyischen Alpen. Überall finden sich bekannte Führer, die bis in die kleinsten Details der Gegend und des Weges kundig sind, und für die Reisenden, welche sich ihnen anvertrauen, alles thun, was man von guten, treuen, dabey rüstigen und gescheidten Männern erwarten kann. Ihre Sorgfalt ist unermüdlich, und sie finden im Sommer täglich Gelegenheit sie zu üben.

Fröhlichen Muthes traten wir auf unserm Char-à-banc jetzt die Reise an. Indem wir uns zurecht setzten, empfanden wir schon im Voraus alle die unbarmherzigen Stöße, die er uns auf dem mit Steinen besäeten Wege versetzen würde, den wir vor uns sahen; aber wir hatten uns geirrt; wahrscheinlich schützte uns davor das in der Schwebe hängende Bret, auf dem unsere Füße ruhten. Überdieß war es sehr tröstlich, daß der Wagen so nahe am Erdboden hinging, daß selbst ein Kind bey dem mindesten Anscheine von Gefahr von ihm hinunterspringen konnte.

So lange wir im Thale von Sallenches blieben, ging es vortrefflich auf ziemlich ebenem Wege; der Morgen war schön, die Sonne schien warm, ohne durch zu große Hitze drückend zu werden. Alexis ging neben unserm Fuhrwerke her, und die bestimmte und doch bescheidene Art gefiel uns wohl, mit der er über Alles, was uns unter Weges auffiel, Auskunft zu geben wußte.

Das freundliche Thal von Sallenches lag jetzt hinter uns, und Alexis führte uns einen Fußpfad, auf dem wir seitwärts zwischen hohen Felsen über grüne Matten hinaufstiegen, während unser Wagen unten weiter fuhr. Ein bezaubernd schöner Anblick überraschte uns, als wir endlich die Höhe erreicht hatten; wir standen von hohen, waldbewachsenen Bergen umgeben, über welche die hohen Schneegebirge emporragten, und vor uns stürzte von einer hohen, mit Tannen bewachsenen Felsenwand, mit lautem Brausen über Felsentrümmer, ein wilder Bach, die Chêde, in einen Abgrund, aus dem

er, in Millionen Tropfen aufgelöset, wieder aufwallte. Die Sonne spiegelte in diesem die herrlichsten Regenbogen, und Felsen und Kräuter glänzten wie im Zauberglanze verklärt. Der Fall der Chède ist weit minder tief, als der des Nant d'Arpenas, den wir Tages zuvor gesehen hatten; aber er ist viel wasserreicher, und die Umgebungen sind mahlerischer. Wildschäumend eilt der Bach dem Thale zu; betäubt, entzückt von dem ganz unerwarteten Anblicke, den wir genossen hatten, folgten wir seinem eilenden Laufe, der unserm Fuhrwerke uns wieder zuführte.

Der Weg begann jetzt merklich höher zu steigen; nach einer Weile verließen wir abermahls den Wagen, um unserm Führer auf steilem Felsenpfade zu dem kleinen, aber unbeschreiblich schönen See von Chède zu folgen. Beschattet von grünen, waldigen Bergen, ruht er im holdesten Dämmerlichte, in lautloser Abgeschiedenheit, das Bild der friedlichsten Ruhe. Er gleicht einem Spiegel, und ist eigentlich auch einer; denn der Montblanc blickt aus seiner strahlenden Glorie zu ihm herüber, und wir sahen aus der Tiefe des durchsichtig klaren, stillen Gewässers, dessen blendendes Abbild, vom dunkelblauen Himmel erhoben, uns entgegen leuchten. Mühsam rißen wir uns von dem lieblichen Plätzchen los; doch die eilende Zeit trieb uns vorwärts.

Auf steilem Pfade wandelten wir den Berg von einer andern Seite hinab; dann ging es wieder aufwärts, immer von der wilden romantischen Pracht des Gebirges umgeben, im Angesichte des Montblanc. Ein Tosen, wie wenn die Windsbraut mit mächtigem Flügel das Gebirge durchrase, traf unser Ohr, und plötzlich standen wir vor einem Schauspiele, das mit Grausen, hoher Bewunderung und stiller Andacht uns erfüllte. Keine Feder vermag die wilde Pracht und Erhabenheit der Einöde zu beschreiben, in die wir jetzt uns versetzt fanden. Wir standen hoch auf dem Rücken eines weit sich erstreckenden Berges, und unter uns, gerade unter unsern Füßen, im tiefsten Schlunde eines Abgrundes, brüllte, rasete und tobte ein schäumender Kataract über mächtige Felsentrümmer hin. Die Felsen rings um uns schienen vor seinem Toben in ihren Grundfesten zu erbeben. Es war kein Wasserfall, es waren tausend Wasserfälle in einander gedrängt. Die wilden Fluthen, ganz zu Schaum zerschlagen, stürmte die Arve in ihrem ziemlich breiten, ganz abschüssig schrägen Bette über Felsenmassen mit so reißender Gewalt, daß das Auge ihrem rasenden Laufe nicht zu folgen vermochte.

Lange saßen wir auf einem Felsenstück, und starrten in die, jedem athmenden Wesen Zerstörung kündende Tiefe, bis uns fast die Sinne vergingen; dann führte Alexis einen sehr steilen, beschwer-

lichen Pfad uns hinab, unserm Wagen zu. Von nun an ging es immer aufwärts, einen für jedes andere Fuhrwerk unfahrbaren, mit Steinen besäeten steilen Weg, der tobenden Arve zur Seite, oft dicht neben fürchterlichen Abgründen hin. Die Alles beachtende treue Aufmerksamkeit unsers unermüdlichen Führers ließ indessen keinen Gedanken an drohende Gefahr in uns aufkommen, ungestört überließen wir uns der hohen Freude, die uns beseelte, und dachten und fühlten nichts, als sie.

Alle Gewässer waren rege im Gebirge, der Frühling hatte sie alle geweckt. Die kleinsten Quellen waren vom geschmolzenen Schnee zu Bergströmen angewachsen, und warfen sich mehrere Mahl wild brausend uns über den Weg. Alexis trug mich dann auf seinen Armen durch sie durch, und meine Begleiter ritten auf dem Maulthiere und dem Pferde; denn die Fluthen überströmten oft den niedrigen Char-à-banc. Ein paar Savoyarden hatten sich uns inzwischen auf dem Wege zugesellt und bothen überall hülfreich die Hand. Sie hatten in zwölf Tagen den weiten Weg von Paris bis hierher zu Fuß zurückgelegt. Kümmerlich hatten sie dort ein paar Jahre unter saurer Arbeit sich fortgeholfen; jetzt kehrten sie beynahe so arm als sie ausgegangen, in die geliebte Heimath zurück. Trunken vor Freude über das Wiedersehen ihrer Berge, jubelten sie laut, indem sie jeden Fels, jeden Stein am Wege als geliebte Jugendbekannte begrüßten.

Jetzt aber kamen wir an eine Stelle, die jeden Gedanken an Weiterfahren ernstlich zu verbiethen schien. Das ganze schmale Thal war mit ungeheuern Felsenstücken angefüllt, die wie von Titanenhänden umhergeschleudert dalagen, und mitten durch diesen Graus von Zerstörung bahnte der Nant noir, einer der gewaltigsten Bergströme, sich schäumend den Weg. Die Felsenstücke waren die Ruinen eines hohen Berges, der im Jahre 1751 hier zusammenstürzte. Der Staub, den sein Fall erregte, verfinsterte damahls Meilen weit die Luft, der Tag ward zur Nacht; das donnernde Getöse der zusammenstürzenden Felsen währte mehrere Tage lang. Die Grundfesten der Erde schienen erschüttert, und die erschrockenen Bewohner der Dörfer rings umher entflohen voller Angst, und wagten es Wochen lang nicht, ihre armen Hütten wieder aufzusuchen.

Jetzt noch, nachdem eine so lange Reihe von Jahren über diese Ruinen hingeglitten war, ergriff der Anblick dieser Verwüstung uns grauenhaft; wir fürchteten umkehren zu müssen; denn wir sahen keine Möglichkeit, über diese Felsen durch das tobende Gewässer hindurchzukommen.

Alexis aber wußte Rath; er bath mich, ihm zu vertrauen, und trug durch alle diese Schrecken mich hindurch, ohne daß nur der Saum meines Kleides naß geworden wäre; obgleich er selbst einige Mahl bis über die Knie im Wasser wadete. Zuweilen setzte er auf einen Felsenblock mich hin, um Athem zu schöpfen, dann schritt er mit mir weiter; er schien jeden Stein, auf dem er fußen konnte, zu kennen, so fest und sicher war sein Tritt. Meine Gefährten kamen auf den beyden Thieren mit seiner Hülfe ebenfalls hindurch, und als wir besorgt nach unserm Char-à-banc uns umsahen, hatten die beyden Savoyarden ihn zum Theile auseinander genommen, und trugen ihn herüber.

Das leichte Fuhrwerk war schnell wieder zusammengesetzt, und der jetzt ebnere Weg führte uns bald in ein liebliches, fruchtbar angebautes Thal, in dessen Mitte das Dörfchen Servoz liegt, wo wir für den Mittag anhalten sollten. Nahe bey demselben erblickten wir ein einfaches pyramidenförmiges Denkmahl von grauem Marmor, von dem Alexis uns sagte, daß alle Führer in dieser Gegend ihre Reisenden auf Befehl der Regierung darauf aufmerksam machen müßten, und so traten denn auch wir näher hinzu. Es bedeckt die zerschmetterten Gebeine eines beklagenswerthen Opfers jugendlicher Unvorsichtigkeit, des armen jungen Escher, den ich, mit einem sehr wehmüthigen Gefühle, mich erinnerte in Hamburg mehrere Mahl gesehen zu haben, als er voll froher Erwartung im Begriffe stand, die Reise hierher anzutreten. Beym Besteigen des Buet, einem der höchsten Berge im Thale von Chamouny, hatte der Unglückliche sich um wenige Schritte von seinen Begleitern entfernt; auf dem unübersehbaren Schneegefilde war er ihren Augen entschwunden; sie suchten ihn lange vergeblich in immer steigender Todesangst, bis sie seinen auf dem Schnee liegen gebliebenen Hut entdeckten. Er war in eine der fürchterlichen Eisspalten hinab geglitten, welche die darüber hingebreitete Decke von Schnee dem Auge des mit diesen Gegenden und ihren Gefahren Unbekannten verborgen hielt. Alexis hatte geholfen, den entseelten Körper wieder an das Licht zu ziehen; es gelang nur mit unsäglicher Mühe. Sogar die Uhr, die er in der Tasche trug, war in tausend kleine Stückchen zerdrückt, so schmal war der eisige Kerker, in welchem der Bedauernswerthe, hoffentlich bald, den Geist aushauchte. Nur die Enge der Eisspalte hatte in der Schwebe ihn oben gehalten, sonst wäre er in die bodenlose Tiefe versunken und nie wieder gesehen worden.

Eine Seite des, seinem Andenken errichteten Denkmahles enthielt eine kurze Lebensgeschichte des allgemein beklagten Jünglings,

der in Eutin im Jahre 1777 geboren ward, seine Ältern und Freunde zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und hier im Jahre 1800 den entsetzlichsten Tod fand. Die zweyte enthält eine recht zweckmäßige Ermahnung an Reisende, die hier an seinem Grabe schaudernd weilen, sich in den wilden Gebirgen nie von ihren Führern zu entfernen, und die Wunder der Natur, die sich ihnen hier offenbaren, mit Ernst und Ehrfurcht zu betrachten. Die Inschriften der andern beyden Seiten sind mit der der Französischen Nation eigenen Großsprecherey dem Lobe des damahligen Herrn Präfecten geweiht, unter dessen Anleitung dieses Monument errichtet wurde, und der großen Nation, die hier, ohne besondern Anlaß dazu, als Beschützerinn aller Künste und Wissenschaften hoch gepriesen wird.

Servoz liegt in einem sehr freundlichen Thale, von hohen Bergen umgeben, die bis zur schwindelndsten Höhe mit Äckern und Alpenmatten bedeckt sind. Zwischen diesen schweben, gleich Schwalbennestern am Felsen haftend, kleine Sennenhütten, in denen die Hirten im Sommer wohnen, während ihre Kühe hier oben weiden. Ein rauschender Bergstrom, den man uns die Tosa oder Diosa nannte, strömt durch das Thal, und treibt nahe an dem für seine Lage recht guten Gasthof eine Mühle. Dicht an derselben fanden wir ein freundliches, schattiges Plätzchen, wo wir uns einstweilen niederließen, und uns dann nach den beyden Savoyarden umsahen, die uns unter Weges so freundliche Hülfe geleistet hatten; doch leider waren sie verschwunden. Sie waren hier irgendwo in der Umgegend zu Hause, und der Anblick des väterlichen Hüttendaches hatte sie wahrscheinlich bewogen, uns ohne Abschied zu verlassen, und weder unsern Dank noch den wohlverdienten Lohn für ihre treuen Dienste abzuwarten.

Hier in Servoz fielen uns zuerst die entsetzlichen Kröpfe, von ungeheurer Größe, besonders bey den Frauen, auf, die beynahe alle, mehr oder minder, von diesem Übel ergriffen zu seyn schienen. Indem wir diese Bemerkung machten, hörten wir zugleich, daß gerade in Servoz die unglücklichsten aller Wesen, die Cretins, einheimisch sind, die man, wenn gleich in geringerer Anzahl, von hier an in allen Dörfern des Gebirges von Savoyen antrifft. In Servoz lebt fast keine Familie, die nicht ein solches bedauernswürdiges Geschöpf in ihrer Mitte zählte; doch sind die Leute weit davon entfernt, dieses für ein Unglück zu halten. Ein wohlthätiger Volksglaube lehrt sie, diese Armen als ein glückverheißendes, geheiligtes Wesen zu betrachten; sie nennen sie des Innocents.

Niemand wagt, ihnen etwas zu Leide zu thun, oder sie zu verspotten. Der beste Platz am Feuer ist in der Hütte das Eigenthum des Cretins; für seine Bedürfnisse wird zuerst so reichlich als möglich gesorgt, und allen seinen Launen, seinen Eigenheiten, seinem Müßiggehen wird ohne Widerspruch nachgesehen. Man versicherte uns, mehrere Wochen nach der Geburt lasse sich der Cretin durchaus nicht von andern Kindern unterscheiden. Erst späterhin entwickelt sich der traurigste Verfall der edlern Natur des Menschen, der diese auf unbegreifliche Weise verwahrloseten Wesen tief unter die Thierheit herabsinken läßt.

Gleich hinter Servoz wird der Weg furchtbar, und verdient es kaum, eine gebahnte Straße noch genannt zu werden. Steil ging es einen hohen Berg hinan, große Felsblöcke lagen überall zerstreut, zwischen denen wir uns hindurchwinden mußten; über uns drohten noch höhere, waldige Berge, über welche die Schneegebirge zu uns herüberleuchteten; hart am schmalen Wege gähnte ein furchtbar tiefer Abgrund, aus dessen tiefster Tiefe, dem Auge kaum sichtbar, die reißend wilde Arve zu uns heraufdonnerte. Jenseits des Abgrundes hoben noch höhere, wildere Felsenberge das zackige Haupt den Wolken zu. Doch alles, die Tannen auf den Felsen, das harte Gestein, den Abgrund selbst hatte der Hauch des Frühlings neu belebt und jugendlich geschmückt; aus jeder Felsspalte grünte, blühte und duftete der unendliche Reichthum der verschwenderisch gütigen Natur.

Der Weg führte steil hinab, um gleich darauf noch höher zu steigen; ein Waldstrom warf sich abermahls über denselben, durch den ich getragen wurde, weil Felsenstücke das Fahren unsicher machten. So ging es fort in immerwährendem Höherklimmen, bis grünend und blühend wie ein Garten, das unaussprechlich liebliche Thal von Chamouny vor uns lag mit seinen Gletschern, seinen Gärten, seinen Hütten und Dörfern. An vielen Stellen kaum eine halbe Viertelstunde breit, windet es sich vier Französische Lieues lang zwischen den höchsten Bergen von Europa hindurch. Es ist das Land der Wunder; Sommer und Winter gehen hier Hand in Hand; Eisgletscher glänzen hier mitten in blumenreichen Wiesen; der Montblanc, der Dome du Gouté, der Buet, die in ewigem Eise starrenden Felsenspitzen des Dru, du Midi, du Géant und noch viele mehr stehen ganz nahe in furchtbarer Hoheit rings umher; sie senden ihre krystallenen, blitzenden Gletscher tief in das Thal hinab, und die minder hohen Berge an ihrem Fuße schmücken Wälder und Wiesen und Kornfelder im herrlichsten Gedeihen.

Im Gefühle unserer Freude, endlich am Ziele zu seyn, waren wir vom Wagen gestiegen; ergriffen von Entzücken über den unbeschreiblich erhabenen Anblick, der hier uns sich both, standen wir da in tiefer Bewunderung der unermeßlichen Größe der Natur, und gerade an dieser Stelle drängte zugleich das Bild des Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung sich uns recht schmerzlich entgegen. Wir bemerkten in der Ferne eine sehr kleine, wunderliche Gestalt, die in gerader Richtung, mit großen Sprüngen über Gräben und Hecken setzend, pfeilschnell auf uns zueilte; ehe wir uns dessen versahen, stand sie dicht vor uns. Es war ein Cretin, ein Wesen, dessen nähern Anblick unser guter Stern uns bis jetzt erspart hatte. Mit Entsetzen sahen wir das halb kindische, halb wilde Gesicht mit dem Ausdrucke gräßlich überspannter Heiterkeit uns entgegen grinsen; den verzerrten Blick der übermäßig großen, weit aus ihren Höhlen hervorstehenden Augen. Das Athmen der unglücklichen Creatur war ein erschreckliches Schnauben, viele Schritte weit hörbar; schwer und tief, in mehreren Abtheilungen hing der gräuliche Kropf weit über die verschobene Brust hinab. Reden konnte das arme stumme Wesen nicht; es lag etwas Gebiethendes in der wilden, durchaus nicht bittenden Geberde, mit der es ein Almosen von uns forderte. Als es erhalten hatte, was es verlangte, machte es einige wilde Freudensprünge, zeigte mit der Hand nach den Bergen, und verschwand eben so schnell, als es gekommen war.

Von nie gefühltem Grauen durchschauert, sahen wir wehmüthig ihm nach, und schritten dann über große Felsblöcke langsam vorwärts; abermahls durch einen Waldstrom hindurch, der, vom Schneewasser angeschwollen, die Brücke fortgerissen hatte. Es war, als müßten gerade hier alle einander entgegen gesetzten Gegenstände nachbarlich neben einander wohnen; denn wenige Schritte von dem Platze, wo jenes unglückliche Wesen uns verlassen hatte, trat eines der lieblichsten Geschöpfe auf uns zu, um uns einen Strauß duftender Alpenblumen zu überreichen; eine kaum sechszehnjährige Savoyardinn, mit einem Gesichtchen weiß und roth, blühend wie die Blumen, die sie uns brachte. Die Landestracht von grobem, braunem Wollenzeuge bezeichnete die anmuthigsten Formen; die schwarze Haube, die alle Savoyardinnen tragen, stand ihr allerliebst; die großen schwarzen Augen, mit den feingezogenen Augenbraunen darüber, lachten freundlich unter dem runden, etwas schief gesetzten kleinen Strohhute hervor.

Das ganze schlanke Figürchen war ein Inbegriff von Grazie und Lieblichkeit, wie nur die Natur sie verleihen kann. Für die Blu-

men wollte das hübsche Kind die kleine Gabe nicht nehmen, die wir ihm bothen; es war ihm einzig darum zu thun gewesen, uns fremde Leute in der Nähe zu sehen, und als die ersten dießjährigen Reisenden in diesem Thale zu begrüßen.

Vollkommen durch diese anmuthige Erscheinung erheitert, bestiegen wir jetzt wieder unsern Char-à-banc, und fuhren nun erst eigentlich in das Thal von Chamouny hinein, dem kleinen Gletscher von Taronay vorüber.

Es war der erste, den wir je erblickten. Mit Bewunderung betrachteten wir diese Eismassen mitten in dem blühenden Thale, und hatten große Lust, sie näher zu sehen. Doch unser Führer vertröstete uns auf den zweyten weit beträchtlichern Gletscher des Bossons, der uns auch bald darauf entgegen schimmerte. An einem aus dessen Mitte entspringenden Bache machten wir Halt; der Gletscher schien uns seitwärts vom Wege ab, auf einer sanft sich erhebenden Wiese nahe an einem kleinen Tannenhügel, am Fuße eines unabsehbar hohen Berges, in geringer Entfernung zu liegen. Wir wunderten uns daher nicht wenig, als Alexis von wenigstens zwey Stunden sprach, die wir zu diesem, uns so nahe und bequem scheinenden Spaziergange brauchen würden, und noch obendrein einen zweyten Führer mitnahm, der, bewaffnet mit seinem langen Alpenstocke, sich uns darboth. Auch ein paar jüngere Brüder dieses zweyten Führers, ebenfalls mit Alpenstöcken versehen, liefen mit; sie meynten, wir würden auf dem Wege ihre Hülfe wohl brauchen können. Auch uns wurden solche, mit eisernen Pieken beschlagene Stöcke in die Hände gegeben. Alle diese Anstalten kamen uns sehr überflüssig vor; wir unterließen nicht, unter uns allerley lustige Bemerkungen darüber zu machen; aber wir ließen sie uns ganz gelassen gefallen, und die kleine Karavane setzte sich endlich in Bewegung.

Zuerst ging es mit raschen Schritten vorwärts über die Wiese hin, auf bequemem, viel betretenem Pfade, der aber dennoch weit höher hinaufführte, als wir es uns gedacht hatten. Jetzt erst wurden wir gewahr, wie im Gebirge dem Bewohner der Ebene alles Augenmaß für Höhe und Entfernung verloren geht; der Weg wurde sehr steil, wir stiegen höher und höher; aber dem Gletscher schienen wir noch immer nicht näher zu kommen.

Mit großen Schritten stieg ich eilends voran; Alexis unterstützte mich, und ermahnte mich dabey immerwährend, langsamer zu gehen; doch ich, im Vertrauen auf meine Kraft, achtete nicht darauf, bis diese mich plötzlich verließ. Mit einem Mahl fühlte ich mich gelähmt, so daß es mir unmöglich schien, nur noch einen Schritt zu thun,

und mit einer höchst unangenehmen Empfindung sank ich athemlos, einer Ohnmacht nahe, zu Boden. Die beyden jungen Savoyarden hatten mit unsern Mänteln und Shawls sich beladen; Alles, was von diesen bey der Hand war, ward über mich hingedeckt; denn ich war sehr erhitzt, und obgleich es im Thale sehr warm war, so wehete hier doch von den Bergen eine schneidende Eisluft, kalt wie bey uns im Jänner. Nach einigen Minuten, während denen man mich ruhig liegen ließ, bewährte sich an mir die wohlthätige, stärkende Kraft der hohen Gebirgsluft; ich stand auf, so wenig ermüdet, als wäre ich eben erst vom Wagen gestiegen. Unsere Führer versicherten, daß alle Reisende, besonders Frauen, die nähmliche Erfahrung machten, wie ich, wenn sie zum ersten Mahl diese Berge bestiegen, und sich nicht entschließen könnten, bergauf sehr langsam zu gehen, und zuweilen einige Secunden still zu stehen. Ich befolgte von nun an diesen Rath, und befand mich wohl dabey; der Weg wurde sehr steil und beschwerlich; in dem Tannenwäldchen, das oben die Wiese begränzte, hatten die abgefallenen Nadeln der Bäume ihn so glatt gemacht, daß unsere Savoyarden mit ihren Pieken uns kleine Stufen graben mußten, auf denen wir einiger Maßen fußen konnten; doch Alexis, der mich führte, stand mit Hülfe seines Alpenstockes und der Eissporen an seinen Schuhen fest wie ein Fels, und ich erreichte ohne weitere Beschwerde die Höhe.

Nie werde ich des zauberhaften Anblickes vergessen, als wir nun aus den Tannen hervortraten. Unzählige größere und kleinere Pyramiden vom reinsten Eise, am Fuße eines Schneegebirges, mit dessen wundersam geformten Spitzen und Zacken sie sich vermischten, thürmten sich vor uns auf, bis zu einer unglaublichen Höhe. Die Höhlen und Spalten des klaren Eises schimmerten im reinen Sapphirblau. Was wir je von krystallenen Feenschlössern gehört und geträumt hatten, schien sich hier zur Wirklichkeit gestalten zu wollen; denn große Tafeln vom reinsten, durchsichtigsten Eise lagen zwischen den Pyramiden aufgeschichtet über und neben einander, als erwarteten sie nur das Zauberwort des Magiers, um zu Hallen und Säulen eines strahlenden Pallastes sich zu ordnen. Nur ein breiter Gürtel von Steinen, wie man um alle Gletscher ihn findet, trennte diese blendende Pracht von dem grünen Teppich der Wiese. Der Gletscher des Bossons ist ein Abfluß des ewigen Eises, das den Montblanc bekleidet; die Steine, die ihn umgeben, spühlt alljährlich der verrinnende Schnee aus Regionen herab, die selten oder nie der Fuß eines Menschen betrat; und der Geolog findet daher in ihnen oft seltene Beyträge für seine Wissenschaft, zu denen er sonst nie gelangen könnte.

Die Pracht und Schönheit der Aussicht hier oben macht jede Beschreibung unmöglich. Über uns der Montblanc, unter uns das blühende, bewohnte Thal, von der reißenden Arve durchströmt; rings umher die hohen Berge und Felsenspitzen, umhüllt in ewiges Eis. Wir stiegen zwischen den krystallenen Pyramiden hinauf, bis eine weite Eisfläche sich vor uns ausbreitete, über welche man gewöhnlich geht, um von der andern Seite des Berges wieder hinab in das Thal zu gelangen. Dichter Schnee verdeckte aber noch die vielfachen Höhlungen und Spalten des Eises, in die hinabzusinken unausbleiblicher Tod gewesen wäre; unsere Führer mochten es daher nicht wagen, uns hinüber gehen zu lassen. So wanderten wir wieder auf demselben Wege hinab, den wir gekommen waren, und langten, dritthalb Stunden nachdem wir ihn verlassen hatten, wieder bey unserm uns erwartenden Wagen an.

Beleuchtet von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne rollten wir auf ganz ebenem Wege durch das reich angebaute, wundervolle Thal, in welchem sechs Gletscher sich tief zu den blühenden Matten herabsenken.

Das Thal von Chamouny umschließt eine Menge einzelner zerstreut liegender Hütten, nebst drey oder vier Dörfern, die aber alle sehr klein sind. Wir stiegen in le Prieuré, dem größten dieser Dörfer, bey Pierre Teinaz ab. Das patriarchalische Ansehen unsers Hauswirthes, die gemüthliche Treuherzigkeit, mit der er uns willkommen hieß, nahmen uns gleich für ihn ein; seine Kinder und Enkel besorgten allein die Bedienung des netten, reinlichen Hauses, und beeiferten sich um die Wette, Alles herbeyzuschaffen, was zu unserer Erhohlung und Bequemlichkeit dienen konnte.

Überhaupt wurden die guten, armen Savoyarden hier in dem Gebirge uns immer lieber, je mehr wir sie kennen lernten. Treue, Gutmüthigkeit und strenge Sittlichkeit sprachen in ihrem Betragen wie in ihren Zügen uns auf das erfreulichste an, besonders im Thale von Chamouny. Das anständige Benehmen sowohl als die verständigen Bemerkungen der drey jungen Savoyarden, die uns am Eingange in dasselbe zu dem Gletscher des Bossons geleitet hatten, bildete mit ihrer armseligen Kleidung von brauner Wolle einen fast eben so auffallenden Abstand, als der Gletscher selbst mit den grünen Tannen, die er berührt; und auch in Hinsicht der edlern, höhern Gestalt unterscheiden die Einwohner von Chamouny sich auffallend von denen der übrigen Thäler in diesem Gebirge. Der Cretins gibt es nur wenige hier; auch die Kröpfe sind seltener, was um so mehr uns wun-

derte, da auch hier alle Quellen Schneewasser mit sich führen, und das Thal weit höher liegt als alle anderen.

Wir begegneten nur wenigen und meistens nur alten Frauen, die durch Kröpfe entstellt waren; aber vielen Mädchen von auffallender Schönheit. Die Männer sind meistens groß und rüstig; die Gemsenjagd, der sie eifrig nachgehen, lehrt sie körperliche Gewandtheit mit großer Geistesgegenwart verbinden, die sie nicht leicht in Gefahren untergehen läßt. Vor allem aber erfreute uns ihre unverstellte herzliche Zufriedenheit bey wirklich großer Armuth, und ihre neidlose Gutmüthigkeit. Mehrere Einwohner des Ortes kamen bald nach unserer Ankunft zu uns, um Alpenpflanzen, Gemsenhörner, Krystallstufen und seltene Steine uns zum Verkaufe anzubiethen; doch Keiner schien unzufrieden, wenn wir seinem Nachbar mehr abkauften als ihm; Alle bestrebten sich im Gegentheile, unsere Aufmerksamkeit mehr auf das zu richten, was Andere uns bothen, als auf das, was sie selbst uns gebracht hatten. Am rührendsten aber war mir die Antwort eines jungen Mädchens auf meine Frage: ob in ihrem Dorfe viele ganz arme Leute lebten, die von Almosen sich nähren müßten? Sie sah mich eine Weile groß an, als könne sie nicht begreifen, was ich wohl meynen möge. „Arm sind wir Alle," sprach sie endlich mit freundlichem Lächeln, „aber Unglückliche gibt es nicht unter uns."

Wirklich haben wir in Chamouny keinem Bettler begegnet; ein Hirtenknabe, der einen unzugänglich scheinenden Felsen erkletterte, um mir ein paar schöne Blumen zu hohlen, schämte sich sogar so, daß er über und über roth wurde, als ich für seine Mühe ihm Geld geben wollte, und ließ sich durchaus nicht bewegen, es zu nehmen. In der eigentlichen Schweiz fanden wir das späterhin anders.

Ein paar Stunden nach unserer Ankunft stellten sich bey uns mehrere der erfahrensten Führer aus dieser Gegend ein, die von unserm Vorsatze gehört hatten, am folgenden Morgen den Montanvert zu besteigen; sie hielten einen großen Rath unter sich, zu dem auch Alexis gezogen wurde, und entschieden endlich, daß wir der frühen Jahreszeit wegen diesen Gedanken aufgeben müßten. Der Gipfel des Berges, sagten sie uns, sey noch mit tiefem Schnee bedeckt, und noch immer sänken Lavinen auf ihm nieder, denen ein erfahrener Führer zwar ausweichen könne, aber doch ohne Noth es nicht wagen dürfe, sich und seine Reisenden der Gefahr auszusetzen, unter ihnen lebendig begraben zu werden. Alle riethen uns einstimmig, einen niedrigern Berg, den Chapeau, anstatt des Montanvert zu wählen, von welchem wir ebenfalls, wie auf letzterem, einen großen Theil des zwischen beyden sich hinziehenden Eismeeres über-

sehen konnten; so wie auch die Kette der höchsten Schneegebirge. Auch rieth man uns, bey der Rückkehr von jenem Berge noch die Quelle des Arveiron zu besuchen. Wir nahmen diesen Rath an, und ergaben uns um so getrösteter den anständigen Gründen dieser erfahrenen Männer, da sie uns obendrein die Versicherung gaben, daß wir bey dem Tausche an Genuß weniger verlören, als wir wohl denken möchten, und dennoch vielleicht bedeutenden Gefahren, gewiß aber großer Mühseligkeit aus dem Wege gingen.

Das Rauschen der nahe am Hause vorüberströmenden Arve wiegte uns in tiefen, erquickenden Schlaf, nachdem wir von unserm Fenster aus bis spät in die Nacht hinein uns am hell leuchtenden Montblanc, und der unbeschreiblichen, vom Mondscheine verklärten Aussicht erfreut hatten. Früh Morgens stand unser Char-à-banc wieder bereit, neben ihm ein Sohn unsers Hauswirthes, Victor Terraz, der unser Führer seyn sollte, ein junger, rüstiger Gemsenjäger von riesenhaftem Ansehen, dessen Anblick allein schon Muth machen mußte, die gefährlichsten Abenteuer unter seinem Schutze zu wagen. Alexis schritt dem Zuge voran. Mit dem langen Alpenstocke und einem ledernen Schnappsacke auf dem Rücken, in welchem Wein und Lebensmittel waren, sah die etwas ältliche, ein wenig gedrückte Figur einem Berggeiste nicht unähnlich. So ging es fort, das liebliche Thal hinauf, das jetzt im Morgenlichte uns noch schöner erschien als am vergangenen Abende.

Nach einer kleinen Stunde mußten wir absteigen, und der Char-à-banc blieb zurück. Unsere beyden Thiere wurden nun gesattelt; für mich hatte Victor einen recht guten Damensattel mitgebracht, der auf das Maulthier gelegt wurde. Da saß ich denn, zum ersten Mahl in meinem Leben, hoch oben auf dem großen Thiere; es mochte wohl seine eigenen Gedanken von seiner Reiterinn hegen, wenigstens bewegte es in einem fort die langen Ohren recht bedenklich. Doch die Reiterey ging besser von Statten, als ich es erwartet hatte; ich sah von aufmerksamen, rüstigen Männern mich umgeben, und wurde im Vertrauen auf sie selbst dann nicht muthlos, als der Weg immer höher, zuletzt fast senkrecht bergauf führte, und mein Thier immerfort darauf bestand, hart am Rande der Abgründe zu gehen, die schwarz und fürchterlich zur Seite des Weges uns drohten.

Victor Terraz ging neben mir her, und sein treuherziges Gespräch und seine Erzählungen von der Gemsenjagd unterhielten mich sehr. Endlich fragte er mich sehr ernstlich: ob es denn wirklich ein Land gebe, das Holland hieße, wo weit und breit kein Wald, kein Glet-

scher, nicht einmahl ein Berg zu sehen wäre, nur lauter grüne Matten, in denen die Kühe bis an den Hals in hohem Grase weideten, und ganz stille stehende Gewässer, glatt wie ein Spiegel! Diese lebhafte Erinnerung an jenes flache Land mitten in diesem Gebirge ergriff mich selbst auf eine ganz seltsame Weise; indessen beantwortete ich Victor's Fragen, und suchte dabey, so gut es anging, seine Begriffe von jenem Lande zu vervollständigen. Mein Gemsenjäger hörte mir zu, wie wir einem Weitgereiseten zuhören würden, der vom Chimborasso oder vom Falle des Niagara, den er gesehen, uns erzählte; seine Verwunderung steigerte sich immer höher, seine Fantasie arbeitete sichtbar, die Bilder, die ich ihr vorlegte, aufzufassen; endlich meynte er: Holland müsse doch das herrlichste und wunderbarste Land seyn, und sein sehnlichster Wunsch wäre, nur ein Mahl es zu sehen. Vergebens suchte ich ihn eines Andern zu überzeugen; er blieb dabey, und meynte nur, es wäre traurig, daß es dort nicht auch Gemsen geben könne. So verändert der Standpunct, auf dem wir stehen, unsere Ansichten wie unsere Wünsche.

Wir waren etwa eine Stunde lang immer bergauf geritten, als der Weg so steil wurde, daß wir uns genöthiget sahen, abzusteigen, unsere Thiere zurück zu lassen, und den Berg vollends zu Fuß zu erklimmen. Bis wir dem höchsten Gipfel desselben uns nahten, war er mit einzelnen Tannen bedeckt, zwischen denen ein grüner Teppich, mit den schönsten Alpenblumen prangend, sich ausbreitete. Schon im Thale hatten wir die reiche Vegetation desselben in einer Höhe von drey tausend ein hundert und acht und sechzig Fuß über dem Meere bewundert, die überschwänglich große Menge und Schönheit der wilden Blumen, die vielen, uns zum Theile bis jetzt unbekannt gebliebenen, blühenden Gesträuche, den ganzen Reichthum der Natur, ihre unendliche Pracht in den kleinsten wie in den erhabensten Gegenständen rings um uns her.

Im Höhersteigen kamen wir an einer vom Felsen herabstürzenden Quelle vorüber, und weiterhin bedeckte eine hier kürzlich gefallene Lavine eine ziemliche Strecke unsers Weges mit tiefem, lockerm Schnee, durch den wir nicht ohne Beschwerde uns Bahn machen mußten. Die höchsten Gebirge, in ihrem blendend weißen, ewigen Wintergewande standen rings umher, uns ganz nahe; Lavinen fielen in den wilden, mit nie zerrinnendem Schnee bedeckten Thälern; mächtige Eisblöcke sanken von den höchsten Gebirgen in nie von einem menschlichen Fuße betretene Klüfte herab; wir sahen sie nicht, aber wir hörten das erschütternde Krachen in verborgenen Thälern von Eis, und der Wiederhall im Gebirge wiederhohlte den

Schall so, daß es lautem Donner gleich vom einem Berge zum andern feyerlich ertönte.

Von unserm hohen Standpunkte aus erblickten wir unter uns mitten in dieser starren Pracht eine kleine grüne Alpenwiese auf dem Gipfel eines steilen, nicht unbeträchtlichen Felsens, und einen Hirtenknaben mit seinem Hunde, der seine kleine Herde Schafe dort grasen ließ. Während wir mit unserm Fernrohre die liebliche Idylle betrachteten, nahete eines der Lämmer dem steilen Rande des tiefen Abgrundes, und stürzte vor unsern Augen zerschmettert in die Tiefe. Wir schauderten; das Bild des Unterganges von so Manchem, der in dieser Einöde den Tod fand, stieg in furchtbarer Deutlichkeit vor uns auf; mit Hülfe unsers Glases sahen wir, wie der arme Knabe fast verzweifelnd, es umsonst versuchte, in die Tiefe hinabzuklimmen, und sein treuer Hund ängstlich um ihn her sprang. Die weite Entfernung erlaubte uns nicht, ihn durch eine Gabe zu beruhigen; nicht einmahl ein tröstender Ruf konnte bis zu ihm dringen, und tief erschüttert wendeten wir uns ab.

Im Weitergehen entdeckte unsers Gemsenjägers scharfer Blick eine Krystallstufe, eine sehr seltsame Erscheinung auf einem Berge von dieser unbeträchtlichen Höhe. Vermuthlich hatte sie eine Lavine vor langen Jahren vom Gipfel der höchsten Gebirge heruntergespühlt. Während die Andern sich geschäftig abmüheten, den glänzenden Fund mit ihren Pieken herauszuarbeiten, ruhete ich auf einem, mit weichem Moose bedeckten Felsenstück, und horchte auf das feyerliche Donnern der Lavinen, das noch immer das Gebirge durchhallte. Die hohen Berge wurden strahlender, je mehr die Sonne dem Mittag sich näherte. Hoch aus tiefblauer Luft leuchteten neben dem Montblanc der röthlich-schimmernde Dru, der hohe schlanke Obelisk du Géant, der Jorasse, der Tacul, der Talêfre, die Aiguille du midi, das ganze Reich dieser mit unvergänglichem Eise umpanzerten Titanenwelt. Alexis nannte mir ihre Nahmen, und zeigte mir die Stelle, wo vor einigen Jahren der muthige Naturforscher la Saussure sechszehn Tage am Col du Géant verweilte. Mit Hülfe meines Fernrohres glaubte ich noch auf dem blendend weißen Schnee einen kleinen dunkeln Punct zu entdecken, an der Stelle, wo er in einer Höhe von zehn tausend fünf hundert und acht und siebenzig Fuß über dem Meere sich eine breterne Hütte erbaut hatte. Sechszehn Führer stiegen in der Zeit abwechselnd, zum Theile mit Hülfe von Leitern und Stricken zu ihm; doch keiner vermochte, wie er, alle die langen Tage und Nächte in dieser entsetzlichen Einöde auszudauern, der schneidenden Kälte zu trotzen und den erhabensten,

oder auch furchtbarsten Erscheinungen der Natur sich muthig gegenüberzustellen.

Während ich mit diesen Betrachtungen mich beschäftigte, hatten meine Begleiter die Krystallstufe glücklich zu Tage gefördert, und wir erstiegen nun vollends den Gipfel des Berges. Die Aussicht auf das in ewigem Eise erstarrte Gebirge gewann hier oben bedeutend an Umfang; das eben so ewige Eismeer, von dem wir hier eine große Strecke übersahen, wand zwischen ihnen sich hin, und der ferne Donner der Lavinen unterbrach von Zeit zu Zeit das lautlose Schweigen dieses weiten, starren Grabes, dieses Tempels des ewigen Schweigens, wo nie ein warmer Hauch des Lebens wohnen kann. Der Anblick dieses größten aller bekannten Gletscher, seiner ungeheuern Eisblöcke, seiner gewaltigen Pyramiden ist über alle Beschreibung erhaben und prachtvoll; Höhlen und Spalten in dem reinen, blitzenden Eise prangen auch hier mit dem herrlichsten Blau: er gleicht der Form nach wirklich dem aufgeregten Meere, wie man, im wilden Kampfe durch ein Zauberwort plötzlich erstarrt und gefesselt, es sich denken könnte. Drey Französische Lieues weit zieht das Eismeer zwischen den höchsten Gebirgen sich hin, bis es in zwey Arme sich theilt, was man vom Montanvert aus deutlich soll sehen können. Beyde ziehen noch mehrere Stunden weit sich zwischen dem Gebirge hin.

Wir weilten lange dort oben, gefesselt von dem erhabenen, fast überwältigenden Anblicke; die Luft war mild, unerachtet der gewaltigen Eismassen rings um uns her. Immer noch donnerten die Lavinen im fernen, weiten Gebirge. Eine derselben stürzte gerade vor uns von einem der höchsten Gipfel herab; der Schnee fiel nicht in großen Massen, wie wir es uns gedacht hatten; er glich mehr einem dichten Schneegestöber, einer Cascade von Eis, die in Flocken zerstäubt. Der Fall der Lavine war groß und mächtig genug, ein Haus wegzureißen, oder auch uns Alle zu begraben, wenn wir in ihrem Wege gestanden hätten, obgleich sie, zu Folge der Versicherungen unserer Führer, zu den kleinsten gehörte.

Endlich stiegen wir den Chapeau wieder hinab. Wir fanden unsere Thiere noch an der Stelle, wo wir sie gelassen hatten, und ritten nun auf einer andern Seite des Berges hinunter, der Quelle des Arveiron zu. Auf diesem Wege ward das schmale, tief verborgene kleine Thal von Argentière uns sichtbar. Es gränzt an das von Chamouny, und liegt mit seinen Hütten, seinen Feldern und Matten, seinen blühenden Hecken, eingeklemmt zwischen hohen Bergen, gleich einem Nothhafen da, in welchem ein auf den unruhigen Wo-

gen des Lebens Müdegetriebener das Einzige finden könnte, was er noch bedarf: Ruhe und einsame, stille Abgeschiedenheit von der Welt.

Unser Pfad wurde allmählich sehr schmal; überall lagen große Steine, standen einzelne Tannenbäume, denen wir auf unseren Thieren nicht auszuweichen vermochten; wir stiegen also wieder ab, und gingen zu Fuße. Über große Felsenblöcke weg mußten wir klettern, durch wilde Bäche mußten wir, die von den Bergen strömten; endlich langten wir, nach mancher überstandener Mühseligkeit, am Fuße des mächtigen Gletschers des Bois an, der eigentlich einen Theil des Eismeeres ausmacht, das hier in ihm sich dem Thale von Chamouny zusenkt.

Fast überwältigte uns die schauerliche Pracht der wilden romantischen Einöde, in der wir jetzt uns befanden. Wir standen vor einem hohen Berge von reinem Eise; wunderbare Zackengebilde ragten aus ihm hervor; weite Spalten und Höhlen, alle im reinsten Blau prangend, schienen in das Innere desselben zu führen, und aus seiner Mitte quoll mit lautem, donnerndem Brausen der Arveiron hervor, mit schäumender, rasender Wuth über große Felsblöcke hin der Arve zutobend, in die er unten im Thale nach kurzem Laufe sich stürzt. Die große Eismasse vor uns bildete einen Halbkreis, über welchem die höchsten Gebirge himmelan starrten. Fast jede Spur des Lebens war verschwunden; wir sahen nichts um uns als Schnee, Eis und öde, unfruchtbare Felsen, die zum Theile, in große Massen zerstreut, umherlagen; wir hörten nichts als den donnernden Arveiron.

Wenn die Sonne am heißesten glühet, bildet sich in diesem Eisberge alljährlich eine Höhle, die wir jetzt im Beginnen sahen, die aber im hohen Sommer zu einer weiten, hohen, prachtvollen Eisgrotte sich ausdehnt. Im Spätherbste sinkt immer ein gewaltiger Eisblock von der Höhe, der mit eintretendem Froste sich so vergrößert, daß er ihren Eingang auf ewig verschließt; denn diese Höhle erscheint alle Jahr an einer andern Stelle des Eisberges; so erzählte mir unser Führer. Diese Höhle ist der Eingang zum Eispallaste des Winters; sobald es ihm gelungen ist, den schönen Sommer zu besiegen, hält er seinen Feind hier gefangen, und verschließt sorgfältig den Eingang zu seiner schaurigen Wohnung; doch der junge Frühling vermag es dennoch, die starren Krystallwände zu zertrümmern; sein stärkerer Bruder hilft ihm von innen, er tritt hervor, und Beyde gehen dann in diesem lieblichen Thale immer ungetrennt Hand in Hand, so lange die kurze Zeit währt, in der es ihnen erlaubt ist, hier zu weilen.

Auch hier mußten wir die Erzählung eines schaurigen Ereig-

wissen hören, das zwey Jahre früher auf dieser nähmlichen Stelle sich begab, und abermahls beweiset, wie gefährlich es sey, ohne sachkundige Führer dieses Gebirge zu betreten. Ein junger Mann, aus Genf gebürtig, in Holland etablirt, war während eines Besuches bey seinem Vater mit diesem, seinem Oheime und einem Freunde nach Chamouny gekommen. Letzterer war schon früher in diesem Thale gewesen; er führte die Andern auf dem nächsten ziemlich bequemen Wege von le Prieuré hierher, um ihnen die Quelle des Arveiron zu zeigen. Sie kamen auf den Einfall, hier Pistolen abzufeuern, um an dem Wiederhalle sich zu erfreuen; kein mit der dabey obwaltenden Gefahr Bekannter war in der Nähe, um sie davon abzuhalten. Ein ungeheurer Eisblock lösete, von dem Knalle erschüttert, sich los, fiel in den Arveiron und hemmte dessen tobende Fluthen, so, daß diese plötzlich stille standen. Die Fremden traten dicht an das Ufer, um dieses Schauspiel näher zu betrachten; in diesem Moment stürzte ein zweyter Eisblock dem ersten nach, und riß den Jüngling hinab, in die jetzt gewaltsamer als je wieder aufbrausende Fluth. Vater und Oheim, die ihn halten wollten, blieben mit zerschmetterten Beinen am Ufer liegen, und die furchtbar entstellte Leiche des Unglücklichen ward erst tief unten im Thale in den Wellen der Arve gefunden.

Auf ziemlich ebenem Wege kehrten wir nach le Prieuré zurück. Wir wanderten in einiger Entfernung an dem Dörfchen des Bois vorüber, von welchem der Gletscher den Nahmen führt, und die Einwohner desselben kamen zum Theile heraus, um uns mit der den Bewohnern des Thales von Chamouny eigenen Treuherzigkeit zu begrüßen.

Unter ihnen fielen zwey Gestalten mit großen, tief in's Gesicht gedrückten Strohhüten uns auf, die weit kleiner und schmächtiger aussahen als die Übrigen. Es waren zwey vollkommen farblose Albinos, weiß wie der Schnee auf den Bergen, mit starken, von Natur weißen, nicht vom Alter gebleichten Haaren, Augenbraunen und Augenwimpern, und Augen rubinroth glänzend, dem Kaninchen gleich, mit welchen sie am Tage wenig sehen, aber Abends, wenn die Dämmerung eintritt, auch die kleinsten Gegenstände zu unterscheiden vermochten. Ihre Erscheinung hatte durchaus nichts Widerwärtiges, wohl aber etwas sonderbar Geisterartiges. Sie begrüßten mich zu meinem Erstaunen in recht gutem Englisch als ich mich ihnen näherte, weil sie mich für eine Engländerinn halten mochten, und ich ließ mich gern in ein Gespräch mit ihnen ein. Beyde hier geboren und Zwillingsbrüder, waren die Armen vom frühen Kna-

benalter an zuerst dreyzehn Jahre lang gezwungen, zu betteln, dann, um für sich etwas zu erwerben, durch halb Europa gezogen, um sich für Geld sehen zu lassen. In England hatten sie am längsten sich aufgehalten; und ich erinnerte mich deutlich, sie vor mehreren Jahren auf einer frühern Reise nach jener Insel in Astley's Theater gesehen zu haben, wo sie mein Mitleid erregten, weil die helle Erleuchtung auf der Bühne ihnen sichtlich wehe that.

Bey der Schwäche ihres Gesichtes am Tage war ihnen ihr erspartes Geld mehrere Mahl entwendet worden, und als sie wieder eine kleine Summe zusammengebracht hatten, mit der sie in ihr Vaterland zurück zu kehren gedachten, zwang sie die in Frankreich ausgebrochene Revolution, in England zu bleiben. Sie mußten ihren kleinen, mit unsäglicher Aufopferung gesammelten Schatz dort verzehren; denn zuletzt verlangte niemand mehr sie zu sehen. Endlich aber hatten sie doch den Heimweg gefunden. Unzertrennlich, bey gleich großer Armuth und Zufriedenheit, lebten sie jetzt seit einigen Jahren in ihrer, vom Vater ererbten Hütte, arbeiteten bey Nacht auf ihrem kleinen Felde, schliefen meistens am Tage, hatten ihr ehemahliges Elend verschmerzt, und die weite Welt sammt den lampenhellen Theaterbretern fast vergessen. Alles, was sie sprachen, war verständig und bescheiden; nur ihr Äußeres unterschied sie von den übrigen Bewohnern dieses Thales, denen ihr Vater und ihre Mutter ebenfalls vollkommen ähnlich gewesen waren, wie man uns versicherte.

Nach einer Abwesenheit von beynahe zehn Stunden langten wir wieder im Hause des alten braven Pierre Teinas an; weniger ermüdet als sonst nach einem kurzen Spaziergange von zwey Stunden in der Ebene. Wir glaubten dieses nicht nur der stärkenden Gebirgsluft verdanken zu müssen und der immer wechselnden Bewegung des Auf- und Absteigens, des Reitens und Fahrens, sondern auch der erhebenden, erfreuenden Aufregung unsers Gemüthes, das in wohlthätiger Wechselwirkung auch den Körper aufrecht hielt.

Später gegen Abend ließen wir uns noch in Victors Begleitung durch das freundliche Dörfchen führen, vorüber der hübschen kleinen Kirche, neben welcher der Geistliche wohnt, der ehemahls die Reisenden in seiner Hütte gastlich empfing, ehe ihre zu große Anzahl die Errichtung von drey Gasthöfen im Dorfe nöthig machte, dessen bedeutendster noch immer der ist, in welchem wir unsere Wohnung aufgeschlagen hatten. Wie auf einem mit Blumen reichgestickten Teppich stiegen wir dann noch den Abhang eines Berges hinauf, über welchem Tannenwälder und hohe Felsen sich erhoben. Hier

konnten wir die ganze unermeßbare Höhe und Größe des Montblanc bis zum höchsten Gipfel desselben überblicken, der sonst durch eine Täuschung des Auges sich hinter dem Dôme du Goutèr verbirgt, und diesen für jenen ansehen läßt. Schon ging der Vollmond auf, als wir wieder hinab in das Thal stiegen. Im Vorübergehen besuchten wir noch in seiner Hütte den alten Führer Jacob Balma, der in Chamouny hoch geehrt wird, weil er der Erste ist, dem es nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, im Jahre 1786 den Gipfel des Montblanc zu erreichen. Sein Begleiter war damahls der Apotheker des Ortes gewesen, und der unermüdliche la Saussure folgte ihnen im nächsten Jahre zuerst auf jene bis dahin unerstiegene Höhe.

Von Balma's Hütte gingen wir zu der des Michely Parcard. Dieser Savoyarde, wegen seiner Kenntnisse, seiner Erfahrung und seines vielfach bewiesenen Muthes ebenfalls bekannt und berühmt, zeigte uns seine Sammlung von seltenen Steinarten und Krystallen, die er während seiner vielfachen Wanderungen auf den höchsten Gebirgen mit großer Auswahl und vieler Sachkenntniß zusammengebracht hatte. Auch sahen wir bey ihm einige ausgestopfte Gemsen und einen Steinbock mit einem gewaltigen Hörnerpaare, den er in seiner Jugend, als rüstiger Gemsenjäger, erlegt hatte. Dieses schöne aber sehr scheue Thier wird in diesen Gebirgen mit jedem Jahre seltener. Nur wenige Menschen können sich rühmen, von ferne eines gesehen zu haben, und bald wird es nur zu den Schöpfungen einer frühern Zeit gezählt werden, und bloß in der Mährchenwelt noch leben.

Der Mond schien hell; der Montblanc leuchtete erst rosenroth, dann in Purpur gekleidet, dann silbern glänzend, wie am vorigen Abende; doch schwere Wolken hingen tief in das Thal herab, als wir am Morgen, gestärkt vom ruhigsten Schlummer, wieder erwachten, und dichte Nebel lagen, sie verschleyernd, auf allen Bergen. Dennoch mußten wir die Rückreise nach Genf antreten, wenn wir nicht unsere zurückgebliebenen Freunde in die peinigendste Sorge um uns versetzen wollten. Kaum waren wir eine Stunde weit von Chamouny entfernt, als ein dichter Regen fiel, der ohne große Unterbrechung den ganzen Tag über anhielt. Alle die gefährlichen, jetzt obendrein schlüpfrig gewordenen Wege, alle die tobenden Waldströme mußten wir jetzt bald zu Fuße, bald zu Pferde, bald von dem unermüdlichen Alexis getragen, zurücklegen, und wenn es vortrefflich ging, auf dem Char-à-banc, dessen niedrige Räder uns reichlich bespritzten. In sehr trauriger Gestalt, durchnäßt bis auf die Knochen, aber doch übrigens wohlbehalten und gutes Muthes,

langten wir spät Abends in Sallenches wieder an, wo unser aus Genf zurückgekehrter Wagen uns schon erwartete. Unsere auf dem Char-à-banc mitgenommene Garderobe war leider nicht trockener als wir selbst; doch ein gutes Kaminfeuer und die Pflege und Sorgfalt unserer verständigen Wirthinn in Sallenches halfen über diese Unbequemlichkeit uns leicht hinweg. Ohne die mindesten schädlichen Folgen derselben zu empfinden, kehrten wir am nächsten Tage, vom schönsten Wetter begünstiget, wieder nach Genf zurück, und setzten wenige Tage später von dort aus unsere Reise durch die Schweiz weiter fort.

Hier in Genf sey der Punct, wo ich von dem Leser scheide, der mich freundlich bis dahin begleitete. Was von jenem wundervollen Lande, der Schweiz, geschrieben und gesagt werden kann, ist schon zu oft und zum Theile meisterhaft gesagt und geschrieben. Alles, was ich noch hinzufügen könnte, läßt in die wenigen Worte sich fassen: „Komm' und siehe das Unbeschreibbare."

Inhalt.

Inhalt.

Reise um die Erde.

Gemacht

von

A. J. von Krusenstern und G. H. von Langsdorff;

nebst

Golownin's Gefangenschaft in Japan

und

Samuel Hearne's

Reise

von dem

Hudsonsbusen bis zum nördlichen Polmeere.

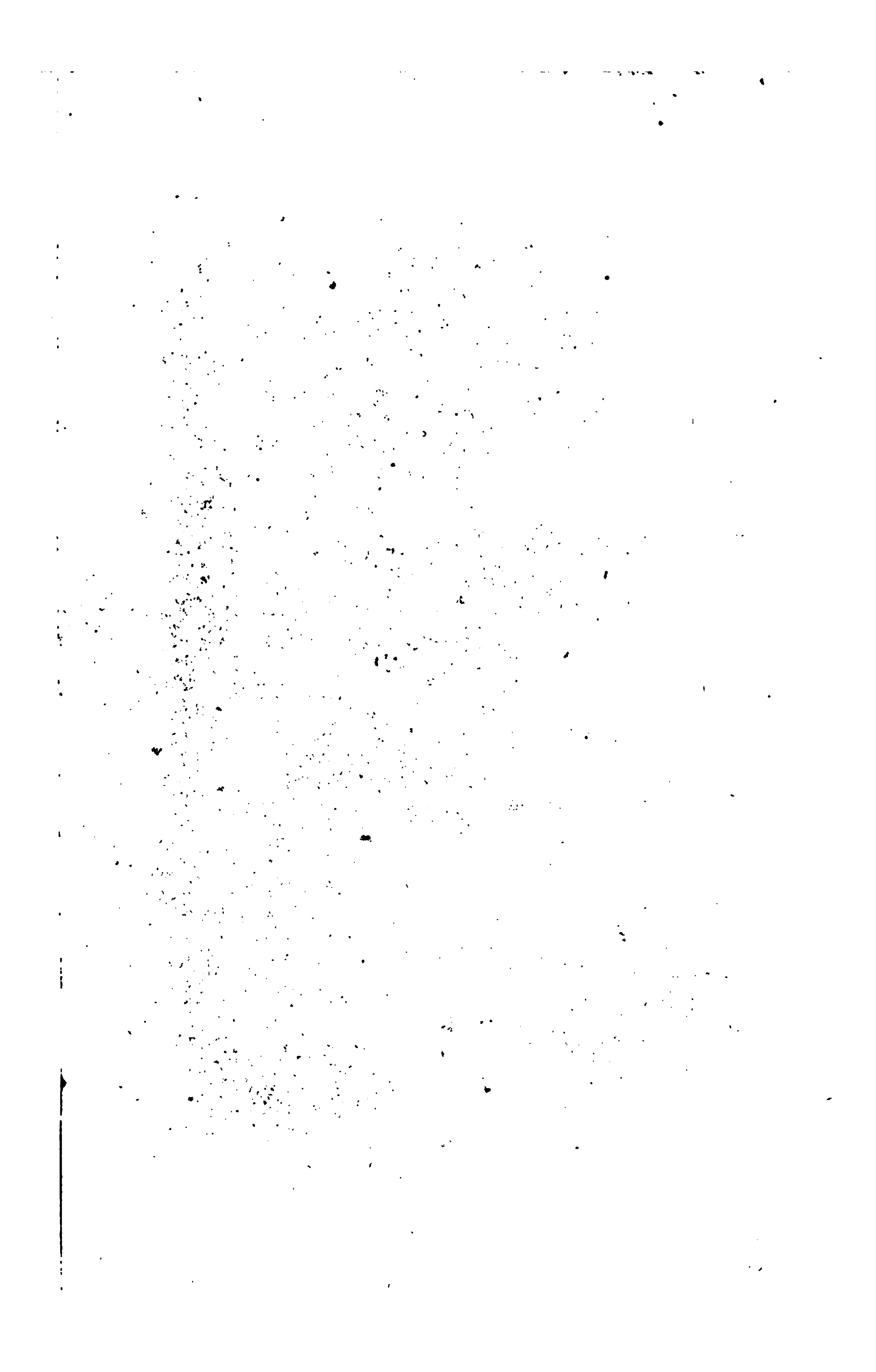
Von

Dr. Wilhelm Harnisch.

Mit zwey Kupfern und zwey Karten.

Wien, 1821.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.





JAPANER



Ein tatuirter Nukahiwer

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

FÜR GEBILDETE LESER

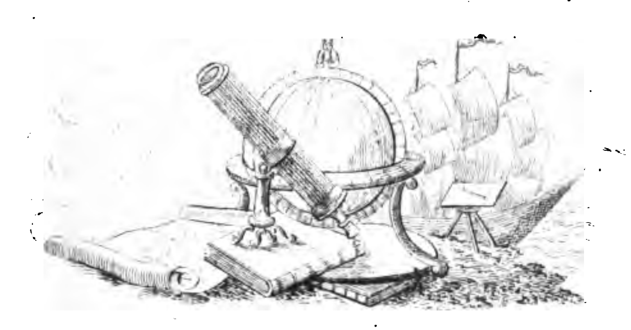


VOLLSTÆNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

XVII. BAND



WIEN 1826.

Bey Kaulfuss und Krammer Buchhändlern.

I.

Von Krusenstern's und von Langsdorff's

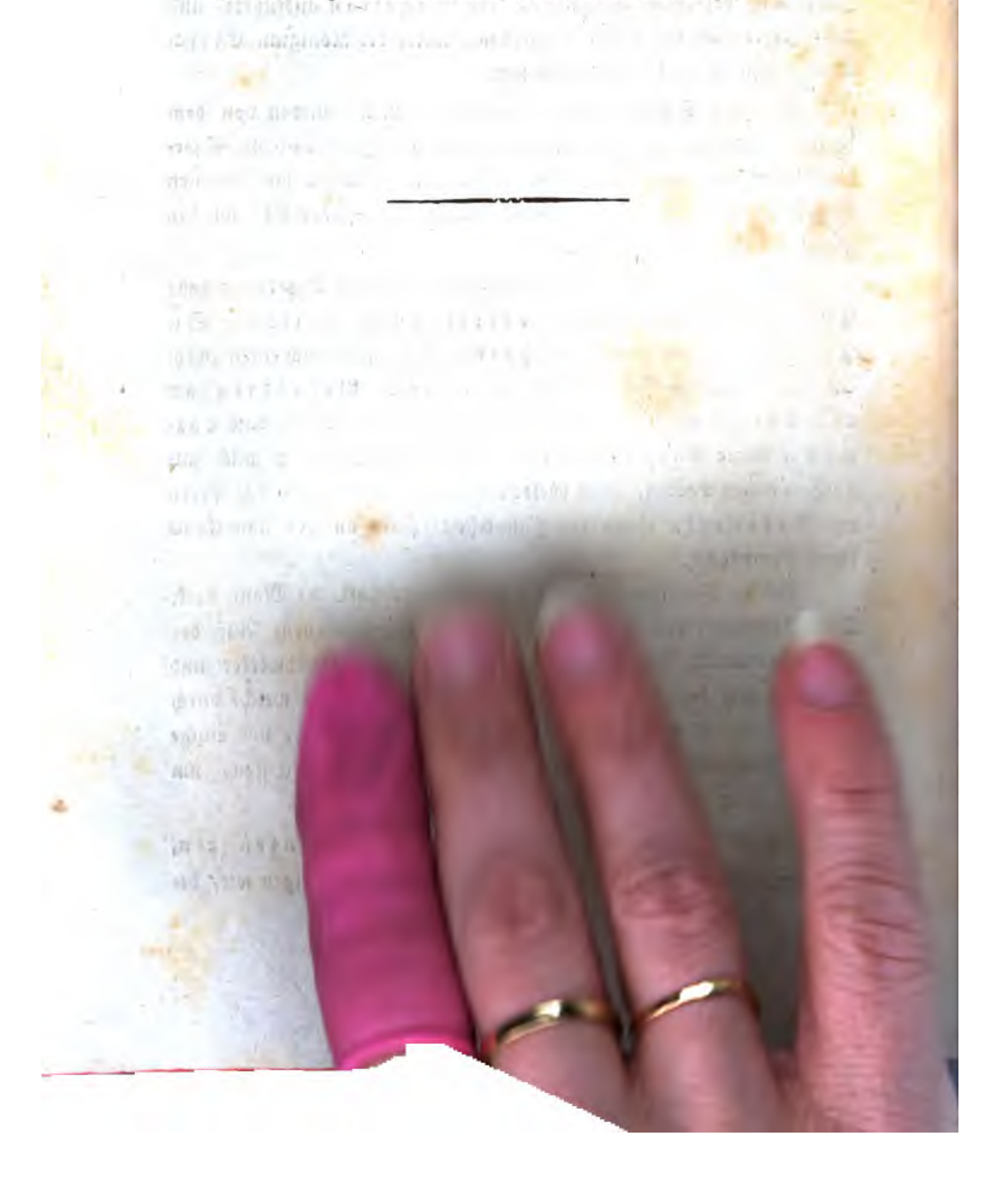
Reise um die Erde.

Einleitung.

Das Russische Reich, jetzt eines der größten Kaiserthümer auf der Erde, ward zu Ende des fünfzehnten Jahrhundertes erst durch den kühnen Eroberer, Iwan Wasiljewitzsch I., zu einem Staate geformt. An der Bildung Europa's nahmen die Russen damahls noch gar keinen Antheil. Unter Iwan Wasiljewitzsch II. (1533 bis 1584) ward der größte Theil von Asien, der jetzt zu demselben gehört, Sibirien gewöhnlich genannt, entdeckt und erobert. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhundertes (1613) kam nach langen Unruhen der jetzt noch herrschende Kaiserstamm auf den Thron, und 1689 ergriff Peter der Große das Staatsruder. Er pflanzte Europäische Bildung nach Rußland, dehnte das Reich bis zum schwarzen Meere und bis zur Ostsee aus, und schuf eine Flotte. Er, der selbst Schiffe bauen, zimmern und Eisen schmieden konnte, richtete seinen Blick nach allen Seiten. Unter ihm war die Ostküste von Nord-Asien, Kamtschatka nebst den Kurilen aufgefunden. Der Pelzhandel, der seit Entdeckung Sibiriens immer ein wichtiger Gegenstand für Rußland gewesen war, dehnte sich weiter durch die neuern Entdeckungen aus. Peter rüstete Schiffe zu weitern Forschungen aus, und obgleich er darüber starb (1725), so setzte doch seine Nachfolgerinn die Ausrüstung fort. Der Oberbefehl über die Schiffe ward Behring übertragen. Er machte (1728 und 1741) zwey Reisen, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Amerika und Asien, so wie die Aleutischen Inseln. Späterhin schiffte man bis nach den nördlichen Gegenden Japans und nach den Küsten des Festlandes von Nordwest-Amerika. In den Jahren 1785—1796 machte Bil-

nutzen aber dabey vorzüglich die Bemerkungen, welche ein Arzt auf dieser Reise, Dr. von Langsdorff, über dieselbe, gleichfalls in einem Prachtwerke, herausgegeben hat. Über Japan und über Sibirien aber sind alle älteren Werke und die neuern der Engländer zu Rathe gezogen, so wie über die Sandwich-Inseln besonders Kotzebue's Reise. Alle übrigen Schriften, die benutzt sind, übergehen wir.

In der Regel wird von Krusenstern selbst erzählen.



Erste Fahrt.

Von Cronstadt bis Brasilien.

Bey schönem Wetter segelten wir den 7. August 1803 von Cronstadt, dem Hafen von St. Petersburg, ab, und hatten den 14. einen sehr angenehmen Blick auf die Schwedische Insel Gothland, neben der wir hinsegelten. Den 17. gingen wir in der innern Rhede von Kopenhagen vor Anker. Den 8. September segelten wir von hier erst wieder ab; eine zweymahlige Umladung der Schiffe bewirkte diese lange Verzögerung. Die erste war deßhalb, weil viele Fässer Branntwein eingenommen werden mußten; die zweyte aber wurde dadurch herbeygeführt, weil das Hamburger Pökelfleisch, was unten im Schiffsraume lag, durch Umsalzung von dem Verderben zu verwahren war. Der Sternforscher Dr. Horner, und die Naturforscher Dr. Tilesius und Dr. Langsdorff traten hier erst zur Expedition. Den 17. sahen wir das südliche Vorgebirge Norwegens, Lindenäs, und den 23. hohlte uns eine Englische Fregatte ein, welche von dem Hauptmanne Beresford befehliget ward, mit dem ich neun Jahre zusammen in Amerika gedient hatte. Der Hauptmann Beresford nahm den Dr. Horner, den Herrn von Resanoff und den Major Friederici mit nach London, von wo aus wir uns noch mit einigen Instrumenten versehen wollten. Ich aber lief den 26. durch den Canal von Dover und Calais, und warf [illegible]n 28. die Anker auf der Rhede von Falmouth, auf der Süd[illegible]itze von England. Ich nahm hier noch Irländisches Pökelfleis[illegible] und segelte den 5. October, nachdem die drey erwähnten He[illegible]r zu uns gestossen waren, mit frischem Nordwinde ab. [illegible] wie wir auf den Schiffen lebten, beschreibt Langsdor[illegible]

I[illegible]ersuchen den Lauf eines gewöhnlichen Tages zu schildern.

Di[illegible] etwas spät des Morgens aufstanden, kamen doch [illegible]igsten[illegible] Uhr zum Thee oder Kaffeh. Das allgemeine Gewa[illegible]ung der besondern Ereignisse der Nacht, wie

nutzen aber dabey vorzüglich die Bemerkungen, welche ein Arzt auf dieser Reise, Dr. von Langsdorff, über dieselbe, gleichfalls in einem Prachtwerke, herausgegeben hat. Über Japan und über Sibirien aber sind alle älteren Werke und die neuern der Engländer zu Rathe gezogen, so wie über die Sandwich-Inseln besonders Kotzebue's Reise. Alle übrigen Schriften, die benutzt sind, übergehen wir.

In der Regel wird von Krusenstern selbst erzählen.

Erste Fahrt.

Von Cronstadt bis Brasilien.

Bey schönem Wetter segelten wir den 7. August 1803 von Cronstadt, dem Hafen von St. Petersburg, ab, und hatten den 14. einen sehr angenehmen Blick auf die Schwedische Insel Gothland, neben der wir hinsegelten. Den 17. gingen wir in der innern Rhede von Kopenhagen vor Anker. Den 8. September segelten wir von hier erst wieder ab; eine zweymahlige Umladung der Schiffe bewirkte diese lange Verzögerung. Die erste war deßhalb, weil viele Fässer Branntwein eingenommen werden mußten; die zweyte aber wurde dadurch herbeygeführt, weil das Hamburger Pökelfleisch, was unten im Schiffsraume lag, durch Umsalzung von dem Verderben zu verwahren war. Der Sternforscher Dr. Horner, und die Naturforscher Dr. Tilesius und Dr. Langsdorff traten hier erst zur Expedition. Den 17. sahen wir das südliche Vorgebirge Norwegens, Lindenäs, und den 23. hohlte uns eine Englische Fregatte ein, welche von dem Hauptmanne Beresford befehliget ward, mit dem ich neun Jahre zusammen in Amerika gedient hatte. Der Hauptmann Beresford nahm den Dr. Horner, den Herrn von Resanoff und den Major Friederici mit nach London, von wo aus wir uns noch mit einigen Instrumenten versehen wollten. Ich aber lief den 26. durch den Canal von Dover und Calais, und warf den 28. die Anker auf der Rhede von Falmouth, auf der Südwestspitze von England. Ich nahm hier noch Irländisches Pökelfleisch ein, und segelte den 5. October, nachdem die drey erwähnten Herren wieder zu uns gestossen waren, mit frischem Nordwinde ab.

Die Art, wie wir auf den Schiffen lebten, beschreibt Langsdorff also:

Ich will versuchen den Lauf eines gewöhnlichen Tages zu schildern.

Die, welche etwas spät des Morgens aufstanden, kamen doch wenigstens um acht Uhr zum Thee oder Kaffeh. Das allgemeine Gespräch war die Erzählung der besondern Ereignisse der Nacht, wie

sich Wind und Wetter verändert, und wie weit man vorgerückt sey. Nach dem Frühstück ging Jeder zu seiner Arbeit. Bey einer ausgewählten Büchersammlung, besonders von Reisebeschreibungen und Landkarten, die wir am Bord hatten, war es nicht schwer, sich angenehm zu unterhalten. Der Morgen wurde also mit Lesen, Schreiben, Zeichnen und Himmelsbeobachtungen zugebracht.

Die Canarischen Inseln, bey denen wir in wenig Tagen anzukommen hofften, beschäftigten nothwendig den Geist eines Jeden. Alle Reisebeschreibungen, die sich auf die Inseln bezogen, wurden durchgenommen. Jeder Einzelne hatte also die Entdeckung, Geschichte, Lage und Erzeugnisse derselben, so wie die Lebensart der Einwohner sich vergegenwärtiget, und die mißlungenen Angriffe der Engländer, bey denen der tapfere Nelson seinen Arm verlor, sich in's Gedächtniß zurückgerufen. Das Alles gab Stoff zu wissenschaftlichen Streitigkeiten, zu Witz und Scherz und zu angenehmer Unterhaltung. Hatte man sich geistig beschäftiget, so ging es auf's Verdeck spazieren; man schöpfte frische Luft und kühlte sich ab. Die Schaaren von Tummlern oder Delphinen (delphinus delphis), die fliegenden Fische (exocoetus evolans) und die schwimmenden Seegräser (fucus), Hayfische, die das Schiff verfolgten, viele Seevögel, bisweilen ein Wallfisch, oder ein armes Landvögelchen, das durch den Sturm verschlagen war, und auf dem Schiffe seine Rettung suchte, ein in der Ferne erblicktes Schiff, die Erwartung eines nahen Landes — alles dieß und viele andere Gegenstände beschäftigten, erheiterten und zerstreuten, so daß ich sehr geneigt bin, zu behaupten, eine Reise zur See ist nicht weniger unterhaltend als die zu Lande. — Gegen zwey Uhr begaben wir uns an eine gut besetzte Tafel, an welcher täglich 22 Personen Theil nahmen. Nach Tische wurde wieder gearbeitet bis zur Theezeit. Das Tagebuch beschäftigte einen Jeden, und in fröhlichen Abendgesprächen endigten wir den Tag bey einem Glase Punsch, der mäßig genossen, bey der feuchten Luft und überhaupt bey Seereisen als sehr gesund zu rühmen ist. Mehrere unserer Gefährten waren Tonkünstler, und so wurden bisweilen Duetten und Quartetten gespielt.

Den 19. October sahen wir am Morgen die Spanische Insel Teneriffa, das nächste Ziel unserer Reise, mit ihrem hohen Pik ganz deutlich vor uns, und warfen am folgenden Tage unsere Anker auf der Rhede von St. Cruz. Wir wurden von den Spanischen Behörden sehr gut aufgenommen, und versahen uns mit Wasser, Wein und Früchten zur Fortsetzung unserer Reise.

St. Cruz ist ein kleines Städtchen von einigen hundert Häusern, das von der See aus ein artiges Ansehen hat. Die Straßen

sind mit Lava gepflastert und an den Seiten mit schönen Fußpfaden versehen. Bettler und Gesindel aller Art treibt sich in den Straßen umher. Unter den niedern Volksclassen herrscht große Armuth. Schanzen und andere Festungswerke umgeben die Stadt. Am Strande ist ein öffentlicher Garten zum Spazieren angelegt. Auf einem öffentlichen Platze steht eine gut gearbeitete Marmorsäule, der Jungfrau Maria zu Ehren errichtet. Zwey Klöster in der Stadt ernähren eine Anzahl Mönche.

Einige unserer Reisegefährten machten, nach Landessitte auf Eseln, eine Ausflucht von fünfthalb Deutschen Meilen nach Porto de l'Orotava. Die Fahrt ging durch die Hauptstadt der Insel, durch Laguna, die in einer fruchtbaren Gegend liegt. Sie fanden in der Stadt kein Gasthaus, aber zwey Klöster. Der stärkste Weinbau auf der Insel ist um Orotava. Bey der Stadt befindet sich ein herrlicher Pflanzengarten, worin gegen 3000 seltene Pflanzen aus den südlichen Gegenden Amerika's wachsen. Die geringe Unterstützung, die der Gründer dieser Anlagen von Seiten der Regierung genießt, drohet den Anlagen den Untergang. Einheimisch ist auf den Canarischen Inseln der Drachenblutbaum (dracaena draco), dessen verdickter rother Saft unter dem Nahmen Drachenblut (Gummi-resina) in den Apotheken vorkommt. Es gibt hier Bäume der Art, deren unterer Durchmesser 14 Fuß beträgt.

Wegen der Kürze unseres Aufenthaltes auf Teneriffa konnten wir den ausgebrannten Pik nicht besteigen. Die Fahrt auf dessen Spitze ist sehr schwierig; Viele haben sie vergeblich versucht. Der Weg führt größten Theils über Lava und Bimsstein. Die Wände des Kraters, der 110 Fuß tief ist, sind steil, und bestehen aus einer weißen Erde. Schwefelkrystalle zieren sie mit dem schönsten Glanze. Aus den Spalten steigt überall Dampf heraus. Vorzüglich finden sich an den Seiten mehrere Höhlen, aus denen Dampf strömt. Zwey davon heißen die Nasenlöcher des Pik. Der Pik ist ringsum von andern niedrigern Bergen mit Kratern umlagert, wodurch er selbst niedriger erscheint, als er ist. Cordier berechnet seine Höhe auf 1901 Franz. Toisen, das beträgt etwa 12,000 Rheinländische Fuß — eine ausgezeichnete Höhe, zumahl für einen Berg auf einer Insel.

Den 27. October lichteten wir die Anker in St. Cruz, und den 26. November durchschnitten wir die Linie (den Äquator — Gleicher). Die meisten der nordischen Reisenden fanden die Wärme sehr behaglich. Bey dem Durchschneiden der Linie zogen beyde Schiffe die Russische Flagge auf, und Alle, die zum ersten Mahl über die Linie gingen, wurden, einer alten Sitte gemäß, mit Wasser

I.

Von Krusenstern's und von Langsdorff's

Reise um die Erde.

Einleitung.

Das Russische Reich, jetzt eines der größten Kaiserthümer auf der Erde, ward zu Ende des fünfzehnten Jahrhundertes erst durch den kühnen Eroberer, Iwan Wasiljewitsch I., zu einem Staate geformt. An der Bildung Europa's nahmen die Russen damahls noch gar keinen Antheil. Unter Iwan Wasiljewitsch II. (1533 bis 1584) ward der größte Theil von Asien, der jetzt zu demselben gehört, Sibirien gewöhnlich genannt, entdeckt und erobert. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhundertes (1613) kam nach langen Unruhen der jetzt noch herrschende Kaiserstamm auf den Thron, und 1689 ergriff Peter der Große das Staatsruder. Er pflanzte Europäische Bildung nach Rußland, dehnte das Reich bis zum schwarzen Meere und bis zur Ostsee aus, und schuf eine Flotte. Er, der selbst Schiffe bauen, zimmern und Eisen schmieden konnte, richtete seinen Blick nach allen Seiten. Unter ihm war die Ostküste von Nord-Asien, Kamtschatka nebst den Kurilen aufgefunden. Der Pelzhandel, der seit Entdeckung Sibiriens immer ein wichtiger Gegenstand für Rußland gewesen war, dehnte sich weiter durch die neuern Entdeckungen aus. Peter rüstete Schiffe zu weitern Forschungen aus, und obgleich er darüber starb (1725), so setzte doch seine Nachfolgerinn die Ausrüstung fort. Der Oberbefehl über die Schiffe ward Behring übertragen. Er machte (1728 und 1741) zwey Reisen, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Amerika und Asien, so wie die Aleutischen Inseln. Späterhin schiffte man bis nach den nördlichen Gegenden Japans und nach den Küsten des Festlandes von Nordwest-Amerika. In den Jahren 1785—1796 machte Bil-

lings mehrere Entdeckungsfahrten in den Gewässern, die östlich von Asien liegen. Wenn auch alle diese Fahrten der Russen für die Erweiterung der Erdkunde nicht von so großem Belange sind, als manche andere Entdeckungsreisen, so verdienen sie doch in zwey Hinsichten zu den merkwürdigsten gerechnet zu werden; 1) weil sie den Grund zu der See- und Handelsherrschaft legten, die Rußland jetzt im Norden des östlichen Weltmeeres ausübt, und 2) weil die Ausrüstung der Schiffe mit den größten Schwierigkeiten verbunden war, indem man zu Lande fast alle Stoffe, die zum Schiffbaue erforderlich waren, von Petersburg bis Ochotzk, eine Strecke von 800 Meilen, schaffen mußte, Taue und Anker mußten in Stücken den Weg machen; erstere wurden hernach zusammen geknüpft, letztere zusammen geschmiedet. Ganze Völkerschaften sollen durch die Fortschaffung der Sachen, die zu Behring's Ausrüstung gehörten, untergegangen seyn. — Auf den Handel hatten Behring's Reisen den entschiedensten Einfluß; denn seit der Zeit rüsteten Russische Kaufleute Schiffe in Ochotzk aus, um Seeotterfelle zu hohlen und über Nertschinsk nach China zu verhandeln. Es wurden bisweilen in Einem Jahre 20 Schiffe in Ochotzk ausgerüstet; viele aber gingen wegen ihrer schlechten Bauart unter, und der Handel verschlechterte sich durch die vielen Theilnehmer. Um mehr Ordnung und Sicherheit in den Handel zu bringen, schlossen 1785 einige Kaufleute einen Handelsverein unter dem Nahmen der Amerikanischen Compagnie. Im Jahre 1799 ward der Verein vom Kaiser bestätiget, und erhielt manche Vorrechte. Der jetzige Kaiser scheint den Verein ganz vorzüglich zu unterstützen; er nimmt selbst Antheil daran, und betrachtet ihn wohl als ein Mittel zur Erweiterung der Russischen Seemacht.

Um den Schwierigkeiten der Landverbindung von Petersburg bis Ochotzk zu entgehen, und den Niederlassungen der Compagnie auf einem sichern Wege Lebensmittel, wozu selbst das Brot gehört, zuzuführen, und den Handel in jenen Meeren selbst zu erweitern, dazu ward Herr von Krusenstern ausgeschickt. Er hatte den Plan

zu der Reise selbst entworfen. Der Graf Romanzoff, auf dessen Kosten in den Jahren 1815—1818 Otto von Kotzebue eine Reise in die Gegenden der Behrings-Straße machte, unterstützte von Krusenstern's Plan am lebhaftesten. Den 7. August 1802 ward von Krusenstern zum Befehlshaber der Expedition ernannt, die als erste Umschiffung der Russen um die Erde noch besonders merkwürdig ist. Diese Umschiffung geschah 280 Jahre nach der ersten Spanischen, die Magellan ausführte, und 225 Jahre nach der ersten Englischen, unter der Königinn Elisabeth, von Drake unternommen.

Die zwey Schiffe zu Krusenstern's Reise wurden von dem Unterbefehlshaber, Lisiansky, in London für 17,000 Pf. Sterling (über 100,000 Rthlr.) gekauft, und bekamen die Nahmen Nadeshda (Hoffnung) und Newa. Viele Schiffsvorräthe wurden gleichfalls in England gekauft.

Dem ursprünglichen Zwecke, welchen man der Expedition gab: Eröffnung einer Wasserverbindung zwischen St. Petersburg und Kamtschatka, fügte man noch einen zweyten bey, nähmlich Überbringung eines Gesandten an den Kaiser von Japan. Schon 1792 war der Hofrath Laxmann unter Katharina II. dorthin geschickt und ziemlich gut aufgenommen worden. Zum Gesandten erwählte man jetzt den Herrn von Resanoff, einen der Hauptheilnehmer an der Amerikanischen Compagnie.

Auf der Nadeshda befand sich die Gesandtschaft, 21 Mann stark. Die Mannschaft des Schiffes selbst betrug 64 Personen. Auf der Newa waren 54 Leute. Naturforscher, Zeichner, Handwerker und viele Officiere befanden sich darunter. Einige Japaner, welche durch Stürme an die Russischen Ostküsten verschlagen waren, und einige Zeit in Rußland gelebt hatten, waren auch auf den Schiffen, um sie nach ihrer Heimath zurückzuführen.

Die Reise ist von dem Befehlshaber, Herrn v. Krusenstern, in einem großen Prachtwerke beschrieben. Dem Werke folgen wir, be-

nutzen aber dabey vorzüglich die Bemerkungen, welche ein Arzt auf dieser Reise, Dr. von Langsdorff, über dieselbe, gleichfalls in einem Prachtwerke, herausgegeben hat. Über Japan und über Sibirien aber sind alle älteren Werke und die neuern der Engländer zu Rathe gezogen, so wie über die Sandwich-Inseln besonders Kotzebue's Reise. Alle übrigen Schriften, die benutzt sind, übergehen wir.

In der Regel wird von Krusenstern selbst erzählen.

Erste Fahrt.

Von Cronstadt bis Brasilien.

Bey schönem Wetter segelten wir den 7. August 1803 von Cronstadt, dem Hafen von St. Petersburg, ab, und hatten den 14. einen sehr angenehmen Blick auf die Schwedische Insel Gothland, neben der wir hinsegelten. Den 17. gingen wir in der innern Rhede von Kopenhagen vor Anker. Den 8. September segelten wir von hier erst wieder ab; eine zweymahlige Umladung der Schiffe bewirkte diese lange Verzögerung. Die erste war deßhalb, weil viele Fässer Branntwein eingenommen werden mußten; die zweyte aber wurde dadurch herbeygeführt, weil das Hamburger Pökelfleisch, was unten im Schiffsraume lag, durch Umsalzung von dem Verderben zu verwahren war. Der Sternforscher Dr. Horner, und die Naturforscher Dr. Tilesius und Dr. Langsdorff traten hier erst zur Expedition. Den 17. sahen wir das südliche Vorgebirge Norwegens, Lindenäs, und den 23. hohlte uns eine Englische Fregatte ein, welche von dem Hauptmanne Beresford befehliget ward, mit dem ich neun Jahre zusammen in Amerika gedient hatte. Der Hauptmann Beresford nahm den Dr. Horner, den Herrn von Resanoff und den Major Friederici mit nach London, von wo aus wir uns noch mit einigen Instrumenten versehen wollten. Ich aber lief den 26. durch den Canal von Dover und Calais, und warf den 28. die Anker auf der Rhede von Falmouth, auf der Südwestspitze von England. Ich nahm hier noch Irländisches Pökelfleisch ein, und segelte den 5. October, nachdem die drey erwähnten Herren wieder zu uns gestossen waren, mit frischem Nordwinde ab.

Die Art, wie wir auf den Schiffen lebten, beschreibt Langsdorff also:

Ich will versuchen den Lauf eines gewöhnlichen Tages zu schildern.

Die, welche etwas spät des Morgens aufstanden, kamen doch wenigstens um acht Uhr zum Thee oder Kaffeh. Das allgemeine Gespräch war die Erzählung der besondern Ereignisse der Nacht, wie

Die ganze Küste der Insel bildet eine fast ununterbrochene Reihe einzelner senkrechter Felsenmassen, an die sich eine ganze Gebirgskette, welche sich tiefer in's Land hinein erstreckt, anreihet. Die schroffen, kahlen Felsen gewähren einen düstern Anblick, der etwas durch die schönen Wasserfälle erheitert wird, welche in geringen Zwischenräumen neben einander glänzen, und oft eine Höhe von 1000 Fuß herab geradezu in's Meer stürzen. Uns lächelte das Wasser um so freundlicher entgegen, da wir seit einigen Wochen schon sparsam mit demselben umgehen mußten. Nur hin und wieder guckte aus den kahlen Felsmassen ein Busch oder ein Strauch hervor, und einige sanfte Abhänge waren mit einem grünen Teppich überzogen. Aber Viehherden und Menschen sahen wir nicht. Endlich kam ein Kahn mit einer weißen Flagge auf uns zu. Er enthielt acht nackte Menschen, die ohne Weiteres sich dem von uns ausgesetzten Boote naheten. Einer davon stieg bald in dasselbe und kam zu uns auf's Verdeck. Wir erstaunten nicht wenig, statt eines Wilden in ihm einen ehemahligen Englischen Matrosen zu sehen, der Empfehlungsschreiben vorzeigte, die er von zwey Amerikanischen Schiffen erhalten, welche hier angelegt hatten. Er both uns seine Dienste an, die wir mit Freuden annahmen, und erzählte uns, daß er sich seit sieben Jahren hier aufhalte, nachdem er vorher zwey Jahre auf der Insel Santa Christina gelebt habe. Auf dieses Eiland sey er von den Matrosen eines Englischen Kauffahrers ausgesetzt worden, weil er sich nicht habe mit ihnen gegen den Hauptmann empören wollen. In Nukahiwa habe er kürzlich eine Verwandte des Königs geheirathet, und stände daher in großem Ansehen. Zugleich warnte er uns vor einem Franzosen, der von einem Schiffe entlaufen sey, und sich seit einiger Zeit gleichfalls hier angesiedelt habe. Der Haß dieser beyden Menschen gegen einander war außerordentlich groß, und alle unsere Anstrengungen, Beyde auszusöhnen, liefen fruchtlos ab. Der Franzose, Gabri benannt, war ganz verwildert, wie es viele solche Beyspiele von Franzosen in Nord-Amerika gibt. Er hatte sich die Sitten der Nukahiwaer durch und durch eingelebt, konnte wenig Französisch mehr, und war ganz heimisch. Der Engländer dagegen lebte mehr gesondert, bekümmerte sich weniger um das Volk, und hatte durch sein rechtschaffenes Betragen sich mehr Ansehen erworben.

Roberts, so hieß der Engländer nähmlich, führte uns in den Hafen von Anna-Maria, und bald, nachdem wir geankert, umgab uns eine Menge Boote mit Eingebornen. Sie brachten Cocosnüsse, Brotfrucht und Bananen zum Verkaufe. Wir gaben Eisen dafür.

Nur der König durfte mit den Seinigen an Bort kommen.

Sein Körper war von dunklem, fast schwarzem Ansehen, und ganz mit Farben bemahlt, sogar bis auf einige beschorne Theile des Kopfes. Er zeichnete sich durch nichts vor seinen Unterthanen aus, und hatte auch nur eine sehr geringe Gewalt. Das Anziehendste war ihm ein großer Spiegel in einer Kajüte, vor dem er späterhin oft stundenlang stand. Das Gemählde von meiner Frau gefiel ihm auch sehr.

Den folgenden Tag ging ich in zwey Booten, und wir Alle bewaffnet, an's Land. Eine sehr große Menge Volkes war am Ufer versammelt. Unsere Landung hatte wegen der starken Brandung einige Schwierigkeiten. Ich untersuchte zuerst das Wasser, und wendete mich dann zu einem Hause, wo der König unserer wartete. Der Engländer und der Franzose begleiteten uns als Dolmetscher. Ungefähr 500 Schritte von dem Hause kam uns der Stiefvater des Königs, ein 75jähriger gesunder, lebhafter Greis, entgegen. Er hatte in der Hand einen Stab, womit er, wiewohl vergebens, die hinzudrängende Menge von uns abzuhalten suchte. Er faßte mich bey der Hand, und führte mich nach einem langen, schmalen Gebäude, worin der König sich mit den Seinigen befand. Der König empfing mich mit vieler Zutraulichkeit. Ich mußte mich zwischen die königlichen Frauen und Anverwandtinnen setzen, die ich mit Knöpfen, Messern, Scheren und andern Kleinigkeiten beschenkte, worauf sie aber weniger achteten, da unser Anzug sie so sehr beschäftigte. Die Frauen waren alle in ein gelbgefärbtes Zeug gehüllt; und einige darunter sahen gut aus. Hernach gingen wir in ein anderes Gebäude, was 30 Fuß von dem ersten entfernt lag, und zu den Mahlzeiten bestimmt ist. Man breitete sogleich Matten aus, und brachte uns Cocosnüsse, Bananen und Wasser. Ja Einige suchten uns mit Fächern Kühlung zuzuwehen. In die Wohnung des königlichen Geschlechtes kam kein Anderer; als wir aber zum Schiffe zurückkehrten, umringte uns wieder eine Masse Volkes und schrie sehr laut. Beym Wasserhohlen war es uns sehr behülflich. Schweine bemerkte man wenig auf der Insel; wir erhielten nur zwey, das eine als Gegengeschenk vom Könige, den ich mit einem Brasilianischen Papagey erfreut hatte. Wir mußten daher, wie auf der See, Pökelfleisch essen. Um aber dadurch nicht der Gesundheit zu schaden, ließ ich jedem Matrosen so viel Cocosnüsse essen, als er wollte, und diese konnten wir in hinreichender Anzahl kaufen. Den 11. May kam erst die Newa an, mit der bey etwaniger Trennung hier ein Wiederzusammenstoßen verabredet war. Den 12. erhielt ich die unangenehme Nachricht, daß die Einwohner von Nukahiwa in Aufruhr wären, und zu den Waffen gegriffen hätten, weil man unter ihnen das Gerücht verbreitete, der König sey auf meinem Schiffe gefangen genommen worden. Mir war die Nachricht um so unerwar-

teter, da der König vor einer halben Stunde die Nadeshda verlassen hatte, und nie fröhlicher auf dem Schiffe gewesen war, als an diesem Tage. Jedoch bestätigte sich die Nachricht von dem Aufruhre; denn ein Boot, welches Wasser hatte einnehmen wollen, war mit genauer Noth einem Angriffe entgangen. Nach genauern Erkundigungen verhielt sich die Sache also: Es war Jemand mit einem Schweine gekommen, und hatte dafür einen Papagey haben wollen. Man rief mich dazu; aber ehe ich auf's Verdeck kam, war der Mensch mit seinem Schweine wieder zurückgefahren. Da der König und der Franzose an Bord waren, ersuchte ich erstern, den Mann zurückrufen zu lassen. Der that das auch; aber der Mann kam nicht zurück. Der Franzose schickte darauf einen zweyten, und zwar mit der Nachricht, ich hielte den König des Schweines wegen gefangen. Alles griff sogleich zu den Waffen. Der König aber verließ eine halbe Stunde darauf ruhig das Schiff, und seine Rückkunft auf die Insel besänftigte den Auflauf. Den folgenden Tag kamen auch keine zum Handeln; also mußte das Volk oder auch der König selbst, wahrscheinlich auf Anstiften des Franzosen, noch einige Furcht haben; darum landete ich mit 20 Mann, alle wohlbewaffnet. An der Küste fanden wir keinen. Wir gingen jetzt auf das Haus des Königs, durch ein Gebüsch von Cocospalmen und Brotfruchtbäumen; beyde 70 bis 80 Fuß hoch. Mehrere Bäche, die Wasserstürze machten, bewässerten das Thal, worin die Wohnungen lagen. In der Nähe der Wohnungen gaben große Anpflanzungen von der Taro- oder Zehrwurzel (arum esculentum), ferner die Yams-Wurzel *) (dioscorea alata), die in schöner Ordnung mit zierlichen Umzäunungen von weißen Stäben angelegt waren, dem Ganzen das Ansehen, als ob hier ein gebildetes Volk wohne. Der König begegnete uns einige hundert Schritte vor seiner Wohnung, wohin er uns mit einem herzlichen Gruß führte. Ich beschenkte alle Mitglieder seines Hauses, und erfuhr von dem

---

*) Dieses Gewächs wird in den warmen Gegenden der Erde so häufig angebaut als in den gemäßigten die Kartoffeln. Es gibt mehrere Arten davon. Einige haben eine knollige, andere eine rübenartige Wurzel, die einen scharfen, bittern, betäubenden Saft enthält. Den preßt man aus, nachdem vorher die Wurzeln in Meerwasser zur Auslaugung gelegt sind. Das Zurückbleibende gibt ein nahrhaftes Mehl. In Otaheiti werden die Wurzeln 4—6 Fuß lang, und in Surinam 40 Pfund schwer. An einem glatten Stiele trägt die Pflanze herzförmige Blätter und Glockenblumen. Sie muß sehr feuchten Boden haben. Ihre Blätter dienen als Teller; sie sind graugrün und seidenartig.

Könige, daß der Franzose jene Mißverständnisse verursacht habe. Nachdem wir uns mit Cocosmilch erquickt, und ausgeruht hatten, gingen wir zu einem Begräbnißplatze (moray), der auf einem hohen Berge lag. Er bestand aus einem dicken Gebüsche, das mit Schlingpflanzen durchwebt war, und undurchdringlich schien. Wir sahen hier auf einem Gerüste einen Sarg mit einer Leiche, wovon nur der Schedel sichtbar war. Im äußern Bezirke standen einige aus Holz grob geschnitzte Bildsäulen, Menschen darstellend, und daneben Säulen mit einem Zeuge umwickelt.

Auf dem Rückwege besuchten wir Roberts Wohnung, die sich nicht von den übrigen unterschied. Als wir auf das Schiff zurückkamen, hatte der Tauschhandel schon wieder angefangen. Den 15. fuhr ich mit mehreren in Böten zu einem schönen, südlich liegenden Hafen. Die Umwohner desselben hatten einen andern König, und sahen besser aus, als die an unserm Ankerplatze. Keine von den Frauen war nackt; Alle hatten sich in lange Tücher von einem gelben Zeuge gehüllt; und sie hatten, worin sie sich besonders vor ihren Nachbarinnen auszeichneten, ein Stück weißes Zeug wie einen Kranz sehr geschmackvoll um ihren Kopf gewunden. Manche sahen sehr hübsch aus; Alle hatten sich stark mit Cocosöhl eingerieben. Von zarter Sittigkeit, der Zierde einer Europäischen Jungfrau, wußten sie nichts.

Ehe wir die Insel Nukahiwa verlassen, wollen wir einen Blick auf sie und ihre Bewohner werfen. Die ältern Marquesas-Inseln wurden 1595 von den Spaniern entdeckt, und 1774 von dem berühmten Cook wieder aufgesucht. Es sind fünf Inseln. Die neuen Marquesas- oder Washingtons-Inseln, wozu Nukahiwa gehört, entdeckte 1791 Ingraham, Hauptmann eines Amerikanischen Kauffahrdeyschiffes, und einige Wochen später kam ein Französischer Schiffshauptmann, Marchand, gleichfalls dorthin. Es gehören acht Inseln zu dieser Gruppe, wovon Nukahiwa die bedeutendste ist. Sie hat eine Deutsche Meile im Umfange, und ihre hohen steilen Felsen verrathen vulkanischen Ursprung. Da sie nahe dem Gleicher liegt, so ist es sehr warm auf ihr. Der Winter offenbart sich durch starke Regengüsse. Regnet es einmahl neun bis zehn Monathe hindurch nicht, wie sich so ein Fall ein Jahr vor unserer Ankunft ereignete, so tritt Hungersnoth hier ein. Hungersnoth und Kriege der einzelnen Völkerschaften unter einander raffen viele Menschen weg, weßhalb die Bevölkerung auf Nukahiwa nur gering ist. Die Nahrungsmittel zieht man größten Theils aus dem Pflanzenreiche. Schweine scheinen wenig gehalten zu werden; sie dienen vorzüglich zu Festgelagen. Fische und Hühner kommen wenig vor; auch schätzt

man beyde nicht hoch. Dagegen ist das Menschenfleisch keine unbeliebte Speise. Außer den Taro- und Yams-Wurzeln, den Bataten *) und Cocosnüssen ist die Brotfrucht am wichtigsten.

Die Brotfrucht ist auf allen Südsee-Inseln das, was bey uns Getreide und Kartoffeln, und bey den Morgenländern der Reiß. Der Brotbaum (artocarpus incisa) wuchs sonst nur auf den Südsee-Inseln, wo er von Englischen Seefahrern entdeckt wurde. Seit 1792 wächst er auch, durch Veranstaltungen der Engländer, in West-Indien, wie die Inseln zwischen Nord- und Süd-Amerika heißen. Der Baum erreicht die Größe einer mäßigen Eiche. Seine Blätter ähneln denen der Feigen und Eichen, werden aber anderthalb Fuß lang; die Frucht sieht wie eine Cocosnuß oder wie eine Melone aus. Roh kann sie nicht gegessen werden; ihr Fleisch ist dann schneeweiß. Geröstet schmeckt sie wie Butterwecke. Hat die Frucht aber 24 Stunden ungeröstet gelegen, oder ist sie sehr reif geworden, so würgt sie und schmeckt widerlich süß. Gewöhnlich wickelt man die Frucht in ihre Blätter ein, und bratet sie in Steingruben. Hat man sie nachher geschabt und Cocosmilch dazu gethan, so schmeckt sie besonders gut. Die meisten Früchte werden nach der Schabung zerschnitten, in Gruben gethan und mit Steinen beschwert, um sie, wie bey uns den sauern Kohl (das Sauerkraut) in Gährung zu bringen. Der dadurch entstandene sauere Teig erhält sich ein Paar Monathe, und dient für die zwey Regenmonathe, in denen es keine frischen Früchte gibt. Theils wird der Teig so gegessen, theils macht man daraus ein erfrischendes, kühlendes Getränk, was einer guten Buttermilch gleicht. Die Früchte von dem gewöhnlichen Brotbaume haben keinen Samenkern, wohl aber die von einer wilden Abart.

Zur Zeit einer Hungersnoth genießen die Nukahiwaer mehrere Pflanzen, auf die sie sonst nicht achten.

Die Bewohner Nukahiwa's, wie überhaupt der Marquesas- und Washingtons-Inseln, übertreffen an Schönheit alle übrigen Bewohner der Südsee. Die Männer sind stark, groß und wohlgebildet, fast keiner so fett und unbehülflich, wie die vornehmen Tahitier, und keiner so mager und abgezehrt als wie die Ostereyländer. Verkrüppelte und Ungestaltete sieht man gar nicht. Der Bart ist glänzend, schwarz und gewöhnlich dünn, weil sie sich viele Haare

*) Die Batate (convolvulus batatas) hat einen kriechenden Stängel, nach Art unserer Winden, ausgelappte herzförmige Blätter, und an den Wurzeln längliche, kartoffelähnliche Knollen, die auswendig roth, inwendig gelblich-weiß sind, und einen angenehmen, süßen Geschmack haben.

ausrupfen; das Haar lang, lockig, stark und schwarz. Unser Reisegefährte, Hofrath Tilesius, untersuchte einen Nukahiwaer, der 6 Fuß 2 Zoll Pariser Maß hatte, ganz genau in allen Verhältnissen seiner Leibesbildung, und als er diese Untersuchungen dem Hofrathe Blumenbach in Göttingen mittheilte, ihm, dem tiefen Menschenforscher, so ergab sich, daß das Musterbild aller Griechischen männlichen Schönheit, der Apollo von Belvedere, genau dieselben leiblichen Maßverhältnisse besitze, als jener Nukahiwaer. Die Gesichtsbildung der Nukahiwaer ist gefällig, offen und lebhaft, und ihre schwarzen Augen haben viel Ausdruck. Die Frauen sind verhältnißmäßig kleiner, und eben so schön. Sie haben einen wohlgebildeten Kopf, ein volles, mehr rundes als längliches Gesicht, große funkelnde Augen, eine blühende Gesichtsfarbe, sehr schöne Zähne, ausdrucksvolle, ebenmäßige Gesichtszüge, und größten Theils ein lockiges Haar. Doch machen die aus den niedern Ständen eine Ausnahme von dieser Schilderung; sie sind klein, haben wenig Haltung, und gehen schleppend. Die natürliche Farbe der Haut ist bey den Nukahiwaern fast so weiß, wie bey den Europäern, und die vornehmen Frauen suchen sich, um ihre Haut weiß zu erhalten, gegen die brennenden Sonnenstrahlen durch Zeuge und Blätter, die sie als Schirme gebrauchen, möglichst zu schützen. Dagegen reiben sich die Männer und die meisten Frauen mit Cocosöhl ein, und mischen darein gelbfärbende Pflanzensäfte, um, wie sie meynen, die körperliche Schönheit dadurch zu heben. Uns ekelte diese Schmiere oft an, so wie uns auch die Gewohnheit mißfiel, daß sie sich alle Haare, außer am Kopfe, auszureißen suchten.

Die Sitte der Hautpünctelung (Tatuirung) findet sich auch auf Nukahiwa; ja man kann sagen, sie hat hier den höchsten Grad ihrer Ausbildung erreicht. Die regelmäßigsten Zeichnungen und Verzierungen, womit der Körper der Männer in Nukahiwa vom Kopfe bis zum Fuße bedeckt ist, ersetzen bey ihnen gewisser Massen die Kleidung, die sie wegen der Wärme zur Noth entbehren können. Je vornehmer Einer ist, desto schöner findet man ihn in der Regel tatuirt. Es gibt eigentliche Tatuirer, die von diesem Geschäfte leben. Ihre Werkzeuge sind spitze Vogelknochen, besonders von den Flügeln der Tropikvögel *). Man spitzt die Knochen kammförmig zu, und

*) Der Tropikvogel (phäeton aethereus) lebt nur in den heißen Gegenden auf dem Meere; doch kommt er nirgends in großer Menge vor. Der rothschwänzige Tropikvogel, dessen Federn als Putz dienen, ist der bekannteste unter diesen Vögeln.

steckt sie in Rohrstäbchen, die als Stiele dienen. Auf diese schlägt der Tatuirer mit einem Stäbchen so gelinde, daß die Spitzen nur oben die obere Haut durchdringen. Erst werden die Hauptzüge gemacht, hernach die Ausführungen. Dringt das Blut und das Gliedwasser aus den Stichen heraus, so reibt man die Haut mit einer dicken Farbe ein, die aus der Kohle eines Nußkernes gemacht ist. Hierauf entsteht an der Stelle eine leichte Entzündung und ein Schorf, worunter, wenn er nach einigen Tagen abfällt, die bläulichen oder schwarzblauen Puncte erscheinen.

Sobald der Nukahiwaer in die Jünglingsjahre tritt, so wird der Anfang mit dem Tatuiren gemacht, und dieses ist eines der wichtigsten Ereignisse seines Lebens. Der Künstler wird reichlich mit mehreren Schweinen bezahlt. Die ganze Arbeit ist oft erst in 20 Jahren fertig; obgleich bisweilen die Arbeit einen Monath hindurch ununterbrochen fortgeht. Der Jüngling muß während des Tatuirens sich von andern absondern, und eine vorgeschriebene Enthaltsamkeit im Essen und Trinken üben. Die Tatuirer haben für ärmere Leute ordentliche Tatuirhäuser, worin acht bis zehn Personen zugleich behandelt werden. Vornehme aber lassen sich in einem besondern eigenen Hause behandeln. Ganz arme Leute, z. B. die Fischer, sind nicht tatuirt. Frauen lassen sich nur Hände und Füße tatuiren; es sieht bey ihnen so aus, als trügen sie buntgestickte Handschuhe und zierliche Schnürstiefeln.

Der Ursprung der Tatuirung ist wohl ein zweyfacher; ein Mahl der Schönheitssinn überhaupt, der sich hier auf das Nächste, auf den Leib selbst, wendet, und Gebilde ihm aufdrückt, die der Geist erschaffen hat, und Formen, die der übrigen Schöpfung entlehnt sind. Anderseits sollen die Puncte wohl Schriftzeichen, Erinnerungszeichen, für den Punctirten selbst oder für Andere, seyn, und mithin ist die Tatuirung eine Art Chronik, welche freylich nun bey den Nukahiwaern eine stehende Form angenommen, und dadurch die ursprüngliche Bedeutung verloren hat. Wie aber auch hier noch ein geschichtlicher Grund vorhanden ist, ersieht man aus Mehrerem. Veranstaltet z. B. ein reicher Nukahiwaer ein Mahl, und hat sich dazu seine Frau besonders tatuirt, so lassen sich späterhin die Geladenen dieselben Zeichen machen. Oder tritt eine Hungersnoth ein, und hält ein Reicher mehreren Armen dann offene Tafel, so lassen sich diese alle dasselbe Zeichen einpüncteln, wodurch sie sich zugleich verpflichten, bey einer andern Hungersnoth sich wechselseitig zu unterstützen. Vielleicht erklären sich die Tischgänger auch ihrem Speisewirthe dadurch für hörig und unterthan.

Sonderbar ist es, daß selbst in Europa, z. B. bey Matrosen und Soldaten, das Tatuiren auf dem Arme Statt findet *).

Die Kleidung der Nukahiwaer ist sehr einfach; weil sie größten Theils nackend gehen. Die Meisten tragen nur einen Schamgürtel, Manche auch diesen nicht, und die armen Frauen bedienen sich eines Blattes statt des Gürtels. Der Gürtel ist aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes **). Die vornehmen Frauen tragen auch Tücher von diesem Zeuge, und hin und wieder sieht man bey den Männern Matten davon, die über den Schultern hängen. Gegen die Sonne bedienen sich fast Alle der Fächer, die künstlich aus Gras in Form von Rauten oder Halbzirkeln, geflochten sind. An Zierathen fehlt es den Nukahiwaern nicht. Schweinszähne und rothe Bohnen tragen sie an mehreren Stellen des Leibes. Der Kopf wird von Manchem mit einem Helme aus schwarzen Hahnfedern geziert, oder mit einer Binde aus geflochtenen Cocosfasern. Muscheln schmücken die Ohren, und ein hoher Ringkragen, mit allerley Zierathen versehen, umgibt den Hals. Den Bart halten sie, bis auf ein Büschel am Kinne, kurz, und so auch das Haupthaar, mit Ausnahme zweyer Stellen. Manche aber haben das Haupthaar ganz unbeschnitten.

Die Wohnungen der Nukahiwaer sind an Größe sehr verschieden, und gleichen einem Europäischen fensterlosen Häuschen mit einseitigem Dache, wie man wohl Holzschuppen baut. Die Höhe der vordern Wand beträgt vier Fuß, die der hintern zehn bis zwölf Fuß. Sechs bis acht Fuß ist das Haus breit, und 25 Fuß etwa lang. Vier starke Pfosten, worauf wagerechte Balken ruhen, bilden das Gerippe, das durch Bambusstäbe ausgefüllt ist. Im Innern sind die Wände, zu Verhinderung des Luftzuges, mit Cocosblättern und Farrenkräutern behängt und durchflochten. Als Dachziegel dienen mehrere Blätterlagen vom Brotbaume, welche gegen die stärksten Regengüsse schützen. Die Thür ist an der niedrigen Seite angebracht,

*) Zur Versinnlichung ist hier ein dreyßigjähriger Nukahiwaer beygefügt, bey dem die Pünctelung sich noch sehr gut ausnimmt. Er hält in der einen Hand einen Fächer, in der andern eine Streitkeule, die oben mit den Haaren eines erlegten Feindes geziert ist.

**) Der Papiermaulbeerbaum (morus papyrifera) ist außer den Südsee-Inseln auch in China und Japan zu Hause. Er trägt herzförmige, stachelige, unten haarige Blätter. Der Bast von dreyjährigen Stecklingen, der in Streifen getheilt, zusammengelegt, geleimt und mit einem riffigen Holze geklopft wird, dient auf vielen Südsee-Inseln als Zeug.

und kann also auch nur drey Fuß hoch seyn, so daß man halb hineinkriechen muß. Die guten Wohnungen ruhen auf einer steinernen Plattform, die mit vieler Kunst zusammengesetzt ist, mehrere Fuß von allen Seiten vorsteht, und Europäischen Steinsetzern keine Schande machen würde.

Die vornehmen Männer haben gewöhnlich, außer der eigentlichen Wohnung, noch ein besonderes Speisehaus, worin sie mit ihren Tischgenossen vorzüglich Schweinefleisch essen, und worein die Weiber nicht kommen dürfen. Dagegen haben auch die Weiber für gewisse Fälle des Lebens eigene Wohnungen, z. B. wenn sie mit kleinen Kindern erfreut sind. Jede neuerbaute Wohnung wird von einem Priester eingesegnet, um die bösen Geister, welche auch hier die Einbildungskraft geschaffen hat, zu vertreiben. Im Innern sind die Wohnungen sehr reinlich. Die eine Seite dient zum Schlafen, und ist mit Moos und Matten belegt, die andere aber zum Sitzen, und ist mit Steinen gepflastert. An den Wänden hangen Netze, Kürbisse, Cocosschalen, Lanzen, Schleudern, Streitäxte, Trommeln u. s. w. Vor den Wohnhäusern befinden sich die Vorrathskammern, mit Steinen ausgesetzte Gruben, die mit Zweigen und Blättern bedeckt sind. Die Arbeitswerkzeuge der Nukahiwaer sind sehr einfach. Ein zugespitzter Stein dienet als Pfriem, ein scharfer als Beil, mit Korallen und Muscheln schaben, raspeln und hobeln sie, die Haut der Hayfische wird zum Glätten angewendet, die Zähne derselben zum Schneiden, selbst zum Bartabnehmen. Ihre Kähne sind mit Auslegern (Stangen, gleichlaufend mit den Kähnen, um das Umschlagen zu verhindern) versehen, und aus drey Holzarten, aber schlecht gebaut. Ihre Waffen bestehen in Streitkolben, Spießen und Schleudern. Pfeile und Bogen sind hier unbekannt.

An Thieren scheint Nukahiwa arm zu seyn, zumahl an Säugethieren. Außer den Schweinen kommen die Ratten vor, die von den Menschen mit Händen gefangen werden, und als Schweinefutter dienen. In den unbewohnten Gegenden sollen sich verwilderte Katzen aufhalten. Flöhe findet man auf Nukahiwa nicht.

An Pflanzen ist Nukahiwa viel reicher als an Thieren; doch hat der Ackerbau wenig Bedeutung. Die Anpflanzungen von dem Papiermaulbeerbaume, von den Taro- und Yams-Wurzeln sind gering; das Übrige wächst wild. Die Männer verbringen daher viel Zeit im Müßiggange. Die Frauen sind mehr beschäftiget, da sie mit den Zeugen und den Zierathen viel zu schaffen haben.

Eine eigentliche Regierung findet in Nukahiwa nicht Statt. Es gibt mehrere (etwa zehn) Völkergruppen auf der Insel, wovon jede ein Thal einnimmt. Der reichste, d. h. der, welcher die mei-

sten Schweine, Cocos- und Brotbäume u. s. w. hat, und also die meisten Tischgenossen haben kann, besitzt das größte Ansehen; aber das Befehlen kommt ihm nicht zu. Jeder sucht sich selbst sein Recht mit Gewalt, wobey es freylich viel darauf ankommt, ob er die Angesehensten für oder wider sich hat. Schlägt Einer den Andern todt, so wird das von dem Geschlechte des Erschlagenen durch einen neuen Mord gerächt, und dann kehrt die Freundschaft zurück. Eine Art himmlische oder priesterliche Gerichtsbarkeit wird auf Nukahiwa, wie fast auf allen übrigen Inseln der Südsee und bey vielen andern Völkern, durch den Tabu geübt. Sachen, über die der Tabu ausgesprochen ist, sind gesondert, unverletzlich, heilig. Der Ursprung des Tabu ist wohl im menschlichen Gemüthe zu suchen, das auch in der Rohheit sich der Ahnung des Überirdischen nicht entrathen kann, und in einem Rechtsgefühle, das wie ein edler Keim die Schale der Sinnlichkeit durchbricht.

Bey den Nukahiwaern sind die Zauberer nebst ihren Sachen tabu; keiner darf sie berühren. Die Vornehmen sind gleichfalls tabu; wer gegen sie Gewalt ausübt, auf den zürnen die unsichtbaren Geister. Wer im Kriege den ersten Feind erlegt, ist tabu. Er muß sich von den Seinigen absondern; ein Anderer kocht für ihn, und er erhält Schweine zum Geschenke. Der Kirchhof ist für die Frauen tabu; sie dürfen denselben nicht betreten. Auf den Kirchhöfen wird auch das Fleisch der erschlagenen Feinde verzehrt, an welchen Schmausereyen aber nur die Personen Theil nehmen dürfen, die tabu sind. Die Frau des Angesehensten ist für alle Freunde und Verwandte desselben tabu. Der Kopf eines Schlafenden ist tabu; man darf nicht darüber gehen; man darf nicht einmahl die Hand darauf legen. Wird ein Kind geboren, so erklären die Ältern einen Brotbaum oder auch zwey für tabu, damit so dem Kinde eine sichere Versorgung werde. Die Trinkgeschirre der Männer sind tabu für die Weiber, und so umgekehrt. Die Wohnung ist tabu für das Wasser; keiner darf sich also in der Wohnung waschen, wodurch Reinlichkeit erzeugt wird. Hat ein Mann Feuer angemacht, so ist es tabu für die Frau. Liegt ein Schwein auf dem Fußpfade, so ist es tabu; man darf es nicht stören, sondern muß d'rum weg gehen. Viele andere Sachen sind zu gewissen Zeiten tabu; auch hat Jeder das Recht, über einzelne Sachen ein tabu auszusprechen. Wichtige Tabu's sprechen die Zauberer aus. Die Tabu-Gesetze erinnern an mehrere mosaische Vorschriften, und machen eigentlich ein mündliches Gesetzbuch aus. Wer den Tabu übertritt, ist ein Kikino, d. h.: ein ehrloser Mensch, den die unsichtbaren Geister zu Tode plagen.

Wie heilbringend die Tabu-Gesetze sind, erkennt man erst,

wenn man die rohen Leidenschaften, welche allen ungebildeten Völkern inwohnen, etwas näher betrachtet, und sich recht vergegenwärtiget, daß wir in dem rohen Menschen keinesweges ein unschuldiges Kind, sondern einen in die Thierheit durch die Sünde zurückgefallenen Adam vor uns haben. Auch die Nukahiwaer äußern die sündliche Rohheit auf mancherley Weise. Eine Frau, der wir zum Scherze ein Stückchen Eisen für ihren Säugling bothen, wollte uns denselben sogleich dafür lassen; und daß die Nukahiwaer ihre erschlagenen Feinde verzehren, ist schon erwähnt. Ja in der Hungersnoth schlachten die Männer Weib und Kind, um sich das Leben zu fristen. Oft auch reitzen die Zauberer zum Menschenfressen. Sie geben vor, daß die Geister ihnen offenbarten, es sey ein Feind zu erlegen und zu verzehren. Man lauert alsdann den Bewohnern eines andern Thales auf, sucht Jemanden zu erhaschen, und verzehrt ihn. Ist ein Zauberer krank, so wird auch gleich eine solche Menschenjagd angestellt, und ein erjagter Mensch als Opfer für des Zauberers Gesundheit verzehrt. Stirbt der Zauberer, so wird in öffentlicher Fehde das Nachbarvolk angegriffen, bis Jemand erlegt ist. Dem Sieger wird der Kopf zu Theil, welcher hernach den Hirnschedel als ein Siegeszeichen mit sich zu führen pflegt. Fast alle Kriege auf Nukahiwa sind als Menschenjagden zu betrachten. — Traurig ist es, zu wissen, daß viele Völker, gleich den Nukahiwaern, Menschenfresser sind, und es liefert den offenbarsten Beweis von der Versunkenheit des menschlichen Geschlechtes. Erzählt doch Herodot, ein bekannter alter Griechischer Geschichtschreiber, daß am Caspischen Meere ein Volk, die Massageten, wohnte, welches die alten Leute aus Liebe schlachtete und verspeisete, um sie unter ihr eigenes Herz zu begraben. Etwas Ähnliches berichtet Pomponius Mela über ein Scythisches Volk, die Essedonier. Ja mehrere Mährchen Europa's deuten klar an, daß in den ältesten Zeiten auch in diesem Erdtheile jene Rohheit geherrscht habe, was auch Plinius von Italiänischen, und Strabo von Irländischen Völkern anführt.

Die Hauptfeste der Nukahiwaer sind bey Hochzeiten und Begräbnissen. Bey letzteren spielt ein Zauberer die Hauptrolle. Er hält eine lange, selbst den Bewohnern ganz unverständliche Rede, die von vier Trommeln begleitet wird. Dann speiset man tüchtig; die Priester erhalten die Schweinsköpfe. Der Leichnam wird auf eine Platte gelegt, die mit neuem Zeuge überzogen ist, und mit solchem Zeuge bedeckt. Die Verwandten des Verstorbenen müssen einige Monathe bey der Leiche wachen, und sie mit Cocosöhl einreiben und dadurch vor Fäulniß sichern. So zubereitet, setzt man sie nach einem Jahre, wo wieder ein Fest veranstaltet wird, in einem Bambussarge

auf den Kirchhof. Es ist sonderbar, daß fast alle südseeländischen Völker so große Hochachtung vor den Todten haben, und so viele Umstände damit machen, da sie doch Menschenfresser sind.

Auch bey den Nukahiwaern, wie bey andern rohen Völkern, sind die Zauberer zugleich Ärzte; denn die meisten Krankheiten werden ja bösen Geistern zugeschrieben. Diese treiben die Zauberer aus, geben auch gewöhnlich das Verbrechen an, was der Kranke begangen, und lassen sich von den Kranken als Buße Schweine geben, die sie auf dem Kirchhofe verzehren. Der Glaube an gute Geister wohnt aber auch den Nukahiwaern bey. Von den abgeschiedenen Seelen glauben sie, daß sie als gute Geister, als göttliche Wesen (Etua) in der Luft schweben. Manche Gegend wird deßhalb für tabu erklärt, um nicht diese guten Wesen zu stören. Vorzüglich ist dieß bey angesehenen Leuten der Fall, und große Kriege werden sogar dadurch vermieden.

Volksvergnügungen gibt es viele auf Nukahiwa. Sie bestehen hauptsächlich in Schmausereyen, welche die Vornehmen veranstalten, und in Tänzen. Dazu dienen eigene, mit Steinen eben ausgelegte Plätze. Die Tanzenden sind mit Federn und mit andern Zierathen geschmückt. Die Stelle, wo sich die Musikanten befinden, ist tabu für die Frauen. Trommeln aus hohlen Baumstämmen, mit Hayfischhäuten überzogen, sind die vorzüglichsten Tonwerkzeuge. Während der Tanzfeste ruhen die Waffen; es kommen Gäste aus andern Thälern, doch stets mit einer gewissen Vorsicht. Sie bringen ihre Waffen mit, und halten sich immer beysammen, weil bisweilen solche Feste zu Überfällen benutzt werden, wenn es nähmlich den Zauberern einfällt, irgend welche Träume vorzugeben, die zum Kampfe auffordern.

Der Gesang der Nukahiwaer schwebt stets auf Vierteltönen, ist eintönig, indem er selten aus der kleinen Terz sich bewegt. Die Kriegsgesänge werden mit allerley Tactschlägen, so wie mit einem Kriegshorne, aus einer Muschel gemacht, begleitet, und müssen, zumahl des Abends am Feuer, wenn sie Feinde verzehren, sich schauderhaft ausnehmen.

Eben so großes Vergnügen als am Tanze, finden die Nukahiwaer am Stelzenlaufen. Sie haben darin eine ausgezeichnete Geschicklichkeit. Sie stellen an Festtagen große Wettrennen damit an, wobey die Hauptsache ist, daß man auf einem Beine hüpft und mit der andern Stelze Andere umstürzt. Wer zu Boden stürzt, wird ausgelacht. Das Stelzenlaufen ist um so schwieriger, da es größten Theils auf glatten Steinen ausgeführt wird. Kinder von acht bis zehn Jahren laufen schon sehr geschickt Stelzen.

Im Schwimmen werden schwerlich die Nukahiwaer von einem andern Volke übertroffen. Sie verrichten alle Handlungen im Wasser, essen darin Cocosnüsse, bringen an Stangen, die sie stets in der Höhe halten, allerley Handelsgegenstände trocken an's Schiff, schwimmen mit Kindern auf den Achseln, und stürzen sich von hohen Felsen in die See. Mehrere schwammen bisweilen fast einen ganzen Tag um unser Schiff, ohne ermüdet zu werden.

Dritte Fahrt.

Von Nukahiwa über die Sandwich-Inseln nach Kamtschatka.

Den 18. May verließen wir unsern Ankerplatz, die Bucht von Tayo-hoae, wobey wir einen Anker und zwey Taue einbüßten, weil sich gerade ein Windstoß erhob, und drohete uns gegen einen Felsen zu werfen. Der Franzose, Gabri, welcher uns zu allerletzt besuchte, und der zum Ufer zurückschwimmen wollte, fand das Meer so stürmisch, daß er es nicht wagte, und deßhalb auf unserm Schiffe blieb, in welches Schicksal er sich auch bald fand. Er wurde bey unserer Rückkehr in Kronstadt als Schwimmmeister angestellt. Den 25. durchschnitten wir den Gleicher, und fanden viele Tropikvögel. Den 3. Juny entdeckte ich an der Nadeshda einen großen Leck. Es war nähmlich an dem Wasserstriche das Werg verfault, und unsere Leute hatten deßhalb viel mit dem Pumpen zu thun, was in den heißen Gegenden doppelt beschwerlich ist. Unser Lauf ging nach den Sandwich-Inseln, weil ich mich dort mit frischem Fleische versorgen wollte, was uns auf Nukahiwa abging, wo wir nur sieben Schweine erhielten, jedes von etwa 80 Pfund. Allein wir täuschten uns in Hinsicht der Sandwich-Inseln. Am 8. gelangten wir nach Owaihi, der größten der Sandwich-Inseln, und es kamen auch gleich Kähne mit Lebensmitteln zu uns. Doch waren dieselben gering und theuer, und darum richtete ich bald meinen Lauf nach Kamtschatka.

(Wir unterbrechen hier unsern Erzähler von Krusenstern, und lassen statt seiner seinen Schüler Otto von Kotzebue, Sohn des bekannten Schauspieldichters, reden, der auf Kosten des Grafen Romanzoff in den Jahren 1815—1818 eine Reise um die Welt machte, und zwey Mahl bey den so wichtigen Sandwich-Inseln landete, die seit Cook immer weiter in der Bildung fortschreiten. Von Kotzebue schiffte von der Küste Kaliforniens nach den Sandwich-Inseln. Ihn begleitete von da aus ein Herr Elliot de Castro, ein geborner Portugiese, der nach vielen Irrfahrten zwey

Jahre vorher Leibarzt bey Tammeamea, dem Könige der Sandwich-Inseln, gewesen war, von da aber nach Sitka gegangen war, um in Russischen Diensten reich zu werden. Von Kotzebue erzählt):

Den 21. November 1816 sahen wir den Tafelberg von Owaihi — Mauna Roa genannt, 13,200 Fuß hoch. Bey Sonnenuntergang befanden wir uns nahe bey der Insel. Den folgenden Morgen ruderten zwey Mann in einem Kahne auf uns zu, und ich ließ beylegen, in der Hoffnung, Nachrichten über den Aufenthalt des Königs einzuziehen. Einer davon kam auch sogleich an Bord, und Elliot, der von ihm erkannt ward, entlockte ihm mit Mühe die Nachricht, daß der König sich in der Bucht von Karakakoa, und Jung, ein Engländer, der schon seit 20 bis 30 Jahren hier ansässig ist, und in großem Ansehen beym Könige steht, sich auf der Insel Wahu befände. Das mißtrauische Wesen des Sandwichers ließ uns vermuthen, daß irgend etwas Unangenehmes in diesem Königreiche müsse vorgefallen seyn, weßhalb die größte Vorsicht nothwendig sey. Während unserer Unterhaltung schlug der Kahn um, welcher mit einem Taue am Schiffe befestiget war. Der darin Sitzende fiel heraus, hatte aber sogleich das Tau erfaßt, und ließ sich hinter dem Schiffe herschleppen, obgleich wir schnell segelten. Wir legten bey; der andere Sandwicher sprang jetzt in's Meer, um den Kahn loszubinden. Beyde wendeten den Kahn um, und schöpften das Wasser aus. Alles das thaten sie im Schwimmen. Endlich setzten sie sich wieder in den Kahn, und ruderten mit den Händen, da die Ruderstangen fortgeschwemmt waren. Welch eine Gewandtheit! Denn die See ging hoch, der Kahn wurde von Wellen oft überdeckt, und doch kamen Beyde glücklich an's Land. Als wir die Nordspitze der Insel umsegelt hatten, so genossen wir eine freundliche Ansicht des Landes, grüne, bebauete Felder, viele Wohnungen unter Bananen und Palmen, einige Murays, und an den Ufern viele Kähne, angefüllt mit Mädchen, die bald auf uns zu ruderten. Wir sahen auch Jung's Wohnung, aus mehreren nach Europäischer Art erbauten Häusern bestehend, umgeben von Bananen und Palmen. Das Land steigt allmählich von der See zum Tafelberge empor, und hat ein düsteres Ansehen. Ein Sandwicher, der auf Elliot's Aufforderung an Bord blieb, um uns zu lootsen, und etwas Englisch sprach, weil er in Boston in den Freystaaten gewesen war, erzählte, daß in Wahu zwey, und in Karakakoa ein Amerikanisches Schiff vor Anker lägen, und daß letzteres alle Masten durch einen Sturm verloren habe. Als er aber erfuhr, er befände sich auf einem Russischen Schiffe, ward ihm sehr bange, und er erzählte, daß vor fünf Monathen zwey

Schiffe von der Russisch-Amerikanischen Handelsgesellschaft sich hier aufgehalten, sich mit den Einwohnern entzweyt, und sie mit der Ankunft eines Russischen Kriegsschiffes bedroht hätten. Er hielt unser Schiff für das angedrohete, und wollte sich erst durch einen Sprung in's Meer retten. Endlich beruhigte ihn Elliot. Da ich erfuhr, der König sey auf den Bonnitenfang nach der Bucht von Tiutatua gereiset, so ließ ich ihm dorthin meine Ankunft und die Absicht meiner Reise melden. Den 24. November, als den Tag darauf, näherten wir uns der Bucht von Tiutatua; einige Boote, vom Könige geschickt, kamen uns entgegen, und die Gelehrten des Schiffes nebst Herrn Elliot fuhren darin an's Land. Elliot kehrte nach glücklicher Beendigung seiner Geschäfte mit zwey angesehenen Sandwichern zu uns denselben Tag zurück. Letztere empfingen uns im Nahmen des Königs. Es waren zwey starke Leute, nach der neuesten Mode von Owaihi gekleidet. Sie trugen nähmlich weiter nichts als einen schwarzen Frack und einen weißen Strohhut. Der König ließ sich entschuldigen, daß er wegen des Mißtrauens, was sein Volk noch gegen die Russen hege, nicht auf mein Schiff kommen könne, und lud mich zu sich ein. Elliot erzählte mir, daß der König selbst mein Schiff für ein feindliches gehalten, und schon mit 400 Flintenträgern die Küste habe besetzen lassen. Der König hatte Einem der Sandwicher befohlen, auf meinem Schiffe als Unterpfand für meine Sicherheit zu bleiben. Ich fuhr sogleich an's Land, wo mich der Anblick einer versteckt liegenden reitzenden Landschaft sehr überraschte. An einer spiegelglatten, ganz ruhigen Bucht lagen in einem Palmwäldchen die Strohhütten, welche hier zu Lande als Wohnungen dienen. Aus dem Hintergrunde schimmerten einige weiße Europäische Häuser hervor. Links, dicht am Wasser, befand sich auf einer künstlichen Anhöhe der Muray des Königs, umringt von großen, schlechten, hölzernen Bildsäulen. Den letzten Hintergrund bildete ein Berg, der über 10,000 Fuß hoch ist, und sich von dieser Seite ziemlich steil erhebt. An seinem Abhange wechseln grüne Felder und Thäler mit schönen Wäldern, zwischen denen man nicht selten große überhängende Felsen gewahr wird. — Viele Flintenträger standen am Ufer. Der König kam uns mit seinem Hofstaate bis zum Landungsplatze entgegen, und reichte mir, mit Herzlichkeit schüttelnd, die Hand. Das Volk benahm sich mit vielem Anstande und bescheidener Zurückhaltung. Der König führte mich in seinen Strohpallast, der nach hiesiger Art nur einen Saal enthielt, und dem Winde zur Abkühlung Durchzug verstattete. Man both uns Stühle dar, und setzte einen Mahagoni-Tisch vor uns hin. Das waren auch die sämmtlichen Stubengeräthe. Der König besitzt Europäische Häuser; aber er wohnt lieber in den Stroh-

häusern, die nach Landessitte gebaut sind. Sein Anzug bestand in einem weißen Hemde, blauen Hosen, einer rothen Weste und einem schwarzen Halstuche. Zuweilen soll er sich prachtvoll kleiden; denn er besitzt mehrere gestickte Anzüge. Seine Umgebungen nahmen sich in ihren Fracks, die ihnen alle zu enge waren, sehr sonderbar aus. Alle schwitzten in den engen Röcken, die in Amerika für gewöhnliche Leute, und nicht für fette Sandwicher gemacht wären. Doch ertrugen Alle den Zwang der Mode. Die Schildwachen an der Thür trugen keine Kleider. Eine Patrontasche mit einem paar Pistolen hatten sie um den Leib, und eine Flinte hielten sie in der Hand. Der König schenkte uns recht guten Wein ein, und trank zuerst unsere Gesundheit. Ein junger Engländer, Nahmens Cook, der vor mehreren Jahren sich hier niedergelassen hat, diente uns als Dolmetscher. Durch ihn machte ich dem Könige die Absicht meiner Landung bekannt, daß ich nähmlich frische Lebensmittel, Wasser und Holz einzunehmen wünschte. Tammeamea ließ mir darauf antworten: „Ich erfahre, daß Sie Anführer eines Kriegsschiffes, und auf einer ähnlichen Reise, wie Cook und Vancouver, begriffen sind, folglich sich mit dem Handel nicht abgeben; ich bin deßhalb gesonnen, keinen mit Ihnen zu treiben, sondern Sie unentgeldlich mit Allem zu versorgen, was meine Inseln hervorbringen. Diese Sache ist hiermit abgethan, und bedarf weiter keiner Erwähnung. Jetzt aber bitte ich Sie, mir zu sagen, ob der Wille Ihres Kaisers ist, daß seine Unterthanen mich in meinem hohen Alter beunruhigen? Seit ich König dieser Inseln bin, hat kein Europäer Ursache gehabt, sich über ein Unrecht zu beklagen, das ihm hier widerfahren wäre. Ich habe meine Inseln zur Freystätte aller Völker gemacht, und jedes Schiff, das Lebensmittel zu haben wünschte, rechtschaffen damit versorgt. Vor einiger Zeit kamen, von der Amerikanischen Niederlassung Sitka, Russen her; ein Volk, mit dem ich früher nichts zu thun gehabt hatte; diese wurden freundlich aufgenommen, und mit dem Nöthigen versorgt; aber sie haben mir schlecht gelohnt, indem sie auf der Insel Wahu meine Unterthanen feindselig behandelten, und mit Kriegsschiffen droheten, welche die Inseln erobern sollten. Indessen, so lange ich lebe, wird das nicht geschehen. Ein Russischer Arzt, Nahmens Scheffer, kam vor einigen Monathen hierher, um, wie er vorgab, die Pflanzen des Landes kennen zu lernen. Ich versprach ihm jeden Beystand, schenkte ihm ein Stück Land mit Leuten zum Anbaue, und gab ihm die Erlaubniß, auf allen meinen Inseln reisen zu können. Allein auf der Insel Wahu bewies er sich als meinen ärgsten Feind; er zerstörte den Muray, und wiegelte den mir unterworfenen König von Otuwai gegen mich auf. Bey ihm befindet sich Scheffer noch, und bedrohet mein

Reich." — So erzählte er, und die Redlichkeit seiner Erzählung verbürgt gewiß jeder rechtschaffene Gebildete, der auf den Sandwich-Inseln gewesen ist. Auch erfuhr ich späterhin, daß der Herr Baranoff, das Schrecken der Aleuten, Vorsteher der Russischen Handelsgesellschaft, alles dieses veranlaßt habe. Wann werden die Scheußlichkeiten aufhören, die von jener Gesellschaft auf den Küsten Asiens und Amerika's geübt sind, die den Russischen Nahmen nun dort gegen ein halbes Jahrhundert entehren! —

Ich betheuerte Tammeamea, daß die schlechte Aufführung der Russen hier, nicht bis zu den Ohren des Kaisers gedrungen wäre, und daß der Kaiser nicht daran denke, seine Inseln zu erobern. Diese Versicherung erfreuete den König so sehr, daß er sogleich des Kaisers Gesundheit trank. Unsere Unterhaltung wurde jetzt immer herzlicher und lebhafter; der König erkundigte sich nach Manchem in Rußland, und machte dabey so viel Witz, daß seine Minister oft in ein lautes Gelächter ausbrachen. Manches davon konnte mir Cook gar nicht übersetzen, weil der Gedanke innig mit der Spracheigenthümlichkeit zusammenhing. — Später machten wir, von Cook und fünf Mann Ehrenwache begleitet, einen kleinen Ausflug, besuchten die Königinn Kahumanna, in einem niedlichen Hause, auf schön gearbeiteten Matten sitzend, und von andern Frauen umgeben. Ich mußte mich der Königinn gegenüber setzen; es wurden Wassermelonen *) gebracht; sie zerschnitt eine, und reichte mir eigenhändig ein Stück davon dar. Die Hauptbeschäftigung der königlichen Frauen besteht in Tabakrauchen, Essen, sich die Haare kämmen und die Fliegen mit einem Fächer vertreiben. Das bekannte, ursprünglich Amerikanische, jetzt in Europa ganz gemeine Gift, der Tabak, ist von den Europäern auf die Sandwich-Inseln gebracht, wird da angebaut, und hat seit einiger Zeit so überhand genommen, daß kleine Kinder eher rauchen als gehen, und Erwachsene oft sinnlos, vom Qualm berauscht, niederfallen und sogar daran sterben. Die Pfeife macht auf den Sandwich-Inseln den Kreislauf, wie anderwärts der Becher. Der meiste Rauch wird niedergeschluckt, ein Theil aber durch die Nasenlöcher ausgeblasen. Der Tabak ist hier sehr wohlriechend, aber außerordentlich stark. Vor der Thür der Wohnung der Königinn saß auf einer Matte eine Prinzessinn, ein

*) Die Wassermelone (cucurbita citrullus) ist ein Mittelding zwischen unsern Kürbissen und Melonen. Sie hat ein röthliches, schmackhaftes, sehr saftiges Fleisch, kühlt sehr, und ist in wärmern Gegenden fast überall jetzt verbreitet. Die Samen enthalten viel Öhl, und waren sonst in der Arzeney gebräuchlich.

ziemlich hübsches Mädchen; hinter ihr stand ein kleiner Negerknabe, der ihr einen seidenen Schirm über den Kopf hielt, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen; ein paar andere Knaben verscheuchten mit rothen Federbüschen die Fliegen aus ihrer Nähe. Den Kronprinzen fanden wir in einem reinlichen Häuschen, wo er die wichtigsten Tabu's als künftiger König durchmacht, während welcher Zeit er Lio-Lio, d. h.: Hund aller Hunde, genannt wird. Er lag mit dem Bauche auf dem Boden, und war ganz nackt, lang und dick. Träge erhob er den Kopf, um uns anzusehen. Neben ihm saßen einige nackte Soldaten mit Gewehren, und ein hübscher junger Mann wedelte ihm die Fliegen ab.

Zu Mittag kehrten wir nach Tammeamea's Wohnung zurück, wo ich durch große Lastboote überrascht ward, die nach Europäischer Bauart gezimmert sind, und zum Verkehre zwischen den einzelnen Inseln gebraucht werden. Wir fanden einen nach Europäischer Art gedeckten Tisch. In der Mitte ruhte auf einem Palmenzweige ein gebratenes Schwein, welches einer der Minister zerlegte. Der König und die Seinigen speiseten aber eines Tabu's wegen nicht mit. Der König unterhielt sich sehr lebhaft mit uns und seinen Ministern, und sah vorzüglich darauf, daß die Gläser fleißig geleert wurden. Außer dem Schweinefleische genossen wir Yams, Bataten und Taro-Wurzeln. Als wir gespeiset hatten, ward der Tisch zum zweyten Mahle gedeckt, und unsere Matrosen wurden gleich uns bewirthet. Gewiß sind sie in ihrem Leben nicht so gut bedient worden; denn hinter jedem stand ein Diener mit einem Federbüsche zum Fliegenabwehren. Nach dem Essen ging Tammeamea nach dem Muray, umfaßte eine Bildsäule, welche besonders reich mit Früchten und Schweinefleisch behängt war, und sagte: „Dieß sind unsere Götter, die ich anbethe. Ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse seyn kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht zu thun.“ — Jetzt kam die Zeit heran, daß Tammeamea seine Mahlzeit hielt. Der Tisch war nicht gedeckt; die Speisen standen in einem entfernten Winkel auf Bananenblättern, welche statt der Schüsseln dienten. Besondere Aufwärter brachten sie, kriechend, bis in die Nähe des Königs, wo ein Vornehmer sie in Empfang nahm und auf den Tisch setzte. Das Mahl bestand aus gesottenen Fischen, Yams, Taro-Wurzeln und einem gebratenen Vogel, der etwas größer als ein Sperling ist, auf den Berggipfeln wohnt, und nur auf die königliche Tafel gebracht wird. Der König aß rasch, und schien Hunger zu haben; doch sprach er dabey beständig. Statt des Brotes diente ein Brey von der Taro-Wurzel, der zu seiner Rechten in einer Kürbisschale

stand. Mit dem Zeigefinger fuhr er in die Schale, und strich sich mit Geschicklichkeit den Brey in den Mund hinein. Als ich mich darüber wunderte, daß der König sich bloß der Finger beym Essen bediente, sagte er: „Das ist Gebrauch in meinem Lande, und ich will davon nicht abgehen.“ Einen sonderbaren Gegensatz bildete davon der königliche Spucknapfträger, der stets um ihn ist, und eine Art von Tabaksdose dem Könige vorhält, sobald er ausspucken will. Ein Aberglaube soll dieser Sitte zum Grunde liegen.

Nach der Mahlzeit des Königs wurde mir angezeigt, daß ich 43 Schweine, eine Anzahl Hühner und Gänse, allerley Früchte, und so viel Holz, als ich wolle, in dem Hafen von Wahu einnehmen solle, und daß mich ein Vertrauter des Königs dahin begleiten werde. Ich schenkte dem Könige dagegen zwey metallene achtpfündige Mörser nebst Zugehör, etwas Wein, und versprach ihm, von Wahu aus ihm noch einige Eisenstangen zu schicken, die er gerade nothwendig brauchte. Darauf kehrte ich auf unser Schiff zurück, und fand am Ufer mehrere Knaben, die auf dem nassen Sande mit vieler Geschicklichkeit unser Schiff, den Rurik, abzeichneten. Um acht Uhr kam Cook mit dem versprochenen Begleiter, Nahmens Manuja. Cook erzählte, daß derselbe nicht zu den Vornehmen des Landes gehöre, aber im höchsten Grade das Vertrauen des Königs besäße, welches sich unter andern dadurch zeige, daß er ihm köstliche Europäische Waaren in Verwahrung gegeben. Überhaupt bemerkte Cook, daß der König sehr gut seine Vertrauten zu wählen wisse, und dabey nie auf die Herkunft sähe.

Den 25. November hatten wir einen schönen Blick auf Owaihi und Muve. Wir sahen die hohen Berge, von denen zwey auf Owaihi und einer auf Muve dem Tafelberge nur um einige tausend Fuß nachstehen, indem der niedrigste davon, der auf Muve, noch 10,000 Fuß hoch ist. Vor den Inseln Tauroa und Ranai segelten wir hart vorbey, und kamen den 27. nach Wahu, — dem Garten der Sandwich-Inseln, ausgezeichnet durch Güte des Bodens und durch Anbau. Der höchste Berg dieses 20 Meilen langen Eilandes mißt nur 3600 Fuß; das Land steigt treppenförmig auf, und ist fast auf jeder Stufe fruchtbar.

Unser Ziel war der Hafen von Hanarura, ein reitzender Ort. Es lagen in der Nähe mehrere Europäische Schiffe vor Anker, und am Ufer wechselten Europäische Häuser mit einheimischen. Eine Festung, worauf Tammeamea's Flagge weht, liegt im Hintergrunde. Ein geborner Engländer, der als Lootse hier angestellt ist, führte uns zu einem Ankerplatze in den Hafen. Unser Ankerplatz war sehr schlecht; denn gefährliche Korallenriffe umgaben uns und beschä-

digten sehr die Ankertaue. Ich landete in einem Boote, und ward von dem Engländer Jung unter dem furchtbarsten Geschrey der bewaffneten Einwohner empfangen. Jung führte mich in seine Wohnung, wo bald auch Kareimoku, der Befehlshaber von Wahu, mit dem vornehmsten Adel erschien. Alle gingen in einheimischen, weißen Bastzeug gekleidet, das sie nach Römischer Art über der Schulter trugen. Um den nackten Leib waren Patrontaschen und Pistolen geschnallt. Kareimoku hat eine riesenhafte Gestalt, und wegen seines ausgezeichneten Verstandes nennen die Engländer ihn nach ihrem großen Staatsmanne Pitt. Im Hafen lagen drey Schiffe, zwey davon gehörten Tammeamea. Eines davon soll in der Zukunft mit Sandelholz beladen nach Canton gehen, um dort Chinesische Waaren einzutauschen. Die Englische Regierung hat sich anheischig gemacht, Tammeamea's Flagge auf allen Meeren zu achten *). Die Mannschaft auf dem Schiffe besteht aus Nord-Amerikanern und Eingebornen.

Den folgenden Tag bugsierten uns acht Doppelkähne, jeder mit 16 bis 20 Ruderern bemannt, jubelnd und scherzend in den Hafen. Die Schweine, welche wir erhielten, waren so groß, daß die ganze Mannschaft (25 Mann) in zwey Tagen nicht eines verzehren konnte. Wir salzten viele davon ein. Den 30. stattete uns der Befehlshaber mit vielen Vornehmen einen Ehrenbesuch ab. Alle waren angezogen, was sich sonderbar ausnahm, und was die dicken Leute selbst sehr quälte. Doch ist die Sucht, Kleider zu tragen, schon bis auf den gemeinsten Mann gekommen. Mancher trägt ein Hemde, Mancher eine Weste, Mancher ein paar Unterhosen u. s. w. Einer hatte einen langen Rock an mit Knöpfen von der Größe einer Theetasse. Die Nord-Amerikaner kaufen auf dem Trödel allerley Zeug auf, und bringen es hierher. — Zum Speisen waren meine Gäste wegen eines Tabu nicht zu bringen; dagegen tranken sie desto fleißiger.

Die Bewohner von Hanarura betrugen sich sehr bescheiden gegen uns, und sahen es gern, wenn wir sie in ihren Häusern besuchten. Alle Hausgenossen versammelten sich dann, reichten uns Erfrischungen dar, und spielten wie die Kinder. Mehrere Häuser hier sind ein Mittelding von Europäischen und einheimischen. Ein Spanier, Marini, der hier wohnt, hat viele nützliche Pflanzen hier eingeführt, und besitzt eine ansehnliche Herde von Rindern und Schafen.

*) Überhaupt nimmt sich dieselbe sehr des Königs der Sandwich-Inseln an, läßt für ihn die Schiffe bauen, und wird zuletzt sich, wahrscheinlich aus Freundschaft, der Insel bemächtigen.

Im Innern der Insel gibt es viel verwildertes Rindvieh, das mit Flinten erlegt wird.

Den 4. December wohnten wir einem Tanze bey, den der Statthalter veranstaltet hatte. Man führte uns an sein Haus, vor welchem ein großer Platz zu der Feyerlichkeit bereitet war, und den bereits viele Zuschauer umgaben. Für uns hatte man in der Mitte Matten auf die Erde gebreitet. Jung entschuldigte bey mir die Abwesenheit des Wirthes mit den Worten: „Seine Frau ist so betrunken, daß er sie nicht verlassen kann!" Die Weiber sind hier dem Trunke sehr ergeben. Wir nahmen indessen Platz, und sogleich begann der Tanz. Vier Männer schlugen mit kleinen Stäben auf ausgehöhlte Kürbisse den Tact, der als Musik galt. Drey ausgelernte Tänzer traten hervor, nackt bis auf die Füße, welche mit Hundszähnen gepanzert waren, und bis auf die Arme, welche Armbänder von Schweinshauern zierten. Die Tänzer schnitten gewaltige Gesichter, die sie mit Gesang und Bewegungen begleiteten. Die Zuschauer waren so entzückt davon, daß sie die Tänzer sehr freygebig, sogar mit seidenen Tüchern, beschenkten. Nach den drey Männern traten mehrere junge Mädchen auf, Köpfe und Schultern mit Blumenkränzen geziert, der Hals aber mit Perlen und andern wunderlichen Sachen. Sie ordneten sich in drey Reihen, und machten zu dem eintönigen Kürbißgeklapper sehr anmuthige Bewegungen. Die zwey letzten Reihen richteten sich genau nach der ersten. Der Schauplatz war durch einen Bambuszaun begränzt, hinter welchem ein kleines Häuschen verborgen lag. Vor demselben lustwandelte ein großes, von zwey Mann bewachtes Schwein, das von jedem vorbeygehenden Vornehmen mit Zärtlichkeit gestreichelt ward. In dem Häuschen befand sich ein neunmonathliches Kind, ein Sohn von Tammeamea, dem hiesigen Statthalter zur Erziehung anvertraut. Das Fest wurde dem Kinde zu Ehren gegeben, und das Schwein war tabu, weil es geopfert werden sollte, wenn der Prinz zum ersten Mahl im Mutay seine heiligen Pflichten erfüllte.

Den 8. December machte ich einen Ausflug nach dem Perlenflusse. Meine Reise ging durch sehr große Taro-Pflanzungen. Die Taro-Felder sind regelmäßige Gevierte, deren Seiten 160 Fuß betragen, und bilden eigentliche Wasserbecken mit Steinumfassungen. Die Becken sind gegen zwey Fuß tief, mit Wasser angefüllt, und in dem schlammigen Grunde wachsen die Pflanzen, die durch Stecklinge sich vermehren. Wenn man ein Feld besetzen will, so läßt man das meiste Wasser ab, und späterhin wieder anderes zu. Die Wasserbecken liegen stufenförmig über einander an den Bergen, so daß das Wasser, wie in Schlesien bey der Karpfenteich-Wirthschaft, aus

einem Felde in das andere fließt. Die Zwischenräume zwischen den Feldern sind sechs Fuß breit, und bilden schattige Lustgänge, weil an ihren Seiten Zuckerrohr und Bananen wachsen. Die Taro-Felder werden zugleich zur Fischzucht benutzt. Ähnliche Behälter für Seefische findet man auch am Strande, indem man, begünstiget von Korallenriffen, einen Theil des Meeres mit Mauern umschließt.

Nach einem Wege von anderthalb Meilen kamen wir zum Dorfe Maunaroa, das in einem anmuthigen Thale am Abhange eines Berges liegt. Ein Fluß gleiches Nahmens ergießt sich hier durch ein mahlerisches Thal in's Meer.

Die Nacht brachten wir auf reinen Matten in einem Dorfe zu; allein wir konnten nicht schlafen; denn die Ratten, welche muthig über unsere Gesichter wegsprangen, störten uns gar arg. Auch kamen wir nicht bis zum Perlenflusse, da es an einem Kahne gebrach.

Den 9. wurde ich von Kareimoku zu einem Lanzenspiele eingeladen, wodurch er mir eine große Ehre erzeigte; denn seitdem Wahu unter Tammeamea steht, vermeidet man alle großen Feste, die leicht Gelegenheit zu Aufruhr und Empörung geben. Vor zwey Jahren, als Tammeamea hier ein Lanzenspiel anstellte, hatte er seine Soldaten mit geladenen Gewehren in der Nähe, um, wenn die Wuth des Spieles in Ernst übergehen sollte, sogleich Einhalt thun zu können; und ich mußte auch jetzt Kareimoku versprechen, meine Leute in der Nähe schlagfertig zu halten. Zu einem Lanzenspiele erscheinen gewöhnlich alle Edelleute (Jeris) der Insel. Es kommen oft über 100 zusammen, die sich in zwey gleiche Theile theilen, und einen großen Kampfplatz auswählen. Die Parteyen stellen sich gegen einander, und die beyden Anführer treten vor, und bemühen sich durch Wurfspieße, deren sie mehrere haben, sich zu treffen und den Würfen des Gegners auszuweichen; wobey sie außerordentliche Geschicklichkeit im Springen, Bücken und Wenden zeigen. Ja, man erzählt von Tammeamea, der für den geschicktesten Lanzenwerfer gehalten wird, daß er 14 Lanzen mit einem Mahl hat auf sich werfen lassen, wovon jede tödtlich war, und daß er allen auf ein Mahl geschickt auswich.

Hat einer der Führer gesiegt, so treten Haufen gegen Haufen auf, und man sieht Lanzen gegen Lanzen in der Luft fliegen. Jede Partey geht darauf aus, die Schlachtordnung der andern zu durchbrechen und Gefangene zu machen. Auf die nähmliche Weise geht es in wirklicher Schlacht zu; nur mit dem Unterschiede, daß die Lanzen spitz sind, und auf 10 Schritte tödten, während sie bey dem Spiele nur stumpf sind. Auch werden in dem Kriege Knüttel und Fel-

senstücke geschleudert. Das Alles ändert sich aber jetzt, da die Feuergewehre aufkommen.

Den 13. nahmen wir unsere Lebensmittel ein, so viel, daß wir sie kaum fassen konnten; außer vieler Pflanzennahrung auch Anten, Hühner, Ziegen und Schweine, wovon letztere hier einen gar vortrefflichen Geschmack haben; vielleicht darum, weil man sie mit Zuckerrohr füttert, was den Europäischen Verwandten nicht gebothen wird. — Den 14. segelten wir ab, nachdem wir mit der Festung Grußschüsse gewechselt hatten. Kareimoku versprach, die Götter zu bitten, daß uns am Tage die Sonne, des Nachts der Mond begleiten möge.

Zu Ende des Septembers folgenden Jahres kam ich wieder nach den Sandwich-Inseln. Der König befahl von neuem, daß uns unentgeldlich, wie voriges Jahr, alle nöthigen Lebensmittel gereicht werden sollten, und Kareimoku nahm uns mit großer Zärtlichkeit auf. Er erzählte mir, daß der berüchtigte Scheffer von Otuwai vertrieben, und vor einiger Zeit, durch die mißliche Lage seines Schiffes gezwungen, mit 100 Aleuten und einigen Russen hier angekommen sey. Kareimoku hatte sie Alle freundlich aufgenommen, um nicht Böses mit Bösem zu vergelten, und sogar dem Scheffer erlaubt, auf einem Amerikanischen Schiffe von hier nach Canton abzusegeln. Bald kamen auch mehrere Russen zu mir, die auf des berüchtigten Baranof's Befehl an Scheffer's Unternehmungen hatten Theil nehmen müssen. Sie litten mit 100 Aleuten große Noth; denn das Schiff war unbrauchbar, und es fehlte ihnen an Lebensmitteln. Ich gab ihnen Stockfische auf einen Monath. Übrigens hatte sich der oberste Beamte, Herr Taracanof, schon Rath gewußt. Er hatte an einen Nord-Amerikaner die 100 Aleuten zum Seeotterfange auf ein Jahr vermiethet, mit der Bedingung, die Leute nach der Zeit nach Sitka zurückzubringen, nebst der Hälfte der erbeuteten Felle als Lohn; ganz in Baranof's Geist, der mit dem Blute der armen Aleuten Seeotterfelle kauft.

Acht Schiffe lagen jetzt im Hafen von Hanarura. Ein Amerikaner verkaufte an Kareimoku ein schönes Schiff gegen eine Ladung von Sandelholz, das nach Canton geht. — Den 11. October besuchte ich den Muray, einen Platz von Bambusrohr umzäunt, und in der Mitte mit sechs kleinen Häusern besetzt, jedes mit einem kleinen Bambuszaune umgeben, über welchen die scheußlichen, mit stinkendem Fleische behängten Bildsäulen wegsehen. Die Priester machten mich auf die einzelnen Stellungen der Bildsäulen aufmerksam, und bemüheten sich, die verzerrten Gesichter nachzumachen, selbst über ihren Witz lachend. Neben einer Hütte standen zwey Bildsäulen, eine

männliche und eine weibliche, die, indem sie beyde nach einer Frucht langten, mich an Adam und Eva erinnerten. Aus einem Häuschen erscholl eine dumpfe Trommel, oft unterbrochen von dem kläglichen Gewinsel eines Menschen. Auf dem Rückwege fand ich eine Gruppe von Frauen um ein Feuer beschäftiget, einen Hund zu braten. Hundebraten ist für die hiesigen Frauen ein Leckerbissen, da sie auf Schweine verzichten müssen. Man hat eine eigene Hundeart hier, den Dachshunden verwandt, welche sich nicht an Menschen anschließen, mit den Schweinen gefüttert, und gleich ihnen gegessen werden.

Kareimoku sagte bey dem zweyten Abschiede zu uns: „Die Götter hätten ihm versprochen, uns zu schützen, damit wir mit ganzen Köpfen und gesunden Füßen in die Heimath kämen."

So weit aus Kötzebue's Reise!

Bevor wir aber zu Krusenstern zurückkehren, und mit ihm nach Kamtschatka gehen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Sandwich-Inseln.

Wir sehen vor uns eine Inselgruppe, mitten gelegen zwischen den zwey großen Erdfesten, Asien und Amerika, bewohnt von einem rohen Volke (etwa 300,000 Seelen), das durch Handel in den Europäischen Bildungsgang gebracht und durch einen kühnen Eroberer zu einem Staate vereint ist. Mag Tammeamea's Herrschaft mit seinem Tode aufhören, mögen neue Kriege unter den Inselbewohnern ausbrechen, die Sandwich-Inseln können der Europäischen Bildung, vielleicht auch der Europäischen Unterjochung, nicht entgehen. Als Vancouver (1790 — 1795) seine Entdeckungs- und Untersuchungsreise in den Gewässern der großen Südsee machte, unterwarf sich auf sein Veranstalten Tammeamea durch eine förmliche Erklärung dem Könige von England; die Russen sind lüstern nach jenen Inseln; aber den wichtigsten Verkehr haben hier die Nord-Amerikaner. Sie beschäftigen gegen 200 Schiffe in den Meeren zwischen Asien und Amerika. Nachdem Mexiko und Süd-Amerika selbstständig geworden sind, möchten auch bald Mexikanische, Chilische und Peruanische Schiffe diese Inseln besuchen, und einen Verkehr mit Ostindien und China eröffnen. Auch sind schon Bothen des Friedens nach den Sandwich-Inseln aufgebrochen. Im October 1819 wurde von Boston aus eine Bothschaft von fünfzehn Mitgliedern abgesendet, worunter außer zwey christlichen Glaubenspredigern und fünf Gehülfen auch ein Landwirth, ein Arzt, ein Buchdrucker und zwey Schullehrer waren. Drey von den Abgeschickten sind geborne Sandwicher, und darunter ist ein Neffe Tammeamea's; alle Drey im Christenthume unterrichtet und getauft. Wird auch nicht gleich das Christenthum sich überall auf den Inseln

verbreiten, ausbleiben kann es nicht. Es geht zwischen Amerika und Asien der Tag auf, das Licht dringt aus der neuen Welt in die alte. Den 18. Jänner 1778 entdeckte Cook auf seiner dritten Reise die Sandwich-Inseln, und benannte sie so dem Grafen Sandwich zu Ehren; er fand nur sechs auf, die drey übrigen sind späterhin entdeckt worden. Wie werden diese Inseln 1878 aussehen! Cook fand Schweine, Hühner und mehrere angebaute Pflanzen vor, als: Bataten, Pisang und Taro-Wurzeln. Schwerlich ahnete Cook, als er die Inseln entdeckte, daß er auf denselben seinen Tod finden würde, und das unter einem Volke, das ihn wie einen Gott verehrte und noch am Tage seines Todes ihm Opfer darbrachte. Es geschah dieses den 14. Februar 1779 in der Bucht von Karakakua. Das Volk in den umliegenden Dörfern empörte sich, größten Theils aus Mißverständnissen. Cook befand sich nähmlich am Lande; auf dem Wasser hatten sich einige Plänkeleyen zwischen den Kähnen der Wilden und den Booten der Schiffe erhoben. Durch eine Flintenkugel ward ein Häuptling getödtet; dieß empörte Alle. Einer trat mit einem Steine und einem Dolche gegen Cook hin. Cook schoß zuerst mit Schrot; da das nicht half, mit einer Kugel, und tödtete Einen. Jetzt erfolgte ein allgemeiner Steinregen, und dann ein wüthender Angriff mit Geheul, trotz des Feuerns von den Booten. Als Cook sich nach den Booten wendete, stieß ihm Einer den Dolch in die Schulter, und da er stürzte, erhoben die Wilden ein großes Jubelgeschrey, und zerfleischten den Körper mit Wuth. Vier Seesoldaten, welche Cook begleiteten, wurden gleichfalls getödtet.

James (Jacob) Cook, war 1727 in Yorkshire geboren, und sollte anfänglich Krämer werden. Allein er verließ die Krambude, und ging zu einem Kohlenschiffer, bey dem er neun Jahre als Lehrjunge dienen mußte. Beym Ausbruche des siebenjährigen Seekrieges (1755), trat er in königliche Dienste, und ward späterhin Officier. Im Jahre 1758 diente er als Lootse auf dem Admiralschiffe des Lord Colville, der an der Küste von Amerika eine Flotte befehligte. Hier las er, während eines harten Winters, zum ersten Mahle den Euklid, und beschäftigte sich auf eigene Hand, bey geringen Hülfsmitteln, mit der Sternkunde. Lehre und Übung gingen hier Hand in Hand; denn er wurde zu den schwierigsten und wichtigsten Geschäften gebraucht. Vorzüglich zeichnete er sich bey Montmorency aus. Nach dem Frieden ward er mit der Aufnahme des Lorenz-Busens und der Küste von Neu-Foundland beauftragt, welches Geschäft er bis 1767 fortsetzte, wo man ihn zu einer Reise nach der Südsee (seiner ersten Reise) ausersah. Hier hatte er Gelegenheit, seine großen Gaben darzulegen. Er hat uns erst die Meer- und In-

küstrecken zwischen Amerika und Asien kennen gelehrt. Auf seinen drey Reisen hat er 37,800 Deutsche Meilen zurückgelegt, und überall hatte er auf diesem Wege genau beobachtet und die Gegenden aufgenommen; er hat mehr geleistet, als 30 seiner Vorgänger, die zwischen Magellan und ihm die Südsee durchschnitten. Seine drey Fahrten dauerten etwa neun Jahre. Kein Seefahrer der neuern Zeit kann mit Cook verglichen werden, und es ist nicht zu läugnen, daß Cook dadurch berühmt ward, weil er, was überall gut ist, von der Pike auf dienen mußte. Er wußte, worauf es beym Kleinsten und beym Größten ankomme; überall verrieth er einen feinen Blick. Sein Körper war dauerhaft, zur Arbeit abgehärtet und im Ertragen geübt. Sein Magen konnte auch die schlechtesten Speisen verdauen; und Mäßigkeit war bey ihm strenge Gewohnheit. Sein heller Verstand und seine richtige Beurtheilungskraft unterstützten überall seinen entschiedenen Willen. Sein kalter Muth und seine Gegenwart des Geistes gaben seinen größten Unternehmungen den Anschein des Gewöhnlichen, und Alles erschien bey ihm so als könne es eben nicht anders seyn.

Herr v. Krusenstern, dem wir jetzt wieder folgen, kam den 14. July 1804 in dem Hafen von St. Peter und Paul in der Awatscha-Bucht, auf der Halbinsel Kamtschatka, an. Die Newa hatte sich aber bey den Sandwich-Inseln von der Nadeshda getrennt, weil sie nach der Nordwestküste von Amerika bestimmt war. Auf der Fahrt von den Sandwich-Inseln nach Kamtschatka ereignete sich nichts Wichtiges. Ein Hayfisch, von achthalb Fuß Länge und 200 Pfund Schwere begleitete eine Zeit lang das Schiff, und wurde endlich mit einem Köder gefangen, und bald darauf noch ein anderer von gleicher Größe. — Krusenstern und Langsdorff mögen jetzt weiter erzählen:

Die hochgelegenen Bergrücken und die mit ewigem Schnee bedeckten Trichter von ehemahls feuerspeyenden Bergen geben Kamtschatka ein ganz eigenes Ansehen. Die mittlere Höhe der Berge beträgt sicher 6000 Fuß; mehrere sind 10 bis 12,000 Fuß hoch. Die schönen Birkenwälder und dickbegrasten Hügel bilden einen lieblichen Vordergrund. Schaaren von vielen tausend Seemöven (larus), welche die schroffen Felsenufer bewohnen, begrüßten uns zuerst. Kaum hatten wir den Busen von Awatscha erreicht, so sahen wir ein Boot mit einem Offiziere auf uns zurudern, der uns freundlich begrüßte, und sogleich nach St. Peter und Paul eilte, von wo aus man uns mit dem Donner der Kanonen bewillkommte.

St. Peter und Paul (Petropawlowsk) liegt am nördlichen Theile des Meerbusens, in einem engen, kurzen, gegen Norden

durch einen großen Süßwassersee begränzten Thal an einem sehr geschützten Hafen. Der Ort enthält einige 30 Häuser, die alle von geschrotenem Holze sind. Es wohnen im Orte 150 Mann Fußvolk, eine kleine Schaar vom Grobgeschütze, einige Kosacken und ein Verweser der Russisch-Amerikanischen Handelsgesellschaft. Die Luft der Umgegend ist rauh, und die Schifffahrt vier bis fünf Monathe durch Frost gehemmt. Zu Ende des April tritt der Frühling hier ein, und man treibt das Hornvieh auf die Weide. Ackerbau wird hier wenig betrieben. Man behauptet, daß die Seeluft dem Getreidebaue hinderlich sey; doch kommen Kartoffeln, Rüben und andere Gewächse sehr gut fort. Der Ortsbefehlshaber empfing uns so gut, als es die Umstände erlaubten. Der Befehlshaber der ganzen Halbinsel wohnt in Nischnei-Kamtschatka, welches an 100 Deutsche Meilen von Petropawlowsk entfernt ist, und als die Hauptstadt betrachtet wird. Der Gesandte schickte einen Eilbothen an ihn ab, mit der Bitte, unverzüglich in Begleitung einer Compagnie Soldaten nach Petropawlowsk zu kommen. Unter vier Wochen konnte er indessen nicht erwartet werden. Der Befehlshaber in Petropawlowsk, Major Krupskoy, that inzwischen Alles, was er vermochte, um unsere Lage möglichst wenig unangenehm zu machen. Seine Leute halfen uns beym Ausladen des Schiffes; er ließ Brot backen, und schickte welche auf die Jagd und auf den Fischfang aus, um uns frische Lebensmittel zu verschaffen, welche nach einer Seereise von sechsthalb Monathen uns sehr nöthig waren. Das ganze Segel- und Tauwerk mußte ausgebessert werden. — Den 18. August kam der Befehlshaber von Kamtschatka, General Koscheleff, an, begleitet von einem Bruder, als Adjutanten, und einem Hauptmanne, Fedoroff, nebst 60 Mann, welche, man denke sich die Wichtigkeit, 100 Meilen her und 100 zurück in einem unwegsamen Lande mit vielen Schwierigkeiten machen mußten, um vor dem Gesandten, seinen hohen Wünschen gemäß, eine Parade zu machen. Der Befehlshaber blieb bis zu unserer Abreise, die vierzehn Tage nach seiner Ankunft erfolgte, in Petropawlowsk. Die Naturforscher der Nadeshda konnten den sechswöchentlichen Aufenthalt wenig benutzen, weil ihnen der Gesandte keine Führer gab, und sie wegen der Bären, Wölfe und Sümpfe, wegen des mannshohen Grases und der unbekannten Berge nicht wagten, sich weit zu entfernen. Sie besuchten nur das anderthalb Meilen entfernte Dorf Awatscha, das fünf Häuser und dreyßig Menschen hat; — Kamtschadalen und zwey Invaliden, die von Jagd und Fischerey leben. Das Dorf Paratunka, dessen Cook und la Peyrouse in ihren Reisen erwähnen, ist nicht mehr. Leider stirbt hier ein Dorf nach dem andern aus, seitdem Ruß-

land die Halbinsel besitzt. Dieß ist seit 1711; denn da verstanden sich die Kamtschadalen zuerst, an Rußland eine jährliche Abgabe von 200 Zobel-, 200 Fuchs- und einigen Otterfellen zu entrichten. Im Laufe jener Zeit hat sich Manches in Kamtschatka geändert, wenig verbessert. Kaiser Paul wollte der immer zunehmenden Entvölkerung steuern, und beorderte deßhalb 800 Mann vom Irkutzkischen Regimente dahin, damit es den Ackerbau triebe; allein die gute Absicht ward vereitelt. Die 800 Mann wurden von Irkutzk (das 900 Meilen von da entfernt liegt) mit Lebensmitteln, Kleidung und Schießbedarf versehen, standen bloß Schildwache bey ihren Vorrathshäusern, wären des Ackerbaues unkundig, und sind, statt Lehrer für die armen Kamtschadalen zu seyn, ihre Blutsauger geworden. Von 10,000 Mann sind die Kamtschadalen schon auf 3000 heruntergekommen.

Vierte Fahrt.

Von Kamtschatka nach Japan.

Zu unserer Reise nach Japan wurden in der Schiffsmannschaft mehrere Veränderungen vorgenommen. Ein Lieutenant, ein Mahler und ein Arzt traten von Kamtschatka aus zu Lande ihre Rückreise nach St. Petersburg an. Der Mahler hatte auch alle Ursache; denn bis dahin war nichts von ihm geliefert. Dagegen gingen der Lieutenant Koscheleff und der Capitän Feodoroff, als Gesandtschaftsritter, und acht Soldaten als Ehrenwache, mit. Gabri und ein Japaner, der sich schlecht aufgeführt hatte, blieben auch zurück.

Den 30. verließen wir den Hafen, und ankerten in der Awatscha-Bucht; den folgenden Tag speisete der General Koscheleff bey uns, und wurde mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen, da er sich unser mit außerordentlicher Güte und Zuvorkommenheit angenommen, und uns so reichlich mit Allem versorgt hatte. Ja, er ließ uns sogar aus Nischnei-Kamtschatka den ganzen Vorrath von Lebensmitteln, den er für sich zum Winter gemacht hatte, kommen, und versorgte uns mit sieben Ochsen, die zu Kamtschatka's Seltenheiten gehören, weil hier wenig Hornvieh ist. Das Rindvieh mußte auch über 60 Meilen weit gehohlt werden. Nach den erst erwähnten Lebensmitteln war ein Sergeant mit Pferden ausgeschickt, und kam in siebenzehn Tagen zurück; in welcher Zeit er 200 Meilen zurückgelegt hatte.

Erst den 7. September gelang es uns, die Bucht zu verlassen,

[illegible] einen großen Süßwassersee begränzten Thal an einem sehr geschützten Hafen. Der Ort enthält einige 30 Häuser, die alle von geschnittenem Holze sind. Es wohnen im Orte 150 Mann Fußvolk, eine kleine Schaar vom Grobgeschütze, einige Kosacken und ein Verweser der Russisch-Amerikanischen Handelsgesellschaft. Die Luft der Umgegend ist rauh, und die Schifffahrt vier bis fünf Monathe durch Frost gehemmt. Zu Ende des April tritt der Frühling hier ein, und man treibt das Hornvieh auf die Weide. Ackerbau wird hier wenig betrieben. Man behauptet, daß die Seeluft dem Getreidebaue hinderlich sey; doch kommen Kartoffeln, Rüben und andere Gewächse sehr gut fort. Der Ortsbefehlshaber empfing uns, so gut als es die Umstände erlaubten. Der Befehlshaber der ganzen Halbinsel wohnt in Nischnei-Kamtschatka, welches an 100 Deutsche Meilen von Petropawlowsk entfernt ist, und als die Hauptstadt betrachtet wird. Der Gesandte schickte einen Eilbothen an ihn ab, mit der Bitte, unverzüglich in Begleitung einer Compagnie Soldaten nach Petropawlowsk zurückkommen. Unter vier Wochen konnte er indessen nicht erwartet werden. Der Befehlshaber in Petropawlowsk, Major Krupskoy, that inzwischen Alles, was er vermochte, um unsere Lage möglichst wenig unangenehm zu machen. Seine Leute halfen uns beym Ausladen des Schiffes; er ließ Brot backen, und schickte welche auf die Jagd und auf den Fischfang aus, um uns frische Lebensmittel zu verschaffen, welche nach einer Seereise von sechsthalb Monathen uns sehr nöthig waren. Das ganze Segel- und Tauwerk mußte ausgebessert werden. — Den 18. August kam der Befehlshaber von Kamtschatka, General Koscheleff, an, begleitet von einem Bruder, als Adjutanten, und einem Hauptmanne, Feodoroff, nebst 60 Mann, welche, man denke sich die Wichtigkeit, 100 Meilen her und 100 zurück in einem unwegsamen Lande mit vielen Schwierigkeiten machen mußten, um vor dem Gesandten, seinen hohen Wünschen gemäß, eine Parade zu machen. Der Befehlshaber blieb bis zu unserer Abreise, die vierzehn Tage nach seiner Ankunft erfolgte, in Petropawlowsk. Die Naturforscher der Nadeshda konnten den sechswöchentlichen Aufenthalt wenig benutzen, weil ihnen der Gesandte keine Führer gab, und sie wegen der Bären, Wölfe und Sümpfe, wegen des mannshohen Grases und der unbekannten Berge nicht wagten, sich weit zu entfernen. Sie besuchten nur das anderthalb Meilen entfernte Dorf Awatscha, das fünf Häuser und dreyßig Menschen hat; — Kamtschadalen und zwey Invaliden, die von Jagd und Fischerey leben. Das Dorf Paratunka, dessen Cook und la Peyrouse in ihren Reisen erwähnen, ist nicht mehr. Leider stirbt hier ein Dorf nach dem andern aus, seitdem Nach-

land die Halbinsel besitzt. Dieß ist seit 1711; denn da verstanden sich die Kamtschadalen zuerst, an Rußland eine jährliche Abgabe von 200 Zobel-, 200 Fuchs- und einigen Otterfellen zu entrichten. Im Laufe jener Zeit hat sich Manches in Kamtschatka geändert, wenig verbessert. Kaiser Paul wollte der immer zunehmenden Entvölkerung steuern, und beorderte deßhalb 800 Mann vom Irkuzkischen Regimente dahin, damit es den Ackerbau triebe; allein die gute Absicht ward vereitelt. Die 800 Mann wurden von Irkuzk (das 900 Meilen von da entfernt liegt) mit Lebensmitteln, Kleidung und Schießbedarf versehen; standen bloß Schildwache bey ihren Vorrathshäusern, waren des Ackerbaues unkundig, und sind, statt Lehrer für die armen Kamtschadalen zu seyn, ihre Blutsauger geworden. Von 10,000 Mann sind die Kamtschadalen schon auf 3000 heruntergekommen.

Vierte Fahrt.

Von Kamtschatka nach Japan.

Zu unserer Reise nach Japan wurden in der Schiffsmannschaft mehrere Veränderungen vorgenommen. Ein Lieutenant, ein Mahler und ein Arzt traten von Kamtschatka aus zu Lande ihre Rückreise nach St. Petersburg an. Der Mahler hatte auch alle Ursache; denn bis dahin war nichts von ihm geliefert. Dagegen gingen der Lieutenant Koscheleff und der Capitän Feodoroff, als Gesandtschaftsritter, und acht Soldaten als Ehrenwache, mit. Gabri und ein Japaner, der sich schlecht aufgeführt hatte, blieben auch zurück.

Den 30. verließen wir den Hafen, und ankerten in der Awatscha-Bucht; den folgenden Tag speisete der General Koscheleff bey uns, und wurde mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen, da er sich unser mit außerordentlicher Güte und Zuvorkommenheit angenommen, und uns so reichlich mit Allem versorgt hatte. Ja, er ließ uns sogar aus Nischnei-Kamtschatka den ganzen Vorrath von Lebensmitteln, den er für sich zum Winter gemacht hatte, kommen, und versorgte uns mit sieben Ochsen, die zu Kamtschatka's Seltenheiten gehören, weil hier wenig Hornvieh ist. Das Rindvieh mußte auch über 60 Meilen weit gehohlt werden. Nach den erst erwähnten Lebensmitteln war ein Sergeant mit Pferden ausgeschickt, und kam in siebenzehn Tagen zurück; in welcher Zeit er 200 Meilen zurückgelegt hatte.

Erst den 7. September gelang es uns, die Bucht zu verlassen,

so lange war das Wetter neblicht und schlecht. Den 10. sahen wir die Sonne auf eine kurze Zeit, und den 11. überfiel uns ein starker Sturm, wobey das Schiff einen Leck erhielt, so daß wacker gepumpt werden mußte. Den 12. sahen wir viele Wallfische und Vögel. Mehrere Landvögel setzten sich ermüdet auf's Schiff, und wurden mit den Händen ergriffen. Den 14. mußten wir unsere Ochsen schlachten, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, sie zu verlieren; denn das Schwanken des Schiffes am 11. hatte sie zu sehr angegriffen. Am 15. änderte sich das Wetter; statt der nassen und kalten Nebel traten heitere Tage und Nächte ein, und ein Nordostwind förderte unsere Fahrt außerordentlich. Den 20. sahen wir zuerst wieder die Bewohner wärmerer Erdstriche, fliegende Fische. Den 24. überzeugte uns eine Menge von Schmetterlingen, Wasserjungfern und Landvögeln, so wie abgebrochene Baumzweige, daß wir nicht fern vom Lande seyn könnten, und den 28. des Morgens um 10 Uhr zeigte sich wirklich die Japanische Küste. Den 27. feyerten wir den Geburtstag des Kaisers, wir, die ersten Russen in den Japanischen Gewässern. Der Gesandte, Herr von Resanoff, der sehr gut reden konnte, hielt auf dem Verdecke eine wortreiche Rede, und behing jeden Soldaten mit einem Schaustück, worauf des Kaisers Bildniß sich befand. Kanonenschüsse und Gläserklang verherrlichten das Fest. In der Nacht vom 29. bis zum 30. stürmte es sehr. Am Morgen schien zwar die Sonne, aber starke Wolken aus Südost und das Fallen des Barometers kündigten einen Sturm an, und ich suchte daher den Küsten so fern als möglich zu kommen. Um Mittag gingen die Wellen aus Südost schon berghoch, die Sonne hatte eine glanzlose bleiche Farbe, und ward bald von dicken Wolken verdunkelt. Der Wind hatte um 1 Uhr so zugenommen, daß wir nur mit der größten Anstrengung und Gefahr die Mars- und Untersegel einnehmen konnten, indem die Seile zerrissen wurden. Mit unerschrockenem Muthe trotzten die Matrosen der Gefahr, banden die Segel zusammen und ließen die obern Masten herunter. Um 3 Uhr wurden alle Sturmsegel, die einzigen, die wir trugen, zerrissen. Nichts konnte jetzt der Wuth des Sturmes gleich kommen. So viel ich auch von den Winden an den Japanischen und Chinesischen Küsten gehört hatte, so überstieg dieser doch bey weitem meine Erwartung. Die Wellen rollten in fürchterlichen Massen, und die mit Pfeilschnelle über uns hinziehenden schwarzgrauen Wolken verdunkelten die erbleichte Sonne, so daß wir gegen halb fünf Uhr in die tiefste, schrecklichste Nacht gehüllt waren. Das Steuerruder war schon längst angebunden und ohne Führer; trotz aller Anstrengung konnten wir kein doppelt gerefftes Sturmbesan-Segel setzen, so daß,

bey Mangel aller Segel, das Schiff gänzlich dem Sturme preis gegeben war. In jedem Augenblicke mußten wir fürchten, daß die knarrenden Mästen über Bord gehen würden, und alle Ärte waren zur Hand gelegt, um dann sogleich die Wanden zu kappen. Von allen Seiten stürzte das Wasser in das Schiff, und die Leute mußten fortwährend mit der größten Anstrengung pumpen. Das Quecksilber im Barometer sank immer mehr, ja zuletzt bis auf 27 Zoll. In fünf Stunden fiel es 2½ Zoll. — Alles war in der größten Thätigkeit auf dem ganzen Schiffe. Überall hörte man Lärmen und Poltern, und sah man Laternen. Das Sprachrohr war auf drey Schritte kaum vernehmbar. Während des Polterns im Schiffsraume selbst überschlug eine Welle nach der andern das Schiff, und drohete es in den Abgrund zu schleudern. See und Himmel schienen vereiniget zu seyn, man konnte die Gränzen von Wasser und Luft nicht erkennen. Die Seitenböden des Schiffes flogen ab, die Kanonen auf der Schanze *) wurden vom Wasser berührt, und die Hauptgefahr war den Meisten unbekannt — nähmlich die Nähe der Küste, der wir immer mehr zugetrieben wurden, so daß unsere Scheiterung vor zwölf Uhr fast sich vorausbestimmen ließ, wenn nicht der Wind sich wendete. Bey einer Scheiterung war an Rettung der Mannschaft gar nicht zu denken, da der Sturm zu sehr wüthete, und die Küstenbrandung also fürchterlich seyn mußte.

Nach acht Uhr entstand plötzlich eine Windstille von fünf Minuten, die wir benutzten, um ein Sturmsegel am Besanmaste aufzuspannen. Es war aber noch nicht ganz aufgezogen, als der Wind wieder eben so heftig, doch aus Südwest, tobte. Eine ungeheure Welle schlug in das Hintertheil des Schiffes, riß die Gallerie auf der linken Seite weg, durchbrach die doppelte Seitenwand in meiner Kajüte, und überschwemmte sie dermaßen, daß sie drey Fuß tief mit Wasser angefüllt war. Kostbare Bücher, Stühle, Tische, Landkarten, nach Japan bestimmte Geschenke, Meßwerkzeuge, Kleidungen — Alles schwamm in der Kajüte umher. Die Gefahr, an der Küste zu scheitern, war vorüber durch Drehung des Windes; allein die Gewalt des Sturmes drohete uns noch immer den Untergang. Doch um zehn Uhr fing der Sturm an sich zu legen; um Mitternacht stieg das Quecksilber bedeutend im Barometer, und wir Alle dankten dem Herrn des Sturmes und der Meere für unsere Rettung. Schön ging am Morgen die Sonne auf, und Alles eilte jetzt auf das Verdeck, um sich und seine Sachen zu trocknen. Den 4. October um-

*) Der hintere erhabene Theil auf dem Schiffe.

schifften wir die Südspitze von der Insel Kiusiu, und hatten südlich die Insel Jakonosima. Des Nachts sahen wir an den Küsten Feuer brennen — wohl Lärmzeichen, weil das Erscheinen eines großen Kriegsschiffes die mißtrauischen Japaner gewiß sehr in Furcht setzte. Ja, wir erfuhren späterhin, daß man tagtäglich, sobald man uns entdeckt hätte, von der Küste Eilbothen an den Oberbefehlshaber in Nangasaky schickte, um unsere weitere Fahrt zu berichten. Wir kamen der Küste von Kiusiu so nahe, daß wir Gebäude und Einwohner unterscheiden konnten.

Von einer Menge kleiner Fahrzeuge und Fischerboote wagte es keines, sich unserm Schiffe zu nahen, ungeachtet die von uns mitgebrachten Japaner ihnen öfters zuriefen *). Die Küstenländer schienen stark bevölkert und sehr gut angebaut zu seyn, die Berge terrassenweise bis zum obersten Gipfel, und Lustgänge von hohen schattigen Bäumen gaben den Landschaften ein freundliches Ansehen. Den 8. erblickten wir die Gegenden von Nangasaky. Das Land trug auch hier überall die unverkennbarsten Zeichen der emsigsten Betriebsamkeit an sich, und gewährte uns eine reitzende Aussicht, welche durch die unabsehbaren Baumreihen, in denen sich hin und wieder Lauben befanden, verschönert ward. Gegen ein Uhr waren wir in der Nähe der Bucht von Nangasaky. Ein kleines Fahrzeug mit zwey Beamten kam uns entgegen. Diese thaten allerley Fragen, als: wer wir seyen, — woher wir kämen, — in welcher Absicht, — ob die Gesandtschaft bloß nach Japan bestimmt sey, — ob und wie viel Geschütze, Ober- und Untergewehre wir an Bord hätten — u. s. w.

Zwischen fünf und sechs Uhr kam ein anderes Boot, um uns einen Ankerplatz anzuzeigen, der drey Viertelmeilen vom Lande war, in der Nachbarschaft des Papenberges **).

So waren wir in dem merkwürdigen Japan endlich angekommen, und hofften glücklich die Unterhandlungen weiter fortzusetzen, die Laxmann vor zwölf Jahren zwischen Japan und Rußland angeknüpft hatte, und die für beyde Staaten vortheilhaft ausfallen könnten, da beyde Gränznachbarn sind. Die Wichtigkeit einer Freundschaft mit Japan war der Kaiserinn Katharina nicht entgangen. Sobald sie nähmlich erfahren hatte, daß ein Japanischer Kaufmann, Kodai, auf den Kurilischen Inseln gescheitert sey,

*) Es ist dieß höchst natürlich, weil dem Volke aller Verkehr mit Fremden untersagt ist.

**) Der Nahme soll daher rühren, weil man bey Vertilgung des Christenthumes in Japan von diesem Berge die Geistlichen in's Meer stürzte.

und sich in Sibirien aufhalte, so nahm sie ihn in besondere Gastfreundschaft, ließ ihn nach St. Petersburg kommen, zeigte ihm dort alle Herrlichkeiten der Welt, und überhäufte ihn mit großen Ehren, Gnaden und Gaben. Von Petersburg kehrte er nach Ochotzk zurück, und wurde 1792 von dem Seehauptmanne Laxmann, dem Sohne des bekannten Naturforschers, Hofrath Laxmann, nach Atkis, einem Hafen an der Nordküste von Matsmai, gebracht. Der Oberbefehlshaber Sibiriens sendete mit einem Briefe an den Kaiser von Japan zugleich einige Geschenke, und Kodai, der Russisch gelernt hatte, that alles Mögliche, um eine Verbindung zwischen Rußland und Japan einzuleiten. Allein Laxmann erhielt von der Japanischen Regierung einen Verweis, daß er wo anders als in Nangasaky gelandet, daß man einen Brief an den Kaiser geschrieben, was in Japan Hochverrath sey, und bekam nur die Erlaubniß, daß jährlich ein Russisches Schiff nach Nangasaky kommen könnte. — Wir hatten also eine Erlaubniß, nach Nangasaky zu kommen, und brachten von fünfzehn von neuem gescheiterten Japanern vier mit. Einer ward in Kamtschatka seines schlechten Betragens wegen zurückgelassen, und die übrigen zehn hatten es vorgezogen in Irkutzk zu bleiben, wo Einer jetzt als Professor der Japanischen Sprache angestellt ist.

Bald, als wir die Anker ausgeworfen, umgaben uns zwanzig größere und kleinere Fahrzeuge als Wachboote. Jedes zog am Abende eine melonenförmige Laterne auf, die sich in einer Entfernung von 50 bis 100 Schritten um das Schiff recht gut ausnahmen. Gegen zehn Uhr kam eine Menge erleuchteter Fahrzeuge an's Schiff; eines davon zeichnete sich durch Schönheit und durch zwey hell erleuchtete, mit Wapen gezierte Laternen aus. Es erschien darauf ein Beamter — „Opperbanjos oder grooter Heer“ von den Holländischen Dolmetschern *) hier genannt. Er wurde mit seinem Gefolge unter Trommelschlag von einer Ehrenwache auf dem Schiffe empfangen, und sogleich zu dem Gesandten geführt. Der Opperbanjos setzte sich nebst seinem Schreiber mit übereinander geschlagenen Füßen auf das

*) Diese Dolmetscher (Tolks) sind geborne Japaner, die von ihrer Regierung zur genauen Erlernung der Holländischen Sprache angestellt sind, und allen Handelsverkehr mit den Holländern besorgen, die seit zwey Jahrhunderten hierher handeln, und sich um des Gewinnstes willen allerley Demüthigungen gefallen lassen müssen, die dem Europäer Schande machen. Es gibt an 60 Holländische Dolmetscher in Nangasaky.

Sopha; einige Bedienten stellten sich mit Laternen, einem Tabakszeuge und einem Spuckkästchen davor, und die Dolmetscher knieten in einem Halbkreise. Der Opperbanjos that allerley Fragen, und zeigte uns an, daß wir alles Schießpulver, alle Kanonen, Flinten und Degen während unseres Aufenthaltes abliefern müßten. Nachdem wir eine Stunde in der Kajüte zugebracht, so bath der Opperbanjos, daß wir nun auch dem Oberhaupte der Holländischen Handelsniederlassung, der so lange im Kahne hatte verweilen müssen, einen Besuch erlauben möchten. Er hieß Herr Doeff, und kam mit seinem Schreiber und den beyden Hauptleuten von zwey hier vor Anker liegenden Schiffen. Einer trat nach dem Andern herein, so wie Jeder von einem Dolmetscher aufgerufen ward, und mußte dem Opperbanjos eine tiefe Verbeugung machen, und in der Lage so lange bleiben, bis der Dolmetscher sagte: es sey nun genug.

Am folgenden Tage brachte uns ein kleines Boot Erfrischungen: Hühner, Änten, Rettige, Reiß und Fische. Um fünf Uhr desselben Tages kam der Schatzmeister mit einem ansehnlichen Gefolge, und verlangte sogar, daß der Gesandte ihn zuerst auf seinem Boote bewillkommen sollte, was jedoch abgeschlagen ward. Die Unterhandlung betraf die Waffen-Ablieferung, die Ehrenwache, unsere Papiere, den beabsichtigten Handelsvertrag und einen sichern Ankerplatz. — Das Schießpulver und die Gewehre wurden auch sogleich abgegeben, und darauf das Schiff, vermittelst 60 Boote, die in fünf Reihen gestellt waren, und das Schiff an Tauen zogen, an einen andern Platz gebracht. An demselben Tage besuchten uns auch noch die Holländer, in denen wir vortreffliche Männer kennen lernten. Allein späterhin erhielten sie nie wieder die Erlaubniß, zu uns zu kommen. Als Herr Doeff in die Kajüte trat, wollte er zuerst unserm Gesandten seine Verbeugung machen; allein ein Dolmetscher nahm ihn höflichst beym Arme, drehte ihn um, und sagte: „Erst „moet je den grooten Herrn een Compliment moaken;“ und lange mußte nun Herr Doeff in einem rechten Winkel mit herunterhängenden Armen stehen. Als es ihm etwas zu lange dauerte, drehete er den Kopf seitwärts, und sagte: „Kan ik wederum upstoan?“ — Ein anderer Holländer, Herr von Pabst, wollte sich heimlich aus der Kajüte schleichen, um dem Abschiedsgruße zu entgehen; allein ein Dolmetscher rief sogleich: „Heh, mien Heer Peabst, eer je wegs „goaht, moet je de groote Heern een Compliment moaken.“

Die Kleidung der Banjos und der Dolmetscher bestand aus einem kurzen Oberkleide mit sehr weiten Ärmeln, und einem ganzen Kleide, das bis zu den Füßen reicht, aber sehr eng ist, so daß es

das Gehen beschwerlich macht. Ein Japaner gleicht in seiner Kleidung einer Europäischen Frau. Das lange Kleid ist gewöhnlich bunt, das Oberkleid schwarz. Das Geschlechtswapen eines Jeden ist in's Kleid eingewirkt, und das an mehreren Stellen. Ein unverheirathetes Mädchen trägt das Wapen des Vaters; eine Frau das des Mannes. Das größte Geschenk, was in Japan ein Vornehmer einem Niederen machen kann, besteht in einem Oberkleide mit seinem Wapen. Der Beschenkte trägt dann sein eigenes Wapen auf dem Unterkleide. Tuch und Pelzwerk tragen die Japaner nicht. Im Winter haben sie aber oft sechs Kleider über einander an. Ihre Strümpfe, aus baumwollenem Zeuge, gehen nur, wie bey uns die Socken, bis zur halben Wade, und ihre Schuhe sind Strohsohlen, über den großen Zehen mit einem Bügel befestiget. Obgleich der Japaner einen halbgeschorenen Kopf trägt, so bedient er sich durchaus keiner Kopfbedeckung. Er rasiret, kämmt und ölt täglich seinen Kopf; er bindet die Haare in ein Zöpfchen auf der Mitte des Kopfes, das nach vorn steht. Den Bart rupft er mit einer kleinen Zange aus. Reinlichkeit herrscht in allen Ständen.

Die Gegend um unsern neuen Ankerplatz war entzückend, die Berge vom Gipfel bis zum Meere herunter bebaut, und die terrassenmäßig angelegten Felder durch grüne Plätze und kleine Wäldchen und Buschwerk unterbrochen. Mehrere Dörfer und einzelne Häuser gewährten mannigfaltige Abwechselung, und die Thätigkeit des arbeitsamen Landmannes belebte die reitzende Landschaft. Am nahen Ufer sahen wir mehrere aufgeworfene Wälle, die nebst den dahinter gelegenen Häusern mit Matten behängt waren. Dieß, sagte man, seyen Festungen. Fünf und dreyßig Wachschiffe umgaben uns; drey hatten den Befehl, sich dicht bey uns zu halten, im Falle wir irgend etwas bedürften.

Den 10. kamen wieder mehrere Boote mit Trommelschlag und tactmäßigem Geschreye zu uns, und ein Opperbanjos ließ sich näher von dem Inhalte des Schreibens, das der Kaiser sendete, und über die Geschenke, unterrichten. Die vorzüglichsten darunter waren: eine sehr künstliche Uhr, in Form eines Elephanten, mit vielen kostbaren Steinen ausgelegt; zwey große Spiegel, jeder aus einem einzigen Glase, 15 Fuß lang und 6 Fuß breit; eine Menge anderer Spiegel; ein kostbarer schwarzer Fuchspelz; ein Hermelinpelz; Vasen aus Elfenbein, in Archangel gearbeitet; schöne Flinten, Pistolen und Säbel; feine Stahlwaaren von Tula; viele schöne Glas- und Porzellanwaaren aus St. Petersburg; Teppiche und gestickte Gemählde; das Bildniß des Kaisers; viele sammetne und seidene Zeuge; feine Zitze; Tücher und Pelzwerk; goldene und silberne

Taschenuhren; eine Elektrisir-Maschine; Alles wenigstens 300,000 Rubel an Werth *).

Die Dolmetscher fingen bald an sich im Russischen zu üben, und die Gelehrigkeit, die Wißbegierde und das Gedächtniß dieser Leute setzte uns in Erstaunen. Den 12. sahen wir fünf Chinesische Fahrzeuge (Jonken genannt) auslaufen, die uns einen Beweis von dem niedrigen Standpuncte der Chinesischen Schifffahrt gaben. An demselben Tage kam wieder ein Opperbanjos, dem die vier Japaner in seidenen Kleidern, ein Jeder mit einer silbernen Uhr und 20 Ducaten beschenkt, vorgestellt wurden. Den 16. brachte man uns auf einen dritten Ankerplatz, hinter dem Papenberge, wo wir zum ersten Mahl die Stadt Nangasaky sehen konnten. Täglich kamen jetzt Japanische Lustschiffe in unsere Nähe, um uns zu betrachten. Darunter zeichnete sich das Fahrzeug des Fürsten von Fisen besonders aus. Es war mit vielen Ehrenzeichen, Flaggen, Stäben, Bogen, Pfeilen, Flinten, jedoch alle in Futteralen, geziert. Zuweilen kam ein ganzes Boot voll Kinder, so daß es uns schien, als wolle man einer ganzen Schule unser Schiff zeigen. Andere Boote hatten lauter Mädchen und Weiber; letztere sind von erstern durch schwarzgebeitzte Zähne unterschieden. Auch am Ufer sahen wir Viele lustwandeln, einen kleinen Tempel besuchen, und sich in Gruppen niederlassen, um den mitgebrachten Reiß mit zwey Stäbchen aus schön lackirten Kästchen zu essen.

Die Unterhandlungen gingen sehr langsam vorwärts; es ward uns nicht erlaubt, mit den absegelnden Holländern noch ein Mahl zusammen zu kommen, und mit großer Noth konnten wir einen Brief durch sie an den Kaiser schicken; und nur wegen Krankheit erhielt der Gesandte den 29. ein Plätzchen auf dem Lande zur Erhohlung angewiesen. Allein der angewiesene Ort, der 10 Minuten vom Schiffe entfernt lag, war über alle Erwartung klein, etwa so lang, als zwey Mahl unser Schiff, rings mit Bambusrohr eingezäunt, und mit Ausnahme dreyer Bäume, aller Gewächse beraubt. Ein kleines Lusthäuschen war darin errichtet, um bey Regen ein Obdach zu ge-

*) Da wir einen Dolmetscher fragten, auf welche Weise die Spiegel nach Jeddo kommen würden, antwortete er: durch Tragen; und da wir ihn darauf aufmerksam machten, daß zu jedem Spiegel wenigstens 60 Mann erforderlich seyn würden, die dann wenigstens alle halbe Meile abgelöset werden müßten, so erklärte er das für eine Kleinigkeit, und erzählte, vor einigen Jahren habe der Kaiser von China einen Elephanten geschenkt, der von Nangasaky bis Jeddo getragen worden sey, d. h.: 170 Deutsche Meilen.

währen. Da uns ein solches Plätzchen nur langweilen konnte, auch der nächtliche Aufenthalt uns daselbst nicht verstattet war, kehrten wir bald wieder auf's Schiff zurück. Den 3. November fuhren Mehrere von uns wieder nach dem Orte, der Kibatsch hieß. Sie fanden viele Menschen dort beschäftiget, um noch ein kleines Häuschen zu bauen. Darunter waren auch zwölfjährige Knaben, die ganz geschickt hobelten und sägten. Die Werkzeuge wichen in ihrer Form von den Europäischen bedeutend ab. Die Arbeiter waren Alle sehr freundlich und zuvorkommend, und bothen uns ihre Fächer dar, um zum Andenken unsere Nahmen darauf zu schreiben. Jeder Japaner führt nähmlich beständig Fächer, Pfeife, Tabakstasche, Schreibzeug und Papier bey sich. Des letztern bedient er sich auch stückweise als eines Schnupftuches.

Den 9. November wurde endlich das Schiff auf eine Stelle gebracht, wo dessen Ausbesserung möglich war; etwa eine halbe Meile von der Stadt Nangasaky. An dem Tage war auch ein verständiger Dolmetscher bey uns, der die strengen Verfügungen der Japanischen Regierung selbst lächerlich machte, und behauptete, daß die Unterthanen blind seyen, weil die Obern sie blind machten, und daß der Kaiser eine schlechte Erziehung gehabt habe. Er brachte mehrere Japanische Sprichwörter an, als: „Das Alter des Menschen reicht bis zu 100 Jahren, der Ruhm aber bis zur Ewigkeit. — Des Menschen Leben ist kurz, sein Nahme aber kann ohne Ende seyn. — Ein vernünftiger Mann muß sich in alle Umstände, wie das Wasser in jedes Gefäß, zu finden wissen."

Das Wetter wurde den 24. November kalt; die Matrosen auf den Wachschiffen schienen nicht wenig in ihren dünnen baumwollenen Kleidern zu frieren, und mußten des Nachts in den offenen Booten auf einer Strohmatte ohne Bedeckung schlafen. Der von uns so lange erwartete Bothe aus Jeddo, der, wie wir hofften, alle unsere Wünsche in Erfüllung bringen sollte, und worauf uns der Oberbefehlshaber von Nangasaky stets vertröstete, kam immer noch nicht an. Die Unterhandlungen wurden fortgesetzt, und fanden die größten Schwierigkeiten in dem Eigensinne des Gesandten, der durchaus seine Ehrenwache, ganz den Japanischen Gesetzen zuwider, mit an's Land nehmen wollte.

Den 15. December ward uns angekündiget, daß eine Wohnung in Megasaky, einer Vorstadt von Nangasaky, für den Gesandten und seine Umgebungen eingerichtet sey. Den 17. fuhren einige Officiere hin, um die Wohnung in Augenschein zu nehmen. Sie fanden ein einstöckiges hölzernes Haus von neun Zimmern, alle mit neuen Strohmatten belegt, und ohne alle Geräthschaften, mit Ausnahme von ku-

pfernen Kohlenbecken, die als Ofen dienen. Die Fenster bestanden aus einem dünnen Papiere. Die Packhäuser für die Geschenke waren geräumig, und konnten den Soldaten mit zum Aufenthalte dienen. Nach dem Mittagsessen wurde der Gesandte in einem Prachtboote, dem Fürsten von Fisen gehörig, abgeholt. Viele kleine Boote bugsierten das Prachtboot; es war 120 Fuß lang, und hatte zwey Stockwerke. Das untere zierten von außen lillaseidene Zeuge und das fürstlich Fisensche Wapen; das obere prangte mit Vorhängen von Atlas aus mancherley Farben. Die innern Wände waren sehr schön lackirt, und der Fußboden mit köstlichen Teppichen belegt. Das Hauptzimmer befand sich im untersten Stocke in der Mitte. An den schwarz lackirten Wänden prangte, in Gold eingelegt, das Wapen. Auf einem von unserm Schiffe mitgenommenen Lehnsessel saß in diesem Zimmer der Gesandte, und vor ihm lag auf einem Tische das kaiserliche Schreiben. Eine unglaubliche Menge Japanischer Fahrzeuge begleitete uns. Die Japanischen Wachhäuser und Festungen, vor denen wir vorbeykamen, waren mit neuen Tüchern behangen, und viele Soldatenfahnen, Standarten und andere kostbare Ehrenzeichen standen in der Nähe; alles dem Gesandten zu Ehren. Viele tausend Menschen umgaben den Landungsplatz; fast alle mit Regenschirmen versehen. Als wir die Wohnung bezogen hatten, lagerten sich rings herum Wachen, und die Thüren wurden von Innen und von Außen verriegelt.

Den 22. kam endlich die Nachricht an, daß ein Boot von Jeddo gekommen sey, das die Erlaubniß mitbrachte, daß das Schiff in den Hafen von Nangasaky einlaufen könne, was auch am folgenden Tage geschah. Die Holländer feyerten den Jahresschluß auf der Insel Desima, die ihnen zum Aufenthalte angewiesen ist, mit einer großen Erleuchtung. Fast alle Dolmetscher hatten sich dorthin zum Schmause begeben. Das neue Jahr fing an, ohne daß wir eine Antwort von Jeddo in Betreff unsers Gesandten oder des Handelsvertrages erhalten hätten, und die Dolmetscher sagten uns, die Sache zögere darum so lange, weil der weltliche Kaiser in Jeddo erst mit dem geistlichen Kaiser (dem Dairi) in Miako darüber unterhandeln müsse.

Den 30. Jänner feyerten die Japaner ihren Neujahrstag; die Pfosten unserer Thüren wurden feyerlich geschmückt, und der Gesandte erhielt ein Neujahrsgeschenk. Auf einem sauber gearbeiteten neuen hölzernen Kästchen lagen zwey große runde Reißkuchen, auf dem obersten derselben ein Krebs, eine Apfelsine, ein Stück Seetang, Salz und Reiß, eine Kastanie, Feigen, Gras, Laubwerk, Stroh, und obenauf eine Schleife mit Glückwünschungen. Die einzelnen Sachen haben ihre Bedeutung; der Krebs zeigt die Gesundheit an, und die Apfelsine die Vermehrung. Drey Tage haben die Japaner mit

Glückwünschungen und mit Abgeben von Visiten-Karten zu thun. Sie tragen dabey ein besonderes Feyerkleid aus hellblau-grauem baumwollenen Zeuge, der Ärmste und der Reichste von gleicher Güte und gleicher Form *).

Zu Anfang des Märzes wurde es uns ganz klar, daß an die Reise unsers Gesandten nach Jeddo gar nicht zu denken sey. Die Dolmetscher erkundigten sich stets angelegentlich nach dem Fortgange der Schiffsausbesserung. Man reichte uns dazu Alles unentgeldlich, so wie auch die nöthigen Lebensmittel, und aus Allem erhellte, daß man unsere Abreise wünsche. Unsere Lage war traurig. Wir entbehrten alles Umganges, lebten wie Gefangene, konnten weder das Land, noch seine Erzeugnisse und Einwohner kennen lernen, und sahen immer mehr, unsere ganze Reise sey vergeblich **).

Den 30. April erschien ein Dolmetscher, kündigte uns die Ankunft eines großen Herrn von Jeddo an, und lud den Gesandten zu einer Zusammenkunft mit demselben im Hause des Oberbefehlshabers ein. Nun gingen die Unterhandlungen über das wechselseitige Betragen bey der Zusammenkunft an. Man verlangte von dem Gesandten, er solle beym Eintritte, nach Japanischer Art, vor dem Bothschafter des Japanischen Kaisers und dem Oberbefehlshaber knien. Das verweigerte derselbe, und erklärte, daß er diese Herren nach Europäischer Sitte mit der Ehrfurcht behandeln wolle, die er seinem Kaiser erweise. Man gestand ihm dieß nach langem Wortwechsel zu. Da keine Stühle in Japan gebraucht werden, so war eine neue Verlegenheit die Stellung, worin sich der Gesandte während der Unterredung befinden sollte. Er wollte stehen, das aber, sagten die Dolmetscher, sey die allerunanständigste Art. Knien, wie das der Jeddo'sche Abgesandte und der Oberbefehlshaber nach ihrer Landessitte thaten, wollte der Gesandte nicht; endlich ward die Sache dahin vermittelt, daß der Gesandte mit seitwärts ausgestreckten Füßen sich legen sollte.

*) Den 14. Februar ereignete sich eine vollständige Mondesfinsterniß, welche in dem Japanischen Kalender auch bemerkt war, doch nicht nach Stunden und Minuten. Es sollen sich im Norden des Reiches in eigenen Tempeln Leute aufhalten, Issis genannt, die sich nur mit Wissenschaften beschäftigen, und Stürme und Mondesfinsternisse voraussagen.

**) Den 20. März und 1. April ward ein Fest gefeyert, Massume Matzuri benannt. Es soll vorzüglich darin bestehen, daß die Ältern ihre Töchter mit Puppen beschenken, also mit unserm Weihnachtsfeste Ähnlichkeit haben.

Den 4. fand die Zusammenkunft Statt. Ein prachtvolles Boot nahm den Gesandten und die Herren von der Gesandtschaft auf. An einer breiten bequemen Treppe wurden wir ausgeschifft und von vielen vornehmen Japanern empfangen. Eine große kaiserliche Bürgerwache, vor welcher viele Ehrenzeichen standen, war der Treppe gegenüber. Die Officiere knieten hier in mehreren Reihen hinter einander. Die Häuser in der Nähe waren mit fürstlich Fisenschen und mit kaiserlichen Vorhängen geziert; alles, um uns den Anblick der Stadt zu entziehen. Wir durchzogen mehrere Straßen, deren Häuser sämmtlich unserm Blicke durch Strohmatten und Bambusgitter entzogen waren. Der Zug ging in folgender Ordnung: Vierzig vornehme Japaner nebst ihren Bedienten; sechs Japanische Soldaten mit Stäben in den Händen; der Gesandte in einem Noriman (Sänfte), von vier Personen getragen; ein Russischer Soldat mit dem kaiserlichen Doppeladler; die Herren von der Gesandtschaft, begleitet von vielen Dolmetschern; zwanzig Japanische Soldaten nebst einem Officiere zu Pferde; mehrere Staatsbediente und Unterbeamte.

Vor dem Hause des Oberbefehlshabers mußten wir Alle, auch der Gesandte nicht ausgenommen, die Schuhe ausziehen, um die schön lackirten Fußböden und Strohteppiche nicht zu beschmutzen. Das ist eine allgemeine Sitte in Japan, wo man Strohschuhe trägt. Durch einen prächtigen Gang wurden wir in ein Zimmer gebracht, dessen Wände mit Tapeten versehen waren, welche Landschaften darstellten. Die Fenster waren von feinem Papiere. Glasfenster sind in ganz Japan nicht vorhanden. In der Mitte unsers Zimmers standen schöne Tabaksgeräthe, Spuckbecher und eine Kohlenpfanne. Es wurde uns Thee ohne Zucker vorgesetzt. Die Tassen waren von gutem Porzellan; allein schwer, plump und von schlechter Mahlerey. Nach einer halben Stunde ward der Gesandte mit zwey Gesandtschaftsherren in den Audienz-Saal gelassen. Man that an den Gesandten mehrere Fragen, die schon durch Andere hundert Mahl gethan waren. Viele Vornehme saßen außer den Dolmetschern im Audienz-Saale.

Den folgenden Tag hatten wir eine zweyte Audienz. Als wir bey der Gelegenheit aus dem Boote stiegen, bemerkten wir einen Mann, der mehrere Sachen an uns, und das mit großer Geschicklichkeit, abzeichnete. Er that das mit Tusch auf feines Papier. Die zweyte Audienz war sehr kurz; denn es wurde darin dem Gesandten nur eine beschriebene Rolle überreicht, deren Inhalt uns die Dolmetscher also erklärten:

„In frühern Zeiten ist es Schiffen aller Völker erlaubt gewesen, ungehindert in Japan einzulaufen, und Japanische Schiffe konnten auch fremde Länder besuchen. Seit 150 Jahren ist aber bey-

des streng verbothen; kein Japaner darf das Reich verlassen, und nur den Holländern, Chinesen, Likeanern und Koreoern ist es erlaubt, nach Japan zu kommen. Der Handel ist nur beyden erstern gestattet. Jeder fremden Macht sind ihre Handelsanträge abgewiesen, weil die Freundschaft von zwey ungleichen Mächten einer Kette von ungleichen Gliedern gleicht, bey der im Gebrauche das schwache Glied zerbricht. Der Japanische Kaiser hat beyde Russische Schiffe, das vor dreyzehn Jahren und das jetzige, gut aufgenommen, weil sie Beweise der Freundschaft des Russischen Kaisers sind; allein Handelsverträge kann er nicht schließen, auch nicht die Geschenke annehmen, weil er sonst einen Gesandten mit gleichwerthigen Geschenken nach Rußland schicken müßte, was die Landesgesetze untersagen. Es soll aber das Russische Schiff auf zwey Monathe mit allen nöthigen Lebensmitteln versehen, und die Mannschaft mit 2000 Säcken Salz, jeder zu 30 Pfund, 100 Säcken Reiß, jeder zu 150 Pfund, und 2000 Stück oder Gebund der feinsten Japanischen rohen Seide beschenkt werden; ersteres für die Mannschaft, letzteres für die Officiere. Auf der Rückkehr hat sich das Schiff wegen der vielen Stürme und Felsen von der Küste fern zu halten, und sollten wieder Japaner an Russischen Ufern stranden, so sind sie den Holländern zu überliefern."

Der Gesandte wollte durchaus alle gelieferten Lebensmittel bezahlen, und die Geschenke nicht annehmen; allein man sagte ihm, wenn er dieß thäte, so müßte wieder ein Eilbothe nach Jeddo gehen, wodurch unsere Reise um einen Monath aufgehalten würde.

Unsere Reise nach Japan war also vereitelt. Den 7. nahm die Gesandtschaft feyerlich Abschied; die von Rußland mitgebrachten Geschenke wurden wieder eingeschifft; mit vieler Noth gelang es uns, einige kleine Geschenke dem Oberbefehlshaber und einigen Dolmetschern aufzubringen. Den 17. verließen wir unser Gefängniß in Megasaky, und viele Japaner schienen bey unserm Abschiede wahrhaft gerührt zu seyn, und es innig zu bedauern, daß die Handelsverbindung nicht zu Stande kam. Den 18. lichteten wir, ohne weitere Feyerlichkeiten, die Anker.

Hier unterbrechen wir die Herren von Krusenstern und von Langsdorff, und berichten, so weit es uns ältere und neuere Nachrichten erlauben, das Wichtigste von Japan, diesem so merkwürdigen Lande.

Das ganze Japanische Kaiserthum ist aus mehreren kleinern und größern Inseln zusammen gesetzt. Die größte Insel, Nipon ge-

nannt, gleicht einem Kinnbacken, und liegt in der Mitte *). Die drey größern Inseln nach dieser heißen Matsmai (Jesso), Kiusiu und Sikok **). Klippen, Sandbänke, Stürme und Strömungen machen die meisten ausgezackten Küsten Japans sehr unsicher. Erdbeben und feuerspeyende Berge sind etwas Gewöhnliches im Lande. Der Japaner sagt bey einem Erdbeben: es sey ein Wallfisch unter dem Lande durchgekrochen; doch haben diese Wallfischrüttelungen oft Tausende von Menschen begraben. Ja 1704 lag der größte Theil der Kaiserstadt Jeddo in Trümmern, wobey 200,000 Menschen umkamen. Im Jahre 1730 traf Miaco, die Hauptstadt des geistlichen Kaisers, dasselbe Geschick, wobey 1,000,000 Menschen umgekommen seyn sollen.

Das Innere des Landes ist wenig bekannt, weil außer Holländischen Gesandtschaften, die von Nangasaky nach Jeddo zuweilen gehen, kein Europäer in's Land kommt. Die Luft in Japan ist gesund, doch im Vergleiche zu Europäischen Ländern unter gleicher Breite kalt; z. B. auf Matsmai, das mit Livorno in Italien gleiche Breite hat, frieren die Landseen, und der Schnee liegt in den Thälern vom November bis April. Kaum werden Wein und Pfirsichen hier reif. An Gold, Silber und Kupfer ist das Land reich; am reichsten an Kupfer. An Pflanzen muß schon deßhalb das Land sehr reich seyn; weil es gebirgig ist, und von Norden nach Süden sich weit hin erstreckt, mithin also sehr mannigfaltigen Boden und Witterung hat. Fast alle Europäischen Getreide-Arten sind hier heimisch, und Kämpfer, ein Deutscher, der in Japan reisete, behauptet, daß in ganz Asien kein so guter Reiß gebauet werde als in Japan. Man brauet daraus auch ein schönes Getränk. Weitzen und Gerste werden reihenweise gesäet und wie die Kartoffeln bey uns behäufelt. Jedes Fleckchen in Japan wird zum Ackerbaue benutzt. Unsere Gartengewächse nebst vielen andern, unsere Baum- und Strauchwerke; Alles findet man hier. Golownin, der 1811 — 1813, wie wir späterhin sehen werden, in Japan lebte, erzählt, daß die Rettige über zwey Berliner Ellen lang wachsen, und sehr viele größer werden. Aus vielen Pflanzen werden Öhle gewonnen, weil der Japaner die Milch der Kuh nicht benutzt, so wie er auch den Ochsen nicht zum Pflügen gebraucht. Viele Kräuter und Gräser dienen in Japan zur Speise, zumahl Seegräser und andere, die man anderswo nicht genießt; z. B. ein Wegetritt (polygonum), und un-

---

*) Sie enthält 4 bis 5000 Quadrat-Meilen.

**) Von den Kurilen gehören drey Inseln zu Japan, und von Sachalien der südliche Theil.

er gemeines Pfeilkraut (sagittaria sagittata). Zu Seilen bauet man außer dem Hanfe eine Nessel (urtica nivea). Maulbeerbäume werden wegen des bedeutenden Seidenbaues und wegen des Papieres gepflanzt. Nach Golownin macht man auch aus Baumwolle und Reißstroh Papier. Den Tabak haben die Europäer erst eingeführt; er wird in großer Menge gebaut und verbraucht. Die Baumwollenfelder düngt man mit verfaulten Häringen, die Rettigfelder aber mit menschlichen Auswürfen. Zu dem Papiere benutzt man den Bast von jährigen Trieben des Maulbeerbaumes, der durch Laugen, Waschen und Reinigen zubereitet, mit einem kleberigen Schleime von der Manihot-Wurzel versetzt, und dann in Formen gebracht wird. Das Japanische Papier ist sehr fest. Unter den Bäumen zeichnen sich besonders der Firnißbaum (rhus vernix) und der Kampherbaum (laurus camphora) aus. Der Firnißbaum gehört zu den Sumach-Arten, erreicht bey einer Dicke von einem Fuß im Durchmesser eine Höhe von 25 Fuß, und kommt dem Laube und der Farbe nach mit dem bey uns in Englischen Gärten vorkommenden Virginischen Sumach (rhus typhinum) etwas überein. Er wächst auch in Nord-Amerika, und weil er sumpfigen Boden liebt, heißt er dort Swamp-Sumach. Der Firniß wird in Japan und China auf folgende Weise aus dem Baume gewonnen. Im Frühjahre und im Sommer macht der Arbeiter zu Abend mit einem eigenen krummen Messer, 7 Zoll über der Erde, einen Einschnitt in die Rinde des Baumes, 7 Zoll höher kommt ein anderer Einschnitt, und das geht so fort bis in die Zweige. In jeden Einschnitt wird eine Muschel von der Größe einer Krebsschale geklemmt. Diese füllt sich in der Nacht mit dem herausfließenden Safte, und wird am Morgen abgenommen. Die Muscheln leert man in ein Gefäß von Ochsenleder aus, und seihet den Saft zu Hause durch. Wenn man in Einer Nacht von 1000 Bäumen 20 Pfund Firniß erhält, ist die Ernte reichlich. Da aber die Ausdünstungen des Baumes giftig sind, so verbinden sich die Arbeiter das Gesicht auf das Genaueste, und waschen sich vor der Arbeit Stirn und Hände mit Öhl und andern Flüssigkeiten. Den ganzen Körper schirmen sie durch eine Gemsenhaut.

Der Kampherbaum (laurus camphora) ist einer der wichtigsten Bäume für Japan; denn sein Erzeugniß wird durch die ganze Welt verfahren. Der Baum wird so groß, wie bey uns die Linde, und er findet sich vorzüglich in den südwestlichen Wäldern Japans. Das Holz ist weiß, bekommt aber im Alter röthliche Flecke und Adern, und dient zu Tischler-Arbeiten. Die Blätter, welche den Lorbeerblättern ähnlich sind, halten ungefähr drey Zoll in der Länge, und haben oben eine dunkle, unten eine blaßgrüne Farbe. In der wei-

ßen Blume sitzen um einen Stämpel neun Staubgefäße. Die Frucht, eine schwarzrothe Beere, von Erbsengröße, riecht stark und schmeckt nach Kampher, der sich aber nicht allein in der Frucht, sondern im ganzen Holze, vorzüglich in der Wurzel, befindet. Um den Kampher zu gewinnen, zersplittert man das Holz, wirft die Stückchen in einen Kessel mit Wasser, und läßt sie kochen. Auf dem Kessel befindet sich ein irdener Helm, mit Stroh gefüllt. Der Kampher zieht in Dampfform in den Helm, und setzt sich an das Stroh an; er sieht in dieser Form wie unreines Salz aus, heißt roher Kampher, den die Holländer so kaufen und in Amsterdam erst reinigen. Die Holländer bringen jährlich 6 bis 12,000 Pfund Kampher nach Europa, und das Pfund kostet einige Thaler *).

An Säugethieren scheint Japan nicht reich zu seyn. Esel und Kamehle fehlen; Ziegen und Schafe sollen nur auf der Insel Firando seyn; wohin früherhin die Europäer auch handeln durften. Das Japanische Hornvieh ist klein. Schweine und Pferde hat man wenig. Als Kämpfer in Japan reisete (1690 und 1691), mußten die Einwohner die Hunde sehr pflegen, weil der damahlige Kaiser im Hundemonathe geboren, und ihm daher der Hund ein heiliges Thier war. Die Japanischen Katzen haben einen sehr kurzen Schwanz und mausen nicht. Sie werden von Frauen als Lieblingsthiere gehalten. Hirsche, Affen, Füchse, Bären, Wölfe und Hasen leben in Japan, und Vögel trifft man viel. Sonderbar ist es, daß mehrere Vogelarten, die bey uns nur wild vorkommen, hier zahm sind; z. B. zwey Änten-Arten (anas galericulata und querquedula) und zwey Reiher-Arten (ardea alba und caerulea). Die Lerche soll in Japan besser, die Nachtigall aber schlechter singen als bey uns. An Fischen ist Japan sehr reich. Reiß und Fische sind auch des Japaners Hauptnahrungsmittel. Die gemeinen Japaner essen den Wallfisch. Manche Arten von Weichwürmern und andern niedern Seethieren werden als Leckerbissen gesucht. Thunberg, der (1775 — 1779) Japan bereiset hat, fand viele ganz eigenthümliche Kerfe (Insecten) im Lande. Der Honig wird in Japan nur als Arzeney, und das Wachs nur zu Pflastern gebraucht.

Der Japaner ist Tartarisch-Mongolischen Ursprunges, und mit dem

*) Auf der Insel Sumatra ist ein anderer Kampherbaum, der über 100 Fuß hoch wird, gerade wie die Masten wächst, und den Kampher in Höhlen eben so enthält, wie bey uns die Fichte das Harz. Die Chinesen kaufen besonders diesen Kampher, der sehr theuer ist. Das Pfund kostet über 30 Rthlr.

Chinesen verwandt; doch viel länger und schöner ausgewachsen als dieser. Der Kopf ist bey dem Japaner groß, der Hals kurz, das Haar schwarz und dick, die Nase etwas dick und kurz. In manchen Gegenden findet man schöne Frauen von sehr zartem Baue. Wie am Körper, so ragt auch an Geist der Japaner über den Chinesen hervor; er ist verständig, vorsichtig, gehorsam, höflich, wißbegierig, fleißig, geschickt in Handarbeiten, sparsam, sehr reinlich, gerecht, ehrlich und tapfer; dabey aber argwöhnisch, stolz, abergläubig und verregiert. Von der Tapferkeit der Japaner gibt es viele Beyspiele. Im Jahre 1630 ward ein Japanisches Schiff auf der Insel Formosa von den dort damahls angesiedelten Holländern hart behandelt. Die Japaner, zu schwach, sich selbst dagegen helfen zu können, forderten den Fürsten von Satzuma (dem südöstlichen Theile von Kiusiu) zur Rache auf; als der Fürst sich zu schwach zu einer solchen Unternehmung fühlte, traten sieben Jünglinge aus seiner Leibwache hervor, und sagten: „Wir wären Deiner Leibwache unwürdig, wenn Du uns nicht erlaubtest, Deine Ehre zu rächen. Nur das Blut des Frevlers löscht diesen Schandfleck aus. Wir bringen Dir den Verbrecher todt oder lebendig. Weder das schäumende Meer, noch die Festung, noch die geharnischte Leibwache soll uns zurückhalten." — Der Fürst erlaubte ihnen die Fahrt; sie kamen auf Formosa an, wurden zu dem Holländischen Befehlshaber, Peter Nuits, gelassen, scheinbar, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen; zogen aber sofort ihre Säbel, deren jeder bewaffnete Japaner zwey führt, an jeder Seite einen, und führten ihn mitten durch seine Wache auf's Schiff, wo sie ihn tödteten.

Auch das ganze Volk hat Gelegenheit gehabt, sich tapfer zu bezeigen, da es einige Mahl von Tartarischen Haufen, wovon einer auf 240,000 Mann angegeben wird, überschwemmt wurde, und jedes Mahl den Sieg über die Feinde errang. Jetzt sind aber die Japaner viel zaghafter; denn sie haben seit Jahrhunderten keinen Krieg gehabt. Verachtung des Lebens ist ihnen doch noch eigen, und darum Selbstmord leider gewöhnlich. Ja der Zweykampf besteht hier darin, daß beyde Gegner sich den Bauch aufschlitzen und so sterben. Zwey Edelleute begegneten sich einmahl auf der Treppe im kaiserlichen Pallaste. Ihre Säbel stießen zufällig an einander; der Herabkommende nahm das als eine Beleidigung auf; es entstand ein Wortwechsel, und der Herabkommende schlitzte sich den Bauch auf. Der Heraufsteigende besorgte erst seinen Dienst beym Kaiser, eilte dann zu dem Sterbenden zurück, entschuldigte sich, daß der Dienst des Kaisers ihn gezwungen habe, auf sich warten zu lassen, und riß sich jetzt ebenfalls den Bauch auf. Einen edleren Muth als

diesen, bewiesen drey Japanische Brüder, die in einer Hungersnoth nicht im Stande waren ihre dürftige Mutter zu ernähren, und deßhalb eine kühne List ersonnen. Es war nähmlich ein kaiserliches strenges Gesetz gegen die Diebe erlassen, worin dem Einbringer eines Diebes eine große Summe versprochen ward. Die drey Brüder wurden darüber einig, einen durch das Los aus sich zu wählen, den die beyden andern als Dieb den Richtern übergeben sollten. Das Los traf den jüngsten, und die beyden ältern erhielten die Summe. Allein es wurde ihnen doch sehr bange um den lieben Bruder, der in einem finstern Kerker schmachtete. Sie suchten durch Bestechung zu ihm zu kommen, und beweinten mit ihm im Kerker sein Los. Das hörte der Kerkermeister, und vernahm auch, wie die Mutter mit Unwillen das Geld von sich gestoßen hatte. Er machte dem Richter davon die Anzeige; allein erst da der Richter ihnen sagte, alles sey entdeckt, gestanden sie mit Erröthen ihre That, und wurden alle Drey vom Kaiser mit einem Jahrgelde beschenkt.

Die Japaner leiten ihren Ursprung unmittelbar vom Himmel ab; von der Verwandtschaft mit den Chinesen mögen sie nichts wissen, weil sie dieses Volk verachten, und auch Ursache dazu haben, da, mit Ausnahme einiger Laster, z. B. der Unkeuschheit, sich in Absicht auf Sittlichkeit und Bildung, die Japaner außerordentlich vor den Chinesen auszeichnen.

Jeder Japaner kann lesen und schreiben *), kennt die Gesetze seines Vaterlandes, die aber auch einfach sind, und von denen die wichtigsten auf großen Tafeln in Städten und Dörfern aufgestellt stehen. Die Lehrer bringen in den Schulen den Kindern nicht bloß das Lesen und Schreiben bey, sondern sie erzählen ihnen auch von den Großthaten ihrer Vorfahren, und lassen sie die wichtigen Worte, welche Helden gesprochen, abschreiben. In der vaterländischen Geschichte und Erdkunde sind darum fast alle Japaner zu Hause. Von andern Völkern wissen sie natürlich wenig oder gar nichts.

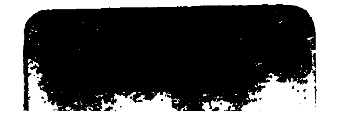
Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur durch die Länge. Ein Gürtel um die Hüften gibt den Gewändern Haltung. Der Gürtel dient den Männern als Säbelhalter, und zur Aufbewahrung von Pfeife, Tabaksbeutel, Fächer, Arzeneydose und Schreibtafel. Auf Reisen tragen Vornehme einen papierenen geöhlten Mantel. Hosen werden auch nur auf Reisen oder bey feyer-

*) Für den gewöhnlichen Gebrauch hat man ein A, B, C von 48 Buchstaben; in wichtigen Schriften bedient man sich der Chinesischen Bilderzeichen.

lichen Gelegenheiten angezogen. Zur Ansicht sind in Kupfer hier einige Japaner abgebildet. Der erste linker Hand ist ein Bedienten, der Strohschuhe, ein Kästchen und einen Korb trägt. Der zweyte ist ein Seemann. Daneben steht ein vornehmes Fräulein mit einem Fächer. Über den Hüften hat sie eine große Schleife, welche anzeigt, daß sie noch unverheirathet ist. Wird sie verheirathet, so muß die Schleife vorn gebunden werden. In den mit Pomade gesteiften Haaren stecken silberne Nadeln und andere Zierathen. Auf der Schulter ist ein Wapen. Hinter dem Fräulein steht ein Bedienter mit dem Kinde eines Reichen. Ihnen folgt ein armer Arbeiter, der einen Regenhut trägt und einen Strohmantel um hat. Tabaksbeutel und Tabakspfeife fehlen ihm nicht. Zuletzt sieht man einen Handwerksmann oder gewöhnlichen Bürger in Winterkleidung. Wegen der Kälte trägt er ein Tuch um den Kopf. Er hat in der Leibbinde seine Schreibtafel, einen Fächer, ein Dintenfaß und sein Tabaksgeschirr.

Die Japanischen Häuser haben fast alle, der Erdbeben wegen, nur Einen Stock, und die innern Abtheilungen sind durch leichte Breterwände, oder gar nur durch Schirme gemacht. Lothrechte Pfeiler tragen das Dach, und zwischen ihnen sind nur dünne äußere Wände von Bambusrohr und Mörtel. Statt des Schornsteines ist eine Öffnung oben, und statt des Feuerherdes eine Vertiefung im Fußboden. Fast alle Häuser haben ein Badezimmer. Als Betten dienen die Matten auf dem Fußboden, als Kopfkissen ein lackirtes Stück Holz, und als Deckbette der Oberrock.

Eines der ausgezeichnetsten Gebäude in Japan ist der Tempel des Daibud, in der Nähe von Miaco. Die Mönche haben neben ihm künstliche Teiche angelegt, worin schwarze Schildkröten gehalten werden. Der Tempel ruht auf 96 Säulen, und hat mehrere schmale, jedoch hohe Eingänge. Das Haus besteht gleichsam aus zwey Stockwerken mit einem doppelten Dache, wovon das oberste durch viele Pfeiler unterstützt wird. Der Fußboden ist mit viereckigen Marmorplatten belegt; dem Innern fehlt hinlängliches Licht. Das Bild des Gottes steht in der Mitte; es erregt Entsetzen durch seine Größe. Mit kreuzweise unterschlagenen Beinen sitzt es eine Klafter hoch über dem Fußboden, und ist vergoldet. Die Ohren sind lang, das Haar gekräuselt, die Schultern nackt, der Leib mit einem Schleyer bedeckt, die rechte Hand aufgehoben, die linke mit der Seite gegen den Unterleib anliegend. Die Bildsäule soll so groß seyn, daß auf der flachen Hand sechs Personen mit gekreuzten Beinen sitzen können. Die Schultern stehen 15 bis 16 Ellen von einander. Ein anderer Tempel, der des Quanwon, ist sehr lang, aber nicht breit und hoch. Quanwon thront darin mit 36 Händen; um ihn stehen 16 Helden.



und zwey ganze Reihen von vergoldeten Götzen, jeder mit 20 Händen. Es sollen sich 30,000 Götzenbilder in diesem Tempel befinden. Außer den Tempeln zeichnen sich die Stadtthore und die Festungen bey den Städten bisweilen noch in der Bauart aus, so wie auch auf Brücken ein großer Fleiß verwendet ist.

Die Dörfer sind in Japan oft mehrere Stunden lang. An der Seite jedes Hauses steht ein Gefäß zur Aufbewahrung des menschlichen Düngers, der hier, wie in China, mit vielem Fleiße gesammelt und auf den Acker gebracht wird. Zäune und Hecken findet man nicht, weil kein Vieh herum weidet, und Unkraut ist auf den Äckern sehr selten, weil der Japaner sehr große Sorge auf den Acker verwendet.

Gewöhnlich essen die Japaner drey Mahl des Tages: um acht Uhr früh, um zwey Uhr Nachmittags und um acht Uhr Abends. Fische oder Fischsuppe macht den Anfang des Mahles; erstere werden mit Stäbchen gegessen, letztere wird aus Schalen getrunken. Thee ohne Zucker ist ein Hauptgetränk, und außer dem der Sacki, aus Reiß gebrauet, von brauner Farbe wie unser Bier. Der Sacki wird stets warm getrunken, der Wein aber bey der Mahlzeit kalt. Gastmähler sind selten. Die Reichen prunken lieber mit einer zahlreichen Dienerschaft.

Die Kunstgeschicklichkeit des Japaners zeigt sich in mehreren Richtungen. Aus dem Samen des schon erwähnten Firnißbaumes preßt er ein talgähnliches Öhl, das er zu Lichtern formt, denen Papier als Docht dient. Der Kaiser empfängt alle Jahre vom Fürsten der Landschaft Jetsigo 100 solche Lichter, die einen Fuß lang und armsdick sind. — Die lackirten Waaren übertreffen an Glanz und Dauerhaftigkeit alle ähnlichen Waaren der Welt. Die Seidenwebereyen liefern sehr schöne Zeuge; weniger gut sind die baumwollenen Waaren. Die Japanischen Säbelklingen sind berühmt; man kann damit Nägel durchhauen, ohne der Klinge zu schaden. Selbst Uhren werden in Japan verfertiget. Der Handel des Landes ist fast nur ein Binnenhandel. Der auswärtige Handel mit den Chinesen und Holländern wird vom Kaiser selbst betrieben. In manchen Städten trifft man einen dauernden Jahrmarkt, und selbst in manchen Dörfern herrscht bedeutender Verkehr. Große Töpfereyen und Porzellan-Brennereyen findet man auf Dörfern. In den Städten sieht man ein großes Gewimmel von Menschen. In Simonoseki fand man z. B. 200 Fahrzeuge mit Ein- und Ausladen von Nahrungsmitteln und Kunst-Erzeugnissen beschäftiget, und sah Kaufleute aus allen Theilen des Reiches. Die Stadt Osacca hat 80,000 Einwohner, und auf dem Flusse Jedogava, woran sie, so wie Miaco, liegt, sieht man

Tausende von Barken. Mehrere Arme des Flusses, so wie ein See, befördern hier den Verkehr. Überall sieht man in der Stadt Schauspieler, Seiltänzer, Gaukler, seltene Thiere u. s. w. Die Japaner nennen sie auch „den Schauplatz des Vergnügens.“ Der Schwede Thunberg sagt, sie sey das für Japan, was Paris für Europa ist. Die Stadt Kio, gewöhnlich Miaco genannt, ist der Sitz des geistlichen Kaisers und der Aufenthalt der Gelehrten. Hier befinden sich Buchdruckereyen, Kupferschmelzen und viele Werkstätte von Künstlern. Hier wird die Geschichte des Reiches niedergeschrieben. Auch halten sich viele Reiche zum Vergnügen hier auf. Jeddo ist aber vor allen Städten ausgezeichnet. Man soll zwanzig Stunden nöthig haben, um es zu umgehen. Sie hat, wie die übrigen Städte, weder Wälle noch Mauern, und liegt mondförmig an einem Meerbusen, von zwey Flüssen durchschnitten. Die Großen des ganzen Reiches halten sich hier auf, und Jeder hat seinen eigenen Pallast, und überdieß noch, gleich den Bibern, ein Zufluchtshaus im Falle einer Feuersbrunst. Die Straßen sind 40 bis 50 Ellen breit. Zur Sicherung gegen Feuersgefahr hat jede Straße, außer den gewöhnlichen Wächtern, welche die Stunden angeben, noch eigene Feuerwachen. Am Ende jeder Straße befindet sich ein eigenes Thor, und daran steht eine Leiter, worauf die Wache steigt, damit sie um sich sehen kann. Auf jedem Hausdache befindet sich ein Gefäß mit Wasser. Die Straßen sind mit Buden, Läden und Werkstätten aller Art gefüllt. Das kaiserliche Schloß liegt im nördlichen Theile der Stadt auf einer Erhöhung, und hält allein fünf Stunden im Umfange. Wälle und ausgemauerte Gräben umschließen es; zwey Nebenschlösser sind zur Seite gelegen. Im Schlosse soll auch ein unterirdisches Gemach seyn, worüber sich Wasser befindet, um die bernkräftigen (elektrischen) Stoffe zu vertheilen. Darein begibt sich der Kaiser während eines Gewitters. — Am bekanntesten ist den Europäern die Stadt Nangasaky. Sie hat 62 Tempel, und liegt sehr anmuthig zwischen schönen Hügeln und der See.

Die Anzahl der Städte und Dörfer in Japan läßt sich eben so wenig angeben als die Anzahl der Einwohner. Nach einer Chinesischen Erdkunde soll Japan 587 Städte haben, und rechnet man die Ausdehnung des Landes auf 9000 Quadrat-Meilen, und 4000 Köpfe auf die Quadrat-Meile, so würde das ganze Land über 36,000,000 Menschen haben. Die große Beweglichkeit auf den Landstraßen spricht für die große Bevölkerung, und die emsige Benutzung jedes Nahrungsmittels zeugt auch dafür. Weil die Landstraßen so viel gebraucht werden, sind sie sehr schön; alle mit Bäumen und mit Gräben versehen; sie werden gefegt, und in dürrer

Zeit mit Wasser besprengt. Vorzüglich zeichnet sich die Straße nach Jeddo aus, weil auf dieser die Großen des Reiches alljährlich, oft mit einem Gefolge von mehreren Tausenden, zur Hauptstadt ziehen. Meilenzeiger, Handweiser, gedruckte Reisepläne und Straßen-Aufseher erleichtern das Reisen. Man reiset in Japan aber nicht zu Wagen, sondern man reitet oder läßt sich in einer Sänfte tragen, oder geht zu Fuße. Nur bey den beyden Hauptstädten gebraucht man einige zweyräderige Karren, durch Ochsen gezogen, zu Herbeyschaffung von Sachen. Die Pferde haben nicht allein keine Hufeisen, sondern man zieht ihnen Strohschuhe an; dadurch bleibt Huf und Weg gut. Beym Reiten sitzt der Japaner auf einer Decke, mit vorgestreckten oder untergeschlagenen Beinen. Bediente führen das Pferd. Bisweilen sitzt auch Mann, Frau und Kinder auf Einem Pferde; der Mann auf den Schulterblättern, die Frau und Kinder auf beyden Seiten in Körben, während der Knecht das Pferd führt. Man hat zwey Sänften, eine große (Noriman), worin man liegen und sitzen kann, und eine kleine (Congo), worin man nur sitzt. Herbergen findet man genug in Japan, und die Wirthe sind zuvorkommend. Sie bringen zum Willkommen den Vornehmen beym Eintritte Zuckerwerk, Thee und Pfeife dar.

Die Regierungsform Japans hat ganz etwas Eigenthümliches, indem zwey Herrscher neben einander stehen, ein weltlicher Fürst (Kumbo-Sama) und ein geistlicher (Kin-rey oder Dairi). Die Dairi's sollen, bis vor etwa 250 Jahren, 20 Jahrhunderte ganz unumschränkt geherrscht haben. Da machten innere Kriege den Thron schwankend, und ein Feldherr (Joritomo), schuf die Stelle eines Kron-Groß-Feldherrn, ähnlich der des Major-domus in Frankreich. Ein Bauernsohn gelangte nach ihm zu dieser Stelle, war außerordentlich glücklich in innern und auswärtigen Kriegen, that einen Einfall in China, schloß sich an die Portugiesen an, machte außerordentlichen Aufwand, und brachte alle weltliche Gewalt in seine Hände. Der Dairi behielt nur die geistlichen Angelegenheiten in seinen Händen; doch muß der Kumbo-Sama bey wichtigen Staats-Angelegenheiten ihn zu Rathe ziehen, und tiefe Ehrfurcht gegen ihn beobachten. Der Dairi hat ein eigenes Fürstenthum, woraus er seine Einkünfte zieht, und erhält auch alljährlich vom Kumbo-Sama eine Gesandtschaft mit Geschenken. Unter dem Kumbo-Sama stehen alle einzelnen Fürsten, 200 an der Zahl. Alle müssen jährlich mit Geschenken nach Jeddo kommen, und die Ihrigen dort wohnen lassen. Diese Sclaverey abgerechnet, sind sie selbstständige Herren ihrer Länder, erheben Einkünfte, halten eine Kriegsmacht, handhaben die Landesverwaltung, und haben bisweilen auch die Ehre, vom Kumbo-Sama

einen Besuch zu erhalten. Fünf Fürstenthümer gehören dem Kombu-Sama unmittelbar, und werden durch Befehlshaber verwaltet. Er ist unumschränkter Herrscher von Japan, kann selbst die Erbfürsten (Damjos) mit Härte behandeln, ja hinrichten lassen. Gewöhnlich werden sie nur auf das unfruchtbare Eiland Fatsisio verbannt, wo man sie mit vielen Schwierigkeiten landet, und wo sie sich mit Webereyen beschäftigen müssen. Die Erbfürsten haben bey ihren Unterthanen das Recht über Leben und Tod. Ihre Einkünfte bestehen in Landeserzeugnissen, und die armen Bauern müssen oft die Hälfte, ja zwey Drittel des Ertrages, entrichten. Obgleich der Kumbo-Sama unumschränkt ist, so hat er doch einen hohen Rath, aus fünf Mitgliedern, und einen niedern, aus 15 Räthen bestehend. Die Mitglieder des ersten müssen Damjos, die des zweyten Adelige seyn. Die Verwaltungsgeschäfte sind in 7 Kammern getheilt, nähmlich: 1) Staatswirthschaft, Ackerbau, Fabriken und Staatseinkünfte; 2) Schifffahrt und Handel; 3) Bauwesen; 4) Polizey; 5) Gerechtigkeitspflege; 6) Kriegswesen; 7) geistliche Angelegenheiten. Die Bewohner des ganzen Reiches zerfallen in 8 Abtheilungen, nähmlich: in Fürsten, Adelige, Geistliche, Soldaten, Kaufleute, Handwerker, Bauern und Sclaven. Die meisten Fürsten sind sehr tüchtige Leute, da zur Erhaltung des Fürstenthumes Manche, wenn sie selbst keine wohlgerathenen Kinder haben, andere an Kindesstatt annehmen — keine üble Sitte. Die Rechte und die Macht der einzelnen Fürsten ist sehr ungleich, und gründet sich auf ältere Verträge.

Aus dem Adel werden die meisten Staatsstellen besetzt. Der Adel erbt nur auf den ältesten Sohn fort. Jeder Beamte im Dienste des Kumbo-Sama oder eines Damjos muß auch die Waffen führen können, und gehört zum Soldatenstande, der gleichfalls erblich und sehr geehrt ist. Alle Soldaten haben das Recht, Säbel und Dolch zu tragen. In jedem Dorfe befinden sich Soldaten zur Aufsicht. Der Kaufmann ist in Japan reich, aber nicht geehrt. Er darf keine Waffen tragen. Die Sclaven sind Nachkommen von frühern Kriegsgefangenen, und von solchen Ältern, die aus Armuth ihre Kinder verkaufen. Jetzt werden die Kriegsgefangenen zur lebenslänglichen Gefangenschaft verdammt, damit sie nichts Neues nach Japan bringen. Gelehrte und Ärzte sind sehr angesehen im Lande. Sie dürfen einen Säbel tragen. Der älteste unter des Kaisers 200 Leibärzten steht im Range dem Oberbefehlshaber von Matsmai gleich.

Die Japanische Kriegsmacht ist groß. Jeder Fürst hat die Verpflichtung, eine verhältnißmäßige Anzahl Soldaten zu halten; der

Fürst von Firando z. B., dessen Einkünfte 600,000 Gulden betragen, 600 Mann zu Fuß und 26 Reiter. Dadurch kommt ein Heer von 368,000 Mann zu Fuß und 38,800 Mann zu Pferde heraus. Der Kaiser selbst hält 100,000 Mann zu Fuß und 20,000 Mann zu Pferde, und gebraucht erstere besonders als Besatzung seiner Festungen, letztere als Leibwache. Der Gebrauch des Schießgewehres ist wohl bekannt, aber vernachlässiget; darum ein Japanisches Heer gegen ein Europäisches nichts vermag; die Reiter sind nur im Hauen und Lanzenstechen geübt, das Fußvolk im Bogenschießen.

Die Japanischen Gesetze sind hart, und die Todesstrafe ist häufig. Zieht Einer den Säbel gegen den Andern, so ist er des Todes schuldig. Dabey findet eine Verantwortlichkeit für die Umgebungen Statt. Jeder Bürger muß für seine Hausgenossen, der Herr für den Bedienten, der Vater für seine Kinder, und sogar der Aufseher über eine Straße für deren Anwohner stehen; und es ereignen sich Fälle, daß Jemand für den Andern mit dem Leben büßen muß. Darum hat Jeder auf seine Umgebungen ein scharfes Auge, und wenn gleich wenige Verbrechen in Japan vorkommen, so ist doch die gespannte Lage eines Jeden traurig. Jeder muß Tag und Nacht für seine und seiner Umgebungen Handlungen zittern. Auch ein Mord aus reiner Nothwehr wird mit dem Tode bestraft. Die Hinrichtungen müssen die Gärber vollziehen. Eine besondere Gnade ist es, von seinem eigenen Verwandten hingerichtet zu werden, und eine noch größere, die, daß man sich selbst den Leib aufschneidet. Außer der Enthauptung findet das Kreuzigen und Verbrennen Statt.

Der Dairi, d. h.: Sohn des Himmels, ertheilt in Japan alle Titel und Würden; er wird fast vergöttert. Die Erde ist zu unheilig, als daß seine Füße sie berühren könnten; er wird stets getragen, und verläßt auch nie seinen Pallast. Alles, was er genießt, wird in ganz neuem Porzellan gekocht, und das nachher zerbrochen. Sein Haupt ziert eine Art Bischofsmütze, und seinen Leib ein rothes Gewand, mit feinem seidenen Flore überhängt. Der Dairi hat zwölf Frauen, wovon jede ihre eigene Wohnung besitzt. Wird dem Dairi ein Erbe geboren, so wählt man aus 80 der schönsten Frauen des Landes eine Amme aus. Die Kaiserinnen besorgen die Auswahl, und die 79 nicht Gewählten entläßt man mit reichen Geschenken.

Die Glaubenslehren und die Glaubensparteyen weichen in Japan sehr von einander ab; doch scheint es vier Hauptparteyen zu geben, die auch alle vier dem Dairi eine besondere Verehrung erweisen. Die älteste Glaubenspartey heißt Xinto; sie nimmt einen Gott an, lehrt die Unsterblichkeit der Seele, Himmel und Hölle,

und ihre Mitglieder haben eine reine Sittenlehre, und beweisen strengen Gehorsam gegen die Landesgesetze. Sie glauben außer an den einen Gott noch an mehrere Untergötter und Gottmenschen, welche in der Schöpfung im Einzelnen herrschen, und das Thun der Menschen beobachten. Sie verehren keine Bilder, besuchen aber fleißig ihre Tempel (Cadotschi), deren es 20,000 im Reiche geben soll. Sie putzen und reinigen sich vorher, und stellen sich in dem Tempel vor einen metallenen Spiegel, bücken sich, und indem sie ihre leiblichen Mängel sehen, erinnern sie sich an ihre geistigen. Sie opfern Blumen, vermeiden das Fleischessen, das Blutvergießen, und berühren keine Leiche. Mehrere Mönchsorden hängen dieser Glaubensparten an; am bekanntesten darunter sind die Jammabos, welche ihren Leib durch Ersteigen heiliger Berge abhärten, und sich oft in kaltem Wasser waschen. Sie ernähren sich vom Betteln, tragen einen Rosenkranz und leiten ihren Ursprung von Gienno Giossa ab, der vor 1150 Jahren gelebt haben soll.

Unter den Nonnen zeichnen sich einige dadurch aus, daß sie durch Singen und angenehme Unterhaltungen die Reisenden belustigen. Sie haben gefällige Kleider, und auf dem Kopfe eine schwarze Kappe, bedeckt mit einem Strohhute. Wallfahrten werden nach mehreren Orten von den Anhängern des Xinto gemacht, und auch einige Feste gefeyert. Der Hauptwallfahrtsort ist in der Landschaft Jexo, wo ein einfacher Tempel mit 100 Capellen im Umkreise sich befindet. Besondere Tempelherren wohnen rings umher, und ertheilen den Pilgern Ablaßbriefe, die zugleich vor Unglück und Krankheiten während des Jahres sichern.

Die zweyte Glaubensparten ist die des Budso. Sie hat sich von Indien und China hierher verpflanzt. Ihre Anhänger verehren einen Hauptgott, Amida, der mit einem Hundskopfe und vielen Armen vorgestellt wird. Viele Priester, Nonnen und Mönche halten sich zu dieser Glaubensparten. Eines ihrer Klöster befindet sich auf einem hohen Berggipfel. Die Büßenden, die hierher kommen, werden über einen Abgrund gehängt, und sollen, wenn sie nicht gründlich ihre Sünden bekennen, in die Tiefe hinabgestürzt werden. Überhaupt üben die Priester dieser Partey — Bonzen genannt — große Herrschaft über ihre Anhänger aus, weil sie schon für jenes Leben binden und lösen können. Ein eigenes Fest feyern die Budso-Anhänger, nähmlich das Lampenfest zu Ende des August. Man glaubt nähmlich, daß dann die abgeschiedenen Geister die Erde besuchen, zündet deßhalb Laternen auf den Gräbern an, und setzt Speisen hin, damit sie die feinen Ausdünstungen davon einsaugen. Gegen das Ende der zweyten Nacht zündet man Kähne von Stroh

an den Küsten an, und treibt diese unter Musik in's Meer. Dieses ist das Zurückweisen der Seelen in's Geisterreich. Die oben beschriebenen Tempel gehören dieser Glaubensparter an.

Die dritte Glaubensparter ist die des Confutse, welche seit Ausrottung des Christenthumes sehr abgenommen hat. Sie bedarf weder der Tempel, noch besondere Gebräuche, weil sie Anbethung im Geiste und in der Wahrheit lehret.

Die vierte Glaubensparter bethet die Himmelskörper an, ihr ist die Sonne die höchste Gottheit, und darnach der Mond und die Gestirne. Die Götter können mehrere Gestalten annehmen, haben aber auch, wie die Griechen und Römer, menschliche Schwachheiten. Eine Secte dieser Partey verehrt das Feuer.

Auf den Landstraßen sind Berge und Klüften verschiedenen Gottheiten gewidmet, denen zu Ehren Reisende Gebethe hersagen müssen. Um ihnen das bequem zu machen, sind Drehscheiben angebracht und mit Gebethen beschrieben. Dreht man die Scheiben um, so ist das Werk verrichtet. Der innere Tempeldienst ist den Europäern bey allen Japanischen Glaubensparteyen noch dunkel, weil sie nicht hineinkommen, wenn Gottesdienst ist. Gebethstunden sind täglich drey Mahl. Vor den Tempeln stehen Wasserbehälter, und vor den Heiligen sollen Lichter brennen.

Die Verschiedenheit der Glaubensparteyen macht im bürgerlichen Leben der Japaner gar keine Störung.

Japan wurde den Europäern in der Mitte des 16. Jahrhundertes bekannt und zugänglich. Der Portugiese Fernando Mendez Pinto, der eine Reise von Macao in China nach den Liqueo-Inseln unternahm, ward 1542 an die Japanischen Küsten verschlagen, und bald setzten sich die Portugiesen des Handels wegen dort fest. Im Jahre 1609 ward ein Spanisches Schiff dorthin verschlagen, und 1611 schickten die Spanier wegen guter Aufnahme der Verschlagenen an den Japanischen Kaiser eine Gesandtschaft mit vielen Geschenken. Schon früher (1600) war ein Holländisches Schiff, von dem Engländer Adams geführt, nach Japan gekommen. Adams gefiel dem Japanischen Kaiser so sehr, daß er ihn nicht wieder fortließ, und dieser vermittelte die Verbindung zwischen den Japanern und Holländern. Im Jahre 1613 wurde den Holländern eine Niederlassung auf Firando eingeräumt; seit 1641 sind sie aber auf Dezima, und jährlich auf zwey Schiffe, beschränkt. Die Engländer erhielten zu gleicher Zeit mit den Holländern die Handelserlaubniß; allein die Engländer gaben bald diesen Verkehr auf, und haben späterhin sich oft vergeblich bemüht, ihn wieder anzuknüpfen. — Die Portugiesen brachten im Jahre 1549 auf dem ersten Handelsschiffe sogleich einen

jesuitischen Glaubensbothen mit, Franciscus Xaverius, und als man sich in der Sprache nur erst verständigen konnte, ging bald die Bekehrung gut von Statten. Der neue Glaube machte große Fortschritte, und die Portugiesen erwarben die Freyheit, ihren Glauben und ihre Waaren überall zu verbreiten. Selbst drey Japanische Fürsten nahmen den christlichen Glauben an, und schickten 1582 ihre Enkel als Gesandte zum Papste nach Rom. Viele Portugiesen verheiratheten sich mit Japanerinnen, wodurch neue Bande geschlossen wurden. Der Handel stieg dabey auf eine bedeutende Höhe; es soll jährlich die Ausfuhr 2,000,000 Thaler betragen haben, während die jetzige Holländische Einfuhr nur 300,000 Rthlr. ausmacht. Aber der Dünkel berückte die christliche Priesterschaft, die selbst durch den Handel reich geworden war; sie beleidigte viele Eingeborne, und mochte durch Sittlichkeit und wahre christliche Bruderliebe sich überhaupt wenig empfohlen haben. Die Gemüther waren gespannt, und ein Bischof gab Gelegenheit zum Ausbruche der Feindseligkeiten. Einer der ersten Reichsräthe begegnete auf der Reise nach Jeddo diesem Bischofe, und ward nicht von demselben nach Sitte und Gebrauch begrüßt. Der Reichsrath berichtete dieß sogleich dem Kaiser, und veranlaßte hierdurch die Verfolgung der Christen. Sie brach 1597 aus, und dauerte mit geringen Unterbrechungen 40 Jahre. Am wüthendsten war sie in den Jahren 1622 und 1623. Firando, Bungo *) und Nangasaky waren die Hauptrichtplätze. Man sperrte die Christen ein, und ließ sie wählen zwischen der Abschwörung des Christenthumes und dem Tode. Allerley Qualen wurden angewendet, um die Unglücklichen von ihrem Glauben abzubringen. Bald übergoß man sie mit siedendem Wasser, bald mit kochendem Öhle. Man setzte sie nackend der brennenden Sonnenhitze aus, brannte einzelne Stellen des Körpers mit glühendem Eisen, und beym Verbrennen legte man das Holz sehr fern, um durch die Allmählichkeit noch vielleicht einen Abschwur zu bewirken. Doch, was mehr dieser Scheußlichkeiten! Wir brauchen sie ja nicht erst in Japan kennen zu lernen, da in Europa Christen gegen Christen, gewöhnlich Nahmenchristen gegen Thatchristen dasselbe verübt haben. Vierzig tausend Japaner kamen in diesen Verfolgungen um's Leben, die Übrigen schworen den christlichen Glau-

*) Weil wir durchaus keine richtigen Karten vom Innern Japans haben, indem die neuern nur Küstenstücke enthalten, die alten aber ganz falsch sind, so haben wir, um nichts Falsches zu geben, die Orte Firando, Simonoseki, Bungo, Simubara und die Landschaften Jezo, Jetsigo und Satzuma nicht in unsere Karte eingetragen.

ben ab. Selbst der, wer verfolgte Christen aufgenommen, ward mit dem Tode bestraft. Alle Portugiesen mußten das Land räumen; nur die Holländer erhielten unter entehrenden Bedingungen die Erlaubniß zum fernern Handel. Zur Schande der Menschheit muß es gesagt werden, die Holländer leisteten den Japanern thätige Hülfe gegen die Portugiesen und die von ihnen Bekehrten. Viele Tausende hatten sich nähmlich in die feste Burg von Simubara gezogen, mit dem Entschlusse, sich auf Leben und Tod zu vertheidigen. Den Japanern war diese Burg uneroberlich; die Holländer kamen aber mit ihrem Geschütze zu Hülfe, die Burg ward gestürmt, und tausend Unschuldige fielen dem Schwerte. Wegen dieser Handlung verachten die Japaner selbst die Holländer.

Seit jener Zeit ist alle Verbindung mit fremden Ländern aufgehoben, und der Übertritt zum Christenthume auf immer mit dem Tode belegt. Ja, sobald die Holländer ankommen, ist das Erste: Ablieferung aller ihrer Bücher, die bis zur Abfahrt in Verwahrung gehalten werden. Selbst auf Dezima, das 200 Schritte lang und 80 Schritte breit ist, dürfen die Holländer weder laut bethen noch singen. — O ihr Krämer, wozu versteht ihr euch nicht! — —

Den Chinesen, welche nach Japan handeln, begegnet man noch schlechter, weil man das Volk verachtet und sich weit erhabener fühlt.

Die Japanische Sprache soll mit der Chinesischen gar keine Verwandtschaft besitzen, und auch von den Sprachen Hoch-Asiens ganz verschieden seyn. Die Japaner schreiben, wie die Chinesen und Juden, von der Rechten zur Linken. Genaue Erlernung der Sprache ist ein Hauptgegenstand des Unterrichtes in den Japanischen Schulen. Die Knaben werden daselbst auch zu körperlichen Übungen angehalten, und lernen bald den Bogen spannen und den Säbel führen. Die Japanischen Dichter, deren Kunsterzeugnisse viel Anmuth haben, liefern besonders Schauspiele, welche das Volk sehr liebt. Die Gegenstände der Vorstellung sind größten Theils der vaterländischen Geschichte entlehnt, und sie werden bey der Aufführung wie bey uns in Aufzügen abgetheilt. Musik und Tanz sind bey jedem Schauspiele, und die Bühne ist immer der Begebenheit angemessen eingerichtet. In großen Städten findet man mehrere Schauspielhäuser. Den Tanz, so wie Lustigkeit und Fröhlichkeit, zumahl bey gemeinsamen Arbeiten, lieben die Japaner sehr. Bey Gastmählern ergetzen sie sich oft an Tänzerinnen und tanzenden Knaben. Die Japanische Musik macht wohl Geräusch, ist aber für ein feinhörendes Ohr ohne allen Wohlklang. Trommeln, Pfeifen, Glocken und Schellen herrschen vor, schlechte Saiten-Instrumente gesellen sich dazu. Letztere gleichen unsern Zitthern und Hackbretern.

Wir brechen hier unsere kurze Beschreibung eines ausgezeichneten Volkes der Erde ab, das durch seine Wißbegierde und durch viele treffliche Anlagen aller Europäischen Bildung fähig ist, und sich dieselbe bald aneignen würde, wenn nicht schreckliche Gesetze es seit 200 Jahren von allem Weltverkehre absonderten. Jedoch möchte bald eine Zeit kommen, wo es nicht wird widerstehen können; denn das Volk liebt seine Gefangenschaft nicht; die großen Fürsten des Landes werden nur durch die ganze Einrichtung in Gehorsam erhalten. Wenn der unmittelbare Verkehr zwischen Amerika und Asien größer, Ostindien vielleicht frey wird, und ein Neu-Russisches Reich sich um Ochotzk, als einem zweyten Petersburg, bildet, Nord- und Südamerikanische Kriegsflotten sich auf dem größten aller Weltmeere tummeln, dann möchte es um Japans Riegeln geschehen seyn. Wenn und wie das geschehen wird, weiß allein der Herr, und wir kehren in Bescheidenheit zu unserm Führer, Herrn von Krusenstern, zurück.

Fünfte Fahrt.

Von Japan durch das Japanische Meer nach Kamtschatka.

Wir hatten den Plan, die Rückreise von Japan nach Kamtschatka nicht an der Ostküste von Japan, sondern an der Westküste zu machen. Den Japanern schien dieß sehr unangenehm zu seyn, und die Dolmetscher bemühten sich, uns auf alle mögliche Weise begreiflich zu machen, daß das nicht ginge. Besonders schilderten sie die Straße von Sangar als ganz unfahrbar; voll von Klippen und heftigen Strömungen. Auch mußten wir vor der Abfahrt versprechen, daß wir uns nicht ohne Noth den Japanischen Küsten nähern wollten. Wir gedachten die Entdeckungen, die der Französische Weltumsegler, la Peyrouse*), zwischen Japan und dem Festlande gemacht hat, zu vervollständigen, und etwa die Monathe May, Juny und July auf diese Arbeit zu verwenden.

Gleich bey unserm Absegeln von Nangasaky trat stürmisches trübes Wetter ein, was für uns um so bedenklicher war, als wir in unbekannten Meeren schifften. Mehrere Untersuchungen, nahmentlich die der Gotto-Inseln, wurden dadurch vereitelt. Von der In-

*) Der Engländer Broghton hat vor Krusenstern diese Gegenden auch untersucht; seine Reisebeschreibung erschien aber erst, nachdem Herr von Krusenstern schon zurück war.

sel Tsüs *), die etwa 35 Meilen lang ist, sahen wir einige Berge. Den 28. April hatten wir bey heiterm Wetter einen sehr niedrigen Barometerstand. La Peyrouse beobachtete in diesen Gegenden dasselbe. Vielleicht daß hier besondere örtliche Ursachen auf das Barometer wirken, ohne Einfluß auf das Wetter zu haben. Vom 2. May an beobachteten wir die Japanischen Küsten, und suchten die Straße von Sangar auf. Unter 40 Grad der Breite und 219 Grad der Länge sahen wir eine Stadt mit einem Hafen, worin mehrere Fahrzeuge vor Anker lagen. Das Thal, worin das Städtchen lag, war auf's Schönste angebaut. Kornfelder, Wiesen, Weiden mit Herden und künstlich angelegte Baumgruppen wechselten mit einander. An dem sandigen Ufer herrschte eine starke Brandung, doch bildete die Mündung eines Flusses den Eingang in den Hafen. Mehrere Gruppen von Häusern lagen rechts und links am Strande. Hinter dem Thale, worin die Stadt lag, zog sich ein schneebedeckter Gebirgszug hin. Um unser Schiff spielten hier viele Wallfische.

Um 5 Uhr Abends kamen vier Boote, jedes mit 15 bis 20 Mann besetzt, auf uns zu gerudert. Um 6 Uhr hatten sie uns erreicht. Wir riefen ihnen auf Japanisch zu, daß sie zu uns an Bord kommen möchten; sie schienen das aber nicht zu wagen, segelten zwey Mahl um das Schiff herum, betrachteten es mit großer Aufmerksamkeit, und kehrten nach der Stadt zurück. Vielleicht waren es Seeräuber, die, nach Aussage eines Japaners, sich in dieser Gegend aufhalten sollen. Es fiel uns auf, daß sie die Boote nicht nach Japanischer Weise mit abwechselndem Ruderschlage, sondern nach Europäischer Art ruderten. Den 3. May entdeckten wir den Eingang zur Straße von Sangar, die hier neun Meilen breit ist. Auf der Küste von Nipon bildet das Vorgebirge Sangar, auf der von Matsmai das nach unserm Schiffe benannte Nadeshda den Eingang. Hinter letzterm liegt die Stadt Matsmai, zu Deutsch Fichtenstadt, wovon die ganze Insel den Nahmen führt, obgleich sie eigentlich Jesso heißt. Auffallend war uns das Zurückseyn aller Gewächse um Matsmai, wenn wir uns an Europäische Orte erinnerten, die unter gleicher Breite liegen. Überall erkannten wir in diesen Gegenden an den spitzen Kraterbergen und an den Lavalägern die Spuren von feuerspeyenden Bergen. Mehrere Tage brachten wir mit der Untersuchung eines großen Meerbusens zu, der sich in die Insel Jesso hinein erstreckt, und den wir anfänglich für eine Durch-

*) Bey den Japanern heißt die Insel Tsu-ssima, bey den Chinesen Tui-ma-tao, d. i. Insel der gegenüberstehenden Pferde.

fahrt hielten. Den 11. May umschifften wir die nordwestliche Landspitze von Jesso, und als wir noch nicht ganz herum waren, ruderte ein Boot mit vier Eingebornen auf uns zu. Sie blieben über eine Viertelstunde längs dem Borde des Schiffes, konnten aber nicht überredet werden, auf das Schiff zu kommen, und fuhren zurück. Sie hatten ein starkes, hängendes Haupthaar, einen großen Bart, und waren mit einer schmutzigen Kleidung bedeckt. Als wir aber in einem Meerbusen an der Nordküste von Jesso die Anker fallen ließen, so ruderten mehrere Boote auf uns zu, die Eingebornen kamen ohne Furcht auf's Verdeck, rieben sich die flachen Hände, hoben die Flächen einige Mahl zum Himmel, strichen sich den Bart vom Kinne nach der Brust, warfen sich auf die Knie, legten beyde Hände über den Kopf zusammen, und führten sie längs dem Gesichte und ihrem Körper herunter, indem sie sich dabey tief verbeugten. Wir beschenkten sie mit Kleinigkeiten, und setzten ihnen Schiffszwieback und Branntwein vor. Zu unserer Freude fanden sie an letzterem kein Behagen. Sie hatten ein freundliches, gutmüthiges Ansehen, ziemlich große Augen, erhabene Backenknochen, eine hervorragende Stirn, eine tief liegende, oben etwas eingedrückte breite Nase, redeten eine eigene Sprache, verstanden jedoch einige Japanische Wörter. Sie nannten sich Ainu, d. i.: Menschen, und gehörten also zu den Kurilen, welche sich alle Ainu*) nennen. Einer der Kurilen brachte ein Boot voll Häringe von ganz besonderer Güte. Officiere und Matrosen hatten davon eine herrliche Mittagsmahlzeit. Um 2 Uhr Nachmittags fuhr ich mit mehreren Officieren an's Land, und war nicht wenig erstaunt, in der Mitte des May's noch das Pflanzenleben so weit zurück zu finden; ungefähr auf der Stufe, wie es in Archangel um diese Zeit ist, obgleich das 18 Grad nördlicher liegt als die Nordspitze von Jesso, die mit Ober-Italien unter demselben Grade der Breite sich befindet. An mehreren Stellen lag tiefer Schnee, und die Bäume waren noch nicht belaubt. Während meiner Abwesenheit vom Schiffe näherte sich demselben ein Japanisches Boot, mit vier Japanern besetzt. Sie kamen an Bord, fragten neugierig nach Allem, und gaben uns über die Umgegend Auskunft. Sie schienen Fischer zu seyn. Später kam ein besser ge-

*) Der Stamm der Kurilen bewohnt alle Kurilischen Inseln, einen Theil von Kamtschatka, die Halbinsel Sachalien oder Tsoka, das feste Land beym Ausflusse des Amur, so daß Völker unter Russischer, Chinesischer und Japanischer Herrschaft dazu gehören.

kleideter Japaner in einem andern Boote, und war sehr freymüthig und offen in seinem Wesen, was uns von einem Japaner erstaunlich auffiel. Er gab uns zu verstehen, daß er Kaufmann sey, und both uns verschiedene Sachen zum Tausche an, als: hölzerne lackirte Trinkschalen, Rasirmesser, Tabakspfeifen und schmutzige Bücher mit ekelhaften Holzschnitten, welche an Fremde zu verkaufen in Japan bey Lebensstrafe verbothen ist. Den folgenden Tag kamen mehrere Japaner an, und darunter auch ein Officier, der mich flehentlich bath, abzusegeln, weil er sonst nach Matsmai berichten müßte, und dann von dort eine große Flotte kommen würde, um uns zu vertreiben. Ich beruhigte ihn, und mußte oft über die Art lachen, in der er mir die Furchtbarkeit der Japanischen Kanonen schilderte. Er nahm kein Geschenk von uns an; er verweigerte selbst ein Glas Japanischen Sacki. Der Zweck seiner Station ist, über den Handel einiger Kaufleute mit den Ainu's zu wachen; welcher Handel jedoch unbedeutend zu seyn scheint, da die Ainu's nur getrocknete Fische, Fuchs- und Wolfsbälge zu verkaufen haben, und dagegen Pfeifen, Tabak, Hausgeräthschaften und Reiß eintauschen. Die Kaufleute sammt dem Officiere halten sich nur im Sommer hier auf, den Winter bringen sie in der Hauptstadt Matsmai zu. Der Officier erzählte uns sehr viel von Laxmann, den er persönlich kannte und sehr lobte. Er hatte auch einige Russische Wörter von ihm behalten. Er stellte mit diesen Wörtern eine Prüfung bey uns an, weil er uns zuerst für Schweden oder Engländer hielt. Besonders zweifelte er deßhalb daran, daß wir Russen wären, weil wir Alle zopflos waren, und doch Laxmann's Leute alle stattliche Zöpfe hatten. — Der gute Mann hatte von der Europäischen Entzöpfung auf seinem Matsmai nichts erfahren. Einem Japaner mußte es um so mehr auffallen, da vielleicht seit 1000 Jahren in Japan die Haare nach gleicher Weise behandelt werden. Der Officier erzählte uns auch, daß ein Russisches Schiff verschlagene Japaner nach Nangasaky gebracht habe, und wunderte sich nicht wenig, als er erfuhr, unser Schiff sey das gewesen. Vorzüglich konnte er es nicht begreifen, daß wir in so kurzer Zeit den Weg von Nangasaky bis zur Nordküste von Matsmai zurückgelegt hätten.

Wir hatten an diesem Tage viele Besuche von Kaufleuten und Ainu's. Letztere brachten uns für Knöpfe und alte Kleidungsstücke getrocknete Häringe. Für einen alten messingenen Knopf gaben sie 80 bis 100 Häringe von ganz ausgezeichneter Güte. Eine Abtheilung unserer Leute machte einen zweyten Ausflug in's Land. Sie gingen in eine Hütte, deren Stützen aus Baumästen, und deren Wände und Decken aus Stroh bestanden. Am hintern Theile und

vor dem Eingange sah man einige Stangen und Bäume mit Blättern und Kränzen geziert, die wahrscheinlich auf eine Art von Gottesverehrung deuteten. Das Innere der Hütte bestand aus einem Wohnzimmer, in dessen Mitte ein Feuer auf der Erde brannte, um welches die ganze Sippschaft herum saß. Über dem Feuer hing ein eiserner Kessel, worin Fische gekocht wurden. Allenthalben sieht man hier Hunde, von derselben Art, wie die auf Kamtschatka, aber kleiner. Sie werden auch hier, wie auf Kamtschatka, von den Ainu's als Zugvieh gebraucht. Junge Bären trifft man fast in jeder Hütte; sie werden gefüttert, großgezogen, geschlachtet und als Leckerbissen verzehrt. Die Kleidung der Einwohner ist größten Theils von Hunde- und Bärenfellen gemacht. Die Wohnungen liegen nicht gar fern von einander; auf einer Strecke von einer Deutschen Meile sahen wir sieben große Wohnplätze, und auf jedem fanden wir 15 bis 20 erwachsene Männer. Die Weiber liefen meistens bey unserer Annäherung davon. Die Japaner, welche hier leben, wohnen auf der westlichen Landspitze Soya.

Den 13. May verließen wir die Küsten von Matsmai, und erblickten bey einem Felsen eine unbeschreibliche Menge von Seehunden, die im Wasser spielten, auf den Felsen sich wälzten und ein fürchterliches Getöse machten. Den folgenden Tag sahen wir ein Japanisches Schiff, das eine Zeit lang vor uns her segelte, hernach aber seinen Lauf änderte, und ankerten gegen Abend in dem Meerbusen von Aniwa, an der Küste von Sachalien. Nicht weit von uns lag ein Japanisches Fahrzeug vor Anker, und an der Küste sahen wir eine Japanische Niederlassung.

Um zehn Uhr des folgenden Morgens fuhr ich mit dem Gesandten an Bord des Japanischen Schiffes, wo wir freundlich aufgenommen, und mit Sacki, Reiß, Brot und Tabak bewirthet wurden. Die Leute bezeigten große Lust, einige Sachen von uns zu ertauschen; allein sie fürchteten, es würde entdeckt, und mit dem Tode dann bestraft werden. Der Schiffer sagte uns, er wäre aus Osacca; er habe Salz und Reiß hierher gebracht, und nehme Pelzwerk und Fische zurück. Er erzählte zugleich, daß der Handel von Nord-Japan mit Sachalien oder Karafuto sehr wichtig sey, weil Nord-Japan größten Theils von den Fischen Sachaliens lebe, daß dieser Handel früherhin frey gewesen sey, jetzt aber von dem Staate als ein Alleinhandel (Monopol) betrieben werde. Er fügte hinzu, daß das Volk sehr darüber murre, weil die Regierung die Fische vertheuere.

Einige von den Unserigen fuhren an's Land; vorzüglich, um

einen Fluß zu suchen, und wo möglich mit Netzen Lachse *) darin zu fangen, wozu um so größere Hoffnungen waren, als die Holländer, welche im 17. Jahrhunderte in demselben Meerbusen waren, viele Lachse hier fingen. Herr v. Langsdorff, der mit bey dem Ausfluge war, erzählt davon Folgendes:

„Wir entdeckten die Mündung eines Flusses, konnten uns aber, der Brandung wegen, ihr nicht nähern. Um uns her waren viele Wallfische, Seemöven, Raben und wilde Änten. Endlich fanden wir eine seichte Stelle, wateten durch, und suchten jetzt den Ort auf, wohin das gestern vor uns segelnde Schiff sich gewendet hatte. Die Küste war sehr flach, einige hundert Schritte davon erhoben sich aber die Hügel so steil, daß sie unersteiglich waren. Auf unserm Wege sahen wir eine Menge Hütten der Eingeborenen, der Ainu's. Wahrscheinlich dienen die Hütten nur zum Sommeraufenthalte während des Fischfanges. Auch schienen sie nur von ausgewachsenen Männern bewohnt zu seyn, so daß die Frauen mit den Kindern im Innern des Landes während der Fischzeit bleiben. Die wenigen Weiber, welche wir sahen, waren mit Ausnehmen und Trocknen der Fische beschäftiget. Alle saßen dabey im Freyen. Beym Vorbeygehen vor den Wohnungen standen die Männer gewöhnlich auf, gingen uns einige Schritte entgegen, begrüßten uns auf das freundschaftlichste mit einer sanft lächelnden Miene, ganz so wie auf Matsmai. Die Weiber aber blieben ruhig hinter ihren Strohmatten sitzen. Unsere Erscheinung schien Keinem aufzufallen; Alle thaten so, als wären wir ihnen hinlänglich bekannt. Als wir uns dem Orte näherten, wohin das gestern von uns gesehene Schiff gesegelt war, kamen uns zwey Japanische Officiere entgegen, begrüßten uns freundlich, und fragten uns über unsere Reise aus. Die Antworten schrieben sie nieder, und luden uns dann ein, in ihre Wohnung zu kommen und zu essen. Dieses Anerbiethen kam uns um so erwünschter, da es Mittag war, und wir seit vier Uhr des Morgens nichts gegessen hatten. Die ganze Japanische Niederlassung glich einem Deutschen Meierhofe, und bestand aus sechs großen und mehreren kleinern Häusern, die einen Hof einschlossen. Die meisten Gebäude schienen Vorrathshäuser zu seyn. Als wir uns ungeschickt bezeigten bey dem

---

*) Sachalien scheint ein wahres Lachsland zu seyn. La Peyrouse fing einige Mahl in einer Stunde so viel, daß er auf acht Tage damit seine starke Mannschaft versorgen konnte. Eben so reich sind hier die Meere an Seetang (fucus) — Seegras. Ganze Meerbusen gleichen grünen Wiesen, und darauf tummeln sich die Lachse.

Sitzen nach Japanischer Art, brachte man Tonnen herbey, legte ein Bret darüber, und richtete uns so einen Europäischen Sitz ein. Wir aßen darauf recht gut nach Japanischer Weise. Fünf Schiffe lagen vor der Niederlassung vor Anker. Die Ainu's wurden von den Japanern mit einer Art von Verachtung behandelt. Einige wurden sogar mit Stockprügeln an ihre Arbeit gejagt, die in Fischezurichten bestand. Um vier Uhr verließen wir die Japanische Niederlassung, und versuchten mit unserem Boote quer über den Meerbusen zu segeln, um bald zum Schiffe zurückzukehren. Allein es erhob sich ein Sturm, und das kleine mit neun Menschen besetzte Boot hatte schwer gegen die Wellen zu kämpfen. Mit Lebensgefahr erreichten wir Abends, kurz vor acht Uhr, das Schiff, ohne frische Fische mitzubringen." — So weit Herr von Langsdorff.

Den andern Tag besuchte ich die dicht vor uns liegende Niederlassung der Japaner. Sie lag an beyden Seiten eines Flusses, in dem zehn große flache Frachtboote sich befanden. Im Hafen waren fünf bemastete Fahrzeuge, und ein größeres, was wir gestern gesehen hatten. Außerdem lagen auch viele Lastboote im Hafen. — Eine Europäische Macht würde mit großem Vortheile hier eine Handelsniederlassung machen können, um von hier aus Waaren nach Korea, Japan und China zu bringen. Auch würde man mit geringer Mühe hier viele Tausende von Wallfischen fangen können; denn die ganze Bucht wimmelt davon. Zum Schiff- und Häuserbaue liefern die Küsten vortreffliches Holz. Austern und Krebse sind im Überflusse vorhanden, und das Wildbret hat hier noch kein Schießgewehr gehört. Der Reichthum an Fischen muß sehr groß seyn, da 400 Ainu's mit dem Reinigen und Trocknen derselben beschäftiget werden. Auch die Art, wie man sie fängt, deutet darauf hin; man schöpft sie nähmlich zur Zeit der Ebbe mit Eimern.

Die Ainu's sehen wohl häßlich aus, zumahl die Frauen mit ihren blaugefärbten Lippen; sie zeichnen sich aber durch Sittsamkeit und Blödigkeit aus. Die Herzensgüte ist ein unverkennbarer Zug in dem Wesen aller Ainu's; sie spricht sich auf jedem Gesichte deutlich aus. Ihre Mienen und ihre Geberden sind einfach und edel, Raubsucht ist ihnen fremd. Außer den Fellen, worein sie sich vorzüglich kleiden, haben sie auch ein grobes Zeug, welches aus Baumbast von ihnen selbst gewebt ist, und baumwollene Zeuge, die sie von den Japanern erhandeln. Die Japanischen Strohpantoffeln sind hier auch heimisch geworden. Die Ainu's auf Matsmai haben viel weniger Japanische Sachen, als die auf Sachalien; wahrscheinlich weil diese mehr Handelsgegenstände den Japanern darbringen können. Die Weiber der Ainu's scheinen gar keinen Putz zu besitzen;

einige Männer trugen messingene Ohrringe, Einer welche von Silber. Ackerbau trifft man bey den Ainu's nicht, aber ihr großer Fischfang gibt ihnen eine Art von Wohlstand.

In ihren Familien scheint eine völlige Gleichheit zu herrschen; Keiner ragt über den Andern hervor; Alle scheinen zugleich zu befehlen und zu gehorchen. Man bemerkt kein lautes Reden und Schreyen, wie bey den meisten Wilden, kein unmäßiges Lachen, noch weniger einen Streit. Wie wir zu ihnen kamen, herrschte Freude in allen Gesichtern. Bereitwillig breiteten sie ihre Matten um den Feuerherd für uns aus, zogen ihre Canoe's in's Wasser, um uns an unser Boot zu rudern, forderten niemahls etwas von uns, und nahmen erst das Gegebene mit, nachdem sie sich mehrere Mahl davon überzeugt hatten, daß es das Ihre sey *). Ganz anders schildert la Peyrouse die Bewohner der Westküste von Sachalien, die vielleicht andern Stammes sind. Nahmentlich ist es auffallend, daß die Bewohner des Vorgebirges Crillon so gern Geschenke annahmen, ja sogar ungestüm sie forderten, und nichts dagegen gaben. Vielleicht läßt sich dieß daraus erklären: Die Ainu's, welche ich sah, waren abhängig von den Japanern; la Peyrouse aber lernte freye Völker kennen, die wahrscheinlich durch die Besiegung ihrer Mitbrüder auf Fremde schon neidisch sahen. Für eine falsche Nachricht müssen wir es erklären, daß die Bewohner von Sachalien über dem ganzen Körper mit Haaren bewachsen seyen. Schon die Chinesen hatten diese Nachricht in früheren Zeiten. Die Holländer, welche 1643 unter dem Schiffshauptmanne Vries hier waren, so wie die Russen, welche 1739 unter Spangberg diese Küsten besuchten, bestätigten es, und doch ist es falsch. Der Jesuit Hieronymus de Angelis, der erste Europäer, welcher Matsmai besuchte (1620), hat nichts davon bemerkt, und er lebte eine lange Zeit unter den Ainu's. Hin und wieder mag ein Ainu, wie auch wohl ein Europäer, besonders mit Haaren gut versehen seyn. So fand unser Lieutenant Golowatscheff einen sechsjährigen Knaben über und über behaart; allein die Kurilen betrachteten das selbst als eine Ungewöhnlichkeit.

Den 16. May verließen wir unsern Ankerplatz in der Aniwa-Bai mit günstigem Winde, umschifften den folgenden Tag das Vorgebirge Aniwa, und sahen am Abende einen Kahn mit sechs Menschen

*) Sollten die Ainu's nicht zu den Eskimo's gehören? — Zeugt nicht die Schilderung der Ainu's zugleich für die Japaner? Ob die Russen so gut ihre Kurilen behandeln als die Japaner ihre Ainu's?

auf uns zu rudern, die jedoch bey einbrechender Nacht, ohne uns erreicht zu haben, an's Land zurückkehrten. Eine große Menge Seehunde und Wallfische spielten um das Schiff herum.

Den 18. schickte ich den Lieutenant Golowatscheff aus, um eine Bucht zu untersuchen. Er fand an der Küste mehrere Wohnhäuser, sah aber wenig Personen, welche Furcht und Schüchternheit zeigten. Einer warf sich vor ihm nieder und hielt eine Rede. Die Leute schienen nach ihrer Art in Wohlstand zu leben, und ihr Ansehen war freyer als das der Bewohner der Aniwa-Bai. Wahrscheinlich waren dieß freye Ainu's, die nicht unter der Japanischen Bothmäßigkeit standen. Doch besaßen sie viele Japanische Sachen.

Die Küsten Sachaliens, vor denen wir jetzt vorbeysegelten, waren sehr schön. Die Ufer bildeten schroffe Absätze von weißen Felsen; Buchten und Busen schnitten sich überall ein, und dahinter ragten Berge von verschiedenen Gestalten hervor, und mit dem frischesten Grün bedeckt. Holzreiche Thäler wechselten mit den Bergen, und das Ganze both einladende Wohnsitze dar. Die hinterste Reihe der Berge war ganz mit Schnee bedeckt und enthielt die Vorrathskammern von den Flüssen, welche sich durch die Thäler in's Meer ergossen. Den 22. kamen wir in die Bucht, welche Vries den Golf von Patience benannte, und da hier ein großer Fluß einmündet, so suchten wir uns einen Ankerplatz, um die Gegend näher kennen zu lernen. Es ward ein Boot ausgesetzt, um an's Land zu fahren. Man entdeckte einen sehr fischreichen Fluß und schöne Wälder, auch sah man zwey Ainu's, die sich jedoch auf den Zuruf entfernten.

Den 26. sahen wir viel Treibeis, das in großen Flächen und in einzelnen Brocken umhertrieb; es zwang uns, einen andern Lauf zu nehmen, als wir wünschten. Dieses Eis, und der Wunsch des Gesandten, bald in Kamtschatka zu seyn, bestimmten mich, jetzt die nähere Untersuchung von Sachalien aufzugeben, und schleunigst durch die Kurilen nach Kamtschatka zu gehen, und dann wieder hierher zurückzukehren. Den 28. überfiel uns ein starker, doch nicht lange anhaltender Sturm. Auf den Kurilen sahen wir einen feuerspeyenden Berg, der stark rauchte, und am 1. Juny war das Verdeck des Schiffes mit einige Zoll hohem Schnee bedeckt. Wir segelten am Tage zwischen den Inseln Onnekotan und Charamukatan durch, nachdem wir vorher einen andern Durchgang aus dem Ochotzkischen in's Kamtschatkische Meer versucht hatten, der aber der Klippen wegen bedenklich war. Den 5. Juny, Abends um sechs Uhr, warfen wir unsere Anker im Hafen von Petropawlowsk aus; 48 Tage nach unserer Abfahrt von Nangasaky. Die wichtigste Nachricht, die wir

hier erhielten, war die, daß der Consul Bonaparte in Frankreich ein Kaiser Napoleon geworden sey.

Bald nach unserer Ankunft im Hafen ward eine große Veränderung mit unserm Schiffe vorgenommen. Der Gesandte nebst seinen Cavalieren, seiner Ehrenwache und den vergeblich nach Japan mitgenommenen Geschenken, räumte dasselbe. Er wollte anfänglich gleich zu Lande nach Petersburg zurückkehren, um dem Kaiser von der fehlgeschlagenen Gesandtschaft Bericht abzustatten; schickte aber zuletzt einen Eilbothen dahin ab, und reisete als Bevollmächtigter der Russisch-Amerikanischen Compagnie nach den Besitzungen in Amerika, wohin ihn Herr von Langsdorff begleitete.

Ich war bemüht, sobald als möglich wieder Kamtschatka zu verlassen, um die Untersuchung der Nordküste von Sachalien zu vollenden. Im Hafen von Petropawlowsk fanden wir bey unserer Ankunft zwey Schiffe, deren Mannschaft im vorigen Winter früher am Scorbut *) gelitten hatte. Diese Krankheit ist auf den Schiffen der Russisch-Amerikanischen Compagnie noch sehr gewöhnlich, und herrscht auch auf dem Lande in diesen Gegenden. Sie hat ihren Grund in Armuth und Schmutz der Russischen Pelzjäger. Nie kann das hier anders werden, wenn nicht Gesetze in die Stelle der Willkühr treten, die jetzt herrscht. Zum Beweise, wie das Los Derer beschaffen ist, die hier unter der Knute leben, will ich kurz das Leben der Menschen von dem einen Schiffe schildern, das hier vor Anker lag, und den Nahmen Maria führte.

Auf dem Schiffe befanden sich 70 Mann, wofür es an sich zu klein ist; nun aber hatte es obendrein eine beträchtliche Ladung. Die Kranken, deren Zahl sich auf 20 belief, hatten kaum Raum unter dem Verdecke, wenn sie die geringste Bequemlichkeit genießen sollten; nun aber waren noch 50 Gesunde da, wovon Jeder doch auch sein Plätzchen verlangte. Für sie war kein anderes Mittel, als auf dem Verdecke im Freyen zu schlafen, oder buchstäblich, sich auf einander zu legen. Hängematten zum Schlafen gab es gar nicht; Jeder legte sich dahin, wo er ein Plätzchen ausfinden konnte, und das in seinen Kleidern. Die Kleider strotzten von Schmutz; Wenige hatten ein Hemd, die Meisten waren in der heißesten Jahreszeit mit einem stinkenden Pelze angethan. Die ungewaschenen Gesichter paßten gut

---

*) Diese Krankheit entspringt aus Unreinlichkeit und aus dem Genusse von vielen Fleischspeisen ohne Gemüse. Man glaubte in frühern Zeiten, sie sey auf den Schiffen, zumahl in kalten Gegenden, unvermeidlich; jetzt wird sie nur noch da auf Schiffen angetroffen, wo Unordnung, Unreinlichkeit und schlechte Kost herrschen.

zu den Pelzen. Viele Kranke hatten unheilbare scorbutische Wunden, und verfaulten bey lebendigem Leibe, und doch wohnten sie jetzt 10 Monathe am Lande, und hatten der Hülfe des hiesigen Wundarztes genossen. Als ich fragte, womit man die Kranken nähre, zeigte man mir zwey Fässer Pökelfleisch, und als ein Faß geöffnet ward, verbreitete sich ein so verpestender Geruch, daß ich sogleich den Schiffsraum verlassen mußte. Doch, damit ich nichts vergesse, zwey Säcke verschimmelter schwarzer Zwieback waren auch noch für die Kranken bestimmt. — Und was essen denn die Gesunden, wenn man so die Kranken bedient? fragt gewiß Jeder. Antwort: Thran, gedörrtes Seelöwenfleisch, gedörrten Fisch, und ein Gemisch von Rockenmehl und Wasser, Burduck genannt. Selbst seinen Lieblingstrank, den Branntwein, muß der Russe hier entbehren *). Es sind freylich die meisten Pelzjäger Wagehälse und Taugenichtse, jedoch keine Sträflinge; denn haben sie Verbrechen begangen, so sind sie dafür schon bestraft; mithin sollte man sie auch als Menschen speisen. Auch können Kranke nicht arbeiten, und die Sparsamkeit sollte schon zur bessern Nährung und Behandlung der Leute antreiben. Und diese elenden Menschen sind wieder die Herren und Quäler der armen Ureinwohner Amerika's!

Ich war schon den 21. Juny wieder segelfertig; allein leider entdeckte ich, daß unsere Kesseln schadhaft waren. Ich mußte sie zur Ausbesserung an's Land schicken. Der längere Aufenthalt war mir in so fern lieb, da der Befehlshaber von Kamtschatka aus Nischnei-Kamtschatka erwartet ward. Er kam auch wirklich den 1. July an. Die 700 Werste, die Nischnei-Kamtschatka von Petropawlowsk entfernt ist, hatte er unter den größten Gefahren zurückgelegt, da der Schnee gerade überall schmolz und alle Bäche und Flüsse übermäßig anschwellte. Er mußte zehn Tage und zehn Nächte, ausgestreckt in einem elenden Boote liegend, stromauf fahren. Während der ganzen Zeit war er der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt. Auf seiner Rückreise schlug auch wirklich das Boot um, und nur die Entschlossenheit eines Begleiters rettete den Befehlshaber. Doch sind die Reisen von Nischnei-Kamtschatka nach Petropawlowsk noch nicht die schlimmsten eines Befehlshabers von Kamtschatka. Erst kürzlich war Koscheleff von einer Reise nach Ishiginsk zurückgekehrt, welches 1500 Werste von der Hauptstadt entfernt liegt, also über 200 Deutsche Meilen. Er machte diese Reise mit Hunden. Die Veranlassung da-

*) Auf dem Lande entschädiget er sich dafür, und vertrinkt allen verdienten Lohn.

zu gaben die Tschutschken, welche im nordöstlichen Sibirien wohnen, und sich nur bedingsweise dem Russischen Zepter unterworfen haben. Der oberste Befehlshaber der Tschutschken, Tschetschro Tuma, erwartete mit 20 ihm untergeordneten Häuptern und einer ansehnlichen Begleitung den Russischen Befehlshaber in dem Flecken Kammenoi *). Der Oberbefehlshaber der Tschutschken führte selbst das Wort, und stellte dem Russischen Befehlshaber freymüthig alle Unbilden dar, die sie von den Russen erfahren hätten, und bath um Abstellung derselben. „Wir haben," sagte er, „von Deiner Strenge, aber auch von Deiner Gerechtigkeitsliebe gehört. Zwey Jahre haben wir Dich mit Sehnsucht erwartet. Es war uns ein Leichtes, unsere Quäler, die Pelzjäger der Russischen Handelsgesellschaft, zu ermorden. Wir wollen uns aber die Russen nicht zu Feinden machen." — Der Befehlshaber fand die Klagen der Tschutschken vollkommen gegründet, und gab denselben vollständige Genugthuung. Darauf brachten ihm die Tschutschken Geschenke, bestehend in dem allerschönsten Pelzwerke. Er aber nahm dieselben nicht, was die Tschutschken in große Verwunderung setzte. Ihr oberster Befehlshaber sagte: „Jeder Russe glaubt sich berechtiget, von uns Geschenke zu fordern, und beleidiget uns bey der geringsten Verweigerung; Du aber, der größte Befehlshaber in diesem Lande, nimmst nichts von uns an, und beschenkst uns noch. So etwas haben wir noch nie gehört."

So liebenswürdig sich Koscheleff gegen die Tschutschken benahm, eben so machte er es auch gegen uns, und ungern trennte ich mich von ihm den 5. July, da wir nach Sachalien absegelten.

Sechste Fahrt.

Von Kamtschatka nach Sachalien, hin und zurück.

Den 11. July durchsegelten wir nach mehreren nebligen Tagen, welche unsere Schifffahrt unsicher machten, die Kurilen zwischen den Inseln Raukoke und Mataua, und nannten die Straße die Nadeshda-Straße. Den 17. gesellte sich ein Sturm zu dem Nebel, und erst den 18. sahen wir die Küste von Sachalien. Die Zeit vom 18. an bis zum 24. wendeten wir ununterbrochen zur Untersuchung der Nordostküste Sachaliens an, und bestimmten die Lage vieler einzelnen ausgezeichneten Puncte, als: Berge, Vorgebirge, Meerbu-

*) Er liegt unweit Ishiginsk, und dient zu einer jährlichen Handelsversammlung von Tschutschken, Koriäken und Russen.

sen u. s. w. Wir fanden fast überall ein flaches grünes Land, das jedoch nicht die geringsten Spuren von Bewohntheit an sich trug. Wallfische, Seehunde und Möven umgaben stets das Schiff. Wir nahmen unsern Lauf vom Vorgebirge Patience an fast immer nördlich neben der Küste. Vom 24. bis zum 29. kreuzten wir ganz unthätig umher, weil Sturm und Nebel unsere Bemühungen vereitelten. Der nördliche Theil von Sachalien besteht aus lauter niedrigen Sanddünen. Wir segelten vierzehn Tage neben diesen Sanddünen. Den 8. August sahen wir die Nordspitze von Sachalien, durch zwey Vorgebirge von Granit gebildet. Wir suchten zwischen beyden Vorgebirgen, die ich Elisabeth und Maria benannte, einen Hafen, wurden aber in unsern Erwartungen getäuscht. Indessen entdeckten wir in der Nähe der südwestlichen Küste, am Fuße einiger Berge, ein reitzendes Thal, und in demselben ein großes Dorf, worin wir 27 Häuser zählten. Fünf und dreyßig Menschen saßen in einer Reihe am Ufer. Ich schickte den Lieutenant Löwenstern an's Land, um von ihnen einige Nachrichten einzuziehen. Da ich aber vermuthete, es möchten sich Tartaren vom Festlande hier niedergelassen haben, und diesen mehr Feindschaft als Freundschaft zutraute, so gab ich Herrn von Löwenstern den Befehl, sich nicht weit von der Küste zu entfernen, und bey irgend einer verdächtigen Bewegung sich sogleich wieder einzuschiffen. Um zwey Uhr fuhr Löwenstern, in Begleitung der beyden Doctoren, Horner und Tilesius, ab. Um vier Uhr kehrte er mit folgendem Berichte zurück: „Drey, welche ihrer Kleidung nach wohl Oberhäupter waren, kamen uns bey der Landung entgegen. Jeder hatte einen Fuchspelz in der Hand, schwenkte ihn in die Luft, und schrie dabey sehr laut. Wir stiegen an's Land, und wurden mit vieler Herzlichkeit umarmt; aber das Weitergehen schien man uns zu verweigern. Sogleich kamen auch die Bewohner des ganzen Dorfes auf uns zu, und da Jeder mit einem Dolche, die Oberhäupter auch noch mit Säbeln bewaffnet waren, so hielten wir es für rathsamer, uns wieder einzuschiffen. Die Oberhäupter trugen seidene Kleider, und auch Einige von den andern Leuten."

Da die Nordwinde im Sommer in diesen Gegenden sehr selten sind, so würde sich die Bucht an der Nordspitze von Sachalien zu einem Hafen eignen, und wollte Rußland im nördlichen Sachalien eine Siedeley gründen, so möchte die Bucht an der Nordspitze am geeignetsten dazu seyn. Die Umgegenden dieser Bucht sind mit den schönsten Fichten bewachsen, und das Gras steht in großer Uppigkeit. Ganz in der Nähe liegt ein großer Landsee, wie wir dieß bey einer andern Landung mit dem Boote entdeckten, und mehrere

Bäche ergießen sich in den See. Ein zweytes Dorf sahen wir in einiger Entfernung, und zwischen beyden Dörfern weideten Rennthiere. Nachdem wir das Vorgebirge Maria umschifft hatten, und uns in der Straße zwischen Sachalien und dem Festlande befanden, bemerkten wir in der See eine große Strömung, die dritthalb Meilen auf die Stunde betrug. Dieß und die Leichtigkeit des Wassers überzeugten uns davon, daß wir dem Ausflusse des Amur nahe wären. Wir sahen jetzt an der Nordwestküste Sachaliens bewaldete Berge, schöne grasreiche Thäler und schroffe Küsten von gelber Farbe. Spuren von Bewohntheit zeigten sich überall — Häuser, Boote, Stangen zum Fischetrocknen, und sogar neben einem großen Dorfe behauetes Feld. Nach Süden zu breiteten sich aber auch, wie auf der Ostküste, die todten Sanddünen aus. Den 13. August waren wir in einem seichten Meere, das süßes Wasser hatte, völlig gut zum Trinken. Die Strömung war groß, und alles verrieth die Mündung des Amur. Es war unmöglich, nach Westen an die Tartarische Küste zu fahren, so heftig wüthete die Strömung gegen das Schiff. Ich beschloß deßhalb an der Nordwestküste von Sachalien zu ankern. Den 24. schickte ich gegen Abend ein Boot an die Küste zum Fischen aus. Es wurden in kurzer Zeit Fische auf wenigstens drey Tage für die ganze Mannschaft gefangen; fast alle von der Gattung der Foren oder Lachse. Den folgenden Morgen schickte ich zwey Boote ab, das eine zum Fischen, das andere zum Holzsammeln am Ufer, weil es uns an Brennstoffen mangelte. Um acht Uhr fuhr ich, mit fast allen Officieren, an's Land; vorzüglich um uns nach einer langen Fahrt am Ufer etwas zu ergehen. Das war aber nicht möglich, weil Schilfgras und Gesträuche sich bis an die Küste ausdehnten. Noch ehe wir landeten, begegnete uns am Ufer ein großes Boot mit zehn Menschen, welche Alle aufstanden, sich gegen uns verbeugten, und uns an's Land zu kommen winkten. Ihre Art, uns einzuladen, war die nähmliche, die wir an der Nordspitze von Sachalien fanden. Das Boot kam früher an's Land als das unsrige, und wir wurden Alle von den Leuten freundlich bewillkommt und umarmt. Doch bemerkten wir bald, daß unser Besuch sie verlegen mache, und ich wunderte mich, unter den Tartaren keinen einzigen Ainu zu finden, welche doch sicher die Urbewohner von ganz Sachalien sind. Das Boot der Tartaren enthielt eine große Menge von Waffen, als: Piken, Pfeile und Säbel; doch war kein einziges Feuergewehr darunter. Das Boot selbst war von ansehnlicher Größe, hatte aber weder Masten noch Segel. Wir traten unsern Weg nach dem Dorfe an, obgleich die Tartaren sich bemüheten, uns davon abzuhalten. Da sie aber sahen, es hülfe ihnen dieses nichts;

so eilten sie nach ihrem Boote, und ruderten eiligst davon. Bey unserer Ankunft im Dorfe fanden wir etwa 20 Menschen einige hundert Schritte von ihren Wohnungen versammelt, und wir erkannten darunter auch diejenigen, die uns im Boote entgegen gekommen waren. Einer von ihnen trug ein prächtiges seidenes, mit vielen Blumen durchwirktes Kleid, das ganz einen Chinesischen Zuschnitt hatte. Ich beschenkte ihn mit einem gelben Stück Tuch, was ihm sehr gefiel. Unter die Übrigen ließ ich Messer, Nadeln, Tücher und dergleichen austheilen. Jetzt glaubte ich die Leute von unserer Freundschaft überzeugt zu haben, und wir machten nun Miene, in ihre Wohnungen zu gehen. Dieß veränderte aber sogleich ihr Betragen; sie stellten sich uns in den Weg, und äußerten auf jede Art ihre Abneigung, uns dieß zuzugestehen. Wir achteten zuerst nicht darauf. Da versammelten sich Alle auf einem Haufen, schrien laut, und gaben Zeichen von Furcht und Schrecken, ohne uns zu folgen. Ich kehrte jetzt zurück, faßte das Oberhaupt bey der Hand, und gab ihm auf alle mögliche Weise zu verstehen, daß wir nichts Feindliches im Sinne hätten. Ich legte selbst meinen Degen ab. Endlich willigten sie ein, und gingen mit uns. Einige liefen auch durch ein Gebüsch voran. Das erste Haus, welches wir trafen, gehörte dem Häuptlinge. Er hatte sich mit den Seinigen vor dem Hause versammelt, und zwey rüstige Leute deuteten durch Geberden an, daß Keiner hinein dürfe. Wir gingen durch's ganze Dorf, und halb mit Widerwillen begleitete uns der Häuptling, den ich bey der Hand gefaßt hatte, und durch Geschenke zu gewinnen suchte. In einiger Entfernung sahen wir noch Häuser, die mit Schornsteinen versehen waren, und besser gebaut zu seyn schienen als die im Dorfe. In eines davon ließ man uns gehen. Es war leer, und schien seit kurzem verlassen zu seyn. Ein Feuerherd befand sich im Vorsaale, und darüber ein eiserner Haken zum Kesselaufhängen. Vor dem Hause des Häuptlings, wohin wir zurückkehrten, kauften wir einige Kleinigkeiten, selbst vom Häuptlinge sein seidenes Kleid für fünf Arschinen *) Tuch. Er ging aber sogleich in sein Haus, und erschien wieder mit einem noch schöneren Kleide angethan; es war von rother Farbe und mit goldenen Blumen durchwirkt. Einige getrocknete Fische, die wir nur des Kostens willen zu haben wünschten, mußten wir theuer bezahlen, und erhielten sie nicht eher, bevor wir nicht den Preis dafür gegeben hatten; obgleich doch Alle von uns beschenkt waren. Tuch und Tabak waren die anziehendsten Gegenstände für diese Leute.

---

*) 100 Arschinen sind 106 Berliner und 125 Leipziger Ellen.

Die nördlichen Gegenden Sachaliens sind also von Tartaren bewohnt, die wahrscheinlich die Ureinwohner vertilgt oder vertrieben haben. Vermuthlich sind die Tartaren über die Landenge eingewandert, die Sachalien mit dem Festlande verbindet. Wahrscheinlich werden die Ainu's in Süd-Sachalien allmählich auf ähnliche Weise von den Japanern verdrängt, und für die Ausrottung der Übrigen sorgen die Russen schon.

Die Kleidung der Tartaren auf Sachalien bestand aus einer Parka (Oberkleid) von Hundsfellen oder von Fischgedärmen, aus Stiefeln von Seehundsfellen und aus einem flachen Strohhute, so wie man sie beym gemeinen Volke in China findet. Das Haar trugen Alle, gleich den Chinesen, lang geflochten; es reichte bis an die Hüften. Das Hemde war aus blauem baumwollenen Zeuge gemacht, und oben mit zwey messingenen Knöpfen zugehäkelt; grobe leinene Hosen bekleideten die Beine. Der Häuptling ging, mit Ausnahme des seidenen Oberkleides, ganz gleich den Übrigen; auch schien er wenig Ansehen zu haben. Er allein trug einen Spitzbart, alle Übrigen hatten ihre Bärte geschoren. Von Ackerbau und Viehzucht zeigten sich hier keine Spuren. Gleich den Ainu's, scheinen die Tartaren hier bloß von der See zu leben. Alle Häuser waren auf Pfählen gebaut, die vier bis fünf Fuß über der Erde hervorragen. Den untern Raum nahmen die Hunde ein, die auch hier als Zugvieh dienen. — Da Fenster und Thüren verrammelt waren, so ist uns das Innere der Häuser nicht bekannt geworden; auch kam uns keine einzige Frau zu Gesichte *).

Gern hätte ich durch ein Boot noch näher die Gegenden nach Süden untersuchen lassen, um auszumitteln, ob Sachalien eine Insel oder eine Halbinsel sey. Aber sowohl diese Arbeit als die nähere Untersuchung der Tartarischen Küste vom Ausflusse des Amur an bis zur Russischen Gränze mußte ich unterlassen, da mir in Kamtschatka

---

*) La Peyrouse's Schiffsarzt, Dr. Rolin, beschreibt die Tartaren, welche bey dem Meerbusen von Castries wohnen, also:

»Ihre Gesichtsbildung ist unangenehm, ihre Haare dünn und ihre Gestalt klein. Die Weiber sind häßlich. Sie haben breite Nasen, dicke Backen und kleine Augen. Unreinlichkeit trifft man bey Allen. Männer und Weiber essen mit Gier die rohe Haut der Fische und andere Theile. Ja, die rohen Fischmahlzeiten nebst Thran scheinen Leckerbissen für sie zu seyn. Wir wurden sehr freundlich von diesen Leuten aufgenommen, und sie setzten uns eine Art Hirse vor, die sie aber nicht selbst gebauet, sondern erhandelt hatten. Die Hunde gebrauchen sie zum Ziehen.

so eilten sie nach ihrem Boote, und ruderten eiligst davon. Bey unserer Ankunft im Dorfe fanden wir etwa 20 Menschen einige hundert Schritte von ihren Wohnungen versammelt, und wir erkannten darunter auch diejenigen, die uns im Boote entgegen gekommen waren. Einer von ihnen trug ein prächtiges seidenes, mit vielen Blumen durchwirktes Kleid, das ganz einen Chinesischen Zuschnitt hatte. Ich beschenkte ihn mit einem gelben Stück Tuch, was ihm sehr gefiel. Unter die Übrigen ließ ich Messer, Nadeln, Tücher und dergleichen austheilen. Jetzt glaubte ich die Leute von unserer Freundschaft überzeugt zu haben, und wir machten nun Miene, in ihre Wohnungen zu gehen. Dieß veränderte aber sogleich ihr Betragen; sie stellten sich uns in den Weg, und äußerten auf jede Art ihre Abneigung, uns dieß zuzugestehen. Wir achteten zuerst nicht darauf. Da versammelten sich Alle auf einem Haufen, schrien laut, und gaben Zeichen von Furcht und Schrecken, ohne uns zu folgen. Ich kehrte jetzt zurück, faßte das Oberhaupt bey der Hand, und gab ihm auf alle mögliche Weise zu verstehen, daß wir nichts Feindliches im Sinne hätten. Ich legte selbst meinen Degen ab. Endlich willigten sie ein, und gingen mit uns. Einige liefen auch durch ein Gebüsch voran. Das erste Haus, welches wir trafen, gehörte dem Häuptlinge. Er hatte sich mit den Seinigen vor dem Hause versammelt, und zwey rüstige Leute deuteten durch Geberden an, daß Keiner hinein dürfe. Wir gingen durch's ganze Dorf, und halb mit Widerwillen begleitete uns der Häuptling, den ich bey der Hand gefaßt hatte, und durch Geschenke zu gewinnen suchte. In einiger Entfernung sahen wir noch Häuser, die mit Schornsteinen versehen waren, und besser gebaut zu seyn schienen als die im Dorfe. In eines davon ließ man uns gehen. Es war leer, und schien seit kurzem verlassen zu seyn. Ein Feuerherd befand sich im Vorsaale, und darüber ein eiserner Haken zum Kesselaufhängen. Vor dem Hause des Häuptlings, wohin wir zurückkehrten, kauften wir einige Kleinigkeiten, selbst vom Häuptlinge sein seidenes Kleid für fünf Arschinen *) Tuch. Er ging aber sogleich in sein Haus, und erschien wieder mit einem noch schöneren Kleide angethan; es war von rother Farbe und mit goldenen Blumen durchwirkt. Einige getrocknete Fische, die wir nur des Kostens willen zu haben wünschten, mußten wir theuer bezahlen, und erhielten sie nicht eher, bevor wir nicht den Preis dafür gegeben hatten; obgleich doch Alle von uns beschenkt waren. Tuch und Tabak waren die anziehendsten Gegenstände für diese Leute.

---

*) 100 Arschinen sind 106 Berliner und 125 Leipziger Ellen.

eine von einer großen Belohnung begleitet. Damit unsere bisherigen Entdeckungen nicht verloren gingen, wenn ich auf der Rückreise Schiffbruch leiden sollte, machte ich einen kurzen Bericht darüber, und sendete ihn mit Karten und Zeichnungen von hier nach St. Petersburg.

Unsere eigentliche Reise war vollendet; wir konnten jetzt an die Rückreise nach der Heimath denken, und fingen bald an das ganze Schiff abzutakeln, weil das Tauwerk in den Nebeln außerordentlich gelitten hatte. Alle Arbeiten gingen rasch vor sich, und wurden mit Lust vollbracht, weil die Mannschaft sich auf die Rückreise freuete. Ich ließ das ganze Schiff bis auf den Ballast ausladen, um die Wassertonnen auszubessern, und neuen Ballast für das Eisen einzunehmen, was hier blieb. Weil wir auf unserer Rückreise in China oder auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung das Brennholz theuer hätten bezahlen müssen, hatte ich mir hier vorher 70 Faden *) Holz bestellt, die ich jetzt trocken einnahm. Von den aus Ochotzk angekommenen Lebensmitteln nahm ich nur einen sehr geringen Theil. Ich fand sie so schlecht, daß ich gern gar nichts davon mitgenommen hätte. Da ich indessen nicht sicher wußte, ob ich mich in Canton hinlänglich mit Allem versehen können würde, nahm ich Salzfleisch auf drey Monathe, Zwieback auf vier Monathe, und etwas Butter mit. Mit Mühe hielt sich das Salzfleisch sechs Wochen. In Canton ließ ich alles über Bord werfen. Auch der Zwieback verdarb bald, wahrscheinlich weil er von Ochotzk nach Petropawlowsk in Schläuchen verpackt war. Die Butter konnte kein Mensch essen, wohl aus dem Grunde, weil sie ungesalzen von Irkutzk nach Petropawlowsk gebracht wird. Alle Lebensmittel, die man uns zuführte, und wovon wir nur ein Drittel mitnahmen, betrugen 15,000 Rubel an Werth. Dieses Geld war so gut als weggeworfen. Wie viel kommt doch auf gute Versendung von Sachen an!

Vier Wochen nach unserer Ankunft im Hafen kam der Bruder des Befehlshabers von Nischnei-Kamtschatka an, um uns nach Kräften zu versorgen. Sechs große Ochsen waren schon früher für uns herbeygetrieben worden, eine Menge Fische wurde gesalzen und gedörrt, und mehrere Tonnen wilder Knoblauch eingemacht. Frische Zwiebacke, eben erst gebacken, und eine Menge Kartoffeln, waren uns sehr willkommen. Manches Gemüse ward über 45 Meilen weit hergehohlt.

Ich kann nicht umhin, hier noch der Kühnheit von sieben Ja-

---

*) Der Faden ist etwas mehr als die Klafter.

der schriftliche Befehl ausgefertiget worden war, mich durchaus nicht zu sehr der Tartarischen Küste zu nähern, um den mißtrauischen Chinesen keinen Verdacht zu geben. Auch hat das Erstere Broughton ausgeführt; durch ihn ist das hinlänglich erwiesen, was la Peyrouse's und meine Untersuchungen schon wahrscheinlich machten: daß Sachalien eine Halbinsel ist. Früherhin mag es eine Insel gewesen seyn; aber die Sandbänke, welche sich am Ausflusse des Amurs erzeugt haben, verstopften die Meerenge und vereinten Sachalien mit dem Festlande.

Weil ich noch einige Zeit übrig hatte, in der ich Untersuchungen anstellen konnte, so richtete ich meinen Lauf den 16. August nach der Westküste von Kamtschatka, welche noch so wenig bestimmt ist. Den 17. entdeckten wir einen Felsen von 1200 Fuß Höhe, der von mehreren kleinen Felsen umgeben war. An acht Tage irrten wir im undurchdringlichem Nebel umher, und wußten zuletzt, weil uns alle Himmelsmessungen abgingen, fast gar nicht mehr, wo wir waren. Die Untersuchung der Westküste von Kamtschatka mußte aufgegeben werden. Den 26. August durchschnitt ich die Kurilen zwischen der dritten und vierten, und zwischen der zweyten und fünften Insel, zwischen Paramuschir und Onnekotan. Den 27. sahen wir die Südspitze von Kamtschatka, das Vorgebirge Lopatka, und ankerten den 30. im Hafen von Petropawlowsk, den wir vor acht Wochen verließen. Fast kein Tag war davon ohne Regen und Nebel vergangen, und dennoch hatten wir keinen Kranken an Bord, obgleich uns alle frischen Speisen und Mittel gegen den Scorbut abgegangen waren. Weil man uns in Petropawlowsk noch nicht erwartete, so hielt man beym ersten Anblicke die Nadeshda für ein feindliches Schiff, das vielleicht die Niederlassung zerstören wollte, und fürchtete sich sehr. Einige dachten schon an eine Flucht in's Gebirge. Um so größer war dann die Freude, als wir es wären. Leider fanden wir, was wir hofften, keinen Brief vor, weder war ein Briefboot noch ein Frachtschiff von Ochotzk angekommen, obgleich beyde schon seit sechs Wochen erwartet wurden. Wir glaubten gewiß, das Paketboot sey untergegangen, da die Fahrt von Ochotzk an die Westküste Kamtschatka's nur vier Tage zu dauern pflegt; und das Paketboot war dahin beordert, um nicht, was gewöhnlich vier Wochen dauert, die Fahrt durch die Kurilen zu machen. Am 2. kam zu unserer großen Freude das Frachtschiff, und mit ihm auch die Briefe, die Nachrichten bis zum 1. März enthielten. Ja ich empfing Briefe vom 30. April, welche durch einen Feldjäger von Petersburg nach Ochotzk geschickt waren. Darunter befanden sich auch zwey Schreiben von Sr. Majestät dem Kaiser, und das

zogen, ohne den geringsten Schaden gelitten zu haben, was wir der Ruhe des Wassers zu verdanken hatten. Vom Lande wurden uns sogleich 50 Mann zu Hülfe geschickt. Den 9. des Morgens um sechs Uhr segelten wir von hier ab.

Da ich in den Jahren 1804 und 1805 drey Mahl Kamtschatka besucht habe, und die ganze Zeit meines Aufenthaltes daselbst über drey Monathe beträgt, so will ich doch Einiges über dieses fast berüchtigte Land sagen *).

Der erste Anblick von St. Peter und Paul erregt den Gedanken, man sehe eine alte Niederlassung vor sich, die wohl bald eingehen werde. Man sieht nichts, was von Bildung zeugt. Der Busen Awatscha, so wie die drey daran stoßenden Buchten, sind leer und unbewohnt. Kein einziges freundliches Boot liegt an der Küste. Diese ist dagegen mit stinkenden Fischen besäet, und hungerige Hunde wühlen darin herum, damit der Gestank desto durchdringender wird. Zwey elende Kähne und die Spitzen von einem versunkenen Dreymaster sind die Hauptgegenstände, welche man bemerkt. Am Lande findet man kein einziges wohlgebautes Haus, umsonst sucht man Fußsteige und Wege. Nirgends ein Garten, nirgends ein Zaun, selbst nicht einmahl eine Wiese. Über kleinen Bächen liegen hin und wieder rohe Balken statt der Brücken. Fünf bis sechs Kähne nebst vielen Hunden beleben die Gegend. Da die meisten Einwohner am Tage beym Fischfange sind, so kann man mehrere Stunden hier verweilen, ohne nur Einen Menschen zu sehen, und sieht man welche, so möchte man vor den bleichen, abgezehrten Gestalten zurückschrecken. Unstreitig ist aber Petropawlowsk der wichtigste Ort in ganz Kamtschatka, einer Landschaft, die schon über 100 Jahre zu Rußland gehört; aber wegen ihrer Entfernung von der Hauptstadt und von allen übrigen gebildeten Ländern eine traurige Lage hat; so daß es für Jeden ein hartes Los ist, hier Jahre lang verweilen zu müssen. Der lange Winter und die feuchte Luft, welche um Petropawlowsk ist, werden hier schwerlich den Ackerbau erlauben. Dagegen gibt es im Innern des Landes, besonders im mittlern Kamtschatka, z. B. in der Nähe von Werchnoy und am Kamtschatka-Flusse, sehr fruchtbares Erdreich und gesunde Luft. Man bauet da auch Korn und allerley Gartenfrüchte, doch im Ganzen nur wenig. Die Gartenfrüchte kämen sicher auch in Petropawlowsk fort, aber die durch

*) Herr v. Langsdorff war noch länger als Herr v. Krusenstern in Kamtschatka, nähmlich einen ganzen Winter. Seine Nachrichten sind im Folgenden mit den Krusenstern'schen verbunden.

Branntwein entnervten Einwohner besitzen eine große Arbeitsscheu. Würde Gemüse angebaut, so hätte man Mittel gegen den Scorbut, welcher jetzt so sehr hier im Winter wüthet.

Der Mangel an den meisten Genüssen der feinern Welt in Kamtschatka macht, daß fast alle Leute hier auf gleiche Weise leben, Officiere und Kaufleute, Geistliche und Soldaten. Weil man den Soldaten erlaubt, im Winter auf den Zobelfang zu gehen, so erwerben manche in einem Winter mehrere hundert Rubel. Da aber die Meisten unverheirathet sind, und für ihr Geld nur Branntwein haben können, so schadet ihnen ihr Gewinnst mehr als er ihnen hilft.

Brot und Salz sind in Kamtschatka zwey Gegenstände, die oft vermißt werden, und fast zu den Leckerbissen gehören. Der Kaufmann führt beyde Gegenstände nicht ein, weil sie leicht unter Weges verderben. Die Soldaten bekommen auch nur die Hälfte ihres Unterhaltes in Mehl, die andere Hälfte in Geld. Wegen Salzmangels können auch keine Fische eingesalzen werden. Die Kamtschadalen leben ganz ohne Salz; der Soldat bekommt monathlich ein Pfund. Auf drey Jahre versorgten wir Kamtschatka mit Salz; indem wir das, was wir in Japan als Geschenk erhalten hatten, zurückließen. Eben so ließ ich 3000 Pfund Reiß dort. Wie theuer alle Lebensgenüsse in Kamtschatka sind, davon können folgende Angaben zeugen:

Der Eimer sehr schlechter Branntwein			160	Rubel *)
Ein	Pfund	Zucker	$4\frac{1}{2}$	"
"	"	Schaf	5	"
"	"	Butter	$1\frac{1}{2}$	"
"	"	Salz	$1\frac{1}{2}$	"
"	"	Seife	2	"

Wein, Essig, Gewürze, Öhl, gutes Mehl, gute Butter und dergleichen Sachen mehr sind fast nie zu haben. Eben so ist es mit Zeugen. An Arzeneyen denkt kein Mensch.

Nicht besser als die Kost ist die Wohnung in Kamtschatka. Nur zwey Häuser sind in St. Peter und Paul vor den übrigen ausgezeichnet: das des Befehlshabers und das von zwey Officieren der Artillerie. Der Reichthum dieser Häuser bestand aus einigen hölzernen Bänken, einigen Tischen und zerbrochenen Stühlen, zwey bis drey Theetassen, einigen elenden Messern und zinnernen Löffeln. Die kleinen Fensterscheibchen waren fast alle zerbrochen. Schnee und Kälte konnten beliebig eindringen, und es war mir schrecklich, die Kinder der Officiere hier in einer so traurigen Lage zu sehen. Und

*) Das Stück 1 Rthlr. 2 ggr. Preußisch.

zogen, ohne den geringsten Schaden erlitten zu haben, was wir der Ruhe des Wassers zu verdanken hatten. Vom Lande wurden uns sogleich 50 Mann zu Hülfe geschickt. Den 9. des Morgens um sechs Uhr segelten wir von hier ab.

Da ich in den Jahren 1804 und 1805 drey Mahl Kamtschatka besucht habe, und die ganze Zeit meines Aufenthaltes daselbst über drey Monathe betrug, so will ich doch Einiges über dieses fast berüchtigte Land sagen *).

Der erste Anblick von St. Peter und Paul erregt den Gedanken, man sehe eine alte Niederlassung vor sich, die wohl bald eingehen werde. Man sieht nichts, was von Bildung zeugt. Der Busen Awatscha, so wie die drey daran stoßenden Buchten, sind leer und unbewohnt. Kein einziges freundliches Boot liegt an der Küste. Diese ist dagegen mit stinkenden Fischen besäet, und hungerige Hunde wühlen darin herum, damit der Gestank desto durchdringender wird. Zwey elende Kähne und die Spitzen von einem versunkenen Dreymaster sind die Hauptgegenstände, welche man bemerkt. Am Lande findet man kein einziges wohlgebautes Haus, umsonst sucht man Fußsteige und Wege. Nirgends ein Garten, nirgends ein Zaun, selbst nicht einmahl eine Wiese. Über kleinen Bächen liegen hin und wieder rohe Balken statt der Brücken. Fünf bis sechs Kähne nebst vielen Hunden beleben die Gegend. Da die meisten Einwohner am Tage beym Fischfange sind, so kann man mehrere Stunden hier verweilen, ohne nur Einen Menschen zu sehen, und sieht man welche, so möchte man vor den bleichen, abgezehrten Gestalten zurückschrecken. Unstreitig ist aber Petropawlowsk der wichtigste Ort in ganz Kamtschatka, einer Landschaft, die schon über 100 Jahre zu Rußland gehört; aber wegen ihrer Entfernung von der Hauptstadt und von allen übrigen gebildeten Ländern eine traurige Lage hat; so daß es für Jeden ein hartes Los ist, hier Jahre lang verweilen zu müssen. Der lange Winter und die feuchte Luft, welche um Petropawlowsk ist, werden hier schwerlich den Ackerbau erlauben. Dagegen gibt es im Innern des Landes, besonders im mittlern Kamtschatka, z. B. in der Nähe von Werchnoy und am Kamtschatka-Flusse, sehr fruchtbares Erdreich und gesunde Luft. Man bauet da auch Korn und allerley Gartenfrüchte, doch im Ganzen nur wenig. Die Gartenfrüchte kämen sicher auch in Petropawlowsk fort, aber die durch

---

*) Herr v. Langsdorff war noch länger als Herr v. Krusenstern in Kamtschatka, nähmlich einen ganzen Winter. Seine Nachrichten sind im Folgenden mit den Krusenstern'schen verbunden.

Branntwein entnervten Einwohner besitzen eine große Arbeitsscheu. Würde Gemüse angebaut, so hätte man Mittel gegen den Scorbut, welcher jetzt so sehr hier im Winter wüthet.

Der Mangel an den meisten Genüssen der feinern Welt in Kamtschatka macht, daß fast alle Leute hier auf gleiche Weise leben, Officiere und Kaufleute, Geistliche und Soldaten. Weil man den Soldaten erlaubt, im Winter auf den Zobelfang zu gehen, so erwerben manche in einem Winter mehrere hundert Rubel. Da aber die Meisten unverheirathet sind, und für ihr Geld nur Branntwein haben können, so schadet ihnen ihr Gewinnst mehr als er ihnen hilft.

Brot und Salz sind in Kamtschatka zwey Gegenstände, die oft vermißt werden, und fast zu den Leckerbissen gehören. Der Kaufmann führt beyde Gegenstände nicht ein, weil sie leicht unter Weges verderben. Die Soldaten bekommen auch nur die Hälfte ihres Unterhaltes in Mehl, die andere Hälfte in Geld. Wegen Salzmangels können auch keine Fische eingesalzen werden. Die Kamtschadalen leben ganz ohne Salz; der Soldat bekommt monathlich ein Pfund. Auf drey Jahre versorgten wir Kamtschatka mit Salz; indem wir das, was wir in Japan als Geschenk erhalten hatten, zurückließen. Eben so ließ ich 3000 Pfund Reiß dort. Wie theuer alle Lebensgenüsse in Kamtschatka sind, davon können folgende Angaben zeugen:

Der Eimer sehr schlechter Branntwein 160 Rubel *)
Ein Pfund Zucker . . . . $4\frac{1}{2}$ „
„ „ Tabak . . . . 5 „
„ „ Butter . . . . $1\frac{1}{2}$ „
„ „ Salz . . . . $1\frac{1}{2}$ „
„ „ Seife . . . . 2 „

Wein, Essig, Gewürze, Öhl, gutes Mehl, gute Butter und dergleichen Sachen mehr sind fast nie zu haben. Eben so ist es mit Zeugen. An Arzeneyen denkt kein Mensch.

Nicht besser als die Kost ist die Wohnung in Kamtschatka. Nur zwey Häuser sind in St. Peter und Paul vor den übrigen ausgezeichnet: das des Befehlshabers und das von zwey Officieren der Artillerie. Der Reichthum dieser Häuser bestand aus einigen hölzernen Bänken, einigen Tischen und zerbrochenen Stühlen, zwey bis drey Theetassen, einigen elenden Messern und zinnernen Löffeln. Die kleinen Fensterscheibchen waren fast alle zerbrochen. Schnee und Kälte konnten beliebig eindringen, und es war mir schrecklich, die Kinder der Officiere hier in einer so traurigen Lage zu sehen. Und

---

*) Das Stück 1 Rthlr. 2 ggr. Preußisch.

mit welchen Speisen müssen sich diese armen Kinder begnügen! — Die Häuser aller übrigen Einwohner sind durchaus schlecht gebaut, und so niedrig, daß sie während des Winters ganz im Schnee begraben liegen. Die Stuben können den ganzen Winter nicht gelüftet werden. Von der Winterstickluft rühren auch wohl die blassen Gesichter her, welche man in Kamtschatka allgemein antrifft.

Der Bau eines Hauses ist in St. Peter und Paul sehr kostbar. Da in der Nähe kein Bauholz wächst, so muß es aus dem Innern des Landes herbeygeführt werden. Zu dem Baue von Staatsgebäuden werden 30 bis 40 Soldaten mit einem Officiere ausgeschickt. Mehrere Wochen sind sie abwesend, um mit größer Gefahr das gefällte Holz die reißenden Ströme herabzuflößen. Die ganze Mannschaft von St. Peter und Paul war seit zwey Jahren beschäftiget, eine Caserne für 10 bis 12 Mann zu bauen. An der Kirche bauet man schon mehrere Jahre lang, ohne sie vollenden zu können. Ein Haus, das in St. Petersburg 8000 Rubel kostet, kann in St. Peter und Paul nur für 10,000 Rubel erbauet werden.

Auf die Viehzucht könnte in Kamtschatka weit mehr gehalten werden. An Gras fehlt es nicht. Kraschen sagt: „Gras wächst in Kamtschatka so hoch und saftvoll, daß man schwerlich seines Gleichen im ganzen Russischen Reiche antreffen kann. Es wird in den natürlichen Wiesen über vier Fuß hoch, und man könnte eine ungeheure Menge Heu für den Winter mähen. Dabey schießt es an einigen Orten so geschwind auf, daß es in einem Sommer mehr als drey Mahl gemäht werden kann. Außer diesem findet das Vieh an mehreren Orten den ganzen Winter über im Freyen überflüssiges Futter.“ — Es fehlt nur an Leuten, die im Sommer Heu für den langen Winter machen. Darum gibt es in ganz Kamtschatka nur 600 Kühe. An Ziegen, Schafen, Schweinen und Geflügel ist gar nicht zu denken. Letzteres hält man nicht, der Hunde wegen, die im Sommer im Freyen umherlaufen. Wir ließen einige Hühner zurück, die wir mit aus Japan gebracht hatten. Pferde gibt es etwa 100 Stück im Lande; aber weil man im Winter besser mit Hunden, im Sommer aber zu Wasser reiset, so achtet man ihrer wenig. Vortreffliches Rennthierfleisch erhält man in Petropawlowsk, so wie auch das Bärenfleisch nicht ganz zu verachten ist. Das Fleisch der Argali oder wilden Schafe übertrifft an Geschmack jedes Wildbret, was man in Europa hat. An wilden Gänsen und Änten, die auch von gutem Geschmacke sind, fehlt es ebenfalls nicht. In den Monathen July und August kann man sich in Einer Stunde gegen hundert Änten verschaffen. Sie mausern nähmlich zu der Zeit, und können deßhalb nicht fliegen. Man schlägt sie mit langen Stangen von den

Felsen herunter; Fische sind hier im großen Überflusse; jede Jahreszeit, ja jeder Monath liefert eine besondere Art; manche sind Jahr aus Jahr ein zu haben. Lachsforellen, Häringe, Krebse und Krabben findet man von besonderer Güte. Die Kamtschadalischen Bären nähren sich vorzüglich von Fischen. Sie sind in Menge vorhanden, und ihre Haut dient zu Schlittendecken und Bettunterlagen, unbehaart auch zu Stiefelsohlen; denn sie hält den Fuß sehr warm, und gefriert bey der strengsten Kälte nicht. Die Bärengedärme, gut gereiniget und aufgespannt, dienen als Fensterscheiben. — Der Argali oder das wilde Schaf (Ovis Ammon) lebt auf den höchsten Bergen Kamtschatka's, und wird im Herbste in großer Menge erlegt, weil das Fleisch schmackhaft ist und die Haut eine sehr warme Kleidung liefert. Die Kamtschadalischen Zobelfelle stehen den Fellen, welche vom Lena-Flusse in Sibirien kommen, an dunkler Farbe und Glanz nach. In frühern Zeiten führte man bisweilen in Einem Jahre für 80,000 Rubel Zobelfelle nach Ochotzk. Jetzt werden die Kamtschadalen durch andere Arbeiten zu sehr vom Zobelfange abgehalten. — Wenn nicht Trägheit es verhinderte, könnte ein großer Handel mit getrockneten Fischen von Kamtschatka aus geführt werden. Die Salmen verstopfen im Frühjahre oft die Flüsse, und die Masse zerreißt die Netze. In Einer Nacht fängt man an einer Stelle 10 bis 12,000 Stück. Der Härings- und Kabliaufang könnte hier eben so bedeutend werden als an der Küste Schottlands und Nordost-Amerika's. Im Sommer hat man manche wilde Kräuter, die freylich nicht alle von den Einwohnern beachtet werden. Der wilde Knoblauch ist ein allgemeines Nahrungsmittel in Kamtschatka. Wilde Erbsen (vielleicht eine Walderbse — Orobus), Sellerie, Angelika und Portulack kommen vor. Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Moosbeeren und andere Beeren kann man im Herbste in großer Menge haben. Kartoffeln und Rüben lassen sich recht gut hier ziehen. In mehreren Gegenden Kamtschatka's ist sehr viel Holz. Um Tolbatsch und Tschabina findet man Lärchenbäume von 100 Fuß Höhe. Die Birken sind am allgemeinsten im Lande. Die Jagd würde für Kamtschatka eine der ergiebigsten Nahrungsquellen seyn, wenn Pulver und Bley hier nicht so theuer wären. Das Pfund Pulver wird mit 5 Rubel, und das Pfund Bley mit 3 Rubel bezahlt. Eine Verbindung zur See zwischen St. Peter und Paul und Petersburg könnte allen diesen Übeln abhelfen.

Träte ein ordentlicher Verkehr zur See zwischen Rußland und Kamtschatka ein, und beförderte man in Kamtschatka durch Aufmunterungen aller Art mehr den Feldbau, der sich in einigen Gegenden, z. B. um Werchnoy, recht gut treiben läßt, wo Kartoffeln, Rüben,

Gurken, Salat und Kohl sehr gut gerathen; führte man noch andere Pflanzen ein, die sich zu der Kamtschadalischen Luft eignen, z. B. den Tartarischen Weitzen (triticum polonicum), den Sibirischen Buchweitzen (poligonum tartaricum), so könnte Kamtschatka mit der Zeit ein wohlbewohntes und gesegnetes Land werden. Seine Lage zum Handel ist ganz vortrefflich. Jetzt hält der Zobelfang, der so einträglich ist, von andern Beschäftigungen ab, und zu der geringen Bevölkerung des Landes kommt noch, daß zu wenig Frauen da sind. In Petropawlowsk leben z. B. 180 Menschen, und darunter nur 25 weiblichen Geschlechtes. Nur im Ishiga gibt es mehr Frauen als Männer, und sie sollen sich dort durch Sittsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnen.

Die Ureinwohner Kamtschatka's, die an Güte des Herzens, an Treue, Folgsamkeit, Gastfreyheit, Beharrlichkeit und Ergebenheit für ihre Obern nicht leicht übertroffen werden können, sterben immer mehr und mehr aus. Sie wohnen nicht in den von den Russen angelegten Ortschaften, sondern zerstreut im Innern des Landes in kleinen Dörfern, Ostrogs genannt. Selten sieht man nach den verheerenden Krankheiten in den Jahren 1800 und 1801, durch welche 5000 umkamen, mehr als 15 Menschen in einem solchen Dorfe. Die Aufsicht über den Ostrog führt ein Tayon oder Oberer, der aus und von den Andern gewählt ist. Er läßt die Gesetze durch den Jessaul handhaben, der auch in seiner Abwesenheit seine Stelle vertritt. Die Gewalt des Tayon ist ansehnlich, indem sie bis auf 20 Stockschläge geht. Er muß auch alljährlich die besten Zobelfelle aussuchen, und sie als Abgabe des Ostrogs in die Stadt bringen, wo sie geschätzt und zu Geld berechnet werden. In der Regel betragen die Zobelfelle mehr als die Abgaben. Das Mehr bekommt der Tayon heraus, und theilt es unter die Bewohner des Ostrogs. Obgleich ein guter Zobel mit 10 bis 20 Rubel in Kamtschatka bezahlt wird, so rechnete man bey der Steuerzahlung den Kamtschadalen ihn nie über $3\frac{1}{2}$ Rubel an. Jetzt rechnet man höher, oft ein Fell mit 10 Rubel. Außer der Kopfsteuer muß jeder Kamtschadale drey Rubel Steuer entrichten. Die größte Steuer besteht aber darin, daß jeder Reisende nach Willkühr über ihn und das Seinige verfügt. Die Entvölkerung Kamtschatka's ist besonders dem Branntweine zuzuschreiben. Die Kaufleute zogen sonst im Lande mit Branntwein umher, und zwar mit Fässern, die im Innern getheilt waren, und auf dem einen Ende guten Branntwein, auf dem andern Branntwein mit Wasser vermischt enthielten. Kamen sie in ein Dorf, so schenkten sie zuerst ein Glas zum Kosten. Dadurch wurden die Kamtschadalen geneigt, und kauften ein Glas nach dem andern. Waren sie betrunken, so erhielten sie von dem

schlechten Branntwein, und mußten ihn in der Besoffenheit mit den schönsten Zobelfellen bezahlen. Jetzt ist solchem Gräuel Einhalt gethan. Die Eingebornen sind die allgemeinen Wegweiser im Lande; sie führen die Posten von Ostrog zu Ostrog, und bringen im Winter die Reisenden und Eilbothen mit ihren Hunden und Schlitten fort. Ja sie füttern die Hunde derjenigen Reisenden, welche mit eigenem Geschirre reisen, und speisen selbst die Reisenden, und dieses Alles unentgeldlich. Jedes Dorf hat einen eigenen Fischvorrath für die Hunde der Reisenden. Im Sommer müssen die Kamtschadalen bereit seyn, auf ihren Booten die Reisenden Tag und Nacht weiter zu schaffen. Ja es darf kein Soldat ohne einen Kamtschadalen irgend wohin geschickt werden. Mancher ist deßhalb oft 14 Tage vom Hause, und versäumt vielleicht die besten Fischzüge und Zobelfänge. Das Versäumniß der Fischerey ist bey guten Tagen, wo die gefangenen Fische leicht trocknen, unersetzlich, da es wenige helle Tage in Kamtschatka gibt, und bey trüben Tagen die zum Trocknen aufgehängten Fische verfaulen. Und bey aller Hudeley, welche die Kamtschadalen ertragen müssen, bleiben sie gutmüthig und ehrlich; sie üben die Lehre der Liebe, ohne den Geist zu kennen, von dem sie ausgegangen ist; denn wenn gleich die Kamtschadalen alle christlich von den Griechischen Priestern getauft sind, so wissen sie doch von der Lehre Dessen, dem sie durch die Taufe geweiht wurden, so gut wie gar nichts. Die elendesten Popen, oft die allerschlechtesten Menschen, handhaben hier die äußern Gebräuche des Christenthumes, und beschäftigen sich sonst mit dem Pelzhandel. Sie könnten von den Kamtschadalen lernen, nicht diese von ihnen!

Es ist eben so selten, einen betriegenden, als einen wohlhabenden Kamtschadalen zu finden. Reisende übergeben dem Tayon in der Nachtrast stets alles Geld und alle Vorräthe an Lebensmitteln, selbst Branntwein und Tabak, und nie ist ein Beyspiel von Veruntreuung vorgekommen. Der einzige, von den Europäern den Kamtschadalen eingeimpfte Fehler ist der Hang zu geistigen Getränken.

Bemerkung.

Wir brechen hier die Erzählung des Herrn von Krusenstern ab; denn er macht eine Rückreise über China, Java und St. Helena nach Rußland. Weil es die Rückreise war, so ging sie rasch vor sich, und hat darum wenig Anziehendes. Dazu kommt, daß wir über jene Länder von andern Reisenden viel vollständigere Nachrichten

haben, so daß wir unsere Leser an der Hand anderer Erzähler in jene Gegenden führen wollen. Dagegen schliessen wir noch einen Theil der Reise, die Herr von Langsdorff machte, hier an, weil sie in die Gegenden ging, die mit Kamtschatka so innig zusammenhängen.

II.

Von Langsdorffs

Reise im Russischen Asien.

---

7 *



Vorbemerkung.

Herr von Langsdorff kehrte im Herbste 1806 von seiner Reise an die Nordwestküste Amerika's nach Kamtschatka zurück, verblieb daselbst den Winter, und machte im folgenden Jahre zu Lande die Rückreise von Kamtschatka nach Petersburg. Von seinem Leben in Kamtschatka und von seiner Rückreise nach Petersburg wird er uns im Folgenden erzählen.

Mein eigentlicher Aufenthalt war in Petropawlowsk, wo ich mich mit Anfange des Winters im Schlittenfahren mit den Hunden einübte. Diese Kunst mußte ich verstehen, wenn ich von Kamtschatka zu Lande nach St. Petersburg wollte; denn von Kamtschatka an bis zum Ob fahren fast alle Völker mit Hunden. Ausgezeichnet sind die Kamtschadalischen Hunde. Sie haben eine spitze, hervorstehende Schnautze, spitze, aufrecht stehende Ohren, einen langen, starkbehaarten zottigen Schwanz, und besitzen in ihrem ganzen Äußern, in Gestalt, Größe und Blick, ja selbst in ihrer Lebensart, viel Ähnliches mit dem Wolfe. Den Europäischen Spitzen und Schäferhunden stehen sie nahe. Das Fell ist bey manchen mit schlichten, kurzen, bey andern mit zottigen, langen Haaren, und auf der Haut mit einer wahren Wolle bedeckt, die lang, zart und weich ist, und gleich der Schafwolle verarbeitet werden könnte. Diejenigen Hunde, welche solches wollartiges und langes, zottiges Haar haben, heißen Magnate oder behaart. Ihr Fell dient vorzüglich zu warmen Pelzen und zur Verbrämung von Kleidern. Zum Ziehen sind sie zu schwerfällig, und können bey frischgefallenem und tiefem Schnee nicht gut gebraucht werden; indem sich der weiche Schnee leicht zwischen den Haaren zusammenballt, friert und die Hunde am Laufen hindert. Die hochbeinigen und dünnbehaarten sind zum Laufen die besten. Die meisten Kamtschadalischen Hunde heulen bloß, das Bellen vernimmt man selten. Die Farben der Kamtschadalischen

Hunde sind sehr mannigfaltig. Es gibt rothe, graue, weiße, schwarze und bunte. Alle leben Jahr aus Jahr ein im Freyen. Im Sommer scharren sie sich Gruben, um kühl zu liegen; und im Winter verbergen sie sich im Schnee, um Schutz gegen die Kälte zu haben. Kälte bekommt ihnen besser als Wärme.

Sobald die jungen Hunde nach einigen Wochen von der Muttermilch entwöhnt sind, fängt ihre Erziehung damit an, daß sie vermittelst eines Stäbchens, das an dem Halsbande befestiget ist, oder vermittelst einer Kette an einen Pfahl festgebunden werden. Dadurch werden sie an das Stillliegen gewöhnt. So lange sie noch jung sind, werden sie mit einer gut gekochten Fischsuppe gefüttert, wovon sie so viel fressen, daß ihnen der Bauch platzen möchte. Die Suppe wird lauwarm gegeben, ist den Hunden sehr gedeihlich, und mit Freuden sieht der Kamtschadale die Vielfressenden an, weil er zu ihnen die meiste Hoffnung hat. Nach dem fünften Monathe werden alle, die als Zugvieh gebraucht werden sollen, entmannt (castrirt). Nur in warmen Tagen nimmt man dieses Verfahren vor. Die Hündinnen und die unentmannten Hunde werden höchst selten zum Ziehen gebraucht. Die entmannten Hunde sind geschworne Feinde der übrigen, und beißen sich stets, so oft sie mit solchen zusammen kommen, derb herum. Nach der Entmannung werden die Zughunde entschwänzt (englisirt), weil der lang behaarte Schwanz im Schnee aufhält. Es geschieht dieß erst, wenn der Hund völlig ausgewachsen ist, im zweyten oder dritten Jahre. Auffallend ist es, daß die Natur sich bisweilen einem Zwange von selbst unterwirft, der ihr angethan wird; denn es werden hier nicht selten ungeschwänzte Hunde geboren *). Vor dem völligen Auswuchse spannt ein Kamtschadale, den nicht die Noth zwingt, keinen Hund an, weil er sonst sich nicht gut ausbildet. In frühern Zeiten wendete man viel mehr Fleiß auf die Hundezucht, als jetzt. Man zog die Hunde in unterirdischen Gruben auf, wo stets derselbe Mensch sie fütterte. Dadurch wurden sie licht- und menschenscheu, und liefen bey dem geringsten Geräusche aus Leibeskräften. Drey solcher Hunde waren so gut als jetzt sechs andere.

Die fünf- bis sechsjährigen Hunde sind auf weiten Reisen die besten, weil sie Feuer und Ausdauer verbinden; jüngere sind zu feurig und halten nicht aus; ältere gehen zu langsam. Jeder Hund bekommt einen Nahmen, der von seinen äußern Merkmahlen entlehnt wird, z. B. Rothfleck, Hängohr u. s. w. Dieß hat den Nutzen, daß man in einem Gespanne jeden einzeln an seine Schuldigkeit er-

*) In England werden auch bisweilen ungeschwänzte Pferde geboren.

innern kann, was um so nöthiger ist, da man nicht am Maul, sondern nur mit Worten leitet.

Die eigentliche Nahrung der Hunde besteht größten Theils in frischen, gefrornen, gekochten, getrockneten und verfaulten Fischen; doch erfordert die Fütterung einige Aufmerksamkeit, und jeder Kamtschadale hat besondere Fütterungsregeln. Im Sommer suchen sich die Hunde ihre Nahrung selbst an den Ufern der Seen, Flüsse und Meere; sie stellen sich bis an den Bauch in's Wasser, und schnappen mit großer Sicherheit nach den Fischen, die sich sehen lassen. Gibt es Fische im Überfluß, z. B. bey den Lachszügen, so fressen die Hunde nur die Köpfe und lassen das Übrige liegen. Im Herbste treibt der Hunger die Hunde zur Rückkehr in die Dörfer; die Besitzer fangen sie auf und binden sie an, um sie bey bevorstehenden Schlittenfahrten sogleich zu haben. Sie sind im Herbste sehr fett, und erhalten täglich nur ein kleines Stück Fisch, zuweilen auch in einigen Tagen gar nichts, um sie abzumagern; denn fette Hunde taugen zum Ziehen nicht. Tag und Nacht geben die eingefangenen Hunde durch Heulen ihre Klagen über Hungersnoth und über verlorene Freyheit zu erkennen. Da nun jeder Kamtschadale wenigstens sechs Hunde hat, so heulen in einem Orte, worin zwanzig Menschen wohnen, wenigstens 120 Hunde, was denn freylich für einen Europäer gräßlich klingt. Der Fischvorrath, womit man im Winter die Hunde füttert, befindet sich in Gruben, wo man im Sommer die Fische so hinein schüttet, wie man sie gefangen hat, und die man mit Bretern und Erde zudeckt. Natürlich gehen die so vergrabenen Fische in Fäulniß über, und wird im Winter eine solche Grube geöffnet, so verbreiten sich die schrecklichsten Gerüche rings umher. Der Kamtschadale scheint das nicht zu riechen, und für die Hunde sind die faulen Fische wahre Leckereyen. Bey dem größeren Verkehre der Kamtschadalen mit den Russen füttern Viele auch ihre Hunde mit gefrornen und getrockneten Fischen. Letztere nennen sie Jukola. Sonderbar ist es, daß die Hunde bey getrockneten Fischen den Kopf nicht fressen, den sie bey frischen Fischen so sehr vorziehen. Die getrockneten Fische machen den Hunden bey jedesmahliger Speisung, wegen der Härte der Gräthen, ein blutiges Maul. Den Durst löschen sich die Hunde im Winter mit Schnee oder Eisstücken.

Soll ein Hund gut laufen, so muß er mit nüchternem Magen angespannt werden. Darum werden die Hunde auf Reisen nur des Abends gefüttert. Des Morgens wirft man jedem höchstens einen halben getrockneten Fisch zu. Mit hungerigem Magen laufen die Hunde 15 bis 20 Deutsche Meilen in Einem Tage. Am Abende dürfen sie auch nicht eher gefüttert werden, bis sie völlig abgekühlt sind,

mit welchen Speisen müssen sich diese armen Kinder begnügen! — Die Häuser aller übrigen Einwohner sind durchaus schlecht gebaut, und so niedrig, daß sie während des Winters ganz im Schnee begraben liegen. Die Stuben können den ganzen Winter nicht gelüftet werden. Von der Winterstickluft rühren auch wohl die blassen Gesichter her, welche man in Kamtschatka allgemein antrifft.

Der Bau eines Hauses ist in St. Peter und Paul sehr kostbar. Da in der Nähe kein Bauholz wächst, so muß es aus dem Innern des Landes herbeygeführt werden. Zu dem Baue von Staatsgebäuden werden 30 bis 40 Soldaten mit einem Officiere ausgeschickt. Mehrere Wochen sind sie abwesend, um mit großer Gefahr das gefällte Holz die reißenden Ströme herabzuflößen. Die ganze Mannschaft von St. Peter und Paul war seit zwey Jahren beschäftiget, eine Caserne für 10 bis 12 Mann zu bauen. An der Kirche bauet man schon mehrere Jahre lang, ohne sie vollenden zu können. Ein Haus, das in St. Petersburg 8000 Rubel kostet, kann in St. Peter und Paul nur für 10,000 Rubel erbauet werden.

Auf die Viehzucht könnte in Kamtschatka weit mehr gehalten werden. An Gras fehlt es nicht. Kraschen sagt: „Gras wächst in Kamtschatka so hoch und saftvoll, daß man schwerlich seines Gleichen im ganzen Russischen Reiche antreffen kann. Es wird in den natürlichen Wiesen über vier Fuß hoch, und man könnte eine ungeheure Menge Heu für den Winter mähen. Dabey schießt es an einigen Orten so geschwind auf, daß es in einem Sommer mehr als drey Mahl gemäht werden kann. Außer diesem findet das Vieh an mehreren Orten den ganzen Winter über im Freyen überflüssiges Futter.“ — Es fehlt nur an Leuten, die im Sommer Heu für den langen Winter machen. Darum gibt es in ganz Kamtschatka nur 600 Kühe. An Ziegen, Schafen, Schweinen und Geflügel ist gar nicht zu denken. Letzteres hält man nicht, der Hunde wegen, die im Sommer im Freyen umherlaufen. Wir ließen einige Hühner zurück, die wir mit aus Japan gebracht hatten. Pferde gibt es etwa 100 Stück im Lande; aber weil man im Winter besser mit Hunden, im Sommer aber zu Wasser reiset, so achtet man ihrer wenig. Vortreffliches Rennthierfleisch erhält man in Petropawlowsk, so wie auch das Bärenfleisch nicht ganz zu verachten ist. Das Fleisch der Argali oder wilden Schafe übertrifft an Geschmack jedes Wildbret, was man in Europa hat. An wilden Gänsen und Änten, die auch von gutem Geschmacke sind, fehlt es ebenfalls nicht. In den Monathen July und August kann man sich in Einer Stunde gegen hundert Änten verschaffen. Sie mausern nähmlich zu der Zeit, und können deßhalb nicht fliegen. Man schlägt sie mit langen Stangen von den

Felsen herunter. Fische sind hier im großen Überflusse; jede Jahreszeit, ja jeder Monath liefert eine besondere Art; manche sind Jahr aus Jahr ein zu haben. Lachsforellen, Häringe, Krebse und Krabben findet man von besonderer Güte. Die Kamtschadalischen Bären nähren sich vorzüglich von Fischen. Sie sind in Menge vorhanden, und ihre Haut dient zu Schlittendecken und Bettunterlagen, unbehaart auch zu Stiefelsohlen; denn sie hält den Fuß sehr warm, und gefriert bey der strengsten Kälte nicht. Die Bärengedärme, gut gereiniget und aufgespannt, dienen als Fensterscheiben. — Der Argali oder das wilde Schaf (Ovis Ammon) lebt auf den höchsten Bergen Kamtschatka's, und wird im Herbste in großer Menge erlegt, weil das Fleisch schmackhaft ist und die Haut eine sehr warme Kleidung liefert. Die Kamtschadalischen Zobelfelle stehen den Fellen, welche vom Lena-Flusse in Sibirien kommen, an dunkler Farbe und Glanz nach. In frühern Zeiten führte man bisweilen in Einem Jahre für 80,000 Rubel Zobelfelle nach Ochotzk. Jetzt werden die Kamtschadalen durch andere Arbeiten zu sehr vom Zobelfange abgehalten. — Wenn nicht Trägheit es verhinderte, könnte ein großer Handel mit getrockneten Fischen von Kamtschatka aus geführt werden. Die Salmen verstopfen im Frühjahre oft die Flüsse, und die Masse zerreißt die Netze. In Einer Nacht fängt man an einer Stelle 10 bis 12,000 Stück. Der Härings- und Kabliaufang könnte hier eben so bedeutend werden als an der Küste Schottlands und Nordost-Amerika's. Im Sommer hat man manche wilde Kräuter, die freylich nicht alle von den Einwohnern beachtet werden. Der wilde Knoblauch ist ein allgemeines Nahrungsmittel in Kamtschatka. Wilde Erbsen (vielleicht eine Walderbse — Orobus), Sellerie, Angelika und Portulack kommen vor. Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Moosbeeren und andere Beeren kann man im Herbste in großer Menge haben. Kartoffeln und Rüben lassen sich recht gut hier ziehen. In mehreren Gegenden Kamtschatka's ist sehr viel Holz. Um Tolbatsch und Tschabina findet man Lärchenbäume von 100 Fuß Höhe. Die Birken sind am allgemeinsten im Lande. Die Jagd würde für Kamtschatka eine der ergiebigsten Nahrungsquellen seyn, wenn Pulver und Bley hier nicht so theuer wären. Das Pfund Pulver wird mit 5 Rubel, und das Pfund Bley mit 3 Rubel bezahlt. Eine Verbindung zur See zwischen St. Peter und Paul und Petersburg könnte allen diesen Übeln abhelfen.

Träte ein ordentlicher Verkehr zur See zwischen Rußland und Kamtschatka ein, und beförderte man in Kamtschatka durch Aufmunterungen aller Art mehr den Feldbau, der sich in einigen Gegenden, z. B. um Werchnoy, recht gut treiben läßt, wo Kartoffeln, Rüben,

Gurken, Salat und Kohl sehr gut gerathen; führte man noch andere Pflanzen ein, die sich zu der Kamtschadalischen Luft eignen, z. B. den Tartarischen Weitzen (triticum polonicum), den Sibirischen Buchweitzen (poligonum tartaricum), so könnte Kamtschatka mit der Zeit ein wohlbewohntes und gesegnetes Land werden. Seine Lage zum Handel ist ganz vortrefflich. Jetzt hält der Zobelfang, der so einträglich ist, von andern Beschäftigungen ab, und zu der geringen Bevölkerung des Landes kommt noch, daß zu wenig Frauen da sind. In Petropawlowsk leben z. B. 180 Menschen, und darunter nur 25 weiblichen Geschlechts. Nur in Ishiga gibt es mehr Frauen als Männer, und sie sollen sich dort durch Sittsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnen.

Die Ureinwohner Kamtschatka's, die an Güte des Herzens, an Treue, Folgsamkeit, Gastfreyheit, Beharrlichkeit und Ergebenheit für ihre Obern nicht leicht übertroffen werden können, sterben immer mehr und mehr aus. Sie wohnen nicht in den von den Russen angelegten Ortschaften, sondern zerstreut im Innern des Landes in kleinen Dörfern, Ostrogs genannt. Selten sieht man nach den verheerenden Krankheiten in den Jahren 1800 und 1801, durch welche 5000 umkamen, mehr als 15 Menschen in einem solchen Dorfe. Die Aufsicht über den Ostrog führt ein Tayon oder Oberer, der aus und von den Andern gewählt ist. Er läßt die Gesetze durch den Jessaul handhaben, der auch in seiner Abwesenheit seine Stelle vertritt. Die Gewalt des Tayon ist ansehnlich, indem sie bis auf 20 Stockschläge geht. Er muß auch alljährlich die besten Zobelfelle aussuchen, und sie als Abgabe des Ostrogs in die Stadt bringen, wo sie geschätzt und zu Geld berechnet werden. In der Regel betragen die Zobelfelle mehr als die Abgaben. Das Mehr bekommt der Tayon heraus, und theilt es unter die Bewohner des Ostrogs. Obgleich ein guter Zobel mit 10 bis 20 Rubel in Kamtschatka bezahlt wird, so rechnete man bey der Steuerzahlung den Kamtschadalen ihn nie über 3½ Rubel an. Jetzt rechnet man höher, oft ein Fell mit 10 Rubel. Außer der Kopfsteuer muß jeder Kamtschadale drey Rubel Steuer entrichten. Die größte Steuer besteht aber darin, daß jeder Reisende nach Willkühr über ihn und das Seinige verfügt. Die Entvölkerung Kamtschatka's ist besonders dem Branntweine zuzuschreiben. Die Kaufleute zogen sonst im Lande mit Branntwein umher, und zwar mit Fässern, die im Innern getheilt waren, und auf dem einen Ende guten Branntwein, auf dem andern Branntwein mit Wasser vermischt enthielten. Kamen sie in ein Dorf, so schenkten sie zuerst ein Glas zum Kosten. Dadurch wurden die Kamtschadalen geneigt, und kauften ein Glas nach dem andern. Waren sie betrunken, so erhielten sie von dem

schlechten Branntwein, und mußten ihn in der Besoffenheit mit den schönsten Zobelfellen bezahlen. Jetzt ist solchem Gräuel Einhalt gethan. Die Eingebornen sind die allgemeinen Wegweiser im Lande; sie führen die Posten von Ostrog zu Ostrog, und bringen im Winter die Reisenden und Eilbothen mit ihren Hunden und Schlitten fort. Ja sie füttern die Hunde derjenigen Reisenden, welche mit eigenem Geschirre reisen, und speisen selbst die Reisenden, und dieses Alles unentgeldlich. Jedes Dorf hat einen eigenen Fischvorrath für die Hunde der Reisenden. Im Sommer müssen die Kamtschadalen bereit seyn, auf ihren Booten die Reisenden Tag und Nacht weiter zu schaffen. Ja es darf kein Soldat ohne einen Kamtschadalen irgend wohin geschickt werden. Mancher ist deßhalb oft 14 Tage vom Hause, und versäumt vielleicht die besten Fischzüge und Zobelfänge. Das Versäumniß der Fischerey ist bey guten Tagen, wo die gefangenen Fische leicht trocknen, unersetzlich, da es wenige helle Tage in Kamtschatka gibt, und bey trüben Tagen die zum Trocknen aufgehängten Fische verfaulen. Und bey aller Hudeley, welche die Kamtschadalen ertragen müssen, bleiben sie gutmüthig und ehrlich; sie üben die Lehre der Liebe, ohne den Geist zu kennen, von dem sie ausgegangen ist; denn wenn gleich die Kamtschadalen alle christlich von den Griechischen Priestern getauft sind, so wissen sie doch von der Lehre Dessen, dem sie durch die Taufe geweiht wurden, so gut wie gar nichts. Die elendesten Popen, oft die allerschlechtesten Menschen, handhaben hier die äußern Gebräuche des Christenthumes, und beschäftigen sich sonst mit dem Pelzhandel. Sie könnten von den Kamtschadalen lernen, nicht diese von ihnen!

Es ist eben so selten, einen betriegenden, als einen wohlhabenden Kamtschadalen zu finden. Reisende übergeben dem Tayon in der Nachtrast stets alles Geld und alle Vorräthe an Lebensmitteln, selbst Branntwein und Tabak, und nie ist ein Beyspiel von Veruntreuung vorgekommen. Der einzige, von den Europäern den Kamtschadalen eingeimpfte Fehler ist der Hang zu geistigen Getränken.

Bemerkung.

Wir brechen hier die Erzählung des Herrn von Krusenstern ab; denn er macht eine Rückreise über China, Java und St. Helena nach Rußland. Weil es die Rückreise war, so ging sie rasch vor sich, und hat darum wenig Anziehendes. Dazu kommt, daß wir über jene Länder von andern Reisenden viel vollständigere Nachrichten

Hunde und einen Dolmetscher. Den 10. fuhr ich dahin ab. Wir durchstrichen viele Thäler, und erreichten, nachdem wir etwa $4\frac{1}{2}$ Meilen zurückgelegt hatten, den Omanina-Fluß. Nicht weit davon traf ich die ersten Spuren von Rennthierherden. Viele Tausende hatten den Schnee zerstampft. Wir folgten der Spur, und waren am Abende bey den Koräken. Ich kehrte bey dem Vornehmsten ein, der sich Prolok nannte, und wenigstens 2000 Rennthiere besaß, die um die Hütte weideten. Er ließ sogleich für mich, meine Begleiter und meine Hunde zwey schlachten. Das Mark aus den noch warmen Knochen wurde mir zum freundlichen Empfange als ein Leckerbissen dargereicht, und die Zungen sogleich abgekocht.

Die Koräken unterscheiden sich wohl in der Sprache von den Kamtschadalen, in ihren Gesichtszügen und ihrer Bildung aber wenig; auch ihre Kleidung ist beynahe dieselbe, nur daß die Koräken anstatt des Kragens eine Capuze besitzen. Männer und Frauen haben keine verschiedene Tracht; die Weiber tragen lange, die Männer kurze Haare. Den Bart reißen und kneipen sich die Männer aus. Die Koräken wohnen in zuckerhutförmigen Hütten, deren Gerippe aus Stangen, deren Umschlag aber aus behaarten Rennthierhäuten besteht. Rings um meines Wirthes Hütte standen 60 bis 70 Schlitten, worauf bey den Umzügen die Stangen, Häute und Geräthschaften fortgeschafft werden. Die Rennthiere sind nähmlich schwach zum Ziehen; darum eine so große Anzahl von Schlitten. Die Wohnungen der Koräken erhalten ihr Licht durch die obere Spitze, die zugleich Schornstein ist. Der innere Raum der Hütten ist durch ausgespannte Häute in mehrere Kammern getheilt, deren Eingänge von der Mitte ausgehen, und gegen Rauch, Licht und Luft verschlossen werden können. Gerade dem Eingange gegenüber ist die Kammer für das Oberhaupt. Die Anverwandten und Untergebenen nehmen die übrigen Kammern ein. Im Innern sieht die Hütte wie eine Rauchkammer aus; allenthalben herrscht ekelhafter Schmutz darin. Eine Menge Hunde, die zur Jagd gebraucht werden, haben überall freyen Zutritt. Das in den Rennthiermägen noch unverdauete Moos wird ihnen mit Thran vermischt zum Futter gegeben. Bisweilen nehmen auch die Koräken selbst an diesem Gerichte Antheil. Für Rennthiere erhandeln sich die Koräken von den Russen und Kamtschadalen alle ihre Bedürfnisse, als: Kessel, Messer, Äxte, Tabak, Branntwein, Fliegenschwämme, die sie zur Berauschung gebrauchen, und dem Branntweine vorziehen; Pulver und Bley, Seehundsriemen, Thran und andere Sachen.

Anstatt der Schüsseln bedienen sich die Koräken eines hölzernen Troges, der gemeinschaftlich Menschen und Hunden dient. Ihr Trank

II.

Von Langsdorffs

Reise im Russischen Asien.



Vorbemerkung.

Herr von Langsdorff kehrte im Herbste 1806 von seiner Reise an die Nordwestküste Amerika's nach Kamtschatka zurück, verblieb daselbst den Winter, und machte im folgenden Jahre zu Lande die Rückreise von Kamtschatka nach Petersburg. Von seinem Leben in Kamtschatka und von seiner Rückreise nach Petersburg wird er uns im Folgenden erzählen.

Mein eigentlicher Aufenthalt war in Petropawlowsk, wo ich mich mit Anfange des Winters im Schlittenfahren mit den Hunden einübte. Diese Kunst mußte ich verstehen, wenn ich von Kamtschatka zu Lande nach St. Petersburg wollte; denn von Kamtschatka an bis zum Ob fahren fast alle Völker mit Hunden. Ausgezeichnet sind die Kamtschadalischen Hunde. Sie haben eine spitze, hervorstehende Schnautze, spitze, aufrecht stehende Ohren, einen langen, starkbehaarten zottigen Schwanz, und besitzen in ihrem ganzen Äußern, in Gestalt, Größe und Blick, ja selbst in ihrer Lebensart, viel Ähnliches mit dem Wolfe. Den Europäischen Spitzen und Schäferhunden stehen sie nahe. Das Fell ist bey manchen mit schlichten, kurzen, bey andern mit zottigen, langen Haaren, und auf der Haut mit einer wahren Wolle bedeckt, die lang, zart und weich ist, und gleich der Schafwolle verarbeitet werden könnte. Diejenigen Hunde, welche solches wollartiges und langes, zottiges Haar haben, heißen Magnate oder behaart. Ihr Fell dient vorzüglich zu warmen Pelzen und zur Verbrämung von Kleidern. Zum Ziehen sind sie zu schwerfällig, und können bey frischgefallenem und tiefem Schnee nicht gut gebraucht werden; indem sich der weiche Schnee leicht zwischen den Haaren zusammenballt, friert und die Hunde am Laufen hindert. Die hochbeinigen und dünnbehaarten sind zum Laufen die besten. Die meisten Kamtschadalischen Hunde heulen bloß, das Bellen vernimmt man selten. Die Farben der Kamtschadalischen

uns eine Karavane. Wir hörten von ihr, daß einer von den fünf Verbrechern, die kurz vor unserer Abreise von Ochozk, beym Holzfällen sich ihrer Banden entlediget hatten, wieder eingefangen sey, und daß die andern sich zerstreuet hätten, welche Nachricht uns sehr lieb war, da gewöhnlich solche Verbrecher die Reisenden anfallen. Den folgenden Tag überstiegen wir das Spitzbubengebirge (Plutnei Chrebta), so benannt von den Verbrechern, die in Ochozk sich frey machen, und hierher flüchten. Die heiße Witterung, obgleich sie ermüdend für uns war, verschaffte uns einen großen Vortheil; wir konnten fast alle Bäche ohne Mühe durchschreiten, denn sie hatten wenig Wasser.

Den 29. am Abende kam uns die Post von Jakuzk entgegen, die 16 Tage unter Weges war. Sie erzählte uns, daß 15 Werste vorher einer der Straßenräuber aus dem Gebüsche gesprungen sey, und sobald er die Post erkannt, den Andern zugerufen habe: „Cameraden, hier ist nichts zu verdienen, laßt die Post ungehindert weiter gehen!“ Auf diese Nachricht nahm ich mit meinem Kosacken die Feuergewehre zur Hand; wir waren aber unbekümmert, da wir darauf rechnen konnten, daß die Flüchtlinge noch keine Gewehre besäßen. Die Nacht brachten wir gerade an der Stelle zu, wo die Post die Flüchtlinge angetroffen hatte. Ich ließ alles Gepäck dicht vor das Zelt legen, ordnete es an, daß wir vier Personen wechselsweise die Wache hielten, und daß wir uns bey der geringsten Gefahr gleich zur Wehre setzen wollten. Die Nacht ging aber ruhig vorüber. Den folgenden Tag erhielten wir von einer Karavane die Nachricht, daß sich die Kosacken, welche in dieser Gegend standen, wieder eines der ausgebrochenen Verbrecher bemächtiget hätten. Wir trafen auch die Kosacken nebst dem Eingefangenen. Sein Äußeres erregte Grausen und Entsetzen. Er hatte tief liegende tückische Augen, eine weit hervorragende Stirn, erhabene Backenknochen, pechschwarzes, langes, wild um den Kopf hangendes Haar, einen sehr langen Bart und ganz zerlumpte Kleider. An demselben Tage kamen wir nach Judomskoi-Krest, einem kleinen Orte an dem Flusse Judoma, der zuweilen eine Werst breit ist, bey trockener Jahreszeit sich aber zur Noth durchwaten läßt. Er fällt in den Maga, dieser in den Aldan, und der in den Lena. Drey Boote dienen bey dem Judoma zur Überfahrt. Die Leute leben hier sehr schlecht, da es an Viehfütterung und an Fischen fehlt. Jenseits des Flusses machten wir einen Ruhetag. In zwey kleinen Flußgebiethen fanden wir noch fünf Fuß dickes Eis, und daneben standen die Weiden belaubt und blühend. Ja wir trafen späterhin in einem andern Thale noch mehr Eis — förmliche Gletscher, die den ganzen Sommer hindurch nicht wegthauen. Die

Umgegend war so kalt, daß ich meinen Pelz anziehen mußte. Den 5. July mußten wir durch einen brennenden Wald reiten, den die Jakuten durch ihr Nachtfeuer unvorsichtiger Weise angezündet hatten, wie das hier häufig geschieht. Wir begegneten an diesem Tage vielen Karavanen, unter andern auch einer zahlreichen Herde Rindvieh, das nach Ochotzk getrieben werden sollte. Die Karavanenführer brachten die traurige Nachricht mit, daß am Aldan-Flusse die Pocken ausgebrochen seyen — eine Krankheit, welche die Bevölkerung des östlichen Rußlands so sehr vermindert. Weil meine Begleiter sich sehr davor fürchteten, so schlugen wir einen andern Weg ein, der 120 Werste um war. Dieser Weg aber ging durch viele Sümpfe, und war so gut als kein Weg. Wir mußten uns öfters mit dem Beile in der Hand erst eine Straße durchhauen. Den 10. July kamen wir endlich bey dem Aldan an. Unsere Jakuten sprachen von einer Überfahrt über den Fluß in dem Orte Notara, der jenseits lag. Wir fingen daher gleich nach unserer Ankunft an's Ufer zu rufen und zu schießen an; Alles war aber vergeblich. Da jagten wir die Pferde durch, um durch deren Ankunft den Fuhrmann auf uns aufmerksam zu machen; allein auch das half nicht. Endlich nöthigte mein Kosacke die Jakuten, ein Floß zu erbauen, wozu einige Baumstämme aufgesucht und zusammen gebunden wurden. Die Jakuten vertrauten sich auch diesem elenden Fahrzeuge mit zwey Stangen an, obgleich der Fluß schnell floß. Sie kamen richtig hinüber und kehrten auf einem Boote zurück, auf dem wir alles Gepäck nach Notara brachten. Nun erfuhren wir, daß die Boote in der Regel stets hier ständen, weil hier die beste Überfahrt sey, daß aber die Jakuten, welche die Überfahrt besorgten, noch 10 Werste den Fluß hinauf wohnten. Um sie näher kennen zu lernen, machte ich mich zu ihnen auf. In einer kleinen Hütte fand ich einen 75jährigen Greis, der mit den Seinigen von seinen beträchtlichen Rindvieh- und Pferdeherden, so wie von den Fischen des Aldan bequem lebte und uns freundlich aufnahm. — Die Jagd und Pferdezucht ist die Lieblingsbeschäftigung der Jakuten; sie trinken die Pferdemilch, und Pferdefleisch ist ihnen ein Leckerbissen. Einzelne bemittelte Jakuten besitzen bisweilen über 100 Pferde. Da mir der Jakute sagte, daß die eigentliche Überfahrt 120 Werste stromabwärts liege, daß ich in einem Boote in 24 Stunden bis dahin kommen könnte, und daß von da aus Jakutzk mit Postpferden in 3 bis 4 Tagen zu erreichen wäre, so nahm ich den Vorschlag an, weil ich des Karavanenreisens müde war, und vertraute mich nun den Leuten des Fuhrmannes an. Meinem Karavanenführer befahl ich aber, mit dem Gepäcke nach Jakutzk zu ziehen und mich beym Geschäftsverwalter der Handelsgesellschaft aufzusuchen. Ich

schiffte mich mit meinem Kosacken und zwey Jakutischen Fährleuten ein, versehen mit den allernothwendigsten Bedürfnissen. Die Boote der Jakuten sind sehr flach und laufen hinten und vorn spitz zu. Sie sind aus einem Holzgerippe, das mit Birkenrinde überzogen und gut vertheert ist. Man fährt wegen der Leichtigkeit sehr schnell damit. Nach einer langen und beschwerlichen Reise zu Pferde fand ich die Wasserfahrt recht angenehm. Die Ufer des Flusses waren an einigen Stellen hübsch bewaldet. Die Jakuten hatten Netze zum Fischfangen mitgenommen. Diese sind aus Pferdehaaren gemacht, jedes Mahl fünf Haare zusammen, und halten gut. Die Netze sind drey Fuß breit und 150 Fuß lang. Sie werden mit einigen Weidenruthen ausgespannt.

Je weiter ich auf dem Flusse kam, desto lieblicher und anmuthiger fand ich seine Ufer. Es fehlte ihnen nichts als Häuser und Menschen. Felsen mit schönen Steinen, Wiesen mit üppigem Grase, Wild aller Art, aber fast gar keine Menschen! — Den 12. kehrte ich in der Hütte eines Jakuten ein, die sich durch Reinlichkeit auszeichnete. Sie war nicht mit Fellen, sondern mit Birkenrinde bedeckt. Überhaupt mußte ich die vielfache Benutzung der Birkenrinde bey den Jakuten bewundern. Kleine Kähne und große Boote, Trinkgeschirre, Milchnäpfe, Wassergefäße, Hüttenbedeckung, die innern Hüttenwände, Schirme und Bettvorhänge, Alles ist von Birkenrinde, und Manches mit Pferdehaaren fein gestickt. Um die Rinde geschmeidig und haltbar zu machen, wird sie einen ganzen Tag lang in Wasser gekocht.

Am Abend erreichte ich den großen Karavanenweg von Ochotzk nach Jakutzk und die große Überfahrt. Der Vater meines Kosacken war Aufseher über dieselbe, und freuete sich sehr über die unerwartete Ankunft seines Sohnes. Man bewirthete mich auf's Beste mit vortrefflicher Milch, mit Sahne, frischer Butter und Erdbeeren. Zu Abend erhielt ich eine gebratene Ante. Um den guten Leuten eine Freude zu machen, blieb ich den folgenden Tag da. Der Ort heißt Massapchinskoe Perewos, und enthält einige nach Russischer Art gebauete Häuser. Ein kleines Commando Soldaten lag daselbst, weil zuweilen Flüchtlinge und Verbrecher die Überfahrt gefährlich machen. Die in der Nähe wohnenden Jakuten waren jetzt mit Heumachen beschäftiget, und schienen größten Theils in Armuth zu leben. Sie verkauften mir ihre Bogen und Pfeile gegen Tabaksblätter. Eine Kuh kostet hier 10, ein Pferd mit Sattel und Zeug 70 Rubel. Ich kaufte mir zur Ergänzung meines Küchenvorrathes ein einjähriges Kalb für sechs Rubel. Die Winterwohnungen der Jakuten, die ich hier sah, bestehen aus einem Erdwalle, der inwendig mit auf-

recht stehenden Bretern ausgeschlagen ist. Jede Familie wohnt in einer Hütte, während in den Sommerwohnungen gewöhnlich mehrere Familien in Einer Wohnung sich befinden. Das Wohnzimmer in der Winterwohnung ist gedielt. In der Mitte desselben befindet sich ein Camin. Der Kuhstall ist neben der Wohnstube, so daß man durch eine Thür aus dem einen in's andere kommt. Die Pferde leben den ganzen Winter über im Freyen, selbst bey einer Kälte von dreyßig Grad Reaumür *).

Meine Postpferde hatte ich auf früh Morgens am andern Tage bestellt; allein erst Nachmittags kamen sie an, und wurden auf einem großen Boote sammt meinem Gepäcke übergeschifft, weil der Ort auf der rechten Seite des Aldan liegt. Die Karavanenpferde ersaufen oft bey dieser Überfahrt, weil sie bey großem Wasser 4 bis 5 Werste durchschwimmen müssen. Je näher man Jakutzk kommt, desto eher kann man auf den Anhaltstellen auch etwas zu essen haben, vorzüglich Milch und Fische. An einem Baume am Wege sah ich etwas hängen, das einem Schweintroge glich, und hörte bey näherer Erkundigung, daß dieß der Sarg eines Jakutischen Kindes sey, und daß die Jakuten alle ihre Todten im Walde an Bäume aufhingen und nicht

*) Die Pferde dienen den Jakuten als Kühe. »Wenn die Stuten,« so erzählt Sauer, der lange unter ihnen reisete, »gefohlt haben, läßt man die Fohlen nur eine kurze Zeit bey ihnen, um Kräfte zu erlangen. Späterhin werden sie getrennt, und nur zwey Mahl täglich zugelassen, nachdem die Stuten gemolken sind. Zur Aufsammlung der Milch hat man flaschenähnliche, lederne Schläuche. Ist ein Schlauch, der etwa einen Anker enthält, voll, so wirft man Kälber- oder Fohlenmagen hinein, thut etwas Wasser dazu, und rührt mit einem Stocke die Mischung, bis sie gährt. In dem Zustande trinkt man die Milch; sie heißt Kumiſh, und macht, in Menge genossen, trunken. Mehrere Völker Asiens bereiten sich Kumiſh, z. B. die Mongolen und Kirgisen. Ist eine Menge bereitet, so wird gewöhnlich ein Fest angestellt. Man bauet eine Sommerhütte, errichtet inwendig einen Herd, und ladet ein. Jedes Mahl sind auch Zauberer (Schamanen) dabey, wovon der Älteste die Opfer verrichtet, indem er jedem eingebildeten Gott etwas in's Feuer gießt. Nach den Opfern trinkt Jeder ein Mahl aus einem großen Becher. Alle gehen darauf vor die Hütte, setzen sich zwischen gestreuete Birkenreiser, bilden Halbkreise und trinken nun nach aller Kraft. Die Zauberer reichen die Becher umher und feuern zum Trinken an. Nach beendigtem Trinkgelage geht es an allerley Leibesübungen. Endlich setzen sich die Gäste auf ihre Pferde, bilden Halbkreise, trinken den Abschied und reiten nach Hause.«

begrüben. Den 18. fuhr ich über den Lena-Fluß, dessen Breite hier mit den Inseln sieben Werste beträgt. Gegen vier Uhr Nachmittags näherte ich mich Jakutzk.

Die hervorragenden Kuppeln der Thürme gaben der Stadt in der Ferne ein schönes Ansehen. An den Ufern des Lena liegen viele flache Boote und große Flöße, die von oben herunter kommen. Jakutzk enthält 5 bis 600 Gebäude, die alle von Holz und theilweise sehr geräumig sind. Fast bey jedem Hause ist Hof und Garten. Die Straßen sind breit, krumm und ungepflastert. Sehr schöne Häuser und elende Hütten bilden einen starken Gegensatz. Fünf Kirchen und ein Mönchskloster zieren die Stadt. Nicht weit von ihr sieht man noch alte hölzerne Thürme, Überbleibsel der ersten Festung, in der sich die Russen bey Eroberung des Landes gegen die Jakuten vertheidigten. Im Frühjahre ist die Stadt den Überschwemmungen des Lena-Flusses ausgesetzt. Die Kälte ist hier im Winter oft über 30 Grad, ja 40 Grad Reaumür, und im Sommer thaut die Erde bey der größten Hitze nie über zwey Fuß tief auf. Die Einwohner nähren sich von Viehzucht und Pelzhandel. In Jakutzk trennte ich mich ganz von meinem Gepäcke, um es zu Wasser nach Irkutzk zu senden; das Pud zu vier Rubel. Bloß meine Papiere, Zeichnungen und Wäsche behielt ich bey mir, um desto leichter reisen zu können.

Die Entfernung von Jakutzk nach Irkutzk beträgt 2500 Werste (355 Meilen), welche Strecke, mit Ausnahme der 270 letztern Werste, auf dem Lena-Flusse gemacht wird. Man findet auf dem ganzen Wege regelmäßig eingerichtete Absteigeorte (Stationen). Auf jedem solchen Ort befinden sich Boote, die mit Pferden stroman gezogen werden. Wo der Fluß bedeutende Krümmungen macht, reitet man, um dieselben zu vermeiden. Der Weg führt durch manche schöne Gegenden, die ich, weil ich eilen mußte, nur durchflog. Reiseschwierigkeiten gab es trotz aller Posteinrichtungen genug. An manchen Stellen traf ich gar keine Menschen. Sie waren mit Heumachen beschäftiget, so daß ich viele Stunden, ja ganze Nächte, auf Weiterbeförderung warten mußte. An andern Stellen war der Postkahn in dem elendesten Zustande, und ließ Wasser ein, das meine Sachen durchnäßte, so daß ich hernach Alles auspacken und trocknen mußte. Einmahl schlug das Boot in der Nacht um, weil der Steuermann schläferig war. Viele Sachen verdarben dadurch ganz. Einmahl gingen die Bootsleute, während ich schlief, über meine Branntweinflasche, und waren, ehe ich es merkte, so betrunken, daß Keiner stehen konnte. Das An- und Ausschirren der Pferde, was die Einmündungen der Flüsse oft nöthig machten, brachte vielen Verzug hervor. Im schrecklichsten Regenwetter hatte ich oft ein offenes Boot, und dann auch

wieder beym schönsten ein bedecktes, so daß ich nicht um mich sehen konnte. Wenn ich in 24 Stunden 150 Werste zurückgelegt hatte, so war das viel; oft betrug die Strecke nur 50 Werste. — Was gehört nicht Alles dazu, was muß nicht Alles vorhanden seyn, um eine bequeme, schnelle Reise zu bewirken! — Hier fehlte das fast Alles. Ich hatte von Jakutzk aus auch einen Kosacken mitgenommen, der aber war so schwerfällig und unbrauchbar, daß ich ihn nach einer achttägigen Reise zurückschickte, um von dieser Last befreyt zu seyn. Die Ufer des Lena sind an manchen Stellen sehr mahlerisch, zumahl da, wo Felsen und Inseln Abwechselung gewähren. In Olekma, das von Kaufleuten und Bauern bewohnt wird, die von Jagd, Fischerey, Viehzucht und Ackerbau leben, hielt ich einen Rasttag. Die Zobel aus der Umgegend werden mit für die besten gehalten. Je näher man Witim kommt, desto besser werden die Wasserposten; man findet wenig Jakuten, desto mehr aber Russen. Witim hat 100 Häuser, eine hölzerne Kirche und über 600 Einwohner, die meistens vom Zobelfange leben, der hier berühmt ist. Die hiesigen Zobelfänger gehen auf ein ganzes Jahr aus; sie beladen sich im August ein Boot mit gehörigen Lebensmitteln, rudern den Strom Witim, dessen Mündung gegenüber der Ort liegt, hinauf, und begeben sich an die Ufer eines großen See's, Oronne genannt, der 25 Werste lang und 8 Werste breit ist, und 800 Werste von Witim entfernt liegt. Da fangen sie die Zobel. Sehr gute Witimische Zobel kosten das Stück 70 bis 80 Rubel. Das Marienglas, welches in Rußland zu Fensterscheiben dient, wird sehr gut bey Witim gebrochen. Hinter Witim wird der Lena immer schmäler, und das Gebirge, welches er durchfließt, schöner. An vielen Stellen sieht man es deutlich, wie der Fluß durch Gebirgsketten sich hat durchsägen müssen. Ein üppiger Pflanzenwuchs verschönert die Gegend. In Crotschanowa fand ich viele Schafe bey den Einwohnern, und auch Schweine, welche ich, von Jakutzk an, nirgends gesehen hatte.

Den 23. July war ich von Jakutzk abgereiset, und den 16. August befand ich mich in Wercholensk, wo die Schifffahrt auf dem Lena für größere Boote aufhört. Die letzten 196 Werste bis Irkutzk legte ich auf einer fahrenden Post in 24 Stunden zurück. Je mehr ich mich der Hauptstadt Sibiriens näherte, desto bevölkerter fand ich die Gegend. Ein Mongolisches Volk, die Buräten oder Brasken, lebt hier, theils angesiedelt in Häusern, theils den Herden folgend, und in Filzhütten wohnend. Die Brasken tragen ein schlafrockähnliches, mit Pelz verbrämtes Kleid, das sie mit einer Leibbinde befestigen. Russische Dörfer findet man hier, die 200 bis 300 Häuser haben.

Den 18. August kam ich in Irkutzk an. Die Stadt liegt an dem krystallhellen, schnellfließenden Angara-Flusse, und hat meistens hölzerne Häuser, zwischen denen die steinernen Krongebäude und Kirchen hervorragen. Sie soll gegen 30,000 Einwohner und dreyßig Kirchen enthalten. Es wohnen hier viele Beamte. Eine gelehrte Schule, die eine große Büchersammlung besitzt, und woran auch ein Lehrer der Japanischen Sprache sich befindet, ist sehr wohlthätig für diese Stadt. Das Schauspielhaus könnte hier eher entbehrt werden, und ein großes Arbeits- und Zuchthaus gehört wohl zu den nothwendigen Übeln. — Die Stadt treibt einen großen Pelzhandel. Sie ist der Sammelplatz aller Pelzwaaren, die von Ost-Asien und Nordwest-Amerika, so wie aus dem übrigen Rußland nach China gehen. Man findet hier viele alte morgenländische Sitten und Gebräuche, daher auch großes Mißtrauen der Leute gegen einander, und wenig Geselligkeit. Ein Fremder bekommt die Frau und die Töchter des Hauses gar nicht zu sehen. Man findet hier eine große Menge Verwiesene, die ihre Freyheit genießen, und oft ausgezeichnete Leute sind, welche eine unglückselige Politik unglücklich machte.

Die Angara kommt aus dem Baikal-See durch eine große schöne Felsenpforte heraus. Der Baikal-See, von den Russen Swäto More (heiliges Meer) genannt, ist 800 Werste lang, und 80 bis 90 Werste breit. Er hat eine große Tiefe, enthält Erdöhlquellen, und besitzt mehrere Strudel. Das Wasser des See's ist so klar, daß man in vier Faden Tiefe die kleinsten Steine am Boden sehen kann.

Den 28. August, an Göthe's Geburtstage (1807) verließ ich Irkutzk, und machte zuerst einen Abstecher an die Russisch-Chinesische Gränze nach Kiachta, von wo aus ich den 12. September nach Irkutzk zurückkehrte. In und um Kiachta leben mehrere Mongolische Volksstämme, und bekennen sich zum Schamanischen Gottesdienste. Sievers erzählt in seinen Briefen aus Sibirien darüber:

Der Oberpriester (Bandida Lama), ein Greis von 88 Jahren, erlaubte mir, in seinen Tempel zu gehen. Da sah ich beysammen gegen 100 rothgekleidete Priester mit untergeschlagenen Beinen sitzend; Alle schrien, paukten, schlugen Becken, posaunten u. s. w. — ein schreckliches Concert! — Vor dem Hauptgötzen standen messingene Schalen mit Rocken, Weitzen, Reiß, Milchbranntwein und Räucherwerk. Zuweilen sollen auch abgebrühte Hühner und abgezogene Schafe hingesetzt werden. Weiber dürfen nicht in die Tempel; sie müssen ihre Andacht in den äußern Gallerien verrichten. — Der Oberpriester bewirthete mich nachher mit Thee, Milchbranntwein und einem gebratenen Lamme."

Weil ich die Schlittenfahrt abwarten mußte, um rasch reisen zu können, so blieb ich bis zum 22. November noch in Irkutzk. Den 1. December war ich in Tomsk, den 11. in Tobolsk, der frühern Hauptstadt Sibiriens, wo ich in Gesellschaft des Oberbefehlshabers von Sibirien, des Herrn von Pestel, der sich gerade hier aufhielt, angenehme Tage verlebte. Erst den 22. Februar 1808 verließ ich diesen Ort, war den 1. März in der schönen Stadt Kasan, den 8. in Moskwa und den 16. in Petersburg, welche Hauptstadt ich jetzt erst kennen lernte, nachdem ich das ganze Russische Reich von Osten nach Westen durchreiset war.

III.

Golownin's Gefangenschaft in Japan.

uns eine Karavane. Wir hörten von ihr, daß einer von den fünf Verbrechern, die kurz vor unserer Abreise von Ochotzk, beym Holzfällen sich ihrer Banden entlediget hatten, wieder eingefangen sey, und daß die andern sich zerstreuet hätten, welche Nachricht uns sehr lieb war, da gewöhnlich solche Verbrecher die Reisenden anfallen. Den folgenden Tag überstiegen wir das Spitzbubengebirge (Plutnei Chrebta), so benannt von den Verbrechern, die in Ochotzk sich frey machen, und hierher flüchten. Die heiße Witterung, obgleich sie ermüdend für uns war, verschaffte uns einen großen Vortheil; wir konnten fast alle Bäche ohne Mühe durchschreiten, denn sie hatten wenig Wasser.

Den 29. am Abende kam uns die Post von Jakutzk entgegen, die 16 Tage unter Weges war. Sie erzählte uns, daß 15 Werste vorher einer der Straßenräuber aus dem Gebüsche gesprungen sey, und sobald er die Post erkannt, den Andern zugerufen habe: „Cameraden, hier ist nichts zu verdienen, laßt die Post ungehindert weiter gehen!“ Auf diese Nachricht nahm ich mit meinem Kosacken die Feuergewehre zur Hand; wir waren aber unbekümmert, da wir darauf rechnen konnten, daß die Flüchtlinge noch keine Gewehre besäßen. Die Nacht brachten wir gerade an der Stelle zu, wo die Post die Flüchtlinge angetroffen hatte. Ich ließ alles Gepäck dicht vor das Zelt legen, ordnete es an, daß wir vier Personen wechselsweise die Wache hielten, und daß wir uns bey der geringsten Gefahr gleich zur Wehre setzen wollten. Die Nacht ging aber ruhig vorüber. Den folgenden Tag erhielten wir von einer Karavane die Nachricht, daß sich die Kosacken, welche in dieser Gegend ständen, wieder eines der ausgebrochenen Verbrecher bemächtiget hätten. Wir trafen auch die Kosacken nebst dem Eingefangenen. Sein Äußeres erregte Grausen und Entsetzen. Er hatte tief liegende tückische Augen, eine weit hervorragende Stirn, erhabene Backenknochen, pechschwarzes, langes, wild um den Kopf hangendes Haar, einen sehr langen Bart und ganz zerlumpte Kleider. An demselben Tage kamen wir nach Judomskoi-Krest, einem kleinen Orte an dem Flusse Judoma, der zuweilen eine Werst breit ist, bey trockener Jahreszeit sich aber zur Noth durchwaten läßt. Er fällt in den Maga, dieser in den Aldan, und der in den Lena. Drey Boote dienen bey dem Judoma zur Überfahrt. Die Leute leben hier sehr schlecht, da es an Viehfütterung und an Fischen fehlt. Jenseits des Flusses machten wir einen Ruhetag. In zwey kleinen Flußgebiethen fanden wir noch fünf Fuß dickes Eis, und daneben standen die Weiden belaubt und blühend. Ja wir trafen späterhin in einem andern Thale noch mehr Eis — förmliche Gletscher, die den ganzen Sommer hindurch nicht wegthauen. Die

Einleitung.

Der Herr von Resanoff, der sich von der Japanischen Regierung gekränkt fühlte, schnob Rache gegen die Japaner, und gab daher, als er von Amerika nach Kamtschatka zurückkehrte, den beyden Schiffen, welche die trefflichen Seeleute, Chwostoff und Davidoff, unter ihm befehligten, den Auftrag, die Japanischen Niederlassungen auf den südlichen Kurilischen Inseln zu zerstören. Einen scheinbaren Rechtsgrund nahm er daher, weil eine dieser Inseln, nähmlich Urup, schon vor der Besitznahme von Seiten der Japaner, durch Russen unter Schelechoff vor 20 Jahren (jedoch nur auf kurze Zeit) besetzt gewesen sey. Chwostoff fand auch wirklich eine Japanische Niederlassung vor, und bemächtigte sich derselben ohne allen Widerstand. Er brachte gegen tausend Pud *) Reiß, eine Menge Tabak, Fischernetze, viele hölzerne lackirte Waaren, Tabakspfeifen, Salz und ungesalzene Fische, baumwollene und seidene Zeuge, Papier, Tusche, Bilder u. s. w. von da mit. Einen noch beträchtlicheren Vorrath, den er nicht mitnehmen konnte, gab er den Eingebornen, den Ainu's, preis. Die vier Japaner, die sich bey den Vorräthen befanden, schiffte er auch mit nach Kamtschatka ein. — Der Verantwortung für diese unedle That entging der Herr von Resanoff dadurch, daß er auf dem Wege von Ochotzk nach Petersburg starb. Im folgenden Jahre (1804) segelten, noch dem Befehle des Herrn von Resanoff gemäß, beyde See-

*) Ein Pud ist 34 Berliner Pfund.

männer auf zwey Schiffen gegen die südlichen Kurilen aus, fanden auf Iturup mehrere bewaffnete Japaner, die sich anfänglich mit Pfeilen und Bogen zur Wehre setzten, sehr bald aber die Flucht ergriffen, und Alles den Russen überließen, welche sich sogleich vieler Lebensmittel und Geräthschaften bemächtigten. Sie fanden auch einige Kanonen, viele Flinten und Pistolen, Säbel, Panzer, Helme, Bogen und Pfeile. Die vier im vorigen Jahre mitgenommenen Japaner wurden jetzt zurückgebracht, und beauftragt, ihren Landsleuten zu sagen, daß Rußland ältere Ansprüche an die südlichen Kurilen habe, als Japan; andere Japaner aber wieder mitgenommen. Die beyden wackern Seeleute, Chwostoff und Davidoff reiseten nach mancherley Ungemach und vielen Beschwerlichkeiten im Jahre 1808 nach St. Petersburg zu Lande zurück, und dienten in dem Feldzuge gegen die Schweden mit Auszeichnung. Im Jahre 1809 ertranken Beyde zugleich in der Newa; indem sie bey der Nacht von einem Schiffe auf das andere springen wollten, und es verfehlten. Sie waren im Leben unzertrennliche Freunde und blieben auch im Tode beysammen.

Die Zerstörung der Japanischen Niederlassungen auf den Kurilen veranlaßte die Gefangenschaft von Golownin, deren Beschreibung im Nachstehenden als ein Anhang zu Krusenstern's und Langsdorff's Reise hier einen sehr guten Platz hat.

Erste Erzählung.

Von der Abfahrt aus Petropawlowsk bis zur Ankunft in Matsmai.

Im April 1811 ward mir der Auftrag, auf der Kriegsschaluppe Diana die Kurilischen Inseln und die Küsten der Tartarey zu untersuchen, und ich ging den 4. May in See. Den 14. erreichte ich die Straße Nadeshda, und untersuchte von da aus sechs Kurilische Inseln. Den 17. Juny befanden wir uns der westlichen Seite des nördlichen Endes von der Insel Iturup sehr nahe. Wir aber hielten diesen Theil für eine besondere Insel, und näherten uns noch mehr dem Lande, um uns davon zu vergewissern. Am Ufer erblickten wir einige Boote und auch Leute, die hin und wieder liefen. Ich hielt die Leute für Kurilen, und schickte den Unterbefehlshaber Moor nebst einem Gehülfen und vier Ruderern in einem bewaffneten Boote ab, damit sie nähere Erkundigungen über die Insel einzögen. Da ihnen bald vom Ufer ein Boot entgegen ruderte, und ich doch nicht wußte, was die Kurilen beabsichtigten, fuhr ich mit der Diana näher an's Land, und bestieg ein bewaffnetes Boot, um im Falle der Noth bald zur Hülfe bereit zu seyn. Groß war mein Erstaunen, als ich bey meiner Landung den Steuermann in einer Unterredung mit Japanern begriffen fand, die ich hier nicht vermuthete. Der Japanische Befehlshaber, umgeben von 20 gepanzerten und mit Säbeln und Flinten bewaffneten Soldaten, stand unweit seines Zeltes. Die Soldaten hielten das Gewehr ganz unordentlich links beym Fuße, und hatten in der rechten Hand eine brennende Lunte zum Anzünden. Ich begrüßte den Befehlshaber nach unserer Sitte, und erhielt einen Japanischen Gegengruß. Wir unterhielten uns dürftig, vermittelst eines Japaners, der Kurilisch konnte, und der Kurilen, die wir bey uns hatten, wovon einige etwas Russisch verstanden. Ich erklärte, daß ich einen sichern Hafen suche, um mich mit Wasser und Holz zu versehen, und daß sie nichts von uns zu befürchten hätten, weil unser Schiff ein kaiserliches und kein Handelsschiff sey. Zur Antwort erhielt ich: „Wir können nicht ohne Furcht ein Russisches Schiff sehen, da vor einigen Jahren Russische Fahrzeuge

begrüben. Den 18. fuhr ich über den Lena-Fluß, dessen Breite hier mit den Inseln sieben Werste beträgt. Gegen vier Uhr Nachmittags näherte ich mich Jakutzk.

Die hervorragenden Kuppeln der Thürme gaben der Stadt in der Ferne ein schönes Ansehen. An den Ufern des Lena liegen viele flache Boote und große Flöße, die von oben herunter kommen. Jakutzk enthält 5 bis 600 Gebäude, die alle von Holz und theilweise sehr geräumig sind. Fast bey jedem Hause ist Hof und Garten. Die Straßen sind breit, krumm und ungepflastert. Sehr schöne Häuser und elende Hütten bilden einen starken Gegensatz. Fünf Kirchen und ein Mönchskloster zieren die Stadt. Nicht weit von ihr sieht man noch alte hölzerne Thürme, Überbleibsel der ersten Festung, in der sich die Russen bey Eroberung des Landes gegen die Jakuten vertheidigten. Im Frühjahre ist die Stadt den Überschwemmungen des Lena-Flusses ausgesetzt. Die Kälte ist hier im Winter oft über 30 Grad, ja 40 Grad Reaumür, und im Sommer thaut die Erde bey der größten Hitze nie über zwey Fuß tief auf. Die Einwohner nähren sich von Viehzucht und Pelzhandel. In Jakutzk trennte ich mich ganz von meinem Gepäcke, um es zu Wasser nach Irkutzk zu senden; das Pud zu vier Rubel. Bloß meine Papiere, Zeichnungen und Wäsche behielt ich bey mir, um desto leichter reisen zu können.

Die Entfernung von Jakutzk nach Irkutzk beträgt 2500 Werste (355 Meilen), welche Strecke, mit Ausnahme der 270 letztern Werste, auf dem Lena-Flusse gemacht wird. Man findet auf dem ganzen Wege regelmäßig eingerichtete Absteigeorte (Stationen). Auf jedem solchen Ort befinden sich Boote, die mit Pferden stroman gezogen werden. Wo der Fluß bedeutende Krümmungen macht, reitet man, um dieselben zu vermeiden. Der Weg führt durch manche schöne Gegenden, die ich, weil ich eilen mußte, nur durchflog. Reiseschwierigkeiten gab es trotz aller Posteinrichtungen genug. An manchen Stellen traf ich gar keine Menschen. Sie waren mit Heumachen beschäftiget, so daß ich viele Stunden, ja ganze Nächte, auf Weiterbeförderung warten mußte. An andern Stellen war der Postkahn in dem elendesten Zustande, und ließ Wasser ein, das meine Sachen durchnäßte, so daß ich hernach Alles auspacken und trocknen mußte. Einmahl schlug das Boot in der Nacht um, weil der Steuermann schläfrig war. Viele Sachen verdarben dadurch ganz. Einmahl gingen die Bootsleute, während ich schlief, über meine Branntweinflasche, und waren, ehe ich es merkte, so betrunken, daß Keiner stehen konnte. Das An- und Ausschirren der Pferde, was die Einmündungen der Flüsse oft nöthig machten, brachte vielen Verzug hervor. Im schrecklichsten Regenwetter hatte ich oft ein offenes Boot, und dann auch

wieder beym schönsten ein bedecktes, so daß ich nicht um mich sehen konnte. Wenn ich in 24 Stunden 150 Werste zurückgelegt hatte, so war das viel; oft betrug die Strecke nur 50 Werste. — Was gehört nicht Alles dazu, was muß nicht Alles vorhanden seyn, um eine bequeme, schnelle Reise zu bewirken! — Hier fehlte das fast Alles. Ich hatte von Jakutzk aus auch einen Kosacken mitgenommen, der aber war so schwerfällig und unbrauchbar, daß ich ihn nach einer achttägigen Reise zurückschickte, um von dieser Last befreyt zu seyn. Die Ufer des Lena sind an manchen Stellen sehr mahlerisch, zumahl da, wo Felsen und Inseln Abwechselung gewähren. In Olekma, das von Kaufleuten und Bauern bewohnt wird, die von Jagd, Fischerey, Viehzucht und Ackerbau leben, hielt ich einen Rasttag. Die Zobel aus der Umgegend werden mit für die besten gehalten. Je näher man Witim kommt, desto besser werden die Wasserposten; man findet wenig Jakuten, desto mehr aber Russen. Witim hat 100 Häuser, eine hölzerne Kirche und über 600 Einwohner, die meistens vom Zobelfange leben, der hier berühmt ist. Die hiesigen Zobelfänger gehen auf ein ganzes Jahr aus; sie beladen sich im August ein Boot mit gehörigen Lebensmitteln, rudern den Strom Witim, dessen Mündung gegenüber der Ort liegt, hinauf, und begeben sich an die Ufer eines großen See's, Oronne genannt, der 25 Werste lang und 8 Werste breit ist, und 800 Werste von Witim entfernt liegt. Da fangen sie die Zobel. Sehr gute Witimische Zobel kosten das Stück 70 bis 80 Rubel. Das Marienglas, welches in Rußland zu Fensterscheiben dient, wird sehr gut bey Witim gebrochen. Hinter Witim wird der Lena immer schmäler, und das Gebirge, welches er durchfließt, schöner. An vielen Stellen sieht man es deutlich, wie der Fluß durch Gebirgsketten sich hat durchsägen müssen. Ein üppiger Pflanzenwuchs verschönert die Gegend. In Crotschanowa fand ich viele Schafe bey den Einwohnern, und auch Schweine, welche ich, von Jakutzk an, nirgends gesehen hatte.

Den 23. July war ich von Jakutzk abgereiset, und den 16. August befand ich mich in Wercholensk, wo die Schifffahrt auf dem Lena für größere Boote aufhört. Die letzten 196 Werste bis Irkutzk legte ich auf einer fahrenden Post in 24 Stunden zurück. Je mehr ich mich der Hauptstadt Sibiriens näherte, desto bevölkerter fand ich die Gegend. Ein Mongolisches Volk, die Buräten oder Braßken, lebt hier, theils angesiedelt in Häusern, theils den Herden folgend, und in Filzhütten wohnend. Die Braßken tragen ein schlafrockähnliches, mit Pelz verbrämtes Kleid, das sie mit einer Leibbinde befestigen. Russische Dörfer findet man hier, die 200 bis 300 Häuser haben.

Den 18. August kam ich in Irkutzk an. Die Stadt liegt an dem krystallhellen, schnellfließenden Angara-Flusse, und hat meistens hölzerne Häuser, zwischen denen die steinernen Krongebäude und Kirchen hervorragen. Sie soll gegen 30,000 Einwohner und dreyßig Kirchen enthalten. Es wohnen hier viele Beamte. Eine gelehrte Schule, die eine große Büchersammlung besitzt, und woran auch ein Lehrer der Japanischen Sprache sich befindet, ist sehr wohlthätig für diese Stadt. Das Schauspielhaus könnte hier eher entbehrt werden, und ein großes Arbeits- und Zuchthaus gehört wohl zu den nothwendigen Übeln. — Die Stadt treibt einen großen Pelzhandel. Sie ist der Sammelplatz aller Pelzwaaren, die von Ost-Asien und Nordwest-Amerika, so wie aus dem übrigen Rußland nach China gehen. Man findet hier viele alte morgenländische Sitten und Gebräuche, daher auch großes Mißtrauen der Leute gegen einander, und wenig Geselligkeit. Ein Fremder bekommt die Frau und die Töchter des Hauses gar nicht zu sehen. Man findet hier eine große Menge Verwiesene, die ihre Freyheit genießen, und oft ausgezeichnete Leute sind, welche eine unglückselige Politik unglücklich machte.

Die Angara kommt aus dem Baikal-See durch eine große schöne Felsenpforte heraus. Der Baikal-See, von den Russen Swäto More (heiliges Meer) genannt, ist 800 Werste lang, und 80 bis 90 Werste breit. Er hat eine große Tiefe, enthält Erdöhlquellen, und besitzt mehrere Strudel. Das Wasser des See's ist so klar, daß man in vier Faden Tiefe die kleinsten Steine am Boden sehen kann.

Den 28. August, an Göthe's Geburtstage (1807) verließ ich Irkutzk, und machte zuerst einen Abstecher an die Russisch-Chinesische Gränze nach Kiachta, von wo aus ich den 12. September nach Irkutzk zurückkehrte. In und um Kiachta leben mehrere Mongolische Volksstämme, und bekennen sich zum Schamanischen Gottesdienste. Sievers erzählt in seinen Briefen aus Sibirien darüber:

Der Oberpriester (Bandida Lama), ein Greis von 88 Jahren, erlaubte mir, in seinen Tempel zu gehen. Da sah ich beysammen gegen 100 rothgekleidete Priester mit untergeschlagenen Beinen sitzend; Alle schrien, paukten, schlugen Becken, posaunten u. s. w. — ein schreckliches Concert! — Vor dem Hauptgötzen standen messingene Schalen mit Rocken, Weitzen, Reiß, Milchbranntwein und Räucherwerk. Zuweilen sollen auch abgebrühte Hühner und abgezogene Schafe hingesetzt werden. Weiber dürfen nicht in die Tempel; sie müssen ihre Andacht in den äußern Gallerien verrichten. — Der Oberpriester bewirthete mich nachher mit Thee, Milchbranntwein und einem gebratenen Lamme."

Weil ich die Schlittenfahrt abwarten mußte, um rasch reisen zu können, so blieb ich bis zum 22. November noch in Irkutzk. Den 1. December war ich in Tomsk, den 11. in Tobolsk, der frühern Hauptstadt Sibiriens, wo ich in Gesellschaft des Oberbefehlshabers von Sibirien, des Herrn von Pestel, der sich gerade hier aufhielt, angenehme Tage verlebte. Erst den 22. Februar 1808 verließ ich diesen Ort, war den 1. März in der schönen Stadt Kasan, den 8. in Moskwa und den 16. in Petersburg, welche Hauptstadt ich jetzt erst kennen lernte, nachdem ich das ganze Russische Reich von Osten nach Westen durchreiset war.

III.

Golownin's Gefangenschaft in Japan.

Einleitung.

Der Herr von Resanoff, der sich von der Japanischen Regierung gekränkt fühlte, schnob Rache gegen die Japaner, und gab daher, als er von Amerika nach Kamtschatka zurückkehrte, den beyden Schiffen, welche die trefflichen Seeleute, Chwostoff und Davidoff, unter ihm befehligten, den Auftrag, die Japanischen Niederlassungen auf den südlichen Kurilischen Inseln zu zerstören. Einen scheinbaren Rechtsgrund nahm er daher, weil eine dieser Inseln, nähmlich Urup, schon vor der Besitznahme von Seiten der Japaner, durch Russen unter Schelechoff vor 20 Jahren (jedoch nur auf kurze Zeit) besetzt gewesen sey. Chwostoff fand auch wirklich eine Japanische Niederlassung vor, und bemächtigte sich derselben ohne allen Widerstand. Er brachte gegen tausend Pud *) Reiß, eine Menge Tabak, Fischernetze, viele hölzerne lackirte Waaren, Tabakspfeifen, Salz und ungesalzene Fische, baumwollene und seidene Zeuge, Papier, Tusche, Bilder u. s. w. von da mit. Einen noch beträchtlicheren Vorrath, den er nicht mitnehmen konnte, gab er den Eingebornen, den Ainu's, preis. Die vier Japaner, die sich bey den Vorräthen befanden, schiffte er auch mit nach Kamtschatka ein. — Der Verantwortung für diese unedle That entging der Herr von Resanoff dadurch, daß er auf dem Wege von Ochotzk nach Petersburg starb. Im folgenden Jahre (1804) segelten, noch dem Befehle des Herrn von Resanoff gemäß, beyde See-

*) Ein Pud ist 34 Berliner Pfund.

männer auf zwey Schiffen gegen die südlichen Kurilen aus, fanden auf Iturup mehrere bewaffnete Japaner, die sich anfänglich mit Pfeilen und Bogen zur Wehre setzten, sehr bald aber die Flucht ergriffen, und Alles den Russen überließen, welche sich sogleich vieler Lebensmittel und Geräthschaften bemächtigten. Sie fanden auch einige Kanonen, viele Flinten und Pistolen, Säbel, Panzer, Helme, Bogen und Pfeile. Die vier im vorigen Jahre mitgenommenen Japaner wurden jetzt zurückgebracht, und beauftragt, ihren Landsleuten zu sagen, daß Rußland ältere Ansprüche an die südlichen Kurilen habe, als Japan; andere Japaner aber wieder mitgenommen. Die beyden wackern Seeleute, Chwostoff und Davidoff reiseten nach mancherley Ungemach und vielen Beschwerlichkeiten im Jahre 1808 nach St. Petersburg zu Lande zurück, und dienten in dem Feldzuge gegen die Schweden mit Auszeichnung. Im Jahre 1809 ertranken Beyde zugleich in der Newa; indem sie bey der Nacht von einem Schiffe auf das andere springen wollten, und es verfehlten. Sie waren im Leben unzertrennliche Freunde und blieben auch im Tode beysammen.

Die Zerstörung der Japanischen Niederlassungen auf den Kurilen veranlaßte die Gefangenschaft von Golownin, deren Beschreibung im Nachstehenden als ein Anhang zu Krusenstern's und Langsdorff's Reise hier einen sehr guten Platz hat.

Erste Erzählung.

Von der Abfahrt aus Petropawlowsk bis zur Ankunft in Matsmai.

Im April 1811 ward mir der Auftrag, auf der Kriegsschaluppe Diana die Kurilischen Inseln und die Küsten der Tartarey zu untersuchen, und ich ging den 4. May in See. Den 14. erreichte ich die Straße Nadeshda, und untersuchte von da aus sechs Kurilische Inseln. Den 17. Juny befanden wir uns der westlichen Seite des nördlichen Endes von der Insel Iturup sehr nahe. Wir aber hielten diesen Theil für eine besondere Insel, und näherten uns noch mehr dem Lande, um uns davon zu vergewissern. Am Ufer erblickten wir einige Boote und auch Leute, die hin und wieder liefen. Ich hielt die Leute für Kurilen, und schickte den Unterbefehlshaber Moor nebst einem Gehülfen und vier Ruderern in einem bewaffneten Boote ab, damit sie nähere Erkundigungen über die Insel einzögen. Da ihnen bald vom Ufer ein Boot entgegen ruderte, und ich doch nicht wußte, was die Kurilen beabsichtigten, fuhr ich mit der Diana näher an's Land, und bestieg ein bewaffnetes Boot, um im Falle der Noth bald zur Hülfe bereit zu seyn. Groß war mein Erstaunen, als ich bey meiner Landung den Steuermann in einer Unterredung mit Japanern begriffen fand, die ich hier nicht vermuthete. Der Japanische Befehlshaber, umgeben von 20 gepanzerten und mit Säbeln und Flinten bewaffneten Soldaten, stand unweit seines Zeltes. Die Soldaten hielten das Gewehr ganz unordentlich links beym Fuße, und hatten in der rechten Hand eine brennende Lunte zum Anzünden. Ich begrüßte den Befehlshaber nach unserer Sitte, und erhielt einen Japanischen Gegengruß. Wir unterhielten uns dürftig, vermittelst eines Japaners, der Kurilisch konnte, und der Kurilen, die wir bey uns hatten, wovon einige etwas Russisch verstanden. Ich erklärte, daß ich einen sichern Hafen suche, um mich mit Wasser und Holz zu versehen, und daß sie nichts von uns zu befürchten hätten, weil unser Schiff ein kaiserliches und kein Handelsschiff sey. Zur Antwort erhielt ich: „Wir können nicht ohne Furcht ein Russisches Schiff sehen, da vor einigen Jahren Russische Fahrzeuge

zwey Mahl Japanische Dörfer überfallen und Alles mit sich fortgeführt oder verbrannt haben, Tempel, Häuser und Lebensmittel. Mehrere haben durch diesen Überfall viel von Hunger und Kälte leiden müssen, ja Einige sind Opfer des Überfalles geworden." — Nachdem ich, so gut es ging, die Beschuldigung abgewendet, erklärte der Befehlshaber, daß er mir einen Brief nach Urbitsch, dem Japanischen Hauptorte auf der Insel, mitgeben wolle, und daß der dortige Befehlshaber mich mit Wasser, Holz und Reiß versehen würde, was hier nicht ginge.

Ich gab dem Befehlshaber und seinen Begleitern einige Europäische Sachen als Geschenke, und erhielt dagegen frische Fische, Saranna *), wilden Knoblauch und eine Flasche Sagi **). Damit bewirthete er uns auch, so wie ich ihn dagegen mit Franzbranntwein. Auf meinen Wunsch führte uns der Anführer in seine Wohnung, — ein mit Stroh und Grasmatten bedecktes Zelt, welches der Quere nach mehrere Abtheilungen in sich hatte, deren jede einen besondern Eingang nach Süden besaß. Das Licht drang in die Thüren ein, die Fenster fehlten. Des Befehlshabers Abtheilung war mit schönen Matten belegt. Die Kurilen, welche bey unserm Gespräche am Ufer zugegen waren, etwa 50 beyderley Geschlechtes, saßen auf einem Haufen, und blickten mit Furcht auf ihre Gebiether, die Japaner, mit denen sie nicht anders als auf den Knien sprachen, die flachen Hände gegen die Lenden gedrückt. Ein Ältester unter ihnen näherte sich mir mit großer Ehrerbiethung, und ich gab ihnen zu verstehen, daß sie zu uns auf's Schiff kommen möchten, wenn sie uns sprechen wollten. Das thaten denn auch ihrer fünf, brachten uns den Brief des Japanischen Befehlshabers an den Oberbefehlshaber in Urbitsch, und sagten uns, daß auch noch ein besonderes Boot unsertwegen nach Urbitsch abgeschickt sey. Der Brief war auf dickes, weißes Papier geschrieben, und lag in einem Umschlage von 6½ Zoll Länge und 2½ Zoll Breite. Die Aufschrift stand auf beyden Seiten. Die Kurilen beschenkte ich mit Pulver, wornach sie sich sehr sehnten. Den folgenden Tag, an dem wir, der Windstille wegen, liegen bleiben mußten, kamen die Kurilen wieder zu uns. Die Männer trugen Japanische Kleider aus blauem baumwollenem Zeuge, die Frauen aber Mäntel aus Vögelhäuten, mit Schnäbeln geziert. Den Kopf hatten sie mit einem

*) Getrocknete Wurzel, wahrscheinlich von lilium bulbiferum oder lilium camtschatcense.

**) Ein Getränk aus Reiß bereitet, von weißlicher Farbe.

baumwollenen Tuche umwunden; die Männer aber waren bloßköpfig. Männer und Frauen trugen Torbassen (Stiefeln aus Seelöwenfellen). Die Kurilen waren von den Japanern nochmahls ausgesendet, um uns auszukundschaften, ob wir nichts Feindliches im Sinne hätten. Einer, Nahmens Alexei, blieb bey uns, um uns als Dolmetscher in Urbitsch zu dienen. Um Mittag segelte ich ab, die Kurilen verließen uns in großer Angst; denn die Japaner hatten gedroht, sie umzubringen, wenn wir irgend eine Feindlichkeit unternähmen.

Die Kurilen treiben Handel mit den Japanern; sie verkaufen allerley Pelz- und Federwerk, und erhandeln dafür Reiß, baumwollene Zeuge, weite Kleider, Tabak, Pfeifen, lackirte hölzerne Waaren und andere Sachen. Sie kauen, rauchen und schnupfen den Tabak. Unter den Handelsgegenständen der Kurilen befinden sich auch Adlerflügel und Schwänze, welche die Japaner zu ihren Pfeilen gebrauchen. Selbst ein Zwischenhandel wird durch sie vermittelt, indem sie rothes Tuch, besonders hellrothes, Glaswaaren, Bernsteinsachen, unechte Perlen, Stiefeln und Stahlwaaren von den Russen erhandeln und an die Japaner verkaufen. Das rothe Tuch wird von ihnen auch zu Teppichen gebraucht, und die Stiefeln, welche die Kurilen tragen, sind an den Nähten mit Glasperlen geschmückt. Jagd macht die Hauptbeschäftigung der Kurilen aus. Ihr größtes Vergnügen ist die Erlegung von Bibern, die sie mit Pfeilen und mit Kugeln verfolgen oder in Netzen fangen. Die Füchse werden von ihnen nicht allein geschossen und in Fallen gefangen, sondern auch in Schlingen. Als Lockspeise bey den Schlingen gebraucht man lebendige Seemöven, auf die der Fuchs mit großer Wuth losstürzt. Damit der Gefangene aber nicht die Schlinge zernage, so legt sich der Kurile in einen Hinterhalt und schlägt den Gefangenen bald todt. Die Adler werden zwar auch durch Seemöven gefangen; die ganze Vorrichtung ist dabey aber anders als bey den Fuchsschlingen. Man hat nähmlich eine eigene Hütte dazu, und keine Schlingen. Eine festgebundene Möve flattert in einer Öffnung der Hütte; stürzt nun der Adler auf dieselbe los, so wird er getödtet. Die Adler halten sich nur im Winter auf den Kurilischen Eilanden auf, im Sommer ziehen sie nach Kamtschatka. Die Änten- und Gänsejagd ist nicht beliebt; aber Seepapageyen, Sturmvögel und andere Wasservögel sucht der Kurile in den Nestern auf, und ein Mann fängt nicht selten an Einem Tage 50 Stück. Die Häute dieser Vögel dienen zur Kleidung und zum Schmucke; das Fett wird in Lampen gebrannt und das Fleisch für den Winter geräuchert.

Unser Führer, Alexei, hatte uns selbst in Verdacht, daß wir die Japaner angreifen wollten, weil wir bey ruhigem Wetter

uns in den Waffen übten, um uns im Falle der Noth gut zu vertheidigen. Da er uns sagte, daß auf der Insel Kunaschir, der südlichsten von den Kurilen, ein sicherer Ankerplatz sich befände, und ein befestigtes Dorf sey, so beschloß ich, dahin, und nicht nach Urbitsch zu segeln. Den 4. July gelangten wir in die Straße, welche Kunaschir von Matsmai trennt; die Nacht sahen wir Feuer an den Küsten beyder Eilande, und den folgenden Tag zogen wir uns in den befestigten Hafen. Zwey Mahl wurden wir von der Festung beschossen; doch trafen uns die Kugeln nicht. Die Festungswerke waren rundum mit einem gestreiften Zeuge behängt, so daß man weder Mauern noch Pallisaden entdecken konnte. An einigen Stellen sah man Vorhänge mit Schießscharten bemahlt, doch so schlecht, daß wohl Keiner dadurch getäuscht werden konnte. Einige Gebäude ragten über die Festungswerke hervor, weil der Ort an einem Abhange lag. Das Haus des Befehlshabers zeichnete sich vor den übrigen vorzüglich durch Flaggen und Wetterfahnen aus.

Ich legte die Schaluppe vor Anker und fuhr mit sechs Mann in einem Boote dem Lande zu. Als wir etwa noch 50 Faden entfernt waren, flogen von mehreren Seiten Kanonenkugeln um uns herum; aber zu unserm Glück waren die Kanonen sehr schlecht gerichtet; es schlug keine einzige Kugel in's Boot. Als wir längst aus der Schußweite waren, schossen die Japaner noch immer fort. Mein erster Gedanke war, Rache auszuüben; allein ich hatte keinen Befehl von meiner Regierung zu feindlichen Maßregeln, und versuchte deßhalb gütliche Mittel. Alles kam darauf an, mich mit den Japanern zu verständigen. Ich stellte deßhalb am 6. July eine kleine Tonne aus, die in zwey Theile getheilt war. In der ersten Hälfte befand sich ein Glas süßes Wasser, einige Stückchen Holz und eine Hand voll Reiß; die andere Hälfte enthielt einige Piaster, ein Stück hellrothes Tuch, einige Glaswaaren und Perlen. Oben darauf legten wir eine Zeichnung, darstellend die Festung, den Hafen und unsere Schaluppe, und wie man aus der Festung auf uns schoß, während unsere Kanonen nichts dagegen thaten. Als wir uns von diesem Tönnchen entfernt hatten, führten es die Japaner bald in die Festung. Ich forderte unterdessen alle Officiere der Schaluppe auf, schriftlich ihre Meynung abzugeben, was in unserer Lage das Rathsamste sey. Alle stimmten für friedliche Maßregeln. Damit wir jedoch unsere Bedürfnisse befriedigten, schickte ich bewaffnete Boote nach einem Fischerdorfe, das am Ufer des Hafens lag, mit dem Befehle, dort mit Gewalt das Nöthige zu nehmen, und dafür Piaster und Waaren als Bezahlung zurückzulassen. Die Leute hatten das Dorf verlassen, und unsere Boote führten meinen Befehl vollständig

aus, brachten Lebensmittel *), und hatten, nach Alexei's Aussage, mehr dafür zurückgelassen, als sie werth waren. Den Nachmittag fuhr ich zum Vergnügen an's Land, und fand, daß die zurückgelassenen Sachen von den Japanern abgehohlt waren. Die Fischergeräthe, Einsalzungs- und Thransiedungs-Anstalten, welche ich in dem Dorfe sah, zeugten für die Geschicklichkeit der Bewohner.

Den 8. fingen wir ein von den Japanern ausgestelltes Tönnchen auf. Es enthielt ein in Wachstuch gewickeltes Kästchen, und darin lagen drey Papiere; eines war ein Japanischer Brief, den wir nicht verstanden, die beyden andern stellten in einer Zeichnung den Hafen, die Festung, die Schaluppe, das Tönnchen, ein Boot, was darauf zurudert und die aufgehende Sonne dar. Auf einer der Zeichnungen feuerten die Kanonen, auf der andern waren sie umgedreht. Wenn wir gleich die Zeichnungen nicht vollständig entzifferten, so erhellte wohl so viel daraus, daß die Japaner nichts mit uns zu schaffen haben wollten. Deßhalb schickte ich wieder bewaffnete Boote ab, um Wasser einzunehmen, woran es uns noch gebrach. Die Japaner beobachteten die Bewegung unserer Leute in einer gewissen Entfernung, ohne sie zu stören. Den 9. näherte sich unsern Leuten zagend und zitternd ein Kurile, in der einen Hand ein hölzernes Kreuz haltend, mit der andern das Kreuz schlagend. Wir brachten durch Zeichen von ihm heraus, daß der Befehlshaber der Stadt mich zu sprechen wünsche. Ich bestieg deßhalb, wohl bewaffnet und gut umgeben, ein Boot, und ruderte dem Lande zu. Auch war ein Tönnchen wieder ausgestellt, aber so nahe der Festung, daß ich es für ungerathen hielt, es abhohlen zu lassen. Von der Festung aus winkte man uns freundlich mit weißen Fächern zu, und ein Boot mit einem Beamten, einem Kurilischen Dolmetscher und größerer Mannschaft, als ich hatte, kam uns entgegen. Der Beamte entschuldigte das Kanonenfeuer, sprach von Feindseligkeiten, welche die Russen früher geübt, und bath mich, in die Stadt zu kommen, um mit dem Befehlshaber selbst zu sprechen und alles Gewünschte zu erhalten. Ich versprach, dieß auf den folgenden Tag zu thun, weil ich dann die Schaluppe dem Lande näher bringen würde. Das Wassereinnehmen und widrige Winde verhinderten mich am folgenden Tage, die Schaluppe näher an's Land zu bringen; ein Japanisches Boot kam aber angerudert und ließ ein Tönnchen im Wasser zurück. Darin lagen alle die Sachen, welche wir im Dorfe als Zahlung hingelegt

*) Das war doch voreilig, und konnte die Japaner nicht gewinnen.

hatten, so wie auch die, welche wir zuerst in's Tönnchen legten *). Ich fügte achtzehn Piaster nebst einigen seidenen Tüchern hinzu, und wollte nach der Schaluppe zurückkehren. Da winkten aber die Japaner mit ihren weißen Fächern und luden mich zum Landen ein. Obgleich ich nur vier Matrosen bey mir hatte, faßte ich doch kurz einen Entschluß, ließ die Waffen zur Hand legen, aber mit Segeltuch bedecken, und landete unweit des Einganges zur Festung. Mit Alexei und einem Matrosen stieg ich an's Land, und befahl den Matrosen, durchaus im Boot zu bleiben, keinen Japaner hineinzulassen und stets die Augen auf mich zu richten. Ein Beamter kam uns mit mehreren Japanern und Kurilen entgegen; Alle gepanzert, wohl gerüstet und in Seide gekleidet. Ich hatte, außer meinem Säbel, drey paar Pistolen bey mir. Der Empfang war sehr freundlich; und nicht lange, so erschien auch der Befehlshaber, bewaffnet und mit zwey Waffenträgern umgeben. Der eine trug seinen Helm, worauf der Mond abgebildet war. Die Haltung und der Gang des Befehlshabers war spaßhaft. Seine Augen hatte er zur Erde niedergeschlagen, die Hände in die Seiten gestemmt, und die Füße stellte er ganz weit aus einander. Die Antworten, welche ich auf seine Fragen gab, schrieb er nieder. Nach unserer Unterredung bewirthete er mich mit Thee, Tabak, Sagi und Kaviar. Jedes ward auf einer besondern Schüssel und von einem andern Menschen gebracht; Alle waren aber mit Dolchen und Säbeln bewaffnet. Hatte Einer etwas gebracht, so blieb er auch da, und so bildete sich allmählich ein großer Kreis von Bewaffneten um uns her. Bey Thee und Tabak unterhielten wir uns scherzend. Wir fragten uns wechselseitig nach dem Nahmen dieser oder jener Dinge. Endlich fragte ich nach den versprochenen Lebensmitteln und nach ihrem Preise, einige Piaster zeigend. Da sagte mir aber der Befehlshaber, er bekleide nur eine untere Stelle, der Oberbefehlshaber sey in der Festung selbst, und ließe mich ersuchen, zu ihm zu kommen. Ich willigte unter der Bedingung ein, daß zur Beruhigung meiner Officiere einige vornehme Japaner unterdessen an Bord gehen möchten. Einer erklärte sich sogleich bereit dazu; allein, als man zum Oberbefehlshaber schickte, verweigerte der die Erlaubniß, mit dem Bemerken, er würde bald selbst an den Strand kommen. Er kam aber nicht, und ich kehrte deßhalb auf das Schiff zurück, von dem Unterbefehlshaber mit Sagi, frischen Fischen

---

*) Die Japaner hatten sehr Recht; denn ein gezwungener Tausch ist kein Handel. Keiner hat das Recht, einem Andern, selbst für seine Hundehütte, den schönsten Kaiserpallast aufzudringen.

III.

Golownin's Gefangenschaft in Japan.

Einleitung.

Der Herr von Resanoff, der sich von der Japanischen Regierung gekränkt fühlte, schnob Rache gegen die Japaner, und gab daher, als er von Amerika nach Kamtschatka zurückkehrte, den beyden Schiffen, welche die trefflichen Seeleute, Chwostoff und Davidoff, unter ihm befehligten, den Auftrag, die Japanischen Niederlassungen auf den südlichen Kurilischen Inseln zu zerstören. Einen scheinbaren Rechtsgrund nahm er daher, weil eine dieser Inseln, nähmlich Urup, schon vor der Besitznahme von Seiten der Japaner, durch Russen unter Schelechoff vor 20 Jahren (jedoch nur auf kurze Zeit) besetzt gewesen sey. Chwostoff fand auch wirklich eine Japanische Niederlassung vor, und bemächtigte sich derselben ohne allen Widerstand. Er brachte gegen tausend Pud *) Reiß, eine Menge Tabak, Fischernetze, viele hölzerne lackirte Waaren, Tabakspfeifen, Salz und ungesalzene Fische, baumwollene und seidene Zeuge, Papier, Tusche, Bilder u. s. w. von da mit. Einen noch beträchtlicheren Vorrath, den er nicht mitnehmen konnte, gab er den Eingebornen, den Ainu's, preis. Die vier Japaner, die sich bey den Vorräthen befanden, schiffte er auch mit nach Kamtschatka ein. — Der Verantwortung für diese unedle That entging der Herr von Resanoff dadurch, daß er auf dem Wege von Ochotzk nach Petersburg starb. Im folgenden Jahre (1804) segelten, noch dem Befehle des Herrn von Resanoff gemäß, beyde See-

*) Ein Pud ist 34 Berliner Pfund.

re starke Knebelung war bloß ein Erzeugniß ihrer großen Furcht. Den 13. bey Tagesanbruch, wo wir in einem Dorfe Halt machten, um zu frühstücken, bath sich ein Greis die Erlaubniß aus, uns besonders gut mit Speise und Trank bewirthen zu dürfen. Den folgenden Tag hörte die Fahrt an der Seeküste auf. Unsere Boote wurden mit uns und unserer Wache von Japanern und Kurilen durch Gebüsche und ein kleines Wäldchen auf einen Berg gezogen und von da herunter in eine Art künstlichen Schiffsgraben gelassen. Die Landreise betrug drey bis vier Werste. Von dem Schiffsgraben kamen wir in einen Landsee, der viele Untiefen hatte, worüber die Kurilen, im Wasser stehend, die Boote zogen und schoben. In der Nacht zum 15. hielt man bey einem großen Feuer am Ufer still, band uns die Füße los und führte uns an's Feuer, um uns zu wärmen. Von da an ward der Zug wieder zu Fuß gemacht; doch hatten wir auch die Wahl, uns tragen zu lassen. Zuerst gingen zwey aus dem nächsten Dorfe mit rothen geschnitzten Stäben als Wegweiser, dann drey Soldaten in Reihe und Glied; dann ich, umgeben von einem Fliegenkehrer, einem Soldaten und einem Strickhalter; dann eine Abtheilung Kurilen, die eine Sänfte für mich trugen, daneben eine andere Abtheilung zum Ablösen. Hinter mir kamen meine Gefährten, jeder mit gleichem Gefolge, als ich hatte. Die Soldaten nebst vielen Japanischen und Kurilischen Dienern, welche Lebensmittel und die Sachen unserer Begleiter trugen, beschlossen den Zug. An dem Gürtel eines jeden unserer Begleiter hing ein hölzernes Täfelchen, worauf geschrieben war, bey welchem von uns er angestellt war und was er zu thun habe.

Vor der Stadt Atkis kam uns eine Abtheilung Soldaten entgegen, und führte uns in die Festung, welche mit Vorhängen bedeckt war. Zum Nachtlager erhielten wir hier Betten, d. h.: zwey fingerdick wattirte Decken zur Unterlage, und wattirte Schlafröcke zum Zudecken; aber unsere Bande wurden nicht gelöset; obgleich wir an mehreren Stellen schon wund davon waren. Unser Nacht-Quartier ward stets in solchen Dörfern aufgeschlagen, worin sich Soldaten befanden. Den 19. übernahm ein anderer Beamter unsere Führung, und behandelte uns sehr liebreich. Den 20. wurden zum ersten Mahl unsere Hände entbandet, und wir freueten uns nicht wenig, als wir wieder allein essen konnten. Auch wurde uns das Gehen nun leichter. Die Befehlshaber in den Dörfern, so wie deren Einwohner, benahmen sich Alle gut gegen uns. Alle sahen uns mit Bedauern und einer mitleidigen Miene an. Keiner beleidigte und verspottete uns, was doch mancher Gefangene in Europa erdulden muß. Viele erquickten uns mit ausgesuchten Speisen und

Getränken. Den 7. August war unser Nachtlager in dem Dorfe Onno, dem schönsten von allen Dörfern, die wir sahen. Es liegt in einem herrlichen, von vielen Bächen durchflossenen Bergthale. Jedes Haus ist von einem Gemüse- und Obstgarten umgeben. Die Bevölkerung und Betriebsamkeit der Japaner an den hiesigen Küsten ist groß. Sie fangen, salzen und trocknen Fische, sammeln Muscheln zum Abtrocknen und Seetang. Ja, man kann sagen, das Meer erzeugt nichts, was die Japaner nicht zur Speise benutzen. Ungefähr 180 Werste von der Stadt Chakodade, worin wir den 8. August unsern Einzug hielten, endigen sich die Kurilischen Dörfer und fangen die Japanischen an. Jene sind meistentheils klein, bestehen aus Hütten ohne Küchen- und Obstgärten, und haben ein trauriges Ansehen. Nur die Häuser der Japanischen Beamten darin sind nett und mit Gärten umgeben. Die Japanischen Dörfer sind alle freundlich, reinlich und anmuthig.

Am Morgen des 8. bereiteten sich unsere Begleiter zum feyerlichen Einzuge in die Stadt Chakodade. Unser Frühstück war auch besser, wie sonst; was uns indessen nichts Gutes verkündete. Denn wir hatten bemerkt, daß, wenn uns die Japaner ihren Vorschriften gemäß, hart behandeln mußten, sie uns vorher durch gute Bewirthung gleichsam schadlos halten wollten. Es war auch jetzt so; denn gleich nach dem Frühstück erklärte man uns, daß wir so geknebelt, wie wir Kunaschir verließen, auch in Chakodade ankommen müßten. Doch wegen des Bindens der Hände auf den Rücken entstand Zwiespalt zwischen den Officieren und Soldaten; erstere wollten es nicht zugeben, letztere bestanden auf ihren Vorschriften. Ein Eilbothe, der deßhalb nach Chakodade geschickt ward, brachte aber den Befehl, uns die Hände nicht auf den Rücken zu binden. Den Nachmittag hielten wir unter einem großen Zulaufe von Menschen, wovon einige Männer zu Pferde waren, unsern Einzug in die Stadt. Keiner ließ Schadenfreude, Haß oder Verachtung blicken; Alle benahmen sich höchst bescheiden. Durch eine enge Gasse gelangten wir zu unserm Wohnhause, daß mit einem hölzernen Zaune, eisernen Spanischen Reitern und einem Erdwalle umgeben war. Es war ein fast ganz dunkles, hölzernes Haus, worin Käfige von dicken Latten standen, mit Ausnahme der Größe, ganz den Vogelbauern gleich. Eine halbe Stunde berathschlagten die Japaner über unsere Unterbringung; dann führte man mich auf einen offenen Gang, zog mir die Stiefeln aus, nahm mir alle Bande ab, und befahl mir, in ein kleines Zimmetchen zu treten, das durch eine hölzerne Gitterthür vom Gange getrennt war. Man schloß die Thür zu, wie auch die zum Gange, und so war ich ein einsamer Gefangener, getrennt von

allen meinen Leidensgefährten. Der Gedanke, daß dieser Ort vielleicht mein lebenslänglicher Aufenthalt seyn würde, übermannte mich; ich stürzte verzweiflungsvoll auf den Boden nieder und blieb lange ohne alles Bewußtseyn liegen. Als ich zur Besinnung kam, bemerkte ich am Fenstergitter einen Japaner, der mir winkte. Ich ging näher hinzu, und er reichte mir durch das Gitter zwey süße Kuchen, durch Zeichen andeutend, daß ich dieselben schnell verzehren möchte, damit es ihm nicht übel erginge. Obgleich ich keine Eßlust hatte, so that ich es doch mit Anstrengung, um den gutmüthigen Mann nicht zu kränken. Das Essen, was mir ämtlich gereicht wurde, schickte ich an diesem Tage zurück, und mein erster Gedanke in meinem Gefängnisse war der, zu fliehen. Ich untersuchte deßhalb meinen Käfig. Er war sechs Fuß lang, eben so breit und acht Fuß hoch. Zwey kleine Gitterfenster, die ich durch Papierschirme zuschieben konnte, und die Gitterthüren, warfen Licht hinein. Neben der Thür befand sich unten auf den Dielen eine Öffnung mit einem verschlossenen Kasten zu den natürlichen Bedürfnissen. Eine kleine Bank, worauf ich kaum liegen konnte, und einige Matten machten mein Wohngeräthe aus. Gegen die Nacht erhielt ich aber besondere Decken und einen abgetragenen Schlafrock, dessen ich mich wegen des übeln Geruches, nicht bediente. Während der Nacht hörte ich überall um mich herum Schildwachen, welche die Stunden durch einen schnarrenden Ton, erzeugt durch hölzerne Bretchen, andeuteten. Den folgenden Tag both man mir einen Arzt an, der unsertwegen von Matsmai, der Hauptstadt der Insel, hierher beordert war. Auch erhielt ich die Erlaubniß, einen von den Matrosen zu mir zu nehmen, Den 10. wurden wir in einem feyerlichen Zuge, Jeder von uns an einem Seile geführt, zum Oberbefehlshaber gebracht. Ich bemerkte beym Durchführen durch die Stadt, daß fast jedes Haus einen Laden zum Verkaufe habe,

Der Oberbefehlshaber wohnte in einem Schlosse vor der Stadt, das mit einem Erdwalle und einem Pfahlwerke umgeben war. Dem Eingange gegenüber stand eine schlechte Kanone auf zwey Rädern. Auf einem Hofe wurden wir im Nahmen des Befehlshabers mit Tabak und Thee bewirthet. In einem großen Saale, worin man allerley eiserne und hanfene Werkzeuge für Verbrecher sah, saß auf Japanische Art der Oberbefehlshaber, von mehreren Beamten, Schreibern und Soldaten umgeben. Feyerlich führte man uns vor ihn, und ein Dolmetscher (Kumaddschero), stellte uns ihm vor. Viele Fragen in Betreff unserer häuslichen und ämtlichen Verhältnisse wurden jetzt an uns gethan, und alle Antworten niedergeschrieben. Nach Beendigung des Verhöres wurden wir mit Sagi bewirthet, und Jeder er-

hielt einen baumwollenen Schlafrock zum Geschenke. Den 28. ward mit uns ein neues Verhör gehalten, vor dem der Dolmetscher uns ermahnen mußte, treu die Wahrheit zu sagen. Die Hauptfragen waren: Wohin reisete Resanoff, als er Japan verließ? — Wie empfing ihn der Kaiser bey seiner Rückkehr? — Wie sprach er von den Japanern? — Warum überfielen Russische Schiffe Japanische Dörfer? — Was ist aus den Japanern geworden, die man geraubt hat? — Weil das Verhör lange dauerte, so machte man Pausen, damit wir uns erhohlen und durch Speise und Trank erfrischen könnten. Alle Fragen wurden mit großer Bescheidenheit und Freundlichkeit vorgelegt. Bis zum 5. September hatten wir noch mehrere Verhöre. Den 25. September kündigte man uns an, daß wir den 27. nach Matsmai reisen sollten, und gab einem Jeden dazu einen baumwollenen gefirnißten Mantel, einen Strohhut mit runden Kanten, Japanische Strümpfe und Strohschuhe. Mehrere Beamte nahmen freundlich Abschied von uns. Die Reise machten wir in der alten Ordnung, Jeder mit einem Stricke um den Leib. Statt der Sänften folgten uns aber Pferde. Wir gingen gewöhnlich, und bedienten uns eben so selten der Pferde als vorher der Sänften. Der uns zugegebene Arzt, so wie der Dolmetscher, befanden sich auch in unserm Gefolge. Auf unserm Wege trafen wir außerordentlich ausgedehnte Rettigfelder, und überall ein gut angebautes Land. Den 30. hielten wir unsern feyerlichen Einzug in Matsmai. Hier brachte man uns in ein ganz neu gebautes Gefängniß, — ein großes von schönem Holze errichtetes Gebäude. Wir würden in zimmerähnliche Käfige gebracht. Der Eingang war so klein, daß wir hineinkriechen mußten. Zwey Schildwachen standen so, daß sie alle unsere Bewegungen beobachten konnten. Das Gebäude, wovon unsere Käfige Theile ausmachten, war von Pfahlwerken und Wachhäusern umgeben. Die äußere Wache besorgten die Soldaten des Tzingarischen Fürsten. Das Gefängniß war in einer Schlucht gebaut, durch die ein Bach floß. Es zeichnete sich durch Schauerlichkeit und Finsterniß aus.

Zweyte Erzählung.

Von der Ankunft in Matsmai bis zur Abfahrt von da.

Den 2. October wurden wir vor den Oberbefehlshaber von Matsmai geführt, von kaiserlichen Soldaten an Stricken gehalten. Weil der Regen den Weg etwas genäßt hatte, so legte man Breter,

wo wir gingen, und hielt Regenschirme über uns. Nachdem wir durch drey Höfe gegangen waren, kamen wir zu einem großen Saale, dessen aus Schirmen gebildete Wände theils von Holz, theils von Papier mit Schnitzwerken, Vergoldungen und Gemählden verziert waren. Auf dem Fußboden lagen schön gearbeitete Teppiche, und die schönen verschiedenen Holzarten, woraus Thüren und Rahmen gefertiget waren, zogen mich besonders an. Nach einer Viertelstunde erschien der Oberbefehlshaber, und zog aus seinem Busen ein großes Papier, nach dessen Inhalt wir eben so wie in Chakodade, mit vielen oft beantworteten Fragen von neuem gelangweilt wurden. Am Schlusse fragte uns der Oberbefehlshaber, ob wir irgend eine Bitte an ihn hätten. Wir entgegneten, daß ihm unsere Bitte nicht unbekannt seyn könnte. Darauf antwortete er, wir möchten ihm eine Bittschrift einreichen, und darin erklären, ob wir wünschten in Matsmai oder in Jeddo zu leben, oder in einem andern Theile von Japan, oder ob wir lieber nach Rußland zurück wollten. Unsere Antwort war: Wir haben nur zwey Wünsche, den, nach Rußland sogleich zurückzukehren, oder, ist das nicht möglich, recht bald zu sterben. Dann hielt der Oberbefehlshaber mit Rührung eine lange Rede, die allen Gegenwärtigen Mitleiden mit uns einflößte. Der Hauptinhalt war: „Die Japaner sind eben so gut Menschen, und haben eben so gut ein Herz als Andere. Deßhalb müßt Ihr Euch nicht fürchten und auch nicht verzweifeln. Sehen wir, daß Ihr uns nicht betrüget, und daß Chwostoff eigenmächtig verfahren ist, so werdet Ihr, mit Allem versehen, nach Rußland zurückreisen. Ihr sollt hier Alles haben, was Ihr bedürft. Wenn Ihr etwas Besonderes an Kleidung oder Nahrung wollt, so schämt Euch nicht, darum zu bitten." — Wir dankten für die in der Rede ausgesprochene gute Gesinnung, und wurden den folgenden Tag wieder zum Verhöre geführt. Am Schlusse des Verhöres vermahnte uns der Oberbefehlshaber, fleißig an Gott zu denken, zu ihm zu bethen und getrost den Ausgang unserer Sache abzuwarten. Man schickte uns an demselben Tage einen Schneider, damit er uns neue Kleider nach Russischem Schnitte mache. Unsere Speisen in Matsmai waren recht gut. Reißbrey und Rettige dienten uns, wie allen Japanern, als Brot und Salz. Wir bekamen gut zubereitete Fische, kräftige Kräutersuppen, Nudeln, Russische Fischsuppen, und als der Schnee fiel, schoß man für uns Seehunde, Bären und Hasen. Die Fische waren gewöhnlich in Mohnöhl gebraten. Unsere Diener, die in Rußland gewesen waren, hatten den Befehl, bey der Zubereitung der Speisen sich genau nach unserm Geschmacke zu richten. Als Getränk erhielten wir warmes Thee-

wasser. Im Winter bekamen wir, außer den Schlafröcken, noch Bärenfelle zum Schlafen.

In der letzten Hälfte des Octobers machten wir uns an eine schriftliche Darlegung unserer Angelegenheiten, die der Dolmetscher (Kumaddschero) übersetzte, und fügten der Darstellung eine Bittschrift bey. Diese wirkte sehr zu unserm Besten; denn den 19. November wurden wir mit großen Freudenbezeigungen zum Oberbefehlshaber geführt, der dort eine lange Rede an uns hielt und uns von unsern Stricken befreyete. Einige Japaner wurden durch diese Veränderung unserer Lage so gerührt, daß ihnen Thränen in den Augen standen. Als wir in unsern Kerker zurückkehrten, fanden wir Alles verändert. Alles Pfahlwerk war verschwunden, und unsere Käfige bildeten mit dem Gange einen großen Saal. Neue Matten zierten den Fußboden; rund um die Feuerherde befanden sich hölzerne Einfassungen, und darauf stand für Jeden eine Theetasse, so wie auf dem Herde die übrigen Theegeräthe. Auch lag für Jeden Pfeife und Tobak da, und statt des Fischthrans brannten Lichter. Bald kamen auch mehrere Beamte mit ihren Kindern zu uns und wünschten uns Glück. Die Speisen waren jetzt weit besser als vorher, und das Geschirr ebenfalls. — Manches davon hatte jedoch keinen Bestand; so z. B. kehrte der Fischthran zurück. Die Wächter, welche uns sonst nur von Außen bewachten, wurden jetzt vertraut mit uns; sie waren Alle sehr freundlich und brachten uns heimlich allerley zur Unterhaltung. Nach einiger Zeit erfuhren wir aber, daß unsere Sachen in Jeddo nicht zum Besten stünden, und daß uns die Japaner wohl zeitlebens behalten würden. Deßhalb erwachte der Gedanke an eine Flucht von neuem. Als Vorbereitung dazu sammelten wir heimlich manche Lebensmittel auf. Vorzüglich dörrten wir Reißbrey. Unterdessen nahte sich auch der Frühling, und zu Anfang März durften wir im Hofe uns etwas ergehen. Ja, in der Mitte des März erlaubte uns der Oberbefehlshaber, innerhalb und außerhalb der Stadt zu lustwandeln. Es begleiteten uns dann sechs kaiserliche, vier fürstliche Soldaten, ein Dolmetscher, einige Diener mit Matten, Theegeschirr, Sagi u. s. w., und ein städtischer Beamter, der uns den Weg zeigte. Die Spaziergänge brachten uns auf den Gedanken, einmahl unsere Wache zu überfallen, uns eines Fahrzeuges am Strande zu bemächtigen, und so zu entwischen.

Am Morgen des 1. April erklärte uns der Oberbefehlshaber, daß wir jetzt wieder aus dem Gefängnisse in ein schönes Haus gebracht werden sollten, welches bisher ein Beamter bewohnt hatte, und daß wir die Japaner wie Brüder und Landsleute betrachten möchten. Diese letztern Worte fielen uns schwer auf's Herz, und verstärkten

unsern Entschluß, zu entfliehen; obgleich die Wohnung, die man uns jetzt anwies, viel besser als die vorige war. Die vielen Soldaten und Officiere, welche uns umgaben und bewachten, bekümmerten sich wenig um uns; sie lasen fast immer in Büchern, gewöhnlich laut, halb singend, oder sie schliefen oder spielten Karten und Damenbret. Die Japaner haben viele Bücher über ihre Geschichte. Dieselben sind mit hölzernen Lettern gedruckt. Das Kartenspiel haben die Japaner von den Holländern erlernt, darum sind auch die Benennungen der Karten Holländisch. Ihr Damenspiel ist sehr zusammengesetzt. Sie haben 400 Steine. Unsere Matrosen spielten das gewöhnliche Europäische Damenspiel, was bald in der ganzen Stadt Matsmai nachgeahmt ward.

Unsere Flucht bereiteten wir immer mehr vor, was uns um so schwerer ward, da Moor dagegen war, und wir sogar befürchten mußten, von ihm verrathen zu werden. Zufällig fand ein Matrose einen Feuerstahl, von unsern Dienern erhielten wir einige Feuersteine, und Zunder verschafften wir uns auch. So hatten wir die Mittel zum Feueranmachen. Unsern Vorrath von getrocknetem Reiß vermehrten wir. Einen Meißel und einen Spaten, die wir auf dem Hofe fanden, bestimmten wir zu Waffen. Aus zwey Nähnadeln, die an einem Magnet-Eisensteine gerieben wurden, und einem Stückchen Kupfer, das wir von einem Dachsparren des Hauses ablöseten, verfertigten wir uns eine Art Magnetnadel, die ziemlich die Pole anzeigte. Viele Pläne zur Flucht wurden gemacht und verworfen. Endlich beschlossen wir, in die Gebirge zu flüchten, von da aus uns an den Strand zu schleichen und uns eines Fahrzeuges zu bemächtigen. Darum sahen wir uns alle Fußsteige und Wege recht genau an. Den 23. gingen wir nach einem Tempel hin spazieren, und als wir nach Hause kamen, legten wir uns, scheinbar sehr ermüdet, nieder, um in der Nacht zu entfliehen.

Zwey Matrosen krochen vor Mitternacht heimlich auf den Hof, und erweiterten eine Abgußöffnung in unsern Pfahlzaun. Als nach Mitternacht die Wachen ihre Runde gemacht hatten, schlichen wir Übrigen, mit Ausnahme von Moor und Alexei, uns auf den Hof, krochen durch das erweiterte Abgußloch, wobey ich ein Knie heftig stieß, und nach einer halben Stunde befanden wir uns schon im Freyen. Bald ging es auch an's Bergsteigen, und wir nahmen dabey, so viel als möglich, unsere Richtung nach Norden, von den Sternen geleitet. Ich bekam heftige Schmerzen im Knie, es schwoll an, und wir mußten deßhalb oft rasten. Nach drey qualvollen Stunden, die wir ohne allen Weg im Bergaufsteigen zugebracht hatten, gelangten wir unvermuthet auf einen sehr großen Weg, auf welchem

die Einwohner von Matsmai mit Packpferden ihr Holz aus den Waldhöhen hohlen. Wir freuten uns darüber, zumahl er durch die vielen Tritte ganz schneefrey war. Wir verfolgten mit neuem Muthe den Weg, und glaubten bald den Wald zu erreichen. Da rief plötzlich ein Matrose: „Man setzt uns zu Pferde mit Laternen nach!“ und stürzte sogleich seitwärts in eine Schlucht. Als wir uns umsahen, erblickten wir mehrere Feuer, die schon ziemlich nahe zu seyn schienen, und folgten deßhalb dem Matrosen in die Schlucht. Wir gingen tief hinab, aber fanden nirgends Gesträuch, um uns zu verbergen. Endlich entdeckten wir eine Höhle, die aber für uns Alle zu klein war. Neben ihr stürzte ein Wasser jählings vom Berge herab, und hatte eine zehn Fuß tiefe Grube im Schnee ausgespült. Mit Mühe gelangten wir in die Höhle; aber weil sie nach dem Eingange zu abschüssig war, mußten wir Alle mit großer Vorsicht stille darin stehen, um nicht herauszurutschen. Bey Zähneklappern verweilten wir den ganzen Tag in der Höhle, und unterhielten uns mit bangem Herzen über die Zukunft. Kurz vor Sonnenuntergang setzte uns ein wilder Hirsch durch seinen Lauf in Schrecken. Als sich die Sterne zeigten, verließen wir die Höhle, und stiegen nordwärts auf einen hohen Berg. Wir bemerkten zwey Hütten, und hörten ein Pfeifen von daher, wie wenn Jäger Wachteln lockten. Wir näherten uns hinter Gebüsch und vorjährigem Rohrgrase, und entschlossen uns zuletzt, dreist auf die Hütten zuzugehen, weil doch nur wenig Menschen darin seyn könnten. Als wir aber herankamen, fanden wir nur zwey Haufen Stangen, die wir für Hütten gehalten hatten. Mehrere Köhlerfeuer erblickten wir um uns, doch waren wir durch Nacht und Dickicht so geschützt, daß wir nach Mitternacht zwey Stunden durch etwas Schlaf uns stärkten. Beym Aufgange der Sonne befanden wir uns auf der Spitze eines Berges, und sahen nördlich noch viel höhere Berge vor uns; — Himmel, Berge, Wald und Schnee — das war Alles, was wir sahen. Um uns etwas zu erwärmen, machten wir ein Feuer an, und bereiteten aus Schnee in unserm Theekessel etwas Thee, wozu wir verschimmelten Reiß aßen. Darauf wanderten wir in Wind und durch Wolkenzüge, bergauf und bergab, über Bäche, auf Fußsteigen und ohne allen Weg den ganzen Tag. An dem Ufer eines Baches fanden wir drey verlassene Erdhütten. Daselbst sammelten wir wilden Lauch und Sauerampfer, welches wir am Abende kochten, indem wir in einem Röhricht uns eine Hütte erbauten, um darin zu schlafen. Mir aber ward in der Nacht in der Hütte so heiß, daß ich eine ganze Stunde mich daneben an einen Baum lehnte, unsere unsichere Lage überdenkend, bis die Kälte mich wieder in die Hütte trieb. Den folgenden Tag fanden wir einen Fluß, und gingen am Ufer desselben westlich

fort. Der Weg war aber auch hier schlecht. Oft mußten wir den Fluß durchwaten, oft uns mühsam an seinen Ufern durchwinden. In einigen leeren Hütten fanden wir ein Beil, einen Meißel und zwey lackirte Tassen — Alles für uns sehr wichtige Gegenstände. Auch übernachteten wir in einer der Hütten. Am folgenden Morgen erblickten wir eine Hütte, woraus Rauch aufstieg. Deßhalb umgingen wir sie, und Nachmittags sahen wir in der Ferne das Meer. Unser Plan ging jetzt dahin, an's Ufer ganz unvermerkt, kriechend und gebückt, zu gelangen, und dann nördlich an demselben fortzuwandeln. Plötzlich erblickten wir jedoch Soldaten zu Pferde; sogleich versteckten wir uns, und wurden nicht von ihnen entdeckt. Glücklich gelangten wir bis an den Strand, und schlichen uns selbst am Abende durch ein Dorf, ohne bemerkt zu werden. Selbst die Hunde hatten unserer nicht geachtet. Ja wir gingen in der Nacht durch mehrere Dörfer; aber alle Boote, die wir am Strande sahen, waren für uns zu klein. Der Weg am Strande machte sich nicht so bequem, als wir geglaubt hatten. Wir mußten durch viele Flüsse und Hohlwege, verloren oft die Fußsteige, stießen auf unersteigliche Felsen, und hatten jähe Schlünde zu umgehen. Den 28. April lenkten wir wieder in's Gebirge, um uns den Tag über zu verbergen. Wir verbargen uns nothdürftig in einem Gesträuche an einem Hohlwege, und litten gewaltig an Durst, da uns Wasser und Schnee mangelten. Ein Weg unweit des Hohlweges führte in den Wald. Wir sahen auf ihm manche Menschen und Packpferde einherziehen, während wir uns mit Nähen beschäftigten. Aus unsern Hemden machten wir ein Segel, und aus mitgenommenen Stricken und Lappen das Thauwerk dazu. Ja wir hofften, noch die Nacht abzusegeln, da wir ein Küstenfahrzeug ankern sahen, was wohl in der Nacht von uns überfallen werden konnte. Die Hoffnung war jedoch eitel; denn als wir gegen Abend an den Strand gingen, segelte das Fahrzeug wieder ab. Darum setzten wir die Nacht unter großen Mühseligkeiten unsern Weg am Strande fort. Gegen Mitternacht kamen wir zu einem großen Dorfe, durch dessen Küchengärten wir unsern Weg nahmen. Den Tag ruhten wir wieder in einem Hohlwege aus. Überhaupt war das unsere Art zu reisen. Des Nachts wanderten wir am Strande, und wurden durch schlechte Wege ermüdet, und durch Hunde und Nachtwächter bald rechts bald links gescheucht. Am Tage lagen wir in Verstecken, die wir oft erst mühsam aufsuchen mußten, und lebten dort von Kräutern, verschimmelten Bohnen und fauligem Reiß. Den 12. May, da wir eben den Plan gefaßt hatten, mit zwey Fischerbooten nach einer 28 Werste entfernten unbewohnten Insel überzusetzen, von der wir in Matsmai gehört hatten, erblickte Herr Chlebnikow auf einem Hügel eine Frau, die oft

auf uns sah, sich nach allen Seiten wendete, und mit der Hand winkte, um Leute herbeyzurufen. Wir merkten bald, daß es uns galt, und stiegen in eine Schlucht hinab, um uns zu verkriechen; allein wir waren bald von Soldaten umringt, mußten uns ergeben, und wurden, die Hände auf den Rücken gebunden, in ein Dorf geführt. Jetzt zeigte sich recht die gute Seite der Japaner. Man schmähte nicht, sondern behandelte uns mit Zartheit. Als man merkte, daß ich hinkte, faßten mich zwey unter die Arme, und erleichterten mir, zumahl bey schlechten Stellen, das Gehen. Man bewirthete uns mit Sagi, Reißbrey, gesalzenen Häringen, Rettigen und Thee. Nach einstündiger Ruhe wurden wir auf die Straße nach Matsmai geführt. Man hatte stets unsere Spuren verfolgt, wie wir aus Stäbchen bemerkten, die man dahin gesteckt. Nur im Gebirge hatte man die Spuren verloren, am Strande sie aber stets wieder gefunden. In den Dörfern, durch die wir kamen, erregten wir überall Mitleiden. Die Frauen brachten uns, mit Thränen in den Augen, zu trinken.

Den 13. May kam uns unser Dolmetscher und ein Beamter aus Matsmai entgegen; ersterer machte uns Vorwürfe über unsere Flucht, letzterer aber verhielt sich leidend. Bey einem großen Zuströmen des Volkes hielten wir unsern Einzug in Matsmai. Zwey Wegweiser mit hölzernen Stäben gingen voran; dahinter schritten neun Soldaten mit Gewehren einher; dann folgten wir, jeder zwey Soldaten an der Seite; hinter uns kamen wieder neun Soldaten, und dann der Officier, welcher uns gefangen genommen hatte. Er war reich in Seide gekleidet, und blickte auf das Volk mit einer Siegesmiene herab. Man führte uns in's Schloß, bewirthete uns im Vorzimmer, und ließ uns dann in den Gerichtssaal, worin alle Beamte versammelt waren. Der Oberbefehlshaber äußerte keinen Unwillen über unsere Flucht, sondern fragte uns nur mit Leutseligkeit über die Ursachen zu derselben. Er hielt darauf eine lange Rede, deren Hauptinhalt folgender war:

„Wäret Ihr Japaner, und hättet das Gefängniß heimlich verlassen, so würde Eure Sache sehr schlimm stehen; da Ihr aber dem Auslande angehört, und die Japanischen Gesetze nicht kennt, überdieß auch nicht in der Absicht geflohen seyd, den Japanern zu schaden, sondern bloß um Euer Vaterland wiederzusehen, welches jeder Mensch höher als Alles schätzen muß, so haben wir unsere gute Meynung von Euch nicht geändert. Wie man in Jeddo Euer Betragen aufnehmen wird, das kann ich freylich nicht wissen; doch will ich mich, wie früherhin, für Euch verwenden, um Eure Rückkehr nach Rußland zu erwirken. Bis dahin müßt Ihr aber Gefangene bleiben."

Wir kamen jetzt wieder, wie zuerst, in Käfige, ich in den klein-

sten, Herr Chlebnikow in einen andern, und die Matrosen zusammen in einen dritten. Man bewachte uns strenger als je. So saßen wir bis zum 2. July, wo wir in den Gerichtssaal geführt und dem neuangekommenen Oberbefehlshaber vorgestellt wurden, der uns nach vielen Fragen erklärte, daß unsere Lage verbessert werden solle. Nach einer zweyten Unterredung mit ihm kehrten wir auch nicht mehr in unsere Gebauer, sondern in die alte Wohnung zurück, welche wir vor der Flucht hatten, und wurden anständiger bewirthet. Wir erhielten nun auch wieder Tinte, Papier und Feder, so wie Handtücher und Kämme. Den 14. July reisete der alte Oberbefehlshaber nach der Hauptstadt, und nahm unsern Dolmetscher und Freund Teske, als Schreiber mit, der versprach, Nachrichten uns von dort zukommen zu lassen; doch konnten wir lange darauf warten; denn die Briefpost geht nur alle vierzehn Tage von Jeddo nach Matsmai, und ist vierzehn Tage unter Weges.

Der neue Befehlshaber behandelte uns sehr gut; wir erhielten von ihm Obst, und an einem Feste sogar Speisen aus seiner Küche. Das Fest traf in die Mitte des Augusts. Die ordentlich gekleideten Kinder männlichen Geschlechtes versammeln sich an demselben im Schlosse, spielen, singen, tanzen, ringen und fechten in Gegenwart aller versammelten Beamten, und werden darauf mit einem Abendbrot und allerley Leckerbissen bewirthet. Der Dolmetscher (Kumaddschero) erzählte uns, daß dieses Mahl 1500 Kinder im Schlosse gewesen wären.

Die Japaner wurden immer zutraulicher gegen uns; sie beschenkten uns mit allerley kleinen Sachen zum Andenken, als: Fächern, lackirten Löffeln. Wir beschenkten sie dagegen mit Stücken Tuch, indem wir einzeln unsere alten Kleider zerschnitten. Eines Tages erhielten wir eine sehr gute Mahlzeit von einem reichen Japaner, der von einer sehr gefährlichen Krankheit genesen war.

Den 6. September wurde ich mit Herrn Moor auf das Schloß geführt, und man legte uns zwey Briefe vor, die der jetzige Befehlshaber der Diana, Herr Rikord, den 28. August geschrieben hatte. Der eine war an mich, der andere an den Befehlshaber von der Insel Kunaschir, worin er berichtete, daß er auf Befehl des Russischen Kaisers, die Japaner, welche sich bey einem Schiffbruche nach Kamtschatka gerettet hätten, zurückbringe, daß dieses dasselbe Schiff sey, welches vor einem Jahre dort eingelaufen, und wovon man uns hätte gefangen genommen, daß er frage, ob der Befehlshaber uns selbst frey geben könne, oder ob er deßhalb erst nach Jeddo berichten müsse, und daß der Russische Kaiser friedliche Gesinnungen gegen die Japaner hege. — Wir mußten den Japanern die Briefe übersetzen, und wa-

ren sehr vergnügt, daß uns ein Hoffnungsstern aufging. Allein wir durften Herrn Rikord nicht antworten, und erfuhren den 20. September, daß die Diana ohne Weiteres von Kunaschir abgesegelt sey. Bald nach dieser getäuschten Hoffnung starb der Oberbefehlshaber, was öffentlich nach Japanischer Sitte geheim gehalten wurde, obgleich es Jeder wußte. Man hält nähmlich öffentlich, d. h.: in Geschäften, den Tod eines Beamten so lange geheim, bis sein Nachfolger erwählt, oder sein Sohn in seine Würden eingetreten ist. Den 18. März traf der neue Oberbefehlshaber ein. In seinem Gefolge waren unser Freund Teske, ein Japanischer Gelehrter und ein Holländischer Dolmetscher. Teske brachte uns die erfreuliche Nachricht, daß dem neuen Oberbefehlshaber die Unterhandlung mit dem Russischen Schiffe aufgetragen sey, und daß man deßhalb Befehl an alle Häfen ergehen lassen, die Russen nicht zurückzuweisen. Auch durften wir in alle Häfen folgenden Zettel schicken:

„Wir Alle, sowohl Officiere als Matrosen, und der Kurile Alexei, leben und wohnen in Matsmai.

Den 10. May 1816.

Wassily Golownin.
Theodor Moor."

Wir erwarteten jetzt täglich ein Russisches Schiff, die Japaner auch, welche uns deßhalb mit neuen Kleidern versahen, damit wir anständig vor unsern Landsleuten erschienen. Den 19. Juny kam endlich die gewünschte Nachricht an, es sey ein Russisches Schiff in Kunaschir eingelaufen, und den 21. durfte ich einen Matrosen mit Alexei und zwey Japanern dahin absenden. Durch diese erfuhren wir dann nach zwey Jahren wieder etwas aus Rußland, und den 25. August ward uns mitgetheilt, daß das Russische Schiff (welches wieder zu unserm Schrecken abgesegelt war) noch in diesem Jahre zurückkehren und hoffentlich eine genügende Erklärung mitbringen würde, worauf wir sogleich entlassen werden sollten. Zugleich ward uns bekannt gemacht, daß wir in einigen Tagen nach Chakodade abreisen müßten, wohin auch der Oberbefehlshaber kommen würde. Von dieser Zeit an wurden wir prachtvoll bewirthet, und wohnten sehr schön. Mehrere Beamten kamen zu uns mit ihren Kindern und wünschten uns Glück zur Abreise. Selbst der Bürgermeister der Stadt oder das Haupt der Kaufmannschaft kam zu uns, und überreichte uns ein Kästchen mit Zuckerwerk. Den 30. August verließen wir unter dem Segen der Einwohner in einem feyerlichen Zuge die Stadt. Den 2. September hielten wir unsern Einzug in Chakodade, wo wir sehr gut bewirthet wurden. Eine Stunde vor dem Mittagsessen erhielten wir, als einen Vortisch, Zuckerwerk, Äpfel und Bir-

nen. Wir empfingen in Chakodade ein Papier, das wir mit Teske's Hülfe in's Russische übersetzen mußten, und dessen wesentlicher Inhalt folgender war:

„Vor 22 Jahren kam ein Russisches Schiff nach Matsmai, vor 11 Jahren eines nach Nangasaky. Obgleich damahls Euch unser Gesetz erklärt ist, habt Ihr es doch nicht verstanden. Weil Ihr jetzt in unserm Lande zurück behalten seyd, so könnt Ihr es nun hinlänglich erklären. In unserm Lande ist die christliche Religion streng verbothen, daher vertreibt man überall, außer in Nangasaky, fremde Schiffe mit Kugeln. Nur jetzt haben wir mit Euch eine Ausnahme gemacht, weil wir unterhandeln wollen. Wer hier im Christenthume unterrichtet, darf in sein Vaterland nicht wieder zurück, sondern wird einer schweren Strafe unterworfen. Ihr habt das nicht gethan, deßhalb dürft Ihr zurück. Vor acht und vor drey Jahren habt Ihr Kurilen als Späher hierher geschickt. Zwey Mahl haben wir sie entlassen. Kommen sie wieder, werden wir sie gefangen nehmen. Man wünscht bey uns keinen Handel mit auswärtigen Ländern. Nur in Nangasaky handeln wir mit einigen Ausländern, nicht des Gewinnes wegen, sondern aus andern Gründen. Erwähnt nie wieder einer Handelsverbindung mit uns.“

Den 16. September erhielten wir die Nachricht, es sey ein dreymastiges Europäisches Schiff erblickt worden, und den 24. September erfuhren wir, daß die Diana in den Hafen von Edomo eingelaufen sey. In der Nacht auf den 27. September brach Feuer aus, welches aber in vieler Ruhe gelöscht wurde. Alle Löschbeamten haben eine besondere Brandkleidung, ähnlich der Japanischen Mönchskleidung. Alles ist aus leichtem lackirtem Leder gefertiget, damit es durch die Schwere nicht belaste, und doch gegen das Feuer schütze. Auf dem Panzer ist der Rang oder die Würde eines Jeden dargestellt. Ein Feuer zu löschen ist bey den Japanern eine große Heldenthat. Darum pflanzt der Kriegsanführer, welcher zuerst beym Feuer anlangt, sogleich die Fahne auf, und nur auf seine Erlaubniß darf Jemand helfen. Den 27. am Morgen lief die Diana in die Bucht von Chakodade ein. Die Bucht war mit Schaubooten besäet, und jeder erhöhte Platz in der Stadt mit Neugierigen besetzt. Einige Stunden, nachdem die Diana gelandet hatte, brachten uns die Dolmetscher Briefe vom Hauptmanne Rikord, und den 30. überreichte derselbe dem Oberbefehlshaber von Matsmai Geschenke. Den 5. October hatte ich die erste Zusammenkunft mit Herrn Rikord. Am Morgen brachte ein Dolmetscher meinen Hut, ein anderer meinen Säbel, überreichten mir beydes mit großer Ehrfurcht, und wünschten uns Allen Glück zu unserer Befreyung. Kleiden mußte

ich mich in Seide. Die Zusammenkunft war im Zollhause am Ufer, wohin man mich am Mittage führte, und wovor eine Menge Soldaten als Ehrenwache aufgestellt war. Endlich kam auch Herr Hauptmann Rikord in einem Prachtboote des Oberbefehlshabers. Unsere wechselseitige Freude war sehr groß. Herrn Rikord wurden jetzt die nöthigen Papiere gegeben und erklärt. Darauf bewirthete man uns. Wir schieden in Freuden uns einander; ich kehrte nach der Stadt und Herr Rikord auf das Schiff zurück. Den 6. erhielten Moor und Chlebnikow ebenfalls ihre Säbel und Hüte, und wir wurden, Alle stattlich angethan, zum Oberbefehlshaber geführt, der in Gegenwart aller Beamten uns noch ein Mahl die Ursache unserer Verhaftung und dann unsere Befreyung vorlas. Als wir nach Hause kamen, fanden sich alle Beamte bey uns ein, um uns Glück zu wünschen. Ja der Oberpriester der Stadt hielt fünf Tage Gottesdienst für unsere glückliche Rückkehr in die Heimath. Am Abende dieses Tages bewirtheten uns die Dolmetscher auf Befehl des Oberbefehlshabers mit einer Mahlzeit von 10 Schüsseln, und dann wurde eine Kiste mit lackirten Sachen, als ein Geschenk, in mein Zimmer gebracht. Den folgenden Tag zogen wir unsere besten Kleider an, und unsere Diener packten Alles ein. Am Mittage führte man uns in's Zollhaus; die Japaner wünschten uns eine glückliche Reise, und wir wurden auf der Diana von Allen mit inniger Freude empfangen. Wie wohl uns war, als wir nach einer Gefangenschaft von zwey Jahren, zwey Monathen und 26 Tagen uns wieder auf einem Russischen Schiffe und im Kreise unserer Landsleute befanden, mit denen wir fünf Jahre auf einer weiten, gefahrvollen und mühsamen Seereise verlebt und an welche uns die innigsten Bande der Freundschaft gefesselt hatten, das läßt sich nicht in Worten beschreiben. Den Nachmittag besuchten uns viele Japaner, und erst nach Sonnenuntergang kamen wir zur Ruhe. Den 10. October lichteten wir die Anker und verließen mit günstigem Winde das Land unserer Leiden, dessen Bewohner wir aber achten und lieben gelernt hatten.

Dritte Erzählung.

Was Rikord zur Befreyung von Golownin that.

Als der Schiffshauptmann Rikord, der nächste Befehlshaber nach Golownin, dessen Gefangennehmung bemerkte, lichtete er die Anker und segelte näher der Küste zu. Allein Untiefen hinderten

das weitere Vordringen, und die Schüsse, welche mit der Festung gewechselt wurden, hatten keinen weitern Erfolg. An's Landen war bey einer Besatzung von 51 Mann nicht zu denken; daher segelte die Diana nach Ochotzk, nachdem sie für die Gefangenen einige Bücher, Wäsche und andere Bedürfnisse ausgesetzt hatte. Nach einer Fahrt von sechszehn Tagen war Ochotzk erreicht. Von Ochotzk wurde die Sache schleunigst nach Petersburg berichtet, und Rikord machte sich selbst dahin auf den Weg. Er kehrte jedoch von Irkutzk zurück, machte die Reise theilweise auf Rennthieren reitend, und lief den 22. July 1812 aus Ochotzk wieder aus, um die unterbrochenen Küsten-Untersuchungen fortzusetzen, und auf Kunaschir Nachrichten über die Gefangenen einzuziehen. Er nahm noch, außer der alten Mannschaft, zehn Seesoldaten nebst sechs Japanern mit, welche an die Küste von Kamtschatka verschlagen waren. Er hoffte mit diesen vielleicht die Gefangenen einzutauschen. Auf der Fahrt nach Kunaschir war den 28. July die Diana in Gefahr zu scheitern; doch kam sie den 28. August glücklich in der Bucht von Kunaschir an.

Die Festung schien jetzt in guten Vertheidigungszustand gesetzt, und nahmentlich durch eine neue doppelte Batterie von 24 Kanonen verstärkt zu seyn. Rikord setzte einen Japaner an's Land, um dem Befehlshaber der Insel ein Schreiben zu überbringen. Bald darauf fingen die Kanonen der Festung an auf das Schiff zu schießen. Drey Versuche, eine Unterhandlung anzuknüpfen, mißglückten, der dritte deßhalb, weil Rikord es bedenklich fand, an's Land zu gehen, und sich in die Stadt zu wagen, die Japaner aber die Unterredung auf dem Meere ausschlugen. Endlich ward beschlossen, den Japaner, Leonsaimo, der von Irkutzk mitgenommen und von Chwostoff früherhin aus Japan geschleppt war, an das Land zu senden, nachdem derselbe zuvor einen Eid geschworen, er werde zurückkehren, wenn man ihn nicht mit Gewalt zurückhalte. Man gab ihm einen andern Japaner bey, der mit der Nachricht zurückkehrte, Golownin sey mit den übrigen Russen getödtet. Rikord sendete ihn mit dem Auftrage zurück, er solle die Nachricht schriftlich vom Befehlshaber bringen; aber die Japaner kehrten nicht zurück, und alle Unterhandlung war so wieder abgebrochen. Dieß bewog Rikord, Jagd auf Japanische Schiffe mit bewaffneten Booten zu machen. Den 6. wurde ein Japanisches Boot genommen, und damit ein Japaner und zwey Kurilen; doch konnten die über Nichts Auskunft geben. Den folgenden Tag gelang es aber, ein Schiff mit 60 Mann Besatzung zu nehmen. Die Meisten davon sprangen über Bord, Einige ertranken, Einige wurden aufgefischt, und Andere erreichten die Küste. Von dem Befehlshaber und Eigen-

thümer des Schiffes erfuhr Rikord, daß Moor und fünf Mann Russen in Matsmai gefangen säßen, aber von Golownin wußte er nichts. Es ward beschlossen, den Schiffseigenthümer, Nahmens Takatai-Kachi, mit vier Matrosen zurückzubehalten, und dagegen die noch übrigen mitgebrachten Japaner freyzugeben. Kachi benahm sich sehr anständig, und setzte auf unser Verlangen ein ausführliches Schreiben an den Befehlshaber der Insel auf. Allein nur Kanonenschüsse waren die Antwort. In dieser Lage hielt es Rikord für das Gerathenste, nach Kamtschatka zurückzukehren. Er lichtete den 11. September die Anker, litt außerordentlich von Stürmen, und lief den 3. October in den Peter-Pauls-Hafen ein. Auf der Reise dahin erfuhr Rikord von Kachi, daß Golownin — Japanisch ausgesprochen Choworin — noch lebe. Auch erzählte Kachi, daß die Japanischen Gesetze den Unterthanen, die über ein Jahr im Auslande lebten, bey ihrer Rückkehr den Zutritt zu den Ihrigen untersagten, und daß solche nach Jeddo geführt werden müßten, damit man ihr Betragen untersuche. Kachi war sehr betrübt, da er in dem Hafen von Peter und Paul ankam. Auch hatte ihn die lange Seereise sehr angegriffen. Sein Erstaunen war groß, als man ihm ankündigte, er würde mit Rikord in demselben Hause und in demselben Zimmer wohnen; denn er hatte ein strenges Gefängniß erwartet. — Dieß richtete ihn wieder auf, und durch sein edles Benehmen erwarb er sich Achtung. Er hoffte auch die Japanische Regierung zu überzeugen, daß man in Rußland keine bösen Pläne gegen sie hege, und verbürgte sein Leben dafür, daß die gefangenen Russen ihre Freyheit erhalten würden, wenn eine Gesandtschaft nach Nangasaky abginge. Er erzählte zugleich, daß alle Japaner mit der Behandlung der letzten Russischen Gesandtschaft sehr unzufrieden gewesen wären, und daß sie Handelsverbindungen mit Rußland wünschten. Er glaubte, es sey genug, wenn der Oberbefehlshaber von Irkutzk bezeuge, daß die Russische Regierung keinen Antheil an Chwostoff's Frevel habe.

Bis zur Mitte des Winters befand sich Kachi sehr wohl; allein der Tod von zweyen seiner Matrosen wirkte heftig auf ihn. Er ward sehr traurig und sah bekümmert aus. Rikord war deßhalb der Meynung, er müsse bald nach Japan zurückkehren, da von Kachi's Leben wohl die Befreyung der Russen abhinge. Er wartete deßhalb das Schreiben von Irkutzk, worum er gebethen hatte, nicht ab, ließ den 6. May das Eis im Hafen durchhauen, ging den 23. in See, und kam nach 20 Tagen bey Kunaschir an. Rikord trug jetzt den noch übrigen zwey Matrosen Folgendes auf: „Sagt dem Befehlshaber, daß, wenn er euch am Lande zurückbehält und mir

keine Nachrichten von meinen Gefährten sendet, ich Kachi nach Ochozk führen werde. Von dort sollen dann noch in diesem Sommer einige Kriegsschiffe herkommen, um mit bewaffneter Hand die Gefangenen zurückzufordern. In drey Tagen erwarte ich die Antwort."

Kachi, der das hörte, sagte: „Befehlshaber, Du sprichst mit Hitze. Deine Sendung an den Befehlshaber von Kunaschir durch meine Matrosen enthält viel, in Hinsicht der Japanischen Gesetze aber wenig. Vergeblich drohst Du, mich nach Ochozk zu führen. Sage an, bist Du wirklich entschlossen, meine Matrosen unter diesen Bedingungen an's Land zu schicken?"

Als Rikord ihm ein Ja antwortete, weil er nach seinen Aufträgen so handeln müsse, so verlangte Kachi, daß er seinen Matrosen mündliche Aufträge gebe, da er jetzt den versprochenen Brief nicht an den Befehlshaber absenden könne. — Kachi unterrichtete darauf seine Matrosen, was sie Alles zu beobachten hätten, wenn man sie dem Befehlshaber vorstelle; er führte ihnen die verlebten Vorfälle in's Gedächtniß zurück, erinnerte sie an die gute Aufnahme in Rußland, und schloß mit einem großen Lobe von Rikord. Dann bethete er schweigend vor seinem Heiligenbilde, welches er einem Matrosen übergab, um es seiner Frau zuzustellen. Auch gab er ihm seinen großen Säbel, den er den väterlichen nannte, um denselben seinem Sohne zuzustellen. Endlich bewirthete er die Matrosen und entließ sie. Rikord ward durch dieses Verfahren Kachi's ganz umgestimmt, und in Furcht, daß Kachi sich im äußersten Falle das Leben nehmen würde, erklärte er demselben, er könne an's Land fahren, wenn er wolle, indem er seinem Edelmuthe vertraue. Kachi dankte für das Zutrauen, und erklärte, er würde den andern Tag an's Land fahren, da es nach Japanischen Gesetzen nicht Sitte sey, an einem Tage mit den Matrosen zu landen. Zugleich sagte er, daß ihn Rikord's Aufträge an die Matrosen sehr gekränkt hätten, und daß die Absendung des Säbels und des Heiligenbildes, worein er einen Büschel seiner Haare gelegt, den Tod angedeutet habe; weil ein Japaner sich selbst den Bauch aufschlitze, wenn er mit Ehren nicht mehr leben könne. Er fügte hinzu, daß er zugleich daran gedacht hätte, Rikord und den ältesten Officier in offenem Angriffe zu tödten.

Den folgenden Tag fuhr Rikord mit Kachi an das Land. Die beyden Matrosen kamen aus der Festung zurück, und zeigten an, daß sie vom Befehlshaber sehr gut aufgenommen worden wären. Die ihnen gegebenen Geschenke brachten sie zurück, weil ihnen deren Annahme nicht verstattet sey. Kachi trennte sich von Rikord mit der Erklärung, daß ihn nur der Tod an der Rückkehr verhindern könne. Er kam auch schon den folgenden Tag zurück, und es wurden Unter-

handlungen angeknüpft. Rikord erfuhr jetzt, daß im vorigen Jahre die ganze Besatzung von Kunaschir, 300 Mann, geschworen habe, bey einem etwaigen Überfalle mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Kachi empfing von den Seinigen durch einen Brief, den der Befehlshaber wie von ungefähr aus der Tasche hatte fallen lassen*), die Nachricht, daß seine Mutter und seine Gattinn sich wohl befänden, daß letztere nach einem Gelübde zu dem vornehmsten Heiligen in Japan wallfahre, daß ein treuer Freund aus Gram über das den Kachi betroffene Unglück sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilt habe und Einsiedler geworden sey, und daß endlich seine Freunde in vielen Kirchen wegen seiner glücklichen Rückkehr Dankfeste feyerten.

Endlich erschien auch ein kaiserliches Fahrzeug mit Beamten, um eine Unterhandlung anzuknüpfen, und zwar von einem der gefangenen Russischen Matrosen begleitet.

Die beyden Bedingungen der Freylassung waren:

1) Die Russen bringen ein von zwey Befehlshabern unterschriebenes Zeugniß, daß Chwostoff wider Willen der Regierung seine Gewaltthaten auf den Kurilen und auf Sachalien geübt.
2) Die von Chwostoff abgeführten Waffen sind zurückzugeben, oder deren Nichtmehrvorhandenseyn zu bezeugen.

Rikord segelte bald ab, um die Zeugnisse herbeyzuschaffen. Nach einer sechszehntägigen Fahrt war die Diana in Ochotzk, und blieb achtzehn Tage da. Die Rückkehr nach Japan dauerte länger; doch lief das Schiff glücklich in den Hafen von Chakodade ein, wohin es zur Aufnahme der Gefangenen bestellt war. In der Bucht, worin der Hafen sich befindet, kam Kachi mit dem Hafenmeister zu Rikord, um das Schiff in den Hafen zu führen. Ein Wachschiff legte sich nahe bey der Diana vor Anker, und die erste Nacht hindurch brannten Feuer an der Küste. Am folgenden Tage zeigte Kachi dem Hauptmanne Rikord an, daß es nicht erlaubt sey, in dem Hafen auf Booten umherzufahren, daß von der Stadt alles Nöthige geliefert werden würde, und daß es den Japanern streng untersagt sey, an das Russische Schiff zu fahren. Viele Boote aber umgaben bald das Schiff, alle mit Neugierigen angefüllt. Am folgen-

*) Wer in der Fremde gewesen ist, darf nicht mit den Seinigen verkehren.

den Tage kam Kachi mit Geschenken an, prachtvoll gekleidet, weil er als Unterhändler gesendet wurde. Man setzte Folgendes fest: „Der Hauptmann Rikord darf eine bewaffnete Ehrenwache von zehn Mann mitbringen. Zwey Unter-Officiere gehen mit den Russischen Flaggen ihnen voran, nähmlich mit der Kriegs- und Unterhandlungs-Flagge. Die Überfahrt wird in einem Japanischen Prachtboote gemacht, und vor der Überreichung der Schriften verwechselt Rikord seine Stiefeln mit Schuhen.“ — Sechszehn reiche und angesehene Kaufleute übernahmen das Rudern, um Gelegenheit zur nähern Beobachtung der Russen zu bekommen. Bey den Unterhandlungen waren einige Gelehrte zugegen, die ausdrücklich nach Chakodare gesendet waren, um über das Russische Kriegsschiff Bemerkungen zu machen und über Europa Nachrichten einzuziehen. Die Russen trauten den Japanern immer noch nicht recht, weßhalb die zehn Mann Ehrenwache hatte schwören müssen, im Falle eines Verrathes die Kriegsflagge mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Kachi ward von seinem Sohne überrascht, der ihm gute Nachrichten von den Seinigen brachte. Er beschloß auch, seine Tochter, die er wegen schlechter Aufführung verstossen hatte, wieder zu Ehren anzunehmen. Seine auf dem Schiffe zurückgelassenen Sachen — seidene Kleider und Decken, verschenkte er an die Schiffsmannschaft, und bewirthete sie auch. Von den ihm angebothenen Geschenken nahm er nur ein silbernes Besteck und eine Russische Thee-Maschine an, um das Vergnügen haben zu können, zur Erinnerung an die genossene Gastfreundschaft seine echten Freunde nach Russischer Sitte zu bewirthen.

Nachdem Golownin mit den Seinigen auf dem Schiffe war, durften die Japaner, mit Ausnahme der Weiber, auf das Schiff kommen. Als Geschenke nahmen die Beamten nur die Bildnisse einiger Russischen Feldherren an, die sich im Kriege von 1812 ausgezeichnet hatten; aber ohne Rahmen und Glas. Den 10. October nahm Kachi Abschied. Ihm wurde ein Hurrah gebracht, was er mit gegen Himmel erhobenen Händen erwiederte. Den 3. November erreichte die Diana Petropawlowsk, und am 6. hielt die Mannschaft auf ihr ein Dankgebeth für die glücklich überstandenen Reisen.

IV.

Samuel Hearne's

Reise

von dem Hudsonsbusen bis zum nördlichen Polmeere.

Einleitung.

Die innern Gegenden Nord-Amerika's sind, gleich den nördlichen Gegenden Asiens, reich an Pelzthieren aller Art; dieser Umstand veranlaßte im Jahre 1670 mehrere Kaufleute in England, eine Handelsgesellschaft am Hudsons-Meerbusen zu bilden, um von den Indianern Pelzwerke einzutauschen und diese in den Handel zu bringen. König Carl der II. von England gab dieser Gesellschaft ausschließlich das Handelsrecht in diesen Gegenden, und es gereicht den damahligen Kaufleuten zur Ehre, daß sie mit der Ausbreitung des Handels zugleich bemüht waren, des Herren Reich zu verbreiten, und die fröhliche Bothschaft von dem Erlöser auch in diese Gegenden zu bringen.

Leider ist dieser letzte Zweck allmählich in den Hintergrund getreten; und nur zur nähern Kenntniß des Landes hat die Gesellschaft, welche noch heutiges Tages besteht, etwas beygetragen. Dagegen muß man leider gestehen, daß die Ureinwohner durch den Verkehr mit den Pelzhändlern, vorzüglich durch den Gebrauch des Branntweines, sich verschlechtert haben. Die Handelsgesellschaft hat mehrere einzelne Burgen angelegt, worin sich ihre Leute aufhalten, zu denen die Ureinwohner ihre Waaren bringen; oft auf Wegen, die hunderte von Meilen betragen und durch schreckliche Wüsten führen. Alljährlich kommen Schiffe aus England in den Hudsonsbusen, bringen Europäische Waaren und Lebensmittel, und hohlen die Felle ab. Die bekanntesten Burgen sind: Churchill- oder Prince-Walesburg, Yorkburg, Severnhaus, Albanyburg, Ost-Maienburg, Moseburg, Hudsonhaus und Manchesterhaus. Im Jahre 1790 hatte die Gesellschaft 315 Menschen in ihren Diensten. Diese befinden sich in einer gesunden, obgleich etwas kalten Luft, sehr wohl. Sie nähren sich theils von Europäischen Lebensmitteln, theils von der Jagd.

Die Jagdzüge dauern oft wochenlang und sind mit manchem Abenteuer verbunden. So zogen im Jänner des Jahres 1772 drey Menschen auf die Jagd, mit Hunden und Schlitten, und gedachten drey Wochen zu jagen und während der Zeit in Zelten zu übernachten. Den zweyten Tag gingen sie über einen, eine halbe Meile breiten Strom, der noch nicht ganz zugefroren war; mitten auf dem Eise bemerkten sie, daß sie auf einer großen Eisscholle sich befänden, und daß die Ebbe sie stromabwärts in's Meer führte. Sie wurden den andern Tag durch die Fluth wieder in den Strom getrieben, und brachten mehrere Tage auf der Scholle, bey Wind und Schneegestöber zu; meerwärts und landwärts treibend. Sie untersuchten, ob nicht irgendwo die Eisscholle an's Ufereis stieße, und ob es nicht möglich sey, von der beweglichen Insel irgend wo zu entkommen. Allein vergeblich! Und als sie nach mehreren Versuchen auf die alte Stelle zurückkehrten, so fanden sie, daß ein Theil der Scholle sich abgelöset hatte, und daß, was sie zurückgelassen hatten, nähmlich Schlitten, Zelte und ein Hund, auf einer andern Scholle sich befände, so daß sie nun auch des Schutzes gegen das Wetter, so wie der Nahrungsmittel, entbehrten. Zwey andere Hunde waren schon früher durch Eisbruch von ihnen getrennt worden. Nach dem letzten Unfalle trieben sie so weit in's Meer, daß sie alles Land aus den Augen verloren. Glücklicher Weise war das Wetter nicht sehr kalt; und am folgenden Tage führte sie die Fluth wieder dem Lande zu, und ihre Hoffnung, gerettet zu werden, belebte sich von neuem. Der Eine brach an dem Tage unglücklicher Weise durch's Eis, ward wohl wieder herausgezogen, und nach Möglichkeit getrocknet; allein er konnte nicht aufrecht stehen, mußte darum gelegt, und, so gut es sich thun ließ, gegen Nässe, Wind und Kälte durch Eisstücke geschützt werden. Den folgenden Tag starb der Ermattete. Die beyden Andern hatten nur noch ein Stückchen Zucker, weiter nichts. Das Eis setzte sich endlich nach schrecklichem Schneegestöber, und nun versuchten die beyden Andern, nachdem sie ihren gestorbenen Genossen beweint hatten, sich, von Scholle zu Scholle springend und gehend, zu retten. Aber es war sehr trübe, und sie wußten nicht, welche Richtung sie nehmen sollten. Dem Einen schwollen alle Glieder auf, und während Beyde noch über das Eis gingen,

fing er an verwirrt zu sehen, und als eben der Mond unterging, gab er seinen Geist auf.

Während der Nacht tobte die Fluth durch die Eisschollen, und überschwemmte manche, während sie andere in die Höhe hob. Oft war der noch Lebende in Gefahr, von den kämpfenden Eisschollen begraben zu werden; allein der folgende Tag brachte ihm neue Hoffnung zur Rettung. Die Sonne durchbrach die Nebel, es ward kälter, und er sah die Küste. Einen ganzen Tag brauchte er, ehe er sie erreichte, so schlecht und so weit war der Weg und so schwach seine Kräfte. Füße und Hände waren ihm erfroren, vergeblich bemühte er sich, nach erreichtem Lande, Feuer anzumachen. Den folgenden Tag kam er nach großen Mühen in der Niederlassung wieder an; nachdem ihm auch noch die Nase erfroren war. Von den zehn Tagen seiner Abwesenheit hatte er acht auf dem Eise zugebracht.

Die Burgbewohner, welche zu mühsamen Jagden keine Lust haben, kaufen sich Wildbret von den umwohnenden Indianern, und bauen einiges Gemüse, zumahl in den südlichern Niederlassungen, wo auch eine gute Viehzucht getrieben wird. Der Boden in den meisten Gegenden um den Hudsonsbusen ist steinig und schlecht, und die Luft zu strenge und zu kalt, als daß man an einen ordentlichen Ackerbau denken könnte.

Die Ausfuhr an Fellen aus dem Hudsonsbusen ist bedeutend. Jährlich werden allein an 50,000 Biberfelle ausgeführt; außerdem viele Marder-, Otter-, wilde Katzen-, Wolfs- und andere Felle, so wie auch von den wilden Gänsen viele Federn und Federspulen. Der Werth von Allem steigt jährlich über 150,000 Thaler. Die Gegenstände, für welche die Indianer die Felle verkaufen, sind: Tabak, grobes Tuch, messingene Kessel, Pulver und Bley, Flinten, Messer, Branntwein u. s. w. Die Biberfelle werden als Geld betrachtet, und die Gesellschaft hat für ihre Handelsdiener die Preise jeder Waare, die gekauft und verkauft wird, darin festgesetzt, z. B.:

1 Pfund Tabak	gilt	1	Biberfell
1 „ Pulver	„	1	„
4 Messer	„	1	„
16 Feuersteine	„	1	„
1 Flinte	„	14	„

1 [illegible]fell gilt 2 Biberfell
2 Marderhäute „ 1 „
1 Wolfsfell „ 2 „
1 schwarzes Fuchsfell „ 4 „
1 graues „ 3 „
10 Pfund Gänsefedern „ 1 „

Die einzelnen Englischen Niederlassungen sind allmählich angelegt, z. B. die Churchillburg erst 1715. Bald nach der Anlegung derselben brachten Indianer Kupfer dorthin, und erzählten, daß sich dieses an einem großen Flusse befände. Diese Nachricht machte Aufsehen; man glaubte, der große Fluß ergieße sich sicher in den Hudsonsbusen, und schickte von England zwey Schiffe ab, um die reichen Kupfergruben aufzusuchen. Das eine befehligte Barlow, der 1704 tapfer die Albanyburg vertheidiget hatte, als die Franzosen von Canada aus zu Lande durch große Wüsten und Öden vorgedrungen waren, um sie zu zerstören. Das andere führte Vaughan; den Oberbefehl über beyde Schiffe hatte aber Knight, ein achtzigjähriger kühner Greis, der mehrere Jahre Befehlshaber der Hudsons-Niederlassungen gewesen war.

Man erwartete außer Kupfer auch Gold, und der greise Oberbefehlshaber hatte so jugendliche Hoffnungen zu seinen zu machenden Entdeckungen, daß er mit Eisen beschlagene Kisten mitnahm, um darin das Gold zu packen. Im Jahre 1719 segelten die Schiffe von England ab, und waren mit Allem versehen, was man zum Überwintern für nöthig hielt. Darum kümmerte man sich wenig, als sie in demselben Jahre nicht zurückkamen. Das folgende Jahr ward man unruhig, und 1722 schickte man eine Schaluppe aus, die vergeblich nach den Schiffen suchte. In den ersten Jahren hegten Manche noch die kühne Hoffnung, die Schiffe hätten eine nordwestliche Durchfahrt gefunden, und würden über Ost-Indien zurückkehren; allein mit den Jahren schwand auch diese. Nur das Wo und Wie des Unterganges blieb in Ungewißheit. Auch hierzu gelangte man 1767.

In diesem Jahre trieb die Gesellschaft des Hudsonsbusens den Wallfischfang, und wählte zum Sammelplatze für die Schiffe die Marmor-Insel. Bey dieser Gelegenheit fand man am östlichen Ende der Insel einen neuen Hafen, und dabey Kanonen, Anker, Kabel-

taue, Ziegelsteine, einen Amboß und andere Sachen, nebst den Ueberbleibseln von einem Hause. Selbst ein Schiff sah man im Grunde liegen, und ward so deutlich davon überzeugt, daß jene Entdeckungs-Mannschaft hier auf einer unwirthbaren Insel, die weder Strauch noch Baum hat, und drey Meilen vom Festlande liegt, das eben so unwirthbar ist, ihren Untergang gefunden habe. Im Sommer 1769 kamen die Wallfischjäger mit mehreren Eskimo's hier zusammen, und erfuhren bey näherer Erkundigung von zwey alten Leuten noch Folgendes:

„Die beyden Schiffe kamen spät im Herbste hier an, und gelangten in den Hafen; doch ward das größere davon stark beschädiget. Wir besuchten die Mannschaft, die sich, etwa 50 Seelen stark, ein Haus erbaute. Im folgenden Frühlinge war ihre Anzahl viel geringer, und die noch Lebenden schienen sehr ungesund zu seyn. Sie beschäftigten sich mit Holzarbeiten. Als der zweyte Winter herankam, waren ihrer nur noch zwanzig. In diesem Winter schlugen Einige von uns ihre Wohnungen an der andern Seite des Hafens auf, und brachten den Weißen häufig Wallfischspeck, Robbenfleisch und Thran. Im folgenden Frühjahre gingen die Unsrigen wieder nach dem Festlande, und als sie im Sommer 1721 das Eiland von neuem besuchten, fanden sie nur noch fünf von den Engländern am Leben, und diese litten solchen Mangel an Nahrungsmitteln, daß sie rohen Wallfischspeck mit Begierde verschlangen. Davon starben bald Drey, und kaum vermochten die beyden Andern diese zu beerdigen. Die noch Lebenden gingen oft auf die Spitze eines nahen Felsens, und blickten mit Sehnsucht nach Süden und Osten, ob sie nicht vielleicht Schiffe sehen könnten. Wenn sie da eine geraume Zeit beysammen in's Meer geblickt hatten, und sich nichts sehen ließ, so setzten sie sich dicht neben einander nieder und weinten bitterlich. Endlich starb Einer von Beyden, und die Kräfte des Andern waren so erschöpft, daß auch er niederfiel und starb, als er ein Grab für seinen Unglücksgefährten zu machen versuchte. — Diese letzte Aussage bestätigte sich durch die Gebeine Beyder, welche dicht bey einander neben den Ueberbleibseln der Hütte lagen.

Um die Zeit, da man dieß erfuhr, kamen die Kupferminen von neuem in Anregung, indem einige Indianer aus Norden wieder Kupfer nach der Churchillburg brachten, und es wurde von der Ge-

sellschaft beschlossen, einen ihrer Beamten, Herrn Samuel Hearne, zu Lande nach den Kupferminen auszusenden.

Man rüstete ihn zu diesem Behufe mit Werkzeugen zu Himmelsbeobachtungen aus, weil man bekanntlich leiblich und geistig durch den Himmel am besten seinen Standpunct auf der Erde erkennt. Außerdem versah man ihn mit Pulver und Bley, und gab ihm mehrere Begleiter; größten Theils Indianer, Nord-Indianer und Haus-Indianer; wovon jene nur mit den Engländern handeln, diese aber unter deren Schutze leben. Für seine Bequemlichkeit nahm er außer dem, was er an hatte, nur eine Bettdecke, einen Rock, ein paar Beinkleider und Zeug zu einigen paar Strümpfen mit; obgleich er eine jahrelange Reise durch Wüsteneyen vor sich hatte.

Wir lassen im Nachfolgenden unsern kühnen Reisenden selbst sprechen.

Erste Fahrt.

Zweymahlige Rückkehr wegen Unglücksfälle.

Den 6. November 1769 trat ich meine Reise von der Churchillburg an, und erhielt mit sieben Kanonenschüssen ein Lebewohl. Bald nach der Abreise entlief uns ein Indianer, und ich mußte jetzt seinen Schlitten ziehen. Nach Aussage des Nord-Indianischen Häuptlings, Tschatschecnähah, der mein Führer war, sollten wir in fünf Tagen an Waldungen kommen; allein erst am 19. trafen wir einiges Gesträuch, das uns Mittel gab, unsere durch die Felsenwüsten übel zugerichteten Schlitten wieder etwas in Stand zu setzen. Jetzt konnten wir auch unsere ledernen Zelten aufschlagen, da wir uns Zeltstäbe schnitten. Bis dahin hatten wir die Nächte in Schneegruben, die wir uns machten, zugebracht. Im Walde erlegten wir drey Stück Rothwild *), und die Weiber fingen an einem aufgehauenen See einige Fische. Allein das Alles war bald verzehrt, und wir schossen in den nachfolgenden Tagen nur wenige Repphühner. Dem Nord-Indianischen Häuptlinge wurde die Reise bald zuwider; mehrere Nord-Indianer liefen davon und nahmen mehrere Sachen mit, die zu Geschenken bestimmt waren, und zuletzt entfernte sich auch der Häuptling sammt den übrigen seiner Leute, mit höhnischem Lachen den Wald erfüllend. So stand ich mit zwey Haus-Indianern, einer Indianerinn und zwey Europäern, abgemattet in einer unbekannten Wüste, wenigstens 40 Meilen von der Churchillburg entfernt. Mit Widerwillen mußte ich mich auf den Rückweg begeben. Einige Sachen ließen wir an Ort und Stelle, die meisten suchten wir auf Schlitten mitzunehmen. Den 5. December fanden wir einen Nord-Indianer, von dem wir Wildbret kauften und in dessen Zelt wir uns bey einer reichen Mahlzeit stärkten. Den 11. trafen wir in der Churchillburg ein.

*) Es kommen in Nord-Amerika mehrere Hirscharten vor, die wohl nur Abarten von unsern Roth- und Damhirschen sind. Die eine Art soll den Rennthieren verwandt seyn.

Bald dachte ich an meine Wiederabreise; ein anderer Nord-Indianer, der erzählte, er sey nahe an dem Flusse gewesen, an dem die Kupferminen sich befänden, ward mit zweyen seines Volkes zu Wegweisern genommen; dazu gesellte ich nur noch zwey Haus-Indianer, indem ich es für gut fand, keine Europäer und keine Indianerinnen dieses Mahl mitzunehmen. Unsere Handschlitten beluden wir mit Pulver und Bley, Lebensmitteln, nothwendigen Geräthschaften und Geschenken für die Indianer. Den 23. Februar 1770 zogen wir aus, und nahmen unsere Richtung den Robben-Fluß hinauf. Das Wetter war so schlecht, daß wir oft Tagelang still liegen mußten; doch schossen wir hinlängliches Rothwild. Vom 9. März bis 1. April lebten wir größten Theils von Fischen, die wir in gehauenen Wuhnen auf einem See mit Angeln fingen, und von Repphühnern, die wir theilweise in Schlingen erhielten. Wir blieben so lange an dem See, weil unser Führer meynte, wir könnten in dieser Jahreszeit in der nächst zu durchreisenden Gegend nicht eher Nahrungsmittel finden, bevor nicht die wilden Gänse zögen. Unser Aufenthalt war in einem Zelte, wie es die Süd-Indianer zu haben pflegen.

Dieß schlägt man im Winter also auf: Mit einer Stange stößt man durch den Schnee, und sucht so eine ebene Stelle. Von dieser räumt man den Schnee, und will man mehrere Tage bleiben, auch das Moos ab, weil es leicht Feuer fängt. Auf den gereinigten Platz steckt man kreisförmig einander zugeneigte Stangen, worüber die Zeltdecke geschlagen wird, die aus Elennthierhäuten verfertiget ist. Diese Decke gleicht unsern Mantelkragen. Oben im Zelte bleibt ein Loch, damit das Licht eindringe und der Rauch ausziehe. In der Mitte wird das Feuer gemacht; an den innern Rändern legt man Fichtenzweige als Ruhebetten, und außen bedeckt man den Rand mit Schnee.

Unser Aufenthalt in dem Zelte war nicht unangenehm. Wir hatten von da eine weite Aussicht auf den See, den rings Fichten, Lärchenbäume, Birken und Pappeln umgränzten. In der Ferne ragten über die Wälder hohe Schneeberge hervor, und dicht bey uns war ein schöner Wasserfall, unter dem wir unsere Netze ausgespannt hatten, die uns täglich nährten. Die Indianer verschliefen und verrauchten die meiste Zeit; ich beschäftigte mich dagegen mit dem Fange von Mardern und Repphühnern. Um Repphühner zu fangen macht man kleine Zäune oder Hecken auf dem Schnee, in solchen Gegenden, wo diese Thiere ihren Zug haben, was nach Weidengebüschen hin ist, weil sie sich von deren Knospen im Winter nähren; legt die Hecken so an, daß sie in einen Winkel zulaufen, an dessen Spitze eine Öffnung mit einer Schlinge ist. Ich fing täglich drey bis zehn Stück

in meinen Schlingen, deren ich viele gelegt hatte. Vom 1. April bis zum 10. litten wir große Noth; denn Netze und Angeln lieferten keine Fische mehr, die Schlingen keine Repphühner und die Flinten kein Rothwild. Endlich erlegte der Indianische Führer zwey Hirsche, und kam, nachdem er mehrere Tage entfernt gewesen war, um Mitternacht mit einer Masse Blut und einigen Stücken Fleisch, zu unserer Aller Freude an. Den folgenden Tag eilten wir nach der Schußstätte, erlegten noch fünf Hirsche und zwey Biber; allein an Vorrath für die Noth war nicht viel zu denken; denn so lange noch etwas da ist, essen die Indianer Tag und Nacht. Den 27. trafen wir einige Indianer, und zogen mit diesen bey geringer Nahrung, die uns Fische und Kranichsbeeren gewährten, die durch das Wegthauen des Schnees hervorkamen. Die fremden Indianer hatten Überfluß; sie ließen auch unsern nördlichen Indianern, mit denen sie gleiches Stammes waren, hinlänglich zukommen; aber an mich und die beyden Haus-Indianer dachten sie nicht. Vom 19. May hatten wir aber Gänse, Schwäne und Änten, welche jetzt nach Norden zogen, in Überfluß. Unser Weg ging nun erst in das unfruchtbare Land, so lange waren wir umhergezogen. Zur bessern Fortschaffung des Gepäckes hatte ich noch fünf Indianer nebst einer Frau angenommen. Unsere Richtung war nördlich vor dem See Veralzone vorbey. Den 6. Juny hatte es so stark gethauet, daß wir unsere Schneeschuhe wegwarfen, und den 10. mußten wir auch die Schlitten stehen lassen; denn jetzt hielt das Eis auf den Seen nicht mehr. Wir nahmen unsere Sachen auf den Rücken, was uns aber weit schwerer ward, als das Ziehen auf den Schlitten. Ich hatte über 60 Pfund zu tragen; dabey waren die Wege schlecht, und die stärkste Hitze des Tages wechselte mit rauhen Nächten, die wir im Freyen zubringen mußten, weil wir das Zelt zu Schuhen zerschnitten hatten. Dabey litten wir Mangel an Lebensmitteln, und mußten oft das Fleisch, ja die Fische roh verzehren, weil es uns an Feuerung fehlte. Glücklicher Weise blieben wir bey allen diesen Beschwernissen gesund und guten Muthes. Den 20. bis 23. Juny machten wir bey einer Pfeife Tabak und einem Trunk Wasser täglich vier Meilen. Den 23. sahen wir drey Bisamstiere an einem kleinen See. Die Freude war groß, da wir alle drey erlegten; Feuer konnten wir aber nicht anmachen; denn es war nur wenig Moos da, und ein starker Regen machte auch dieß dazu unbrauchbar. Darum fielen wir, ganz ausgehungert, über das rohe Bisamfleisch her; aber ungeachtet des Hungers wollte es doch nicht hinunter; denn außerdem, daß es grob und zähe war, roch und schmeckte es unausstehlich. Drey Tage hindurch regnete und schneyete es; da ging uns denn fast der Muth aus. Außer dem Durste

ist der Hunger das größte Übel; zumahl in unserer Lage, wo wir nie wußten, wann und womit wir ihn stillen würden. Mit dem Leibe leidet der Geist. Der Magen verliert alle Verdauungskraft, so daß man hernach nur wenig, und das nur bey den größten Magenschmerzen, essen kann. Die leiblichen Ausleerungen verursachen aber noch weit größere Schmerzen nach einem langen Hunger.

Wollte ich den Küchenzettel eines jeden Tages unserer Reise angeben, so würde das ein trauriges Einerley seyn. Im Ganzen lautet er so: Bald großer Überfluß, bald gänzlicher Mangel; bisweilen zu viel, selten gerade genug, häufig zu wenig und oft gar nichts. Zwey Tage und zwey Nächte fasten — das kam oft; ja einmahl hatten wir in sieben Tagen nichts als Wasser, einige Kranichsbeeren, Stückchen altes Leder und gebrannte Knochen. In solchen Fällen suchen die Indianer ihre Kleider durch, um zu sehen, was sie am ersten missen können. Ein paar alte Schuhe werden da oft in den Magen geschickt. In solcher Noth ereignet es sich bisweilen auch, daß die Indianer Menschenfleisch essen; wer aber das gethan hat, bleibt sein Lebelang ein Gegenstand der Verachtung und darf sich bey den andern nicht sehen lassen.

Nachdem wir einen Theil des Bisamfleisches zum Mitnehmen in kleinen Streifen geschnitten und so gedörrt und zwischen Steinen zerrieben hatten, setzten wir den 26. unsere Reise fort, und kamen den 30. an den Fluß Cathawhachaga, der sich in den weißen Schneesee (Yath-kyed-whoie) ergießt. Hier trafen wir einige Nord-Indianer, welche uns mit ihren Kähnen übersetzten. Am andern Ufer verweilten wir mehrere Tage, und kauften auf künftige Fälle für ein Messer einen Kahn, den ein neu angenommener Indianer tragen mußte. Den 7. July kamen wir beym weißen Schnee-See an. Den 17. erlegten wir mehrere Bisamstiere. Überhaupt trafen wir jetzt viel Wild, und manches Thier wurde von unsern Indianern bloß erlegt, um die Zunge, das Mark und das Fell zu nehmen, während das Andere liegen blieb. Die Indianer glauben nähmlich, je mehr Wild sie schießen, desto mehr wächst wieder zu. Dadurch verderben sie außerordentlich die Jagd.

Unser Führer bekam in Gesellschaft von mehreren andern Indianern, die wir den 22. antrafen, den Gedanken, es sey zu spät, noch in diesem Jahre nach dem Kupferflusse aufzubrechen, und schlug mir vor, den Winter mit den andern Indianern hier zu bleiben, um zeitig das andere Jahr dahin aufzubrechen. Ich mußte nachgeben; es kamen immer mehr Indianer zusammen, so daß wir 600 Seelen waren, und unser Nachtlager in etwa 70 Zelten einer klei-

nen Stadt glich. Wir zogen westlich, hatten viel Rothwild und setzten über mehrere Flüsse in kleinen Kähnen, je Zwey und Zwey, wovon Einer sich der Länge nach in den Kahn ausstreckt, während der Andere, still sitzend, rudert.

Den 8. August blieb der Indianer zurück, dem ich meinen Himmelsmesser (Quadranten) und sämmtliches Pulver zum Tragen gegeben hatte. Unruhig brachte ich die Nacht zu; denn mit dem Verluste des Pulvers war die Unmöglichkeit der Unterhaltung verbunden, und dieß um so mehr, da die Nord-Indianer mir keinen Bissen ohne die theuerste Bezahlung gaben. Sie konnten sich nichts anders denken, als ich sey des Handels wegen ausgezogen, und wollten darum alle ihre Bedürfnisse durch mich befriediget haben, wie dieß in der Churchillburg geschieht. Da ich dieß nicht konnte, so meynten sie, ich sey nur ein armer Bedienter. Den andern Tag suchte ich bis gegen Abend meine Sachen. Da fand ich sie zu meiner großen Freude. Der Indianer hatte sie hingelegt und war eines andern Weges gezogen. Von dem Pulver fehlte ein Theil. Erst des Abends um zehn Uhr erreichte ich mit meinen Haus-Indianern wieder den Zug. Den 12. stellte ich einige Himmelsmessungen an, und fand, daß wir 10 Grad 40 Minuten westlich von der Churchillburg, und unter dem 63. Grad 10 Minuten nördlicher Breite uns befanden. Da das Wetter schön war, ließ ich meinen Himmelsmesser während des Mittagsessens stehen; allein ein Windstoß warf ihn um und er zerbrach auf dem Felsen. Dadurch wurde ich außer Stand gesetzt, meine Reise für die Erdkunde nützlich zu machen, und beschloß darum zurückzukehren. Wir waren etwa hundert Deutsche Meilen in gerader Richtung von der Churchillburg entfernt. Den Tag nach der Zerbrechung des Himmelsmessers wurde ich fast rein ausgeplündert.

Ein Haufen Nord-Indianer kam zu uns; ihr Hauptling fragte nach mehreren Handelsgegenständen, unter andern auch nach Spielkarten, und da ich nichts von dem hatte, schütteten die Plünderer meinen Mantelsack aus, und nahmen, was ihnen gefiel. Unser Nord-Indianischer Führer stand in keinem Ansehen bey ihnen, konnte uns darum nicht schützen, sondern mußte sich diese Behandlung theilweise mit gefallen lassen. Selbst meine Flinte büßte ich hierbey ein; erhielt sie aber den andern Tag wieder. Meine Last war nun leicht, das Wetter gut, und darum die Rückreise erträglich. Wir zogen gewöhnlich mit mehreren Haufen Indianer, die mit Pelzwerk zur Churchillburg wanderten. Der Anfang unserer Rückreise war am angenehmsten; aber allmählich ward es kälter, und es fehlte uns an einem Zelte und an gehörigen Winterkleidern. Wir schleppten wohl die Felle zu beyden mit; aber wir hatten keine Frauen in unserer

Gesellschaft, welche dieselben hätten zurichten können, und die Indianer, die um uns waren, erlaubten dieß ihren Frauen nicht, ließen uns auch keine fertigen Kleider ab, weil sie wohl merkten, daß wir ihnen wenig dafür geben konnten. Sie spotteten unserer, so zärtlich und besorgt sie auch gegen die Ihrigen waren. Unser Wegweiser hatte auch Alles im Überflusse; aber um mich und die Haus-Indianer bekümmerte er sich nicht.

Den 20. September kam von Westen her ein berühmter Häuptling, Matonabbi, zu uns, der ebenfalls nach der Churchillburg mit Pelzwerk zog, früherhin einige Jahre darin gelebt hatte, und außer seiner Nord-Indianischen Sprache auch die der Haus-Indianer und sogar etwas Englisch sprach. Er hatte gerade die jüngsten Nachrichten von dem Kupferflusse gegeben, und nahm sich jetzt unserer mit großer Liebe an; er versah uns mit warmer Kleidung, und gab uns sogar ein Fest, wobey nach einem tüchtigen Schmause gesungen und getanzt ward. Matonabbi erboth sich auch sogleich zu unserm Führer, wenn ich von neuem nach dem Kupferflusse aufbrechen wollte, und schrieb das ertragene Ungemach theils dem schlechten Benehmen unsers Führers, theils dem Umstande zu, daß wir keine Weiber mitgenommen hätten. Er sagte: Sind alle Männer schwer beladen, so können sie nicht schnell genug reisen und nicht weit genug auf die Jagd ausgehen. Haben sie einmahl Glück auf der Jagd, wer soll das Geschossene fortbringen? Die Weiber sind zur Arbeit geschaffen. Eine von ihnen kann eben so viel tragen oder ziehen als zwey Männer. Sie schlagen auch unsere Zelte auf, machen unsere Kleider, bessern sie aus, und bereiten das Essen. Kurz, sie besorgen Alles, und kosten doch wenig; denn in dürftigen Zeiten können sie sich allenfalls damit sättigen, daß sie sich die Finger ablecken.

Um Holz zu Schneeschuhen und Schlitten uns zu verschaffen, machten wir einen Umweg von mehreren Tagen, trafen aber Matonabbi noch wieder an. Wir ließen ihn zurück, eilten so viel wir konnten, und trafen den 25. October, nach einer Abwesenheit von acht Monathen und zwey Tagen, in der Churchillburg wieder ein.

Zweyte Fahrt.

Von der Churchillburg bis zum Kupferflusse.

Nachdem Alles zur Reise besorgt war, trat ich, unter Matonabbi's Führung, dieselbe den 7. December 1770 an, nahm aber keine Haus-Indianer mit, weil diese von den Nord-Indianern wenig geachtet werden. Wir reiseten schnell, weil es an Wild, und mithin an Lebensmitteln, fehlte; doch machten wir selten den Tag über drey Meilen. Mehrere Lebensmittel und Geräthschaften, welche Matonabbi am Eyer-Flusse bey seinem Zuge nach der Churchillburg versteckt hatte, waren von Andern entwendet; doch ertrug er dieß mit Gleichmuth. Zu unserm Glück fanden wir in den Lagerstätten vorangezogener Indianer mehrere gute Fleischstücke, zum Beweise, daß sie Überfluß gehabt hatten, während wir darbten. Das Weihnachtsfest brachte ich bey einer Pfeife Tabak und einem Trunk Wasser zu; den 19. bis 27. hatten wir fast nichts zu essen. Die Indianer waren dabey guter Dinge und trieben allerley Kurzweil. Gab es aber hinlängliche Nahrungsmittel, so aßen sie auch Jeder für Sechse, was ihnen freylich oft schlecht bekam. Am Insel-See fanden wir noch einen großen Theil der Sippschaft meines Führers, etwa zwanzig Weiber und Kinder mit zwey Männern, die hier während der Reise Matonabbi's nach der Churchillburg sich durch den Fisch- und Hasenfang ernährt hatten. Weil der Insel-See sehr fischreich ist, so verweilen hier oft die Frauen und Kinder der Indianer, während die Männer der Jagd oder andern Geschäften nachgehen. Die ganze Gegend herum ist felsig, hin und wieder findet man, vorzüglich an Seen, Flüssen und auf den Inseln, zwergartiges Nadelholz nebst Birken. Als wir über den Repphühner-See gingen, zu Anfang des Februar 1771, herrschte eine schreckliche Kälte. Jenseits dieses See's fanden wir viel Wild, und lagen deßhalb oft drey bis vier Tage still, um zu schwelgen. Den 21. Februar gingen wir über den Schneevogel-See. Hinter dem Doobaunt-Flusse trafen wir mehrere Indianer, die sich den Winter hier durch den Fang des Rothwildes in Gehägen ernährt hatten. Dieser Fang wird so gemacht: Man legt da, wo einiges Gebüsch steht, durch Abhauen und Einstecken in Schnee einen völligen Irrgarten an, in welchem man viele Schlingen aus Hirschhäuten anbringt. Ein weites Thor führt in den Irrgarten, und zu dem Thore leiten zwey Reihen Strauchwerk, die sich vom Thore entfernt immer mehr erweitern. Diese Anlage macht man gern an Flüssen und Seen, wo gerade das Rothwild seine Fährte hat. Die Zelte werden so auf einer Höhe

aufgeschlagen, daß man von ihnen aus den Vorplatz zum Irrgarten, der oft $\frac{1}{8}$ Meile lang ist, gut übersieht. Läßt sich Wild blicken, was gewöhnlich haufenweise kommt, so umgibt man die Seiten des Vorplatzes, und treibt es so in den Irrgarten. Die Männer gehen darauf in denselben hinein, und erstechen mit Speeren das, was sich gefangen hat; während die Frauen rings herum scheuchen, damit es nicht durchbricht.

Den 8. April kamen wir zu einem See, der kleine Fischhügel genannt, und verweilten dort, 70 Seelen in 7 Zelten, 10 Tage, um Fleisch zu dörren und zu pulvern, weil es viel Wild hier gab; um Zeltstäbe zu schneiden, weil wir jetzt in holzleere Gegenden kamen, und um uns mit Birkenrinde und Holzwerk zu Kähnen zu versehen, weil nun bald Flüsse und Seen nur so zu überschreiten waren. Bald nach unserm Aufbruche kaufte sich Matonabbi noch eine Frau, so daß er deren jetzt sieben hatte. Die Vielweiberey ist hier etwas Gewöhnliches, und weil die Indianer noch roh sind, so haben sie keine Achtung vor dem weiblichen Geschlechte. Die Frau wird als eine Waare betrachtet, die man kauft und verkauft. Der Werth einer Frau richtet sich nach ihrer Fähigkeit im Tragen und nach ihrer Fertigkeit im Fellebereiten und Kleidermachen. Die Frauen dürfen selbst nicht einmahl an Vergnügungen, z. B. am Tanzen, Theil nehmen. Matonabbi's Frauen waren alle sehr groß und stark, und er bildete sich was darauf ein.

Am Clowey-See erbauten wir Kähne. Die Indianer gebrauchen dazu nur eine Axt, Messer, Feile und Pfriemen als Werkzeuge, und arbeiten doch damit einen zierlichen Nachen zusammen; er gleicht einem Weberschiffe, ist unten flach und läuft an beyden Enden spitz zu; doch nach vorn etwas mehr. Die Länge des Nachens beträgt zwölf Fuß, die Breite nicht gar zwey Fuß, die Seiten sind nicht hoch und stehen gerade aufrecht. Will man einen solchen Nachen bauen, so beugt man eine Menge Holz in's Knie, bindet es mit Riemen zusammen und verfertiget sich so ein künstliches Knieholz. Ist dieß gut zur Arbeit, so wirft man einen Hügel auf, und auf demselben errichtet man das Gerippe des Kahnes, was zuletzt mit Birkenrinde sauber und genau bekleidet, und darauf mit Baumharz überzogen wird. Solche Kähne gebrauchen die Indianer zu Sommerreisen und auch zu Jagden auf Flüssen und Seen. Ein Mann trägt einen Kahn, und das oft zwanzig Meilen, ehe er wieder gebraucht wird.

Am Clowey-See erlebte ich etwas mir sehr Unangenehmes. Matonabbi hatte vor einiger Zeit einem Indianer seine Frau mit Gewalt entrissen, was ihm, als einem angesehenen Oberhaupte, so hinging. Der arme Mann hatte indessen schlecht von Matonabbi

gesprochen. Dieß erfuhr derselbe, und hörte dabey, daß dieser Mann in unserer Nähe sey. Sogleich eröffnete er das Bündel eines seiner Frauen, nahm mit großer Kaltblütigkeit ein langes, neues Messer heraus, ging in des Mannes Zelt, und versetzte ihm drey Stiche zwischen die Schultern. Sicher hätte er ihn ermordet, wären nicht Andere darauf zugekommen. Nach dieser That kehrte Matonabbi ruhig in sein Zelt zurück, ließ sich Wasser geben, um das Blut von den Händen und dem Messer abzuwaschen, rauchte, wie gewöhnlich, sein Pfeifchen, und fragte mich, ob er nicht recht daran gethan hätte. So unedel benahm sich Matonabbi, mit dessen Betragen gegen mich ich sehr zufrieden seyn konnte. Mir fiel dieß um so mehr auf, da die Nord-Indianer jeden Meuchelmord verabscheuen, und keinen Mörder unter sich dulden. Wahrscheinlich war er durch den Umgang mit Süd-Indianern, die rach- und blutdürstig sind, schlechter geworden. Außer dem Kaufen und Rauben der Frauen ist es nicht selten, daß man um sie ringt. Ein Schwacher wird nie lange eine tüchtige Frau behalten. Sobald sie einem Andern gefällt, muß er mit dem um sie ringen, und wird er besiegt, sie ihm überlassen. Die Ringekunst steht darum bey den Nord-Indianern in großem Ansehen und wird von Jugend auf geübt. Bey manchen Kämpfen dieser Art hat Jeder einen Kampfwart, der des Ringenden Rechte wahrnimmt. Bisweilen werden aber auch Pfiffe gebraucht; man beschmiert sich mit Fett, oder schneidet sich die Haare ab, auf die der Angriff vorzüglich zu gehen pflegt. Manche Frau folgt oft mit dem größten Widerwillen dem Sieger, den sie vielleicht aus ganzer Seele haßt; aber da braucht man Gewalt. Selten wird über Frauen gestritten, die schon Kinder haben.

Matonabbi, der einem Andern keck seine Frau geraubt, mußte sich bald wegen einer andern Frau demüthigen. Nachdem ihm Eine entlaufen war, kam ein Mann zu ihm, der ihm vor einiger Zeit eine Frau verkauft hatte, und verlangte jetzt, mit ihm um dieselbe zu ringen. Da Matonabbi aber schwächer war, und gern die Frau behalten wollte, mußte er sich entschließen, sie jetzt noch ein Mahl zu bezahlen. Er fühlte sich dadurch beschämt und gekränkt, und wollte schon westwärts zu den Athapuskow-Indianern ziehen, wodurch meine Reise bald vereitelt worden wäre. Lange Vorstellungen von meiner Seite verhinderten dieß.

An dem See Cheesadawd ließen wir die meisten Frauen und Kinder, so wie viele Andere, zurück, die sich an uns angeschlossen hatten, um eiliger vorwärts zu gehen. Die Frauen und Kinder sollten uns allmählich noch etwas nachkommen und uns bey der Rückkehr erwarten. Die Nord-Indianer faßten nähmlich den Gedanken, am

Kupferflusse Eskimo's zu tödten, welche sich im Sommer da aufhalten, und gegen die alle Indianer den wüthendsten Haß haben. Ich suchte sie davon abzuhalten; sie aber nannten mich feigherzig, und hatten sich schon am Clowey-See zu dieser Absicht hölzerne Schilde gemacht, ¾ Zoll dick, zwey Fuß breit und drey Fuß lang, um sich dadurch gegen die Pfeile der Eskimo's zu schützen. Den 17. bis 20. Juny reiseten wir an dem Cogead-See hin, der noch ganz zugefroren war, so daß wir überall über's Eis gehen konnten. Vorhin waren wir bey mehreren größern und kleinern Seen vorbeygekommen, wovon die größten der Noy- und Coy-See waren.

Die Sonne ging uns jetzt gar nicht unter, das Eis verschwand, so daß wir unsere Kähne gebrauchen konnten. Am Flusse Congecafsiawhachaga, der mit dem Cogead-See in Verbindung steht, fanden wir mehrere Kupfer-Indianer, die hier Rothwild jagten. Wir wurden von ihnen sehr gut aufgenommen. Ich rauchte mit ihren Häuptlingen die Friedenspfeife. Zugleich beschenkte ich sie mit einigen Kleinigkeiten. Sie hatten noch nie einen Engländer gesehen, und besahen mich deßhalb überall. Meine Haare und Augen wollten ihnen gar nicht gefallen. Erstere, sagten sie, wären wie das gefärbte Haar aus einem Büffelschwanze, und letztere wie die der Möven. Meine weiße Haut mißfiel ihnen ebenfalls.

Mehrere Nord-Indianer betrugen sich sehr schlecht gegen die Kupfer-Indianer; sie nahmen ihnen vieles unter den Händen weg; ein Beweis, daß sie durch Umgang mit Europäern schon verdorben waren; denn die Nord-Indianer hohlen von den Kupfer-Indianern Pelzwerk, und geben ihnen dafür Englische Waaren.

Wir ließen noch die übrigen Weiber den 1. July zurück, und reiseten mit mehreren Kupfer-Indianern weiter, nachdem wir schon einige vorangeschickt hatten. Wir bekamen sehr schlechtes Wetter den 2., und konnten vor Schnee fast nicht weiter. Über ein steinigtes Gebirg mußten wir oft auf allen vieren klettern. Doch war eine Art Pfad vorhanden, weil die Indianer oft nach den Kupfergruben gehen. Wir hatten aber so schlechtes Wetter, Schnee und Regen, daß wir mehrere Tage lang gar nicht trocken wurden, und da wir die Zelte zurückgelassen hatten, so mußten wir in Felsenhöhlen übernachten. Dabey konnten wir kein Feuer machen; denn das wenige Moos, was da stand, war zu feucht. Unsere mitgenommenen Speisen gingen zu Ende; darum mußten wir uns mit rohem Fleische den Hunger stillen. Jenseits der steinigten Gebirge fanden wir einen See, den ich wegen der vielen Bisamstiere, die da herum weideten, den Büffel-See nannte.

Der Bisamstier (bos moschatus) ist ein Bewohner der

nördlichsten Gegenden Amerika's, wo er herdenweise vorkommt; er sieht dunkelbraun aus, hat vorn einen Höcker, scheint äußerlich unbeholfen zu seyn, klettert aber an Felsen fast eben so gut als die Ziege. Ich sah oft an hundert Stück dieser Thiere beysammen. Unter einer Menge Kühe weiden immer nur wenig Stiere; und da man letztere oft todt findet, so ist es, wie auch die Indianer behaupten, nicht unwahrscheinlich, daß die Stiere in der Brunstzeit gegen einander kämpfen und sich tödten. Sie fressen alles, was von Pflanzen in jenen Gegenden wächst: Moos, Weidengestrüppe, Fichtenspitzen und Gras. Die felsigten Gegenden lieben sie am meisten. Die Kühe kalben im May und Juny. Ein völlig ausgewachsener Bisamstier ist so groß als unser gewöhnliches Rindvieh; nur sind die Beine kürzer und der Leib ist dicker. Der Schwanz, ein kurzer, behaarter Stummel, hängt stets einwärts herunter. Vom ganzen Leibe wallen die Haare lang herab, vorzüglich am Halse — ja so lang, daß sie bisweilen an der Erde schleppen. Im Winter sitzt zwischen den Haaren ein dicker Pelz von feiner Wolle, der gegen die Kälte schützt. Die dicken Hörner sind einwärts nach unten und nur mit der Spitze nach oben gebogen und etwas geringelt. — Das ganze Thier riecht nach Bisam, und darum ist das Fleisch widerlich. Nur bey jungen Kühen und Kälbern bemerkt man diesen Geruch nicht; sie schmecken fast wie Elennthiere. Ein Messer, mit dem man Bisamstierfleisch geschnitten hat, riecht noch lange darnach *).

Den 8. July machten wir, nach achttägigem Genusse von rohen Speisen, bey Regen und Sturm, zum ersten Mahl wieder Feuer an, und labten uns an gebratenem Rothwild. Auch trockneten jetzt unsere Kleider. An demselben Tage fanden wir eine Strecke, die von Bären durchpflügt war, die, wie mir die Indianer sagten, auf diese Weise Mäuse und Eichhörnchen suchen. Den 10. hatten wir große Wärme und wurden von Mücken gewaltig geplagt. Den 13. kamen wir an einen Arm des Kupferflusses, und weil wir hinlänglich Rothwild und Holz fanden, so machten die Indianer zur Erquickung ihr Lieblingsessen, eine Art Rothwurst, Biati genannt. Sie besteht aus Hirschblut, klein gehacktem Fett und den zartesten Fleischstücken, nebst dem Herze und der Lunge, welches zusammen-

*) Der Bisamstier scheint auch Wanderungen auf dem Eise zu machen, und so die Inseln im Nord-Polmeere zu besuchen. Parry fand nähmlich Bisamstiere auf der Melville-Insel. Sie schienen im Frühlinge in kleinen Herden vom Festlande zu kommen. Der größte Bisamstier, den Parry's Leute erlegten, wog 700 Pfund.

gehackt, in den Magen gefüllt und so am Feuer gebraten wird. Dieses Gericht schmeckt selbst ohne Salz und Pfeffer vortrefflich. Den folgenden Tag trafen wir bey dem Hauptflusse selbst ein.

Dritte Fahrt.

Den Kupferfluß hinunter und über die Kupfergruben zum Sclaven-See.

Am Kupferflusse fanden wir vier Kupfer-Indianer, die auch mehrere unserer vorangeschickten Leute gesehen hatten. Außerordentlich wunderte ich mich über den Fluß selbst. Die Indianer hatten ihn als schiffbar geschildert, und kaum eignete er sich dazu, um ein Boot zu tragen. Er war wohl 180 Schritte breit; aber Untiefen und Wasserfälle sah man fast überall. Er fließt durch Felsen, hat aber an seinen Seiten etwas zwergartiges Holz. Meine Begleiter dörrten jetzt Fleisch, damit, wenn wir den Fluß hinunterzögen, wir keine Flinte abzuschießen brauchten, um so die Eskimo's unerwartet zu überraschen. Als wir ein und einen halben Tag den Fluß verfolgt hatten, hörten alle Bäume auf, und es lag eine nackte, sumpfige und hügelichte Gegend vor uns. Voran gesendete Späher kundschafteten Eskimo's aus, und jetzt hatten meine Reisegefährten für nichts anders mehr Sinn, als für die Ermordung dieser Leute. Weil die Zelte der entdeckten Eskimo's auf der linken Seite des Kupferflusses gesehen waren, so setzten wir über. Jeder bemahlte seinen Schild, der Eine mit einer Sonne und dem Monde, der Andere mit Vögeln und Raubthieren, und noch Andere mit sonderbaren Zügen für Geschöpfe der Einbildungskraft. Sie sagten mir, dieß seyen die Wesen, von denen sie Schutz und Beystand im Kampfe erwarteten. Nachdem diese Arbeit vollendet war, brachen wir ganz still auf, vermieden alle Hügel, und suchten uns längs dem Flusse den Hütten zu nähern. Matonabbi stellte den Anführer vor, und ein alter Kupfer-Indianer stand ihm mit Rath bey. Alle folgten jetzt pünctlich, und waren Eines Sinnes. Wir näherten uns den Zelten bis auf 200 Schritte, wo wir uns in den Hinterhalt legten. Da ich durchaus an dem, was mir Frevel war, keinen Theil nehmen wollte, so riethen mir die Indianer, in dem Hinterhalte zu bleiben, bis das Gefecht vorüber sey. Ich aber fürchtete, die Eskimo's würden zu entkommen suchen, könnten mich dann leicht finden und ermorden, und entschloß mich darum, mitzugehen, in dem Vorsatze, mich so lange ruhig zu verhalten, als es die Selbstvertheidigung erlaubte. — In dem Hinterhalte bemahlten sich

meine Gefährten noch die Gesichter schwarz und roth. Die Haare wurden theils aufgebunden, theils abgeschnitten, damit sie im Kampfe nicht hinderlich wären. Um sich leicht zu machen, zogen Alle ihre ledernen Strümpfe aus, und schnitten entweder die Ärmel der Jacken ab oder streiften sie auf. Ja Einige legten die Jacken ganz ab und behielten nur Hosen und Schuhe an.

Am 17. des Morgens um Ein Uhr (es war Tageshelle, weil die Sonne jetzt hier nicht unterging) brachen die Indianer aus ihrem Hinterhalte hervor, und überfielen die armen unglücklichen Eskimo's, die in Ruhe schliefen und sicher keinen Feind ahneten. Bald eröffnete sich vor meinen Augen eine scheußliche Scene. Die aus dem Schlafe geschreckten Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, etwa 20 an der Zahl, kamen nackt aus ihren Zelten hervor und suchten zu entfliehen; aber alle Auswege nach der Landseite waren versperrt. In den Fluß getraute sich Keiner zu springen, und so wurden Alle getödtet. Das Geschrey der Flüchtenden, das Jammern und Ächzen Derer, die schon die Todeswunden empfangen hatten, war schrecklich. Gerade vor meinen Füßen ward ein etwa achtzehnjähriges Mädchen mit dem Speere zu Boden gestoßen. Es erhielt eine Wunde in der Seite, und schlang sich so fest um meine Beine, daß ich mich kaum loswinden konnte. Ich bath die beyden Indianer, welche auf diese Unglückliche weiter eindrangen, dringend um ihr Leben; aber ich erhielt keine Antwort; beyde durchbohrten sie mit den Speeren, und dann erst sahen sie mir mit einer grimmigen Miene in's Gesicht, fragten spöttisch, ob ich etwa eine Eskimo zur Frau haben wollte, und fügten dieser Frage mehrere Beleidigungen bey. Das unglückliche Mädchen krümmte sich indessen wie ein Wurm um die Speere, mit denen man sie an den Boden geheftet hatte. Endlich zog der Eine einen Speer heraus, und obgleich das Mädchen schon drey starke Wunden erhalten hatte, war doch die Liebe zum Leben noch so groß, daß es mit der Hand den neuen Speerstoß, der in's Herz ging, abzuwehren suchte. Unmöglich kann ich die Gefühle beschreiben, die sich meiner bemächtigten. In die innerste Tiefe der Erde hätte ich sinken mögen; starr stand ich da, und ich kann nie an diese Scene denken, ohne daß ich weine. Sie war die elendeste meines ganzen Lebens; — Mord ringsum, und doch konnte ich nicht helfen.

Nach geendigtem Blutbade erblickten die Indianer sieben andere Zelte auf dem jenseitigen östlichen Ufer. Weil aber unsere Kähne zurück waren, so konnten sie nicht über den Fluß kommen. Sie schossen mit Flinten über denselben. Die Eskimo's, obgleich sie bewaffnet waren, wagten sich nicht von den Zelten, und hatten gar

keinen Begriff von der Wirkung der Feuergewehre. Als sie merkten, daß Kugeln auf die Erde niederschlugen, so suchten sie dieselben, um zuzusehen, was man ihnen zuwürfe. Auch betrachteten sie sorgfältig eine an einen Felsen geprallte platt gedrückte Kugel. Endlich ward Einer in der Wade verwundet. Da geriethen sie in die größte Bestürzung, flohen zu ihren Kähnen, und ruderten nach einer Untiefe mitten im Flusse, die über einen Flintenschuß von uns entfernt war.

Nun wurden die Zelte der Ermordeten ausgeplündert. Man fand darin kupferne Kessel, Äxte und Messer. Darauf versammelten sich die Siegestrunkenen auf einem nahen Hügel, stellten sich in einen dichten Kreis, streckten ihre Speere in die Luft und schlugen sie unter Siegesgeschrey zusammen. Nach dieser Siegesfeyer gingen wir stromauf. Hier fanden wir eine alte Frau an einem Wasserfalle Lachse stechend. Sie hatte nichts vernommen von dem Todesgeschrey der Ihrigen; vielleicht weil sie schwer hörte, vielleicht weil der Wasserfall ihr Ohr betäubte. Sie saß ruhig da, von den gefangenen Fischen umgeben, und merkte erst ihre Feinde, da diese schon mit Speeren auf sie einstürmten, und sie grausam dem Tode weiheten. Darauf kamen wir zu der Stätte zurück, wo wir unsere Kähne hatten, setzten über den Fluß und gingen das andere Ufer hinunter, um die Eskimo's ebenfalls anzugreifen, welche sich auf die Untiefe geflüchtet hatten. Mehrere davon waren zu ihren Zelten zurückgekehrt, wohl in der Meynung, wir seyen schon abgezogen; allein, mit Ausnahme eines alten Mannes, entkamen Alle beym Angriffe. Sie retteten sich von neuem auf die erwähnte Untiefe, wo sie bis an's Knie im Wasser standen. Da man sie dort nicht erreichen konnte, und unsere wenigen, auch noch eine Strecke entfernten Kähne, zum Wasserangriffe sich nicht eigneten, so begnügten sich die Indianer mit Rauben und Zerstören des Eigenthumes dieser armen Leute. Die kupfernen Geräthe nahmen sie; die Zelte und Zeltstäbe warfen sie in den Fluß, und eine große Menge von gedörrtem Lachs, Fleisch von Bisamstieren und andere Lebensmittel wurden verwüstet und die steinernen Kessel zerbrochen. Von ihrer Untiefe sahen dieß die Unglücklichen mit an, und verloren damit vielleicht alle Möglichkeit zu ihrem Durchkommen im nächsten Winter.

Endlich setzten wir uns nieder, und hielten eine gute Mahlzeit von frischen Lachsen, die in großer Menge sich dort befanden. Nach dem Mahle setzten wir unsere Untersuchung längs dem Flusse fort. Etwa anderthalb Meilen unterhalb der Mordstätte ergießt sich derselbe über eine Sandbank in's Meer. Es war Ebbe, als wir da ankamen; doch ließ sich an Merkmahlen längs dem Rande des

Eises, was sich da befand, sehen, daß die Fluth nur 12 bis 14 Fuß steigt, und darum nicht weit in den Fluß eindringt. Das Wasser schmeckte freylich noch süß; doch war ich davon fest überzeugt, daß ich beym Meere mich befand; denn auf dem Eise tummelten sich viele Seehunde, und in den Zelten der Eskimo's lag, außer Robbenfellen, auch Fischbein; so weit ich mit einem Fernrohre das Meer übersehen konnte, war es voll von Inseln und Bänken. Nur an den Rändern der Inseln und der Küsten sah man das Eis aufgethaut. Weil an dem folgenden Tage Nebel einfiel, und die Unschiffbarkeit des Flusses, so wie das Daseyn des Meeres ausgemacht waren, so dachte ich an die Rückkehr über die Kupfergruben.

An Pflanzen ist diese nördliche Gegend so arm, und an Thieren so reich, als Grönland. Der Kupferfluß hat viele Lachse; am Meeresstrande leben außer den Robben viele Vögel, Möven, Lummen, Eidergänse, Schwäne, Brachvögel u. s. w. Bisamstiere, Hirsche, Bären, Wölfe, Wolfbären (ursus luscus), Füchse, Alpenhasen, zwey Arten Eichhörnchen und Hermeline sind hier zu Hause.

Die von uns angetroffenen Eskimo's gleichen in Art und Kleidung den Grönländern und Labradoern. Ihre Hauptgeräthschaften waren steinerne Kessel, hölzerne Tröge und Schüsseln, Kellen und Löffeln aus den Hörnern der Bisamstiere. Die steinernen Kessel sind viereckig und schön gearbeitet. Äxte besitzen diese Eskimo's aus Kupfer. Sie werden als Meißel und Hobel gebraucht. Die Speerspitzen und die Messer sind ebenfalls aus Kupfer. Nur zwey Stückchen Eisen, die als Messer dienten, fanden wir in allen geplünderten Zelten. Rings um die Hütten lagen Fische zum Trocknen, und schöne Züge von Hunden waren an Steinen angebunden. Die Indianer bedauerten späterhin oft, daß sie dieselben nicht mitgenommen hätten. Nur eine Eigenthümlichkeit zeichnete diese Eskimo's von ihren Stammesgenossen aus. Die Männer nähmlich trugen einen kahlen Kopf, woraus die Haare, allem Anscheine nach, mit der Wurzel gerissen waren.

Die Kupfergruben sind sechs Meilen von der Mündung des Kupferflusses entfernt. Wir kamen den 19. zu ihnen, und trafen ein Felsentrümmerthal, durch das ein Bach floß. Nach einem Suchen von vier Stunden fanden wir unter den Steinmassen ein Stück gediegenes Kupfer, das vier Pfund wog. Früherhin mag die Grube viele Stücke Kupfer enthalten haben; denn vor ihrem Handel mit uns hohlten sich alle Nord-Indianer das Kupfer zu ihren Geräthschaften von hier. Eisen kannten sie fast gar nicht. Viele Fußsteige führen darum zu diesen Gruben. Die Kupfer- und Hundsrippen-In-

dianer haben jetzt noch viele Geräthschaften aus Kupfer, weil sie den Nord-Indianern die eisernen Sachen zehn Mahl so theuer bezahlen müssen, als sie in der Churchillburg sind. Einmahl kam eine Menge Kupfer-Indianer, unter dem Schutze eines Nord-Indianischen Häuptlings, mit dem schönsten Pelzwerke nach der Churchillburg. Man beschenkte sie sehr reichlich, um ihren Landsleuten Lust zu solchen Reisen zu machen; allein der Nord-Indianische Häuptling, der ihnen schon unter Weges die meisten Felle abgenommen und als die seinigen hernach verkauft hatte, ward auch lüstern auf die Geschenke, war zu feig sie zu morden, und ließ sie deßhalb auf einer Insel in einer See zurück, nachdem er alle ihre Sachen von da übergeschifft hatte. Diese armen verlassenen Leute starben Alle auf der Insel des Hungertodes.

Von den Kupfergruben machten wir sehr starke Tagereisen, und trafen deßhalb den 25. schon wieder bey dem Cogead-See ein, an dem die zuletzt zurückgelassenen Frauen sich aufhielten. Von den starken Märschen waren meine Füße angeschwollen und meine Knöchel steif. Oft stieß ich in diesem Zustande mit meinen Füßen an, und beschädigte sie stark. Dieß ging so weit, daß mir einige Nägel abschworen, und daß man meine Spur an Blut erkennen konnte. Nur die Ruhe am Cogead-See kräftigte mich wieder, und brachte auch meine Wunden etwas zur Heilung. Doch diese dauerte nicht lange; denn am 27. brachen wir auf, hatten aber schönes Wetter, reiseten nicht so schnell, und trafen den 5. August die zuerst zurückgelassenen Frauen und Kinder in Gesellschaft von vielen andern Nord-Indianern. Bald nach diesem Zusammentreffen ward ein Reinigungsfest gefeyert. Die Indianer, die Menschenblut vergossen hatten, betrachteten sich als unrein. Keiner von ihnen durfte kochen, sondern das thaten zwey Andere, die sich nicht mit Blut befleckt hatten. Jeder Befleckte bemahlte sich das Gesicht vor dem Essen, rauchte nur aus seiner Pfeife und trank nur aus seinem Gefäße. Keiner küßte Weiber und Kinder; und Jeder enthielt sich vieler Speisen, als: des Kopfes von Thieren, der Eingeweide, des Blutes, und alles dessen, was in Wasser gekocht war. Nur rohes, gebratenes oder gedörrtes Fleisch aßen sie. Am Reinigungsfeste zündeten die Befleckten etwas vom Lager entfernt ein Feuer an, und verbrannten darin ihren Putz und ihr Geschirr. Darauf wurden sie von den Frauen mit andern Sachen der Art, als mit ledernen Armbändern, mit Stirnbinden u. s. w., welche sie in Abwesenheit der Männer gefertiget hatten, beschenkt. Ein Gastmahl beschloß das Fest, und von diesem Tage an hörte die erwähnte Enthaltsamkeit auf. Jeder betrachtete sich als ausgesöhnt mit den höhern We-

sen. — So weiß also schon der Wilde, daß Menschenblut befleckt.

Da mehrere Indianer krank waren, so lernte ich die Nord-Indianische Heilkunst kennen, welche von Zauberern ausgeübt wird, die weder innerlich noch äußerlich Arzeneyen gebrauchen. Bey äußern Wunden saugen sie an den verletzten Theilen, blasen darauf, singen dazu, räuspern sich dabey, speyen aus und sprechen Zauberformeln. Bey mehreren innern Krankheiten, z. B. Bauchgrimmen, blasen sie aus ihrem Munde Luft in den After, und geben so dem Kranken ein Windklystier. Die Luft bringt gewaltsame Wirkungen hervor, die sich oft über den fortblasenden Zauberer ergießen. Bey gefährlichen Krankheiten verschluckt der Zauberer, dem Anscheine nach, Meißel, Äxte, Messer und andere Sachen, wodurch der Tod besänftiget werden soll. In solchen Fällen wird ein eigenes Zauberzelt errichtet, das auch oben ganz zu ist. In die Mitte legt man den Kranken; die Zauberer treten ganz nackt in das Zelt, knien rings um den Kranken, saugen an den leidenden Theilen, blasen darauf, singen dabey, und thun so, als wären Geister zugegen, von denen sie wohl erzählen, daß dieselben ihnen in der Gestalt von Thieren und Vögeln erschienen. Nachdem sie sich lange genug mit den Geistern unterhielten und gleichsam mit ihnen unterhandelt haben, folgt als Sühne die scheinbare Verschluckung von metallenen Werkzeugen, an denen aber ein Faden befestiget ist, weil sie dieselben scheinbar wieder aus dem Magen herausziehen. Die Zauberer wissen so geschickt die Täuschung des Verschlingens von eisernen Werkzeugen und das Herausziehen derselben zu machen, wie die geschicktesten Taschenspieler bey uns. Die Sibirischen Gaukler machen ähnliche Künste; und es ist auffallend, daß alle rohen Völker Gaukler haben.

Eine Ahnung von einem künftigen Leben besitzen die Nord-Indianer nicht, und ihr Glaube an Geister ist verwirrt; denn der eine Gaukler erzählt davon so, der andere so, wie es Jedem einfällt. Über die Entstehung der Wesen auf der Erde erzählen sie Folgendes: Ein Mann, dessen Kopf in die Wolken reichte, ebnete die Erde. Mit seinem Wanderstabe zeichnete er alle Seen und Flüsse ab, und füllte sie sogleich mit Wasser. Einen Hund zerriß er darauf in Stücke, die Gedärme warf er in's Wasser, daraus wurden die Fische; das Fleisch streuete er auf dem Lande umher, daraus wurden die Vierfüßler; und aus der Haut, die er in die Luft schnellte, bildeten sich die Vögel.

Vom 19. bis 25. August zogen wir am Weißstein-See hin, und fanden sehr viel Rothwild, so daß es uns an Häuten zur Win-

terkleidung nicht fehlte, an die jetzt bald zu denken war. Man nimmt dazu die Felle vom August, weil an denen die Haare am festesten sitzen. Jeder Indianer, der eine wandernde Lebensart führt, braucht zu seiner Bekleidung und Behausung jährlich an 20 Hirschfelle; und alle diese verschafft man sich gern im Herbste. Die Häute von den im Winter erlegten Hirschen werden in der Regel verspeiset, und sie geben, rein geschabt und von den vielen Larven befreyet, welche sich von allerley Kerfen (Insecten), vorzüglich von Bremsen und Wespen darin aufhalten, eine angenehme Nahrung. Die Indianer essen auch die lebendigen Larven mit vieler Lust, und sagen, sie schmeckten wie Stachelbeeren.

Den 25. May sahen wir das letzte Gehölz, mit Ausnahme des wenigen am Kupferflusse; den 6. September trafen wir das erste wieder an. Die nördlichen Gegenden sind so holzarm, wie die am Hudsonsbusen. Eine Frau, die krank wurde, und die wahrscheinlich von den Zauberern aufgegeben war, ward zurückgelassen. Drey Mahl kam sie uns nach, so sehr strengte sie sich an; hernach aber sah ich sie nicht wieder; wahrscheinlich ist sie gestorben. Dieses Zurücklassen eines Kranken ereignet sich nicht selten bey den Indianern. Man versieht einen solchen Unglücklichen mit einigen Lebensmitteln und Wasser; geht es an, auch mit Feuerung, deckt ihn mit Fellen zu, nimmt unter Thränen Abschied, und überläßt ihn der Vorsehung. Geneset der Kranke, so sucht er, wenn er nicht verhungerte, irgendwo Menschen zu finden und so zu den Verwandten zurückzukehren. Stirbt er, so hat er Keinen, der ihn pflegt, Keinen, der ihn zur Erde bestattet. Alt zu werden ist unter diesem Volke ein Unglück; denn die alten Leute erhalten stets das Schlechteste, und müssen gewöhnlich so in der Zurückgelassenheit sterben. Kein Nord-Indianer wird begraben; die Leichname fallen den Raubthieren zu.

Im September rüsteten wir uns vollständig zum Winter aus, und lagen deßhalb eine Zeitlang in einer wildreichen Gegend still. Den 30. waren auch alle Gewässer vollständig zugefroren; und im October trat viel Wind und Schnee ein.

Den 23. October kamen mehrere Kupfer- und einige Hundsrippen-Indianer zu uns, und vertauschten ihre Felle gegen Eisen. Der Eine gab für eine alte Pflugschar, die der Verkäufer in der Churchillburg entwendet hatte, wo man sie bey einem vergeblichen Versuche von Ackerbau gebraucht hatte, 40 Biber- und 60 Marderfelle. — Es wurde jetzt der Entschluß gefaßt, in das Athapuskow-Land zu ziehen, um Elennthiere und Biber zu erlegen, wovon erstere gar nicht, letztere selten in den gewöhnlichen Streifgegenden der Nord-Indianer vorkommen. Den 20. November kamen wir zu dem India-

ner-See, der zwar nur klein, aber sehr fischreich ist. In 10 Tagen fingen wir so viele Quappen, Barben und Hechte, daß man von den meisten nur den Rogen mitnahm, woran die Frauen stark zu ziehen hatten. Der Rogen, vorzüglich von Quappen oder Aalraupen, gibt gequetscht und in Wasser gekocht, eine vortreffliche weiße Suppe. Am Indianer-See fanden wir vollwüchsiges Holz, Pappeln, Birken, Tannen und Fichten. Weiße Hasen gab es hier so viele, daß mancher Indianer in Einer einzigen Nacht deren 20 bis 30 Stück in Schlingen fing. Eben so häufig waren die Repphühner.

Den Tag vor Weihnachten kamen wir an die nördlichen Ufer des großen Athapuskow- oder Sclaven-Sees. Auf dem Zuge vom Indianer- zum Sclaven-See erlegten wir viele Biber. Meine Reisegenossen stellten Tag und Nacht denselben nach; denn das Biberfleisch schmeckt sehr gut und das Fell ist zur Bekleidung vortrefflich. Dazu gilt im Handel nichts so gut, wie dieß.

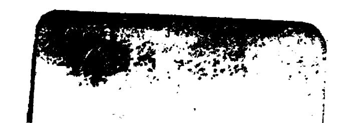
Der Biber (Castor) wird zwey bis vier Fuß lang, hat kleine Vorder-, große Hinterfüße, eine stumpfe Schnautze, kurze Ohren und einen graubraunen Pelz, aus langen Haaren und kurzer Wolle bestehend. Sein Schwanz ist sehr breit, stumpf wie ein Ruder, haarlos und beschuppt. Das Weibchen wirft drey bis fünf Junge. Der Biber frißt kleine Fische, Kerfe, Krebse, vorzüglich aber Rinde von Weiden, Äspen, Platanen, Pappeln und andern Bäumen, so wie manche Kräuter, Früchte und Wurzeln. Eine Hauptnahrung für ihn machen die Wurzeln der Seerosen (nymphaea) aus. In Europa findet er sich jetzt weit seltener als sonst; viele halten sich in Nord-Asien auf. Sie sind hier gewöhnlich gelblich-grau; doch trifft man auch röthliche, gelbe, weiße und schwarze. In Deutschland und Frankreich leben sie hin und wieder an Flüssen; doch einsam und selten. Bey Wittenberg an der Elbe und bey Günzburg an der Donau sollen sie bisweilen noch gemeinsame Baue aufführen. Sie nagen dazu Weidenruthen ab, machen vom Wasser aus Gänge in das Ufer, führen diese nach oben, und bauen über dem Boden oft backofenartige Gewölbe von jenen Ruthen und Erde, etwa acht Fuß breit und zwey Fuß hoch. Die Gewölbe sind so fest, daß man darauf gehen kann. Der Amerikanische Biber ist etwas größer als der in Europa und Asien. Er wiegt 40 bis 50 Pfund, lebt etwa 20 Jahre, kommt gewöhnlich braun, in Norden bisweilen schwarz, selten weiß, nach dem Missisippi zu auch strohgelb vor. Die Lage und Beschaffenheit der Biberbaue in Nord-Amerika ist sehr verschieden, und bald trifft man sie auf Landspitzen, bald in einer Bucht, bald an kleinen Inseln; aber immer nur da, wo das Wasser im Winter nicht ausfriert. Finden die Biber nicht eine solche Stelle, so legen sie einen Damm quer

durch den Fluß an, um so das Wasser aufzuhalten und es zu vertiefen. Dieser Damm befindet sich unterhalb ihrer Wohnungen, unten oft zwölf, oben zwey Fuß breit, und ist die merkwürdigste Arbeit der Nord-Amerikanischen Biber; nicht allein wegen seiner Nettigkeit, sondern auch wegen seiner Stärke und Zweckmäßigkeit. Hat der Fluß wenig Strömung, so wird der Damm fast gerade hinüber gemacht; im Gegentheile bildet er einen Bogen, dessen äußere Seite stromauf liegt.

Die Dämme werden von Holz, Steinen und Schlamm aufgeführt. Wo man die Biber nicht stört, verstärken sich diese Dämme zu dauernden Wällen, die der Gewalt des Wassers und des Eises trotzen. Stehen sie mehrere Jahre und werden jährlich ausgebessert, so wächst nach und nach eine ordentliche Hecke darauf, weil manches Holz ausschlägt, und die Vögel nisten wegen der Nähe des Wassers gern darin. Das Holz, welches die Biber zu den Dämmen und ihren Wohnungen gebrauchen, nagen sie oberhalb der Bauten ab, schleppen es in's Wasser und lassen es bis an den gewählten Ort treiben. Die Wohnungen sind gleichfalls aus Holz, Steinen und Schlamm gebaut, und ihre Größe richtet sich nach der Anzahl derer, welche sich zusammen halten. Gewöhnlich sind dieß vier Alte und sechs bis acht Junge; bisweilen findet man aber wohl an vierzig Stück beysammen. Die gewöhnlich runden Wohnungen haben oft eine Höhe von zwölf Fuß, wovon zwey Drittel über dem Wasser hervorragen. Die Biber bauen sich Wohnungen, um darin trocken liegen und ihre Nahrung verzehren zu können. Von diesen Wohnungen haben die Leute, vorzüglich einige Franzosen, Manches gefabelt, z. B. daß sie mehrere Stockwerke und in denselben mehrere Zimmer hätten; daß jedes davon seine besondere Bestimmung habe; daß das eine zum Fressen, das andere zum Schlafen, das dritte zur Aufbewahrung des Wintervorrathes bestimmt sey u. s. w.; allein dem ist nicht so. Die Wohnungen sind Höhlungen, oft mitten im Wasser, oft an Inseln, oft neben dem Ufer, an und in demselben gebaut. Mehrere befinden sich neben einander, auch wohl über einander; aber alle stehen unmittelbar mit dem Wasser und nicht unter einander in Verbindung. Diese Wohnungen haben keinen Ausgang in das Uferland, wie Manche behaupten, sondern einzig in's Wasser; auch sind dabey keine schenkeldicken Pfähle eingeschlagen. Daß der Biber seinen Schwanz als Mauerkelle und als Hammer gebraucht, gehört gleichfalls zu den Fabeln. Eher könnte man sagen, er gebraucht ihn als Teller; denn, wenn er speiset, so setzt er sich auf die Hinterfüße, wie das Eichhörnchen, streckt dabey den breiten Schwanz nach vorn, und hält die Nahrung in den Vorderfüßen. Das Holz, was die Biber bey ihren

Bauten gebrauchen, legen sie kreuzweise, gewöhnlich wagerecht über einander. Die Zweige, welche in das Gemach zu weit hineinstehen, beißen sie ab und stossen sie zwischen das Holz. Ein wirkliches Geflecht, wie unsere Zäune sind, hat man ihnen angedichtet. Schlamm und Steine, wenn letztere im Flusse sind, tragen sie mit ihren kleinen Vorderpfoten herbey, die sie dicht unter dem Halse zusammen halten. Holz schleppen sie immer mit den Zähnen. Alle ihre Arbeit verrichten sie bey der Nacht und zwar mit außerordentlicher Thätigkeit. Im Herbste überziehen sie alljährlich die äußern Seiten ihrer alten Wohnungen mit Schlamm, um sie gegen den Winter warm zu machen. Ist unter diesem Schlamme Gras, so ist es zufällig; keineswegs mischen sie es mit Absicht darunter. Im Herbste sieht man sie oft oben auf ihren Wohnungen gehen, wobey sie nicht selten mit dem Schwanze aufschlagen, was eine Gewohnheit von ihnen ist, und was wahrscheinlich zu der Fabel Veranlassung gegeben, daß sie den Schwanz gleich einem Hammer gebrauchten. Gegen den Herbst schleppen sie auch viele Baumzweige und andere Nahrungsmittel vor ihre Wohnungen, um sie als Winterspeise zu verzehren. Im Winter sind sie gleichsam eingefroren; denn sie haben nur Zugang zum Wasser, und von diesem ist ihnen oft der Zugang zum Lande durch die Eisdecke verschlossen. Allein theils haben sie Vorrath, theils gewinnen sie auch aus dem Wasser ihre Nahrung. Sobald im Frühjahre das Eis aufthauet, verlassen sie ihre Wohnungen, und schweifen im Sommer weit umher. Gegen den Winter hin vereinigen sie sich wieder zu dem gemeinsamen Bau von Dämmen und Häusern.

Wer die Lebensart der Biber nicht genau kennt, wird schwerlich viele im Winter fangen. Sie haben nähmlich bey ihren Bauten eine Menge Höhlen und Löcher, die ihnen zu Zufluchtsorten dienen. Wollen die Indianer in einem schmalen Flusse sie fangen, so hauen sie quer über demselben Löcher in's Eis, und stecken Stangen dicht neben einander hinein, damit sie nicht entkommen. Alsdann suchen sie alle Löcher auf, indem sie mit einem Eismeißel, der an einer Stange sich befindet, auf das Eis stossen, und an dem Schalle es merken, ob eine Bibergrube sich in der Nähe befindet. Wo man nun eine Bibergrube vermuthet, haut man ein Loch, und so fährt man fort alle ihre Schlupfwinkel aufzueisen. Darauf bricht man in ihre Wohnungen, was oft eine sehr schwere Arbeit ist, da manche fünf bis sechs, ja acht Fuß dick sind. Sobald sich die Biber in ihren Wohnungen angegriffen fühlen, fliehen sie in die Uferhöhlen, was man an der Bewegung des Wassers sieht. Sogleich versperrt man mit Stangen die Höhlen, in die sie geflohen sind, und zieht sie mit der Hand oder mit einem großen Haken lebendig heraus. Auf dieselbe Weise ver-



durch den Fluß an, um so das Wasser aufzuhalten und es zu vertiefen. Dieser Damm befindet sich unterhalb ihrer Wohnungen, unten oft zwölf, oben zwey Fuß breit, und ist die merkwürdigste Arbeit der Nord-Amerikanischen Biber; nicht allein wegen seiner Nettigkeit, sondern auch wegen seiner Stärke und Zweckmäßigkeit. Hat der Fluß wenig Strömung, so wird der Damm fast gerade hinüber gemacht; im Gegentheile bildet er einen Bogen, dessen äußere Seite stromauf liegt.

Die Dämme werden von Holz, Steinen und Schlamm aufgeführt. Wo man die Biber nicht stört, verstärken sich diese Dämme zu dauernden Wällen, die der Gewalt des Wassers und des Eises trotzen. Stehen sie mehrere Jahre und werden jährlich ausgebessert, so wächst nach und nach eine ordentliche Hecke darauf, weil manches Holz ausschlägt, und die Vögel nisten wegen der Nähe des Wassers gern darin. Das Holz, welches die Biber zu den Dämmen und ihren Wohnungen gebrauchen, nagen sie oberhalb der Bauten ab, schleppen es in's Wasser und lassen es bis an den gewählten Ort treiben. Die Wohnungen sind gleichfalls aus Holz, Steinen und Schlamm gebaut, und ihre Größe richtet sich nach der Anzahl derer, welche sich zusammen halten. Gewöhnlich sind dieß vier Alte und sechs bis acht Junge; bisweilen findet man aber wohl an vierzig Stück beysammen. Die gewöhnlich runden Wohnungen haben oft eine Höhe von zwölf Fuß, wovon zwey Drittel über dem Wasser hervorragen. Die Biber bauen sich Wohnungen, um darin trocken liegen und ihre Nahrung verzehren zu können. Von diesen Wohnungen haben die Leute, vorzüglich einige Franzosen, Manches gefabelt, z. B. daß sie mehrere Stockwerke und in denselben mehrere Zimmer hätten; daß jedes davon seine besondere Bestimmung habe; daß das eine zum Fressen, das andere zum Schlafen, das dritte zur Aufbewahrung des Wintervorrathes bestimmt sey u. s. w.; allein dem ist nicht so. Die Wohnungen sind Höhlungen, oft mitten im Wasser, oft an Inseln, oft neben dem Ufer, an und in demselben gebaut. Mehrere befinden sich neben einander, auch wohl über einander; aber alle stehen unmittelbar mit dem Wasser und nicht unter einander in Verbindung. Diese Wohnungen haben keinen Ausgang in das Uferland, wie Manche behaupten, sondern einzig in's Wasser; auch sind dabey keine schenkeldicken Pfähle eingeschlagen. Daß der Biber seinen Schwanz als Mauerkelle und als Hammer gebraucht, gehört gleichfalls zu den Fabeln. Eher könnte man sagen, er gebraucht ihn als Teller; denn, wenn er speiset, so setzt er sich auf die Hinterfüße, wie das Eichhörnchen, streckt dabey den breiten Schwanz nach vorn, und hält die Nahrung in den Vorderfüßen. Das Holz, was die Biber bey ihren

Bauten gebrauchen, legen sie kreuzweise, gewöhnlich wagerecht über einander. Die Zweige, welche in das Gemach zu weit hineinstehen, beißen sie ab und stossen sie zwischen das Holz. Ein wirkliches Geflecht, wie unsere Zäune sind, hat man ihnen angedichtet. Schlamm und Steine, wenn letztere im Flusse sind, tragen sie mit ihren kleinen Vorderpfoten herbey, die sie dicht unter dem Halse zusammen halten. Holz schleppen sie immer mit den Zähnen. Alle ihre Arbeit verrichten sie bey der Nacht und zwar mit außerordentlicher Thätigkeit. Im Herbste überziehen sie alljährlich die äußern Seiten ihrer alten Wohnungen mit Schlamm, um sie gegen den Winter warm zu machen. Ist unter diesem Schlamme Gras, so ist es zufällig; keineswegs mischen sie es mit Absicht darunter. Im Herbste sieht man sie oft oben auf ihren Wohnungen gehen, wobey sie nicht selten mit dem Schwanze aufschlagen, was eine Gewohnheit von ihnen ist, und was wahrscheinlich zu der Fabel Veranlassung gegeben, daß sie den Schwanz gleich einem Hammer gebrauchten. Gegen den Herbst schleppen sie auch viele Baumzweige und andere Nahrungsmittel vor ihre Wohnungen, um sie als Winterspeise zu verzehren. Im Winter sind sie gleichsam eingefroren; denn sie haben nur Zugang zum Wasser, und von diesem ist ihnen oft der Zugang zum Lande durch die Eisdecke verschlossen. Allein theils haben sie Vorrath, theils gewinnen sie auch aus dem Wasser ihre Nahrung. Sobald im Frühjahre das Eis aufthauet, verlassen sie ihre Wohnungen, und schweifen im Sommer weit umher. Gegen den Winter hin vereinigen sie sich wieder zu dem gemeinsamen Bau von Dämmen und Häusern.

Wer die Lebensart der Biber nicht genau kennt, wird schwerlich viele im Winter fangen. Sie haben nähmlich bey ihren Bauten eine Menge Höhlen und Löcher, die ihnen zu Zufluchtsorten dienen. Wollen die Indianer in einem schmalen Flusse sie fangen, so hauen sie quer über demselben Löcher in's Eis, und stecken Stangen dicht neben einander hinein, damit sie nicht entkommen. Alsdann suchen sie alle Löcher auf, indem sie mit einem Eismeißel, der an einer Stange sich befindet, auf das Eis stossen, und an dem Schalle es merken, ob eine Bibergrube sich in der Nähe befindet. Wo man nun eine Bibergrube vermuthet, haut man ein Loch, und so fährt man fort alle ihre Schlupfwinkel aufzueisen. Darauf bricht man in ihre Wohnungen, was oft eine sehr schwere Arbeit ist, da manche fünf bis sechs, ja acht Fuß dick sind. Sobald sich die Biber in ihren Wohnungen angegriffen fühlen, fliehen sie in die Uferhöhlen, was man an der Bewegung des Wassers sieht. Sogleich versperrt man mit Stangen die Höhlen, in die sie geflohen sind, und zieht sie mit der Hand oder mit einem großen Haken lebendig heraus. Auf dieselbe Weise ver-

führt man auch bey großen Gewässern, nur mit dem Unterschiede, daß man den Fangraum nicht absteckt. Allein hat man die Schlupfwinkel entdeckt, und die Baue zerstört, so fängt man die Biber leicht in den ersten, weil sie unter dem Wasser selbst nicht lange leben können. Zuweilen stellt man auch Netze, und fängt sie darin. Im Sommer erhält man viele in Fallen am Ufer. Im Winter ist ihr Fleisch fett und wohlschmeckend, im Sommer aber sind sie mager, und ihr Sommerfell hat auch nur geringen Werth. Die weißen Biber sind außerordentlich selten, schwarze kommen eher vor. — Die Biber lassen sich zähmen; man kann sie in der Stube haben. Ihre Ausleerungen verrichten sie stets auf dem Wasser. Ich habe eine lange Zeit welche in einem eigenen Häuschen und im Winter in der Stube gehabt. Sie hören auf Nahmen wie die Hunde, fühlten sich sehr wohl, wenn man sie liebkosete, und bekamen große Zuneigung zu den Indianern, die sich mit ihnen abgaben. Waren solche abwesend, und kehrten sie zurück, so freuten sich die Thiere außerordentlich. Sie gewöhnten sich auch an mehrere unserer häuslichen Nahrungsmittel.

Außer dem Fleische und dem Felle, wovon letzteres in Deutschland wohl zu 20 Rthlr. verkauft wird, erhält man vom Biber das Bibergeil, eine harzige Masse, die sich in besondern Drüsen zwischen den Hinterbeinen befindet, und in unsern Arzeneyläden (Apotheken) gebraucht wird.

Vierte Fahrt.

Vom Sclaven = See bis zur Churchillburg.

Wir gingen quer über den inselreichen Sclaven-See, einem See, dessen Ausdehnung von Abend bis Morgen gegen 100 Deutsche Meilen betragen soll, und kamen den 9. Jänner 1772 an sein südliches Ufer. Der Sclaven-See ist sehr fischreich. Wir fingen Forellen von 30, und Hechte von 40 Pfund. Das nördliche Ufer des Sees ist felsig, das südliche hingegen dehnt sich in schönen, fruchtbaren Ebenen aus. Einige meiner Begleiter, die keine kupfernen Kessel hatten, nahmen sich vom nördlichen Ufer mehrere Steine mit; denn sie bedienen sich zum Kochen der Gefäße aus Birkenrinde; indem sie Steine im Feuer heiß machen, und diese in die mit Speisen gefüllten Gefäße werfen, weil sie diese nicht selbst an's Feuer bringen können.

Büffel, Elennthiere und Biber waren jetzt um uns in großem Überflusse vorhanden.

Der Amerikanische Büffel (bos americanus, oder bos bison) hält sich in den großen Ebenen Nord-Amerika's in Herden von Hunderten auf. Er ist größer als unser Ochs, hat am Widerrüste oder zwischen den Schultern einen starken Höcker, auf diesem und am Halse eine Art Mähnen, und krause, gelblich-braune weiche Haare. Ein ausgewachsener Büffel wiegt über 20 Centner; er hat eine sehr dicke Haut, besonders um den Hals, und kurze, schwarze, dicke Hörner. Sein Kopf ist sehr schwer. Ich konnte manchen nicht vom Boden aufheben. Der Schwanz ist schön glänzend und nur etwa einen Fuß lang. Die Büffel fressen auf den großen Wiesen-Ebenen eine Art Schilfgras. Verfolgt fliehen sie in die Wälder und reißen dabey tobend oft armdicke Bäume aus. Sie laufen schnell, lassen sich aber dennoch leicht erlegen. Ihr Fleisch kommt unserm Rindfleische sehr nahe. Für den größten Leckerbissen halten die Indianer das Fleisch der ungebornen Kälber, die sie aus dem Leibe erlegter Kühe schneiden. Das Fleisch um den Höcker und die Zunge schmeckt sehr gut.

Das Elennthier (d. h.: Großthier, cervus alces, in Amerika Musethier) gehört zu dem Hirschgeschlechte, ist sehr hoch, dick und kurz, und wiegt an sechs Centner. Es hat lange zottige Haare und Mähnen. Sein Geweih ist überall breitschaufelig und wiegt oft vierzig Pfund. Es ist größer als ein Pferd, traurig wie eine Kuh, sanft, scheu und sehr schnell. Es trabt stets; den Galopp kennt es nicht.

Es kommt in allen kältern Gegenden Europa's *), Asien's und Amerika's vor, und lebt von Baumblättern, Knospen und allerley Gras- und Schilfarten. Das Weibchen hat gewöhnlich zwey Junge. Die männlichen Elennthiere sind weit größer als die weiblichen; erstere haben graues, letztere gelblich-braunes Haar. Ihr Hals ist so kurz und ihre Beine so lang, daß sie nicht auf einer ebenen Fläche gut grasen können; darum nagen sie die Pflanzen nur oben ab. Im Winter fressen sie Weiden- und Birkenzweige, und beißen selbst fingerdicke Ruthen ab. Im Sommer lieben sie die Ufer von Bächen und Flüssen. Der Kopf ähnelt dem des Pferdes; die breiten, in die Höhe gerichteten Ohren sind einen Fuß lang. Da die Elennthiere sehr scharf hören, so lassen sie sich schwer erlegen. Oft laufen die Indianer ihnen sechs bis acht Stunden nach, und ermüden sie so im Laufe. Dieß ist im Frühjahre am leichtesten, wenn das Thier mit seinen Füßen durch den Schnee tritt, während der Jäger mit Schneeschuhen leicht darüber wegeilt. Bisweilen kommt es auch, daß ein so gejagtes und ganz abgemattetes Thier sich umwendet, dem Jäger mit Kopf und Vorderfüßen die Spitze biethet, und ihm wohl Wunden beybringt. In der Regel suchen die Indianer sich heimlich an das Thier hinanzuschleichen. Im Wasser läßt es sich sehr leicht fangen. Ich selbst habe es gesehen, daß ein Indianer an ein Junges hinanruderte, und es ohne alle Umstände griff. Weiber und Kinder fangen im Wasser Elennthiere, die gerade über dasselbe schwimmen wollten, und tödten sie durch Schläge auf den Kopf. Ja ich sah einmahl, daß zwey Knaben einen schönen Elennbock im Wasser dadurch tödteten, daß sie ihm, grausamer Weise, einen Stock in den After trieben. Die Elennthiere lassen sich leichter zähmen als andere Hirscharten. In der Churchillburg waren einige so zahm wie Schafe; sie folgten ihren Herren überall hin. — Das Elennthierfleisch ist sehr schmackhaft, aber gröber und zäher als alles übrige Wildbret. Die Nase und die Zunge sind das Beste. Die Häute dieser Thiere übertreffen die Büffelhäute; sie eignen sich vortrefflich zu Zelten und Schuhen. Die Indianer bereiten die Häute in einer Art Lauge, welche sie aus dem Gehirne und dem Marke der Thiere ziehen. Durch Trocknen am Feuer, durch Hängen im Rauche und durch Schaben kommen sie dieser Gährung zu Hülfe. Die Fellbereitung ist eine der wichtigsten Beschäftigungen der Indianerinnen.

Den 11. Jänner entdeckten einige unserer Leute eine fremde Spur; sie folgten ihr, und fanden in einer einsamen Hütte eine junge Frau, die sie zu den Zelten brachten. Sie gehörte zu den westlichen

---

*) In den ältesten Zeiten fand man es auch in Deutschland.

Hundsrippen-Indianern. Ein Haufe von diesen war nähmlich von den Athapuskow-Indianern in einer Nacht überfallen, und Alle, bis auf drey junge Frauen, getödtet worden. Darunter gehörte auch diese Frau, die ihren Mann und ihre Ältern durch jenes Blutbad verloren hatte. Nur ein kleines Kind blieb ihr übrig, das sie unter einem Kleiderbündel versteckt trug und als Gefangene mit sich nahm. Als aber die Athapuskow-Indianer zu ihren Frauen zurückkamen, untersuchten diese die Bündel der Gefangenen; eine fand das Kind und tödtete es sogleich. Dieser Frevel, der freylich unter den südlichern Indianern gar nichts Ungewöhnliches ist, empörte die Gefangene so, daß sie, troß der guten Behandlung, die sie von dem Manne erhielt, dem sie zu Theile geworden war, und troß des Überflusses, worin sie lebte, beschloß, allein zu entfliehen, während ihre beyden Landsmänninnen zurückblieben.

Vor etwa sieben Monathen hatte sie die Flucht ausgeführt, und seit der Zeit keinen einzigen Menschen gesehen; allein da sie nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte, um das Land der Hundsrippen-Indianer wieder zu finden, so hatte sie sich hier im Herbste eine Hütte gebaut, um sich gegen die Winterkälte zu schützen. Sie ernährte sich von Repphühnern, Hasen und Eichhörnchen, die sie in Schlingen fing. Auch einige Biber und Stachelschweine hatte sie erlegt, und durchaus keinen Mangel gelitten. Als sie die wenigen mitgenommenen Hirschsehnen zu Schlingen verbraucht und zur Kleidung vernähet hatte, war sie darauf gekommen, sich aus den Sehnen in den Beinen der Hasen dergleichen Zwirn zu machen. Die Hasenfelle hatte sie zu einer Winterkleidung verarbeitet, die nicht allein warm war, sondern sich durch Nettigkeit und allerley Zierathen auszeichnete. Als sie gefunden wurde, war sie damit beschäftiget, aus Weidenbast eine Art Bindfaden zu machen, woraus sie ein Fischnetz für den Sommer schürzen wollte. Zu ihren Arbeiten hatte sie zwey Stück Eisen, ein breites, das als Messer diente, und ein spitzes, welches sie als Pfriemen gebrauchte. Feuer hatte sie sich durch Aneinanderschlagen zweyer Steine und durch Auffangen der Funken in Schwamm, verschafft. Da aber dieses Feuermachen sehr unsicher war, so unterhielt sie das Feuer beständig fort. So wußte sich die Frau in ihrer Einsamkeit auf jede mögliche Weise zu helfen. Sie erzählte, daß ihr Volksstamm so weit gegen Westen wohne, daß er fast gar kein Eisen besäße, sondern die meisten Geräthschaften aus Hirschhorn sich mache, oder aus Steinen und Knochen, und daß er aus Furcht vor den Athapuskow-Indianern nicht wage, den Englischen Niederlassungen, von denen er wohl gehört habe, sich zu nahen.

Die gefundene Frau ward als unser Eigenthum betrachtet;

und da sowohl ihre Schönheit als ihre erprobte Geschicklichkeit sie Allen gleich werth machte, so ward lange um sie gerungen; wohl ein Dutzend Männer rangen nach einander. Matonabbi hatte auch Lust mitzuringen; aber eine seiner sieben Frauen sagte ihm, er solle es doch lassen, er könne ja seine Weiber so nicht ernähren. Er unterließ es nun zwar; indessen wurde die kühne Rednerinn mit Händen und Füßen von Matonabbi so zugerichtet, daß sie nach einigem Kränkeln starb.

Mehrere Tage gingen wir den Sclaven-Fluß hinauf; weil wir aber keine Athapuskow-Indianer fanden, wendeten wir uns südlich, begegneten einer harmlosen Gesellschaft Indianer, deren Stamm weit östlicher sich aufhält, und die nur hierher gekommen waren, um sich Birkenrinde zu Kanoes und Feuerschwamm zu hohlen. Freventlicher Weise wurden sie von meinen Gefährten ganz ausgeplündert. Den 1. März verließen wir das schöne Athapuskow-Land, und näherten uns den steinigten Hügeln, welche dieses Land von dem der Nord-Indianer trennen. Den 25. April kamen wir an dem kleinen Fischhügel an, wo wir vor einem Jahre bey der Hinreise uns mit Kahnholz versehen hatten. Den 10. May ließen wir den großen Troß der Weiber und Kinder zurück, welche am Cathawhachaga verweilen sollten, bis die Männer aus der Churchillburg dort wieder einträfen. Wir mußten uns Kähne bauen, da der Sommer herankam, und wir im vorigen Herbste die Kähne hatten liegen lassen. Mehrere andere Indianer stießen jetzt zu uns; da aber das Wild so selten war, und sie kein Pulver hatten, wir selbst nur noch nothdürftig davon besaßen, so starben einige ihrer Weiber vor Hunger. Bey dem Zusammenkommen zweyer Indianischer Haufen werden allerley Gebräuche beobachtet. Sobald sich die Haufen bis auf etwa 25 Schritte genähert haben, machen sie Halt, setzen sich nieder und bleiben eine Zeitlang stumm. Dann tritt aus einem Zuge ein ältlicher Mann heraus, und erzählt dem andern Zuge alle Leiden und Unglücksfälle, die er und sein Zug seit ihrer Trennung gehabt haben. Ist der fertig, so macht es Einer von dem andern Zuge eben so. Beyde Züge bemühen sich auch, sich als arm und nothleidend darzustellen. Bald fangen Mehrere an zu seufzen und zu klagen, bis zuletzt Alle schreyen und heulen. Nachdem dieser traurige Gruß vorüber ist, mischen sie sich unter einander, und bewirthen und beschenken sich, wenn sie nicht Mangel leiden. Dabey sind sie sehr vergnügt, und unterhalten sich mit lächerlichen Geschichten. Auch stellen sie wohl Spiele an; sie schießen z. B. nach dem Ziele, werfen mit Keulen, tanzen, oder spielen eine Art Versteck, wobey der Eine Sachen in den Händen versteckt, und der Andere es errathen muß, in welcher Hand es sey.

Am 5. Juny überraschte uns am Chathawhachaga bey starkem Winde eine Überschwemmung; unser Lager ward in einen See verwandelt, und wir mußten uns beym schrecklichsten Wetter in der Nacht auf einen Hügel retten. Wir lebten größten Theils von Gänsen, selten fanden wir Hirsche. Den 9. trafen wir mehrere Indianer, welche in der Churchillburg Schulden gemacht hatten, und darum jetzt ihre Felle nach der Knapsbucht brachten, von welcher jährlich eine Schaluppe aus der Churchillburg Felle abhohlt. Vom Eyer-Flusse sendete ich den 18. einen Bothen nach der Burg, um meine Rückkehr zu verkünden. Den 25. traf ich nach einer Abwesenheit von 17 Monathen und 18 Tagen in der Churchillburg glücklich wieder ein *).

*) Im Jahre 1820 ward der Lieutenant Franklin ausgeschickt, um denselben Weg zu nehmen, den Hearne gegangen war, und bis zum nördlichen Polmeere vorzudringen. Im Juny war er bis zum Sclaven-See gekommen; seit der Zeit hat man keine Nachrichten von ihm.

Inhalt.

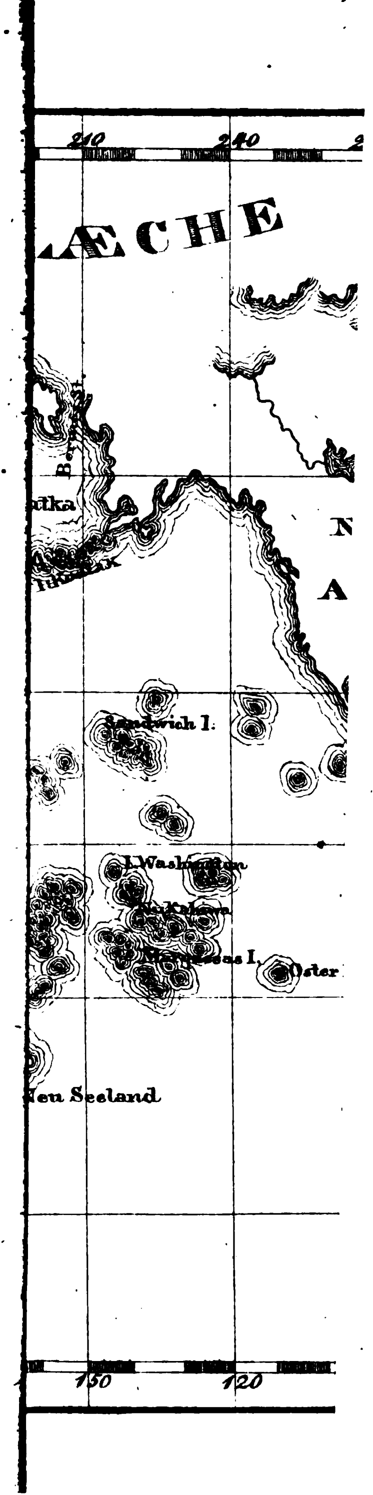
I.

II.

III.

Seite

IV.



210
240
ÆCHE
N
A
Sandwich I.
I. Washington
Marquesas I.
Oster
Neu Seeland
150
120

führt man auch bey großen Gewässern, nur mit dem Unterschiede, daß man den Fangraum nicht absteckt. Allein hat man die Schlupfwinkel entdeckt, und die Baue zerstört, so fängt man die Biber leicht in den ersten, weil sie unter dem Wasser selbst nicht lange leben können. Zuweilen stellt man auch Netze, und fängt sie darin. Im Sommer erhält man viele in Fallen am Ufer. Im Winter ist ihr Fleisch fett und wohlschmeckend, im Sommer aber sind sie mager, und ihr Sommerfell hat auch nur geringen Werth. Die weißen Biber sind außerordentlich selten, schwarze kommen eher vor. — Die Biber lassen sich zähmen; man kann sie in der Stube haben. Ihre Ausleerungen verrichten sie stets auf dem Wasser. Ich habe eine lange Zeit welche in einem eigenen Häuschen und im Winter in der Stube gehabt. Sie hören auf Nahmen wie die Hunde, fühlten sich sehr wohl, wenn man sie liebkosete, und bekamen große Zuneigung zu den Indianern, die sich mit ihnen abgaben. Waren solche abwesend, und kehrten sie zurück, so freuten sich die Thiere außerordentlich. Sie gewöhnten sich auch an mehrere unserer häuslichen Nahrungsmittel.

Außer dem Fleische und dem Felle, wovon letzteres in Deutschland wohl zu 20 Rthlr. verkauft wird, erhält man vom Biber das Bibergeil, eine harzige Masse, die sich in besondern Drüsen zwischen den Hinterbeinen befindet, und in unsern Arzeneyläden (Apotheken) gebraucht wird.

Vierte Fahrt.

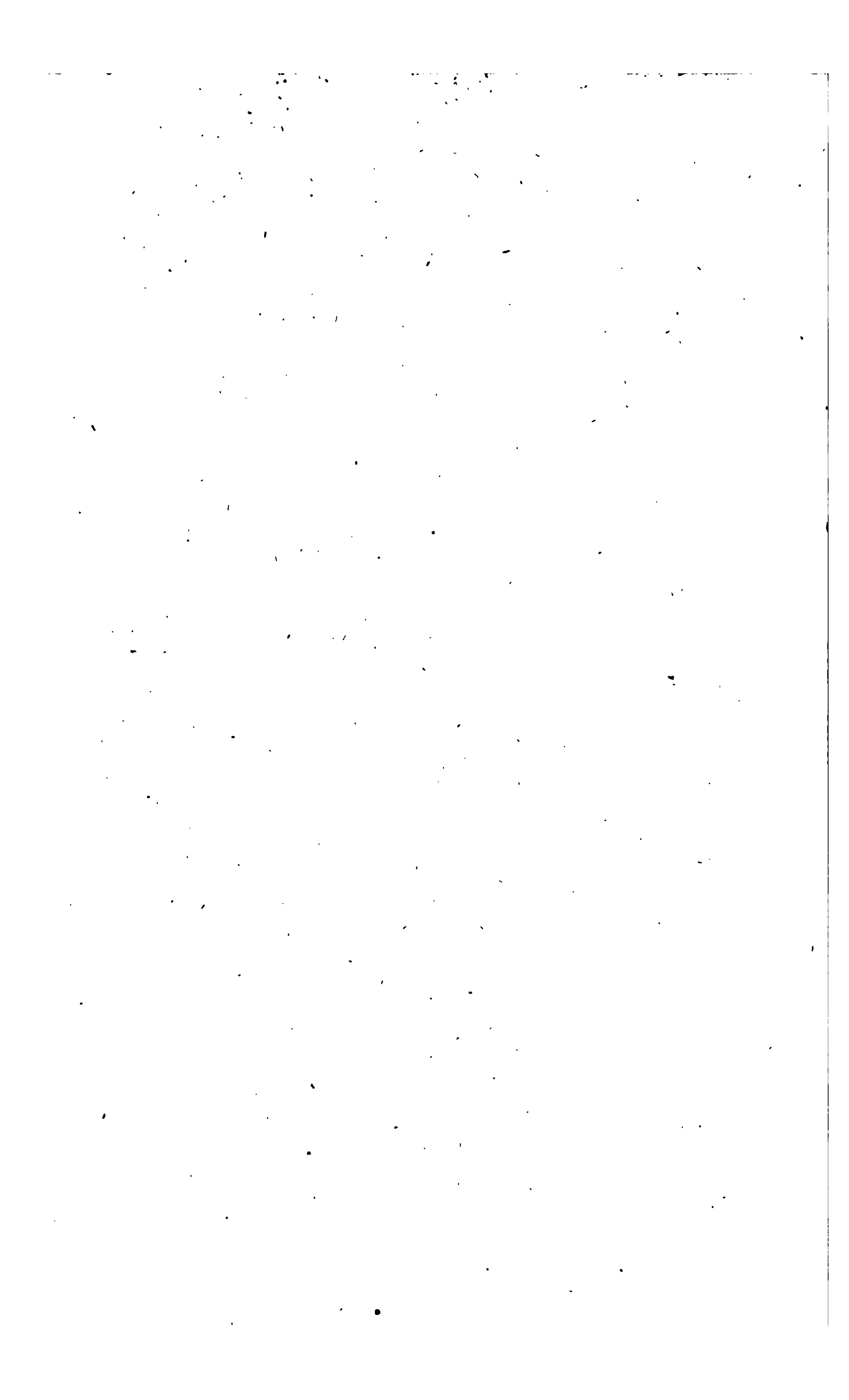
Vom Sclaven-See bis zur Churchillburg.

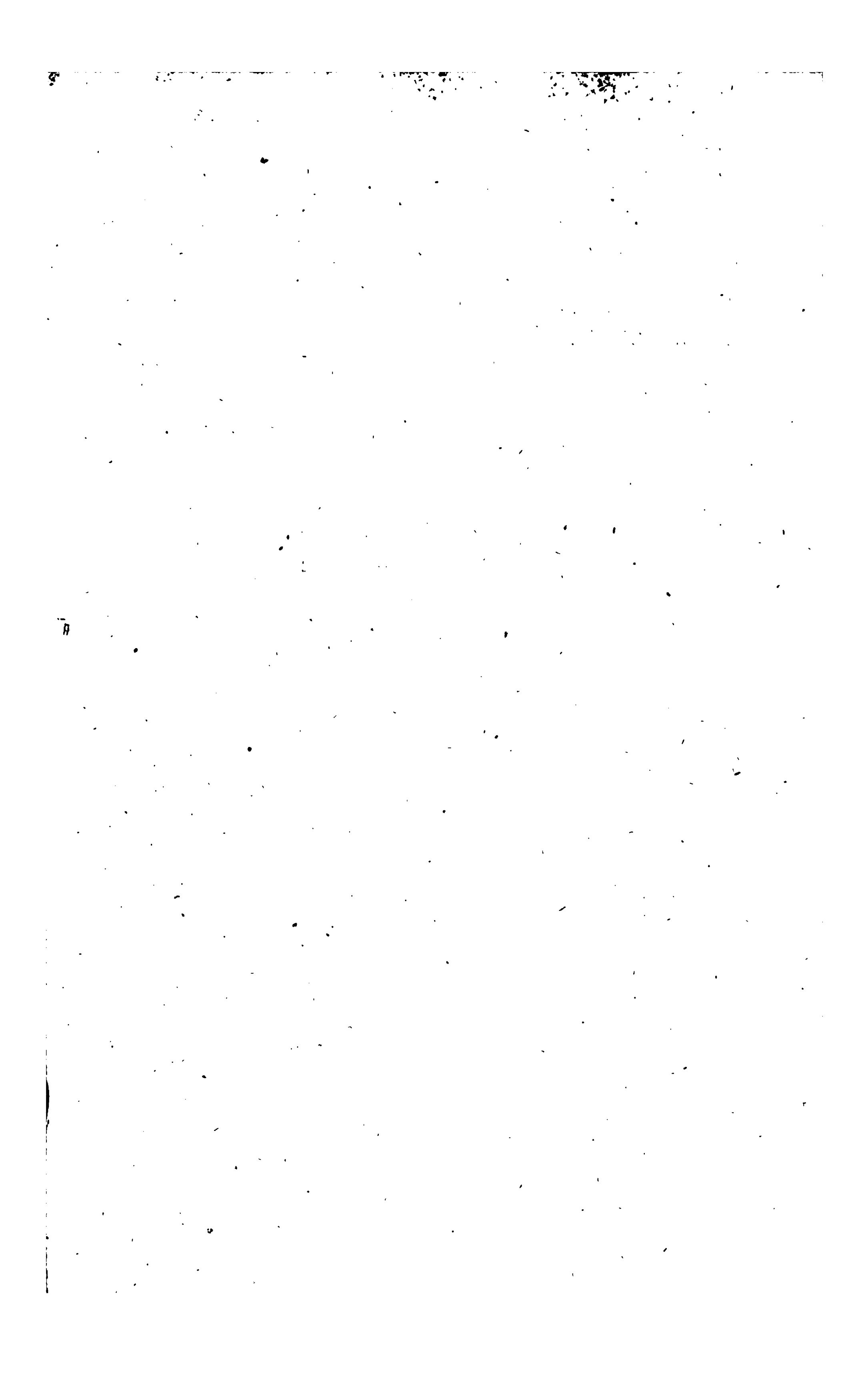
Wir gingen quer über den inselreichen Sclaven-See, einem See, dessen Ausdehnung von Abend bis Morgen gegen 100 Deutsche Meilen betragen soll, und kamen den 9. Jänner 1772 an sein südliches Ufer. Der Sclaven-See ist sehr fischreich. Wir fingen Forellen von 30, und Hechte von 40 Pfund. Das nördliche Ufer des Sees ist felsig, das südliche hingegen dehnt sich in schönen, fruchtbaren Ebenen aus. Einige meiner Begleiter, die keine kupfernen Kessel hatten, nahmen sich vom nördlichen Ufer mehrere Steine mit; denn sie bedienen sich zum Kochen der Gefäße aus Birkenrinde; indem sie Steine im Feuer heiß machen, und diese in die mit Speisen gefüllten Gefäße werfen, weil sie diese nicht selbst an's Feuer bringen können.

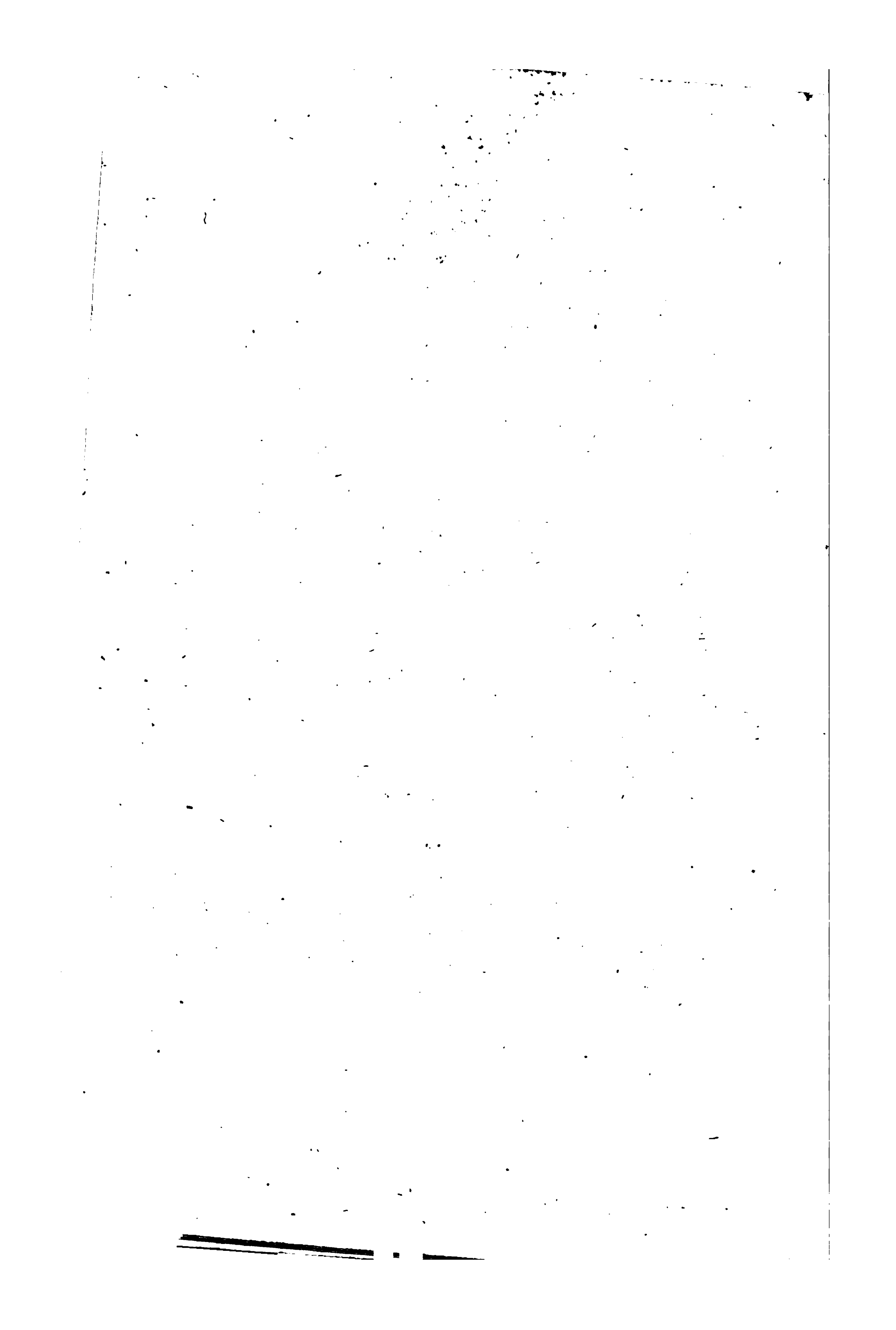
Büffel, Elennthiere und Biber waren jetzt um uns in großem Überflusse vorhanden.

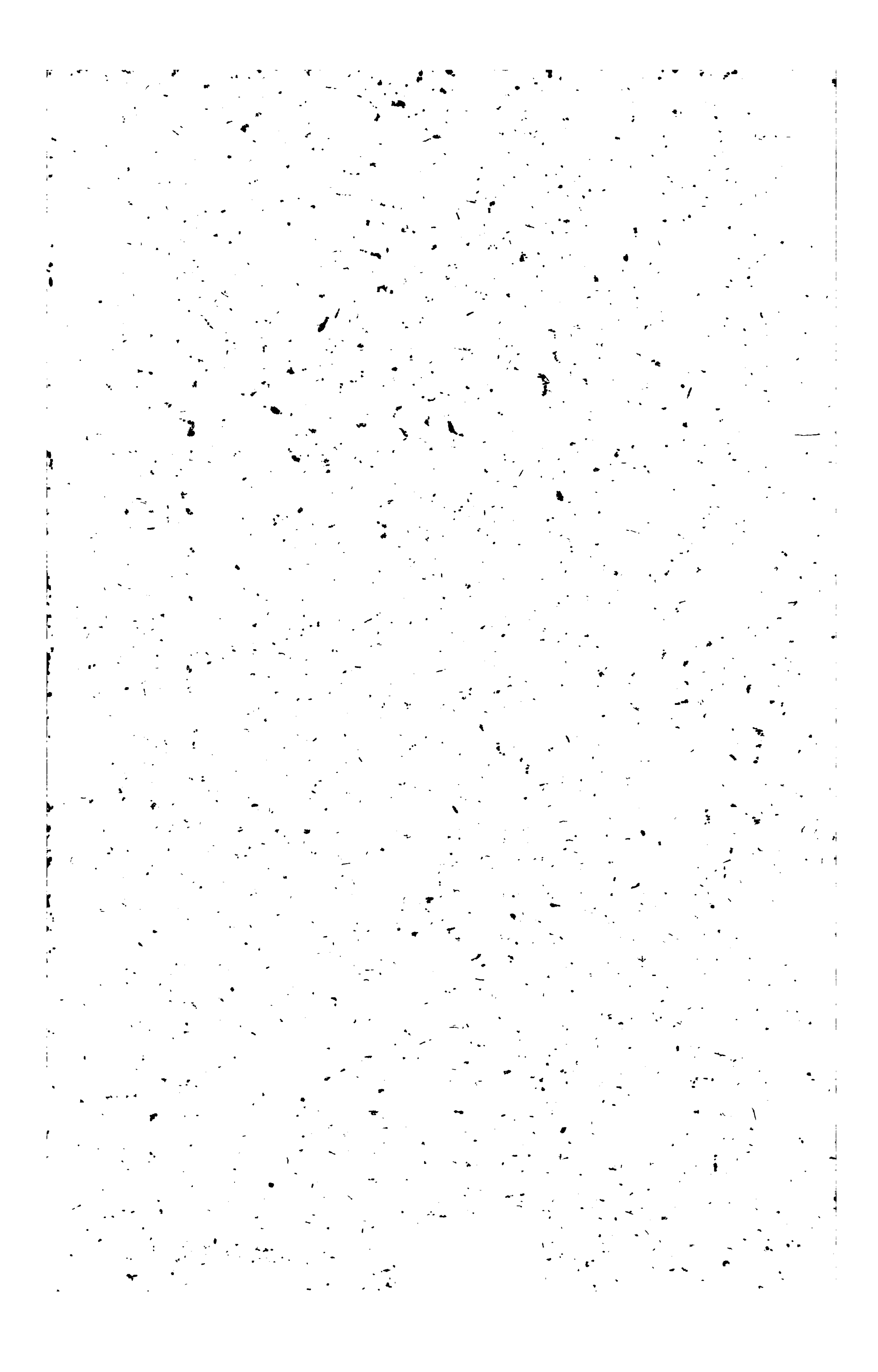
Der Amerikanische Büffel (bos americanus, oder bos bison) hält sich in den großen Ebenen Nord-Amerika's in Herden von Hunderten auf. Er ist größer als unser Ochs, hat am Widerrüste oder zwischen den Schultern einen starken Höcker, auf diesem und am Halse eine Art Mähnen, und krause, gelblich-braune weiche Haare. Ein ausgewachsener Büffel wiegt über 20 Centner; er hat eine sehr dicke Haut, besonders um den Hals, und kurze, schwarze, dicke Hörner. Sein Kopf ist sehr schwer. Ich konnte manchen nicht vom Boden aufheben. Der Schwanz ist schön glänzend und nur etwa einen Fuß lang. Die Büffel fressen auf den großen Wiesen-Ebenen eine Art Schilfgras. Verfolgt fliehen sie in die Wälder und reißen dabey tobend oft armdicke Bäume aus. Sie laufen schnell, lassen sich aber dennoch leicht erlegen. Ihr Fleisch kommt unserm Rindfleische sehr nahe. Für den größten Leckerbissen halten die Indianer das Fleisch der ungebornen Kälber, die sie aus dem Leibe erlegter Kühe schneiden. Das Fleisch um den Höcker und die Zunge schmeckt sehr gut.

Das Elennthier (d. h.: Großthier, cervus alces, in Amerika Musethier) gehört zu dem Hirschgeschlechte, ist sehr hoch, dick und kurz, und wiegt an sechs Centner. Es hat lange zottige Haare und Mähnen. Sein Geweih ist überall breitschaufelig und wiegt oft vierzig Pfund. Es ist größer als ein Pferd, traurig wie eine Kuh, sanft, scheu und sehr schnell. Es trabt stets; den Galopp kennt es nicht.

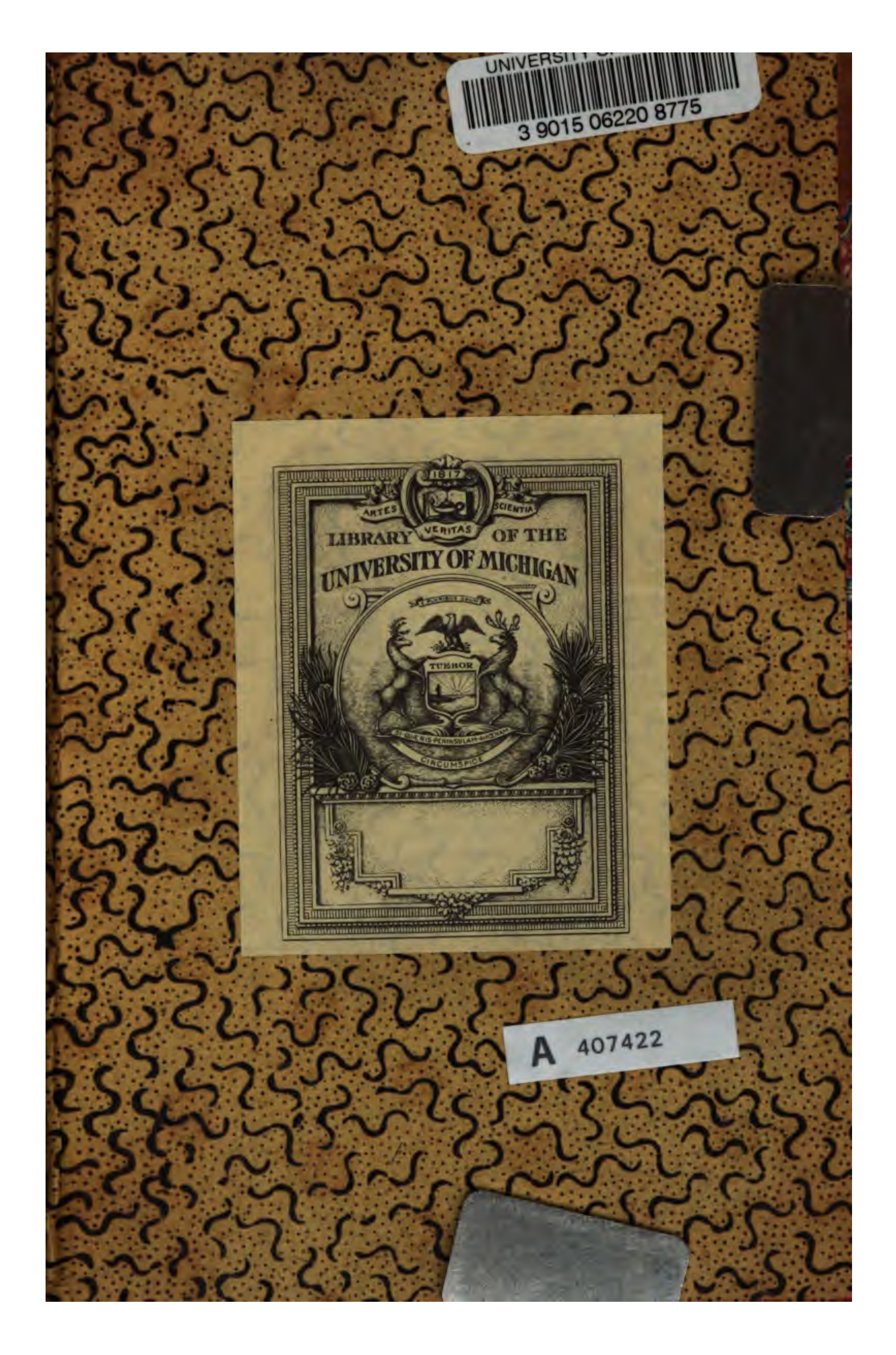






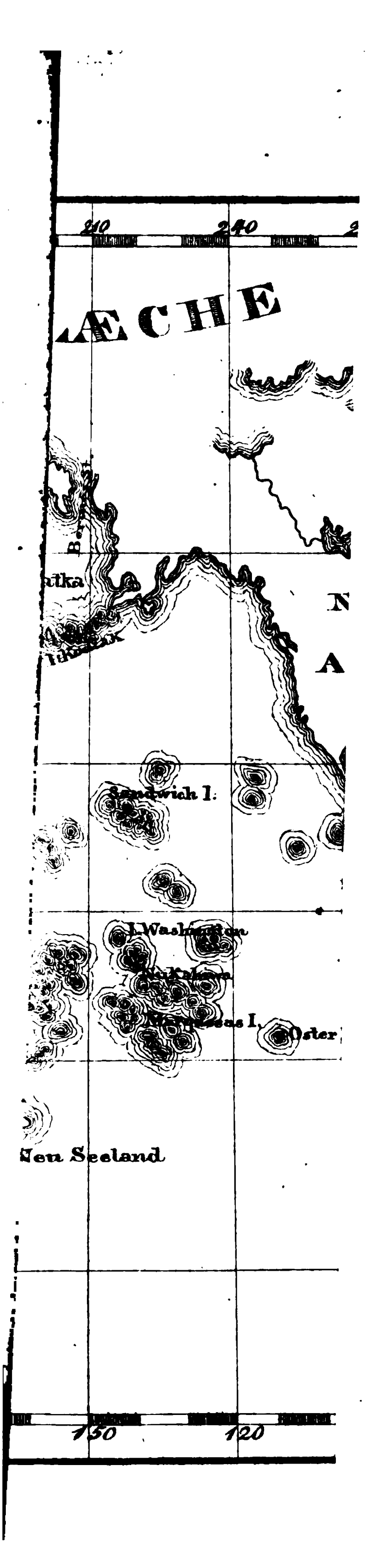





3 9015 06220 8775
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
A 407422

Seite

IV.



210
240
ÆCHE
N
A
Sandwich I.
Marquesas I.
Oster
Neu Seeland
150
120




70
60
ken
Kamenoi
Koraken

